Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DD
801
.B465
A2
ser. 7
v. 3

B 1,687,037

Lebensläufe aus Franken

Herausgegeben im Auftrag
der Gesellschaft für Fränkische Geschichte

von

Anton Chroust

Dritter Band

UNIV. of MICH.
MAY 09 1990
STACKS

Würzburg
Kabitzsch & Mönnich, Univ.-Verlagsbuchhandlung
1927

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte

Siebente Reihe:

Lebensläufe aus Franken

Dritter Band

Würzburg
Kabitzsch & Mönnich, Univ.-Verlagsbuchhandlung
1927

Digitized by Google

Lebensläufe aus Franken

Herausgegeben im Auftrag
der Gesellschaft für fränkische Geschichte

von

Anton Chroust

Dritter Band

Würzburg
Kabitzsch & Mönnich, Univ.-Verlagsbuchhandlung
1927

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Amorbach.
Gottlob Volkhardtsche Druckerei
Dr. W. Volkhardt

Digitized by Google

Vorwort.

Länger als der Herausgeber beim Abschluß des zweiten Bandes der „Lebensläufe“ angenommen, hat sich das Erscheinen eines dritten Bandes verzogen. War jener noch unter den Zuckungen entstanden, die unser öffentliches und unser wissenschaftliches Leben nach dem Kriege verzerrten, so litt das Erscheinen des neuen Bandes unter der nicht zu verkennenden Müdigkeit derer, die dem Ablauf der Ereignisse seit 1919 mit leidenschaftlicher innerer Teilnahme, mit ernster nicht beschwichtigter Sorge und mit selten erfüllten Erwartungen gefolgt waren und die darüber manchmal die bescheidenen Aufgaben zeitweilig aus dem Auge verloren, die ihnen von uns gestellt worden waren. Es hat diesmal vielen Mahnens, vieler Briefe bedurft, bis der Stoff für einen dritten Band sich endlich in genügendem Ausmaß in der Mappe des Herausgebers zusammenfand; manche Mahnung verhallte ungehört und manches Versprechen ist uneingelöst geblieben, was nun hoffentlich einem vierten Band zugute kommen wird, obgleich für einen solchen und für manchen Nachfolger noch eine überreiche Namensliste zu Gebote steht und Zusagen schon in genügender Zahl vorliegen.

Immerhin ist es gelungen, in dem vorliegenden Band eine Sammlung von 52 Lebensläufen fränkischer Männer und Frauen zu vereinen, die hinter der des ersten und zweiten Bandes hoffentlich nicht zurückstehen wird. Die Beiträge sind nicht an Zahl gewachsen, wohl aber an äußerem Umfang, was den Herausgeber zuweilen mit Sorge erfüllt hat. Die Bitte um straffere Zusammenfassung der Mitteilungen hat nicht immer geneigtes Gehör gefunden, und den Rotstift schrankenlos walten zu lassen und dafür Verstimmung in den Kauf zu nehmen, dazu brachte der Herausgeber nicht immer den Mut auf, zumal angesichts des zögernden Einlaufs der Beiträge. Aber er tröstet sich, daß das, was mitunter an dem Umfang einzelner Beiträge zu viel geschehen sein mag, wett gemacht wird durch die

Digitized by Google

vermehrte Anſchaulichkeit der rein menſchlichen und ſittengeſchichtlichen Vorgänge, denen die „Lebensläufe“ immer Teilnahme zugewendet haben.

Im übrigen hat der Herausgeber, dem, was er an dieſer Stelle zu den beiden erſten Bänden zu ſagen gehabt hatte, nichts hinzuzuſetzen als Worte des Dankes für die freundliche Beurteilung, die das Unternehmen der „Lebensläufe“ bisher in und außerhalb Franken gefunden hat. Dieſe Anerkennung wird für ihn, ſo lange ſein Name vor dieſen Blättern ſtehen darf, Anſporn ſein, dieſem Unternehmen unter den vielen gleichgerichteten, die nach und nach in Deutſchland entſtanden ſind, ſeinen Rang zu wahren.

Würzburg, am 24. April 1927.

Anton Chroust.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

des dritten Bandes.

Seite

Adelmann, Karl, Kunstschriftsteller und Sammler (1859—1910) — Von Dr. Robert Piloty, Geheimen Hofrat und Universitätsprofessor in Würzburg 1

Bat, Johann Friedrich, katholischer Theologe und Schulmann (1770 bis 1807). — Von Dr. Wilhelm Heß, Geheimen Regierungsrat nnd Hochschulprofessor in Bamberg 4

Bat, Johann Joseph, katholischer Theologe und Philosoph (1775—1814) — Von Dr. Wilhelm Heß, Geheimen Regierungsrat und Hochschulprofessor in Bamberg 20

Bauernfeind, Karl Max v., Professor an der technischen Hochschule in München (1818—1894). — Von Dr. Sigmund Günther, Geheimen Hofrat und Professor an der technischen Hochschule in München . . . 26

Behringer, Edmund, Schulmann und Dichter (1828—1900). — Von Oberstudiendirektor Dr. J. Straub in Aschaffenburg 29

Cramer-Klett, Dr. Theodor Freiherr v., Großindustrieller (1817—1884) — Von Studienrat Dr. Wilhelm Hotzelt in Nürnberg 36

Craven, Lady Elisa, Gemahlin des Markgrafen Alexander von Ansbach-Bayreuth (1750—1828). — Von Wilhelm Freiherr v. Waldenfels, Generalleutnant a. D. in Bayreuth 46

Dauthendey, Max, Schriftsteller (1867—1918). — Von Studienrat Dr. Michael Gebhardt in Kitzingen 53

Döderlein, Dr. Ludwig v., Philologe und Schulmann, Universitätsprofessor in Erlangen (1791—1863). — Von Geheimen Regierungsrat und Universitätsprofessor Dr. Otto Stählin in Erlangen 68

Döllinger, Ignaz, Professor der Anatomie und Physiologie an der Universität Würzburg (1770—1841). — Von Dr. Wilhelm Lubosch, Universitätsprofessor in Würzburg 79

Ebner, Adalbert, Professor der Theologie am Lyzeum zu Eichstätt (1861—1898). — Von D. Ludwig Eisenhofer, Professor an der Hochschule in Eichstätt 95

Egloffstein, Henriette Gräfin v., (1773—1864), Caroline Gräfin von Egloffstein (1789—1868), Julie Gräfin von Egloffstein (1792—1869). — Von Dr. Hermann Freiherr von Egloffstein, Kammerherr in Würzburg 97

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Engelhardt, Johann Georg Veit, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Erlangen (1791—1855). — Von D. Hermann Jordan, Universitätsprofessor in Erlangen 130

Englerth, Sebastian, Begründer der Weinbauschule in Franken (1804 bis 1880). — Von Dr. P. Kilgenstein, Pfarrer in Randersacker bei Würzburg 136

Essenwein, August Ottmar v., Architekt und Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg (1831—1892). — Von Dr. Theodor Hampe, Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg 146

Forster, Helene v., Philanthropin und Vorkämpferin der Frauenrechte (1859—1923). — Von Studienrätin Dr. Bertha Kipfmüller in Nürnberg 166

Göpfert, Franz Adam, Professor der Moraltheologie an der Universität Würzburg (1849—1913). — Von Geheimen Regierungsrat D. Valentin Weber, Professor an der Universität Würzburg 176

Güll, Friedrich Wilhelm, Volksschullehrer und Liederdichter (1812 bis 1879). — Von Dr. Johannes Orth, Stadtschulrat in Ansbach . . . 182

Hammer, Christian Friedrich, Major und Kartograph (1760—1838). — Von Emma Reinsch in Erlangen 191

Hauser, Kaspar, der „Findling" (1828—1833). — Von Dr. Ivo Striedinger, Archivdirektor in München 199

Held, Johann Christoph, Rektor des Gymnasiums in Bayreuth (1791—1873). — Von Dr. Friedrich Bock, Direktor der Stadtbibliothek in Nürnberg 215

Heßler, Franz, Indologe (1798—1890). — Von Dr. Franz Babinger, Universitätsprofessor in Berlin 219

Hezel, Johann Wilhelm Friedrich, Orientalist und Professor in Dorpat (1754—1824). — Von Dr. Franz Babinger, Universitätsprofessor in Berlin 225

Hörber, Adam, Glasermeister und Festspieldichter (1827—1905). — Von Martha Faber in Rothenburg o. T. 235

Holzner, Joseph, Philosoph und Lyzealrektor (1806—1871). — Von Dr. Wilhelm Büttner in Rück bei Klingenberg 239

Hornthal, Johann Peter v., Jurist, Politiker und romantischer Dichter (1794—1864). — Von Dr. Oskar Krenzer, Oberstudienrat in Bamberg 244

Jacobs, Johannes, Professor der Mathematik an der Universität Bamberg (1721—1801). — Von Geheimen Regierungsrat Dr. Wilhelm Heß, Hochschulprofessor in Bamberg 277

Jean Paul (Friedrich Richter), Dichter (1763—1825). — Von Dr. Eduard Berend, Privatgelehrter in Berlin 281

König, Friedrich, Erfinder der Schnellpresse (1774—1833). — Von Albrecht Bolza, Fabrikdirektor in Würzburg 297

Digitized by Google

Seite

Krauseneck, Wilhelm v., Generalstabschef der preußischen Armee (1774—1850). — Von Wilhelm Freiherr v. Waldenfels, Generalleutnant a. D. in Bayreuth 323

Lang, Karl Heinrich, Ritter v., Regierungsdirektor und Geschichtsforscher (1764—1835). — Von Dr. Adolf Bayer, Justizrat in Ansbach . . 329

May, Andreas, Jurist und Dichter (1817—1899). — Von Dr. A. Dreyer, Schriftsteller in München 351

Merkel, Johann, Bürgermeister von Nürnberg (1785—1838). — Von Dr. Ernst Mummenhoff, Archivdirektor a. D. in Nürnberg 370

Merkel, Paul Wolfgang, Kaufmann und Marktvorsteher in Nürnberg (1756—1820). — Von Dr. Ernst Mummenhoff, Archivdirektor a. D. in Nürnberg 355

Nägelsbach, Karl Friedrich, Professor der klassischen Philologie an der Universität Erlangen (1806—1859). — Von Dr. Friedrich Bock, Direktor der Stadtbibliothek in Nürnberg 379

Petzet, Johannes Heinrich, Pfarrer in Nürnberg (1829—1889). — Von Dr. Erich Petzet, Oberbibliothekar in München 384

Petzet, Georg Christian, Schriftsteller und Schriftleiter (1839—1905). — Von Dr. Erich Petzet, Oberbibliothekar a. D. in München 391

Rayski, Ferdinand v., Maler (1806—1890). — Von Dr. Fritz Knapp, Universitätsprofessor in Würzburg 399

Richter, Hans, Kapellmeister in Bayreuth (1843—1916). — Von Geheimen Hofrat Dr. Wolfgang Golther, Universitätsprofessor in Rostock 404

Roth, Karl Ludwig, Rektor des Nürnberger Gymnasiums (1790—1868). — Von Dr. Friedrich Bock, Direktor der Stadtbibliothek in Nürnberg . 415

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph v., Philosoph (1775—1854). — Von Dr. Oestereich, Universitätsprofessor in Tübingen 418

Scheuerlin, Georg, Lehrer und Dichter (1802—1872). — Von Dr. A. Dreyer, Schriftsteller in München 435

Schmitt, Joseph Adam, Musiker und Lehrer (1745—1808). — Von Max Schmitt, Studienprofessor in Würzburg 439

Schön, Johann, Meteorolog und Mathematiker, Professor an der Universität Würzburg (1771—1839). — Von Dr. Rudolf Schmidt, Chemiker in Weißwasser in der Oberlausitz 442

Spiegel, Friedrich, Orientalist und Universitätsprofessor (1825—1905). — Von Professor Dr. Friedrich Wilhelm in Jena 461

Stamminger, Johann Baptist, Bibliothekar und Politiker (1836—1892). — Von Dr. Franz Segner, Bibliotheksdirektor in Würzburg 466

Stürtz, Heinrich, Buchdruckereibesitzer in Würzburg (1852—1915). — Von Geheimen Regierungsrat Dr. Theodor Henner, Universitätsprofessor in Würzburg 471

Thüngen, Johann Sigmund Karl, Freiherr v., Präsident des Reichskammergerichts in Wetzlar (1730—1800). — Von Rudolf Freiherr v. Thüngen, Oberst a. D. in Heilsberg bei Zeitlofs 475

Digitized by Google

Seite

Urlichs, Karl Ludwig v., Philologe und Archäologe (1813—1889). — Von Max Urlichs, Senatspräsident a. D. in München 489

Waldenfels, Rudolf August Ferdinand, Freiherr v., Präsident des Appellationsgerichtes in Bamberg (1767—1855). — Von Wilhelm Freiherrn v. Waldenfels, Generalleutnant z. D. in Bayreuth 502

Welz, Robert, Ritter v., Professor der Augenheilkunde in Würzburg (1814—1878). — Von Dr. Friedrich Helfreich, Universitätsprofessor in Würzburg 506

Winterbach, Johann David Wilhelm v., Verwaltungsbeamter und Rothenburger Geschichtsforscher (1772—1856). — Von August Schnizlein, Oberstudiendirektor in Rothenburg o. T. 515

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

des ersten bis dritten Bandes.

Seite

Abert, Friedrich Philipp von, Professor der Theologie, Erzbischof von Bamberg (1859—1912). — Von Geheimrat Dr. Oskar Braun, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 1

Adelmann, Karl, Kunstschriftsteller und Sammler (1859—1910). — Von Dr. Robert Piloty, Geheimen Hofrat und Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . III., 1

Arnheim, Fischel, Politiker (1812–1864). — Von Dr. A. Eckstein, Distriktsrabbiner in Bamberg . . . . . II., 11

Aufseß, Hans, Freiherr von und zu, Altertumsforscher, Gründer des Germanischen Museums (1801—1872). — Von Geheimen Hofrat Dr. Gustav von Bezold, Direktor a. D. des Germanischen Museums in Nürnberg I., 1

Autenrieth, Georg, Schulmann, Rektor des Alten Gymnasiums in Nürnberg (1833—1900). — Von Dr. Friedrich Bock, Direktor der Stadtbibliothek in Nürnberg . . . . . I., 11

Bah, Johann Friedrich, katholischer Theologe und Schulmann (1770 bis 1807). — Von Dr. Wilhelm Heß, Geheimen Regierungsrat und Hochschulprofessor in Bamberg . . . . . III., 4

Bah, Johann Joseph, katholischer Theologe und Philosoph (1775—1814). — Von Dr. Wilhelm Heß, Geheimen Regierungsrat und Hochschulprofessor in Bamberg . . . . . III., 20

Bauernfeind, Karl Max v., Professor an der technischen Hochschule in München (1818—1894). — Von Dr. Sigmund Günther, Geheimen Hofrat und Professor an der technischen Hochschule in München . . . III., 26

Behringer, Edmund, Schulmann und Dichter (1828—1900). — Von Oberstudiendirektor Dr. J. Straub in Aschaffenburg . . . . . III., 29

Berg, Franz, kath. Theologe, Historiker und Philosoph (1758—1821. — Von Geheimrat DDr. Sebastian Merkle, Universitätsprofessor in Würzburg II., 14

Berolzheimer, Heinrich, Industrieller und Philanthrop (1836—1906). — Von Dr. Michael Berolzheimer, Hofrat und Justizrat in München II., 25

Bezzel, Hermann von, Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München (1861—1917). — Von Kirchenrat Gottfried Sperl in Wittelshofen am Hesselsberg . . . . . II., 29

Digitized by Google

Seite

Bomhard, Christian von, Schulmann, Professor und Rektor am Gymnasium in Ansbach (1785—1862). — Von Dr. August Sperl, Direktor des Staatsarchivs in Würzburg . . . . . I., 14

Bomhard, Georg Christian August, evangelischer Theologe, Kirchenrat und Dekan in Augsburg (1787—1869). — Von Dr. August Sperl, Direktor des Staatsarchivs in Würzburg . . . . . I., 19

Boveri, Theodor, Professor der Zoologie an der Universität Würzburg (1862—1915). — Von Dr. Fritz Baltzer, Universitätsprofessor in Bern II., 40

Brater, Karl, Parlamentarier und politischer Schriftsteller (1819—1869). — Von Frau Agnes Sapper, geb. Brater in Würzburg . . . . . I., 25

Braun, Karl Guido Robert, katholischer Theologe, Kanonikus und Dompfarrer in Würzburg (1841—1909). — Von Dr. Alfred Winterstein, Kanonikus und Dompfarrer in Würzburg . . . . . I., 39

Braungart, Richard, Professor an der landwirtschaftlichen Akademie in Weihenstephan (1859—1916). — Von Pfarrer Hermanns in Gruiten bei Elberfeld . . . . . II., 57

Brentano, Franz, Professor der Philosophie in Wien (1838—1917). — Von Geheimrat Dr. Karl Stumpf, Universitätsprofessor in Berlin . II., 67

Caspari, Karl Heinrich, evangelischer Pfarrer in Sommerhausen, dann in München, Schriftsteller (1815—1861). — Von Geheimen Hofrat Universitätsprofessor D. Walter Caspari in Erlangen . . . . . I., 47

Castell-Castell, Graf Friedrich Karl Wilhelm Ernst, Standesherr (1826—1904). — Von Dr. August Sperl, Direktor des Staatsarchivs in Würzburg . . . . . II., 85

Castell-Rüdenhausen, Fürst Wolfgang, Standesherr, Reichsrat der Krone Bayern (1830—1913). — Von Emma Fürstin zu Castell-Rüdenhausen in Rüdenhausen . . . . . I., 55

Craemer, Karl, Politiker (1818—1902). — Von Geheimen Hofrat Dr. Sigmund Günther, Professor an der technischen Hochschule in München II., 96

Cramer-Klett, Dr. Theodor Freiherr v., Großindustrieller (1817—1884). — Von Studienrat Dr. Wilhelm Hotzelt in Nürnberg . . . . . III., 36

Craven, Lady Elisa, Gemahlin des Markgrafen Alexander von Ansbach-Bayreuth (1750—1828). — Von Wilhelm Freiherr v. Waldenfels, Generalleutnant a. D. in Bayreuth . . . . . III., 46

Dauthendey, Max, Schriftsteller (1867—1918). — Von Studienrat Dr. Michael Gebhardt in Kitzingen . . . . . III., 53

Delitzsch, Franz, Professor der alttestamentlichen Studien an der Universität Erlangen (1813—1890). — Von D. Wilhelm Lotz, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 98

Döderlein, Dr. Ludwig v., Philologe und Schulmann, Universitätsprofessor in Erlangen (1791—1863). — Von Geheimen Regierungsrat und Universitätsprofessor Dr. Otto Stählin in Erlangen . . . . . III., 68

Digitized by Google

Seite

Döllinger, Ignaz, Professor der Anatomie und Physiologie an der Universität Würzburg (1770—1841). — Von Dr. Wilhelm Lubosch, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . III., 79

Döllinger, Ignaz von, katholischer Theologe, Professor an der Universität München, Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Reichsrat der Krone Bayern (1799—1890). — Von Prof. Dr. Hugo Koch in München I., 68

Ebner, Adalbert, Professor der Theologie am Lyzeum zu Eichstätt (1861—1898). — Von D. Ludwig Eisenhofer, Professor an der Hochschule in Eichstätt . . . . . III., 95

Egloffstein, August Karl, Freiherr von und zu, großherzoglich sächsischer Generalmajor (1771—1834). — Von Dr. Hermann Freiherr von und zu Egloffstein, großherzoglich sächsischem Kammerherrn in Würzburg . I., 78

Egloffstein, Henriette Gräfin v., (1778—1864), Caroline Gräfin von Egloffstein (1789—1868), Julie Gräfin von Egloffstein (1792—1869). — Von Dr. Hermann Freiherr von Egloffstein, Kammerherrn in Würzburg . . . . . III., 97

Elsperger, Christoph von, Schulmann und Gymnasialrektor in Ansbach (1798—1873). — Von Geheimrat und Kronsyndikus Dr. Philipp Zorn, Universitätsprofessor a. D., in Ansbach und Dr. Wilhelm Elsperger, Studienrektor in Hersbruck . . . . . II., 104

Engelhardt, Johann Georg Veit (1791—1855), Professor der Kirchengeschichte an der Universität Erlangen (1791—1855). — Von D. Hermann Jordan, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . III., 130

Englerth, Sebastian, Begründer der Weinbauschule in Franken (1804 bis 1880). — Von Dr. P. Kilgenstein, Pfarrer in Randersacker bei Würzburg . . . . . III., 136

Essenwein, August Ottmar v., Architekt und Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg (1831—1892). — Von Dr. Theodor Hampe, Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg . . . . . III., 146

Ewald, Paul Hermann August, Professor der Theologie an der Universität Erlangen (1857—1911). — Von DDr. Karl Schornbaum, Dekan in Roth . . . . . I., 87

Faber, Johann, Bleistiftfabrikant in Nürnberg (1819—1901). — Von Dr. Theodor Bitterauf, Professor an der Universität in München I., 88

Faber, Lothar, Freiherr von, Großindustrieller in Stein bei Nürnberg, Reichsrat der Krone Bayern (1817—1896). — Von Dr. Theodor Bitterauf, Professor an der Universität in München. . . . . I., 90

Fick, Adolf, Professor der Physiologie an der Universität Würzburg (1829—1901). — Von Dr. Friedrich Fick, Fabrikdirektor in Würzburg I., 94

Forster, Helene v., Philanthropin und Vorkämpferin der Frauenrechte (1859—1923). — Von Studienrätin Dr. Bertha Kipfmüller in Nürnberg . . . . . III., 166

Digitized by Google

Seite

Frey, Franz Andreas, Kirchenrechtslehrer und Kirchenpolitiker in Bamberg (1768—1820). — Von Geheimrat Dr. Wilhelm Heß, Hochschulprofessor in Bamberg . . . . . II., 119

Fröhlich, Franz Joseph, Gründer und erster Direktor des Musikinstituts in Würzburg (1780—1862). — Von Hofrat Max Meyer Olbersleben, Direktor a. D. des Konservatoriums in Würzburg . . . . . II., 133

Fürst, Dr. Hermann von, Forstdirektor, Direktor der forstlichen Hochschule in Aschaffenburg (1837—1917). — Von Dr. Lorenz Wappes, Regierungsdirektor in Speier . . . . . I., 101

Gademann, Joh. Georg, Industrieller in Schweinfurt (1754—1813). — Von Dr. Ferdinand Gademann, Fabrikbesitzer in Schweinfurt . . II., 138

Gegenbaur, Karl, Professor der Anatomie an der Universität Heidelberg (1826—1903). — Von Dr. Wilhelm Lubosch, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 144

Geigel, Nikolaus Alois, Professor der Medizin an der Universität Würzburg (1829—1887). — Von Dr. Richard Geigel, Professor an der Universität Würzburg . . . . . I., 105

Geiger, Konrad, (1751—1808) und **Geiger**, Margaretha (1788—1809), Maler. — Von Elsbeth Sattler in Schweinfurt . . . . . II., 157

Gerhardt, Karl, Professor der Medizin an der Universität Würzburg (1833—1902). — Von Dr. Dietrich Gerhardt, Professor an der Universität Würzburg . . . . . I., 116

Gleichen-Rußwurm, Emilie, Freifr. von, geb. von Schiller (1804—1872) — Von Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Schriftsteller und Gutsbesitzer in München . . . . . I., 119

Gleichen-Rußwurm, Heinrich Ludwig, Freiherr von, Maler und Gutsbesitzer (1836—1901). — Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, Schriftsteller und Gutsbesitzer in München . . . . . I., 124

Göpfert, Franz Adam, Professor der Moraltheologie an der Universität Würzburg (1849—1913). — Von Geheimen Regierungsrat D. Valentin Weber, Professor an der Universität Würzburg . . . . . III., 176

Grillenberger, Karl, sozialdemokratischer Politiker (1848—1897). — Von Wilhelm Blos, Schriftsteller, Staatspräsident a. D. in Stuttgart . . I., 126

Grübel, Johann Konrad, Flaschnermeister in Nürnberg und Dialektdichter (1736—1809). — Von Gymnasialprofessor Dr. Karl Frommann in Nürnberg . . . . . I., 145

Güll, Friedrich Wilhelm, Volksschullehrer und Liederdichter (1812 bis 1879). — Von Dr. Johannes Orth, Stadtschulrat in Ansbach . . . III., 182

Hammer, Christian Friedrich, Major und Kartograph (1760—1838). — Von Emma Reinsch in Erlangen . . . . . III., 191

Hammer, Friedrich Ludwig, Professor der Naturwissenschaften in Straßburg (1762—1837). — Von Emma Reinsch in Erlangen . . . . . II., 167

Digitized by Google

Seite

Harles, Gottlieb Christoph, Professor der Beredsamkeit an der Universität Erlangen (1738—1815). — Von Geheimrat Dr. Otto Stählin, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 177

Harleß, Adolf von, Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München (1806—1879). — Von Geheimrat D. Philipp Bachmann, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 183

Hartmann, Jakob, Freiherr von, General der Infanterie, kommandierender General des II. bayerischen Armeekorps in Würzburg (1795—1873). — Von Karl R. von Landmann, Generalleutnant in München . . . . . I., 157

Hauser, Kaspar, der „Findling" (1828—1833). — Von Dr. Ivo Striedinger, Archivdirektor in München . . . . . III., 199

Hefner-Alteneck, Friedrich von, Elektrotechniker, Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin (1845—1904). — Von Geheimen Hofrat Dr. Robert Piloty, Professor an der Universität Würzburg . I., 161

Hefner-Alteneck, Jakob Heinrich von, Altertumsforscher, Kunstschriftsteller und Direktor des Nationalmuseums in München (1811—1903). — Von Geheimen Hofrat Dr. Robert Piloty, Professor an der Universität Würzburg . . . . . I., 168

Held, Johann Christoph, Rektor des Gymnasiums in Bayreuth (1791—1873). — Von Dr. Friedrich Bock, Direktor der Stadtbibliothek in Nürnberg . . . . . III., 215

Held, Josef von, Professor des Staatsrechts an der Universität Würzburg (1815—1890). — Von Geheimen Hofrat Dr. Robert Piloty, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 195

Henle, Friedrich Gustav Jakob, Professor der Anatomie an der Universität Göttingen (1809—1885). — Von Geheimen Medizinalrat Dr. Friedrich Merkel, Professor an der Universität Göttingen . . . . . I., 183

Hergenröther, Josef Adam Gustav, katholischer Theologe, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg, Kardinal in Rom (1825—1890). — Von Geheimrat D. Sebastian Merkle, Professor an der Universität Würzburg . . . . . I., 188

Hettinger, Franz Seraph, Professor der Theologie an der Universität Würzburg (1819—1890). — Von Geheimrat Dr. Theodor Henner und DDr. Georg Wunderle, Universitätsprofessoren in Würzburg . . . II., 202

Heßler, Franz, Indologe (1798—1890). — Von Dr. Franz Babinger, Universitätsprofessor in Berlin . . . . . III., 219

Hezel, Johann Wilhelm Friedrich, Orientalist und Professor in Dorpat (1754—1824). — Von Dr. Franz Babinger, Universitätsprofessor in Berlin . . . . . III., 225

Hoffmann, Johann Josef, Professor der ostasiatischen Sprachen an der Universität Leiden (1805—1878). — Von Dr. Franz Babinger, Universitätsprofessor in Berlin . . . . . I., 197

Digitized by Google

Seite

Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Chlodwig von, Reichskanzler (1819—1901). — Von Geheimen Hofrat Dr. Felix Rachfahl, Universitätsprofessor in Freiburg i. B. . . . . II., 215

Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Alexander Leopold Franz, Prinz von, Titularbischof von Sardika, der Wundertäter (1794—1849). — Von Geheimrat Dr. Sebastian Merkle, Professor an der Universität Würzburg . . . . . I., 204

Hörber, Adam, Glasermeister und Festspieldichter (1827—1905). — Von Martha Faber in Rothenburg o. T. . . . . III., 235

Holzner, Joseph, Philosoph und Lyzealrektor (1806—1871). — Von Dr. Wilhelm Büttner in Rück bei Klingenberg . . . . . III., 239

Hornthal, Johann Peter v., Jurist, Politiker und romantischer Dichter (1794—1864). — Von Dr. Oskar Krenzer, Oberstudienrat in Bamberg III., 244

Jacobs, Johannes, Professor der Mathematik an der Universität Bamberg (1721—1801). — Von Geheimen Regierungsrat Dr. Wilhelm Heß, Hochschulprofessor in Bamberg . . . . . III., 277

Jaeck, Heinrich Joachim, Exzisterzienser von Langheim, Sammler, Schriftsteller, Vorstand der Bibliothek in Bamberg (1777—1847). — Von Oberbibliothekar Hans Fischer in Bamberg . . . . . I., 214

Jean Paul (Friedrich Richter), Dichter (1763—1825). — Von Dr. Eduard Berend, Privatgelehrter in Berlin . . . . . III., 281

Kalb, Charlotte von, geb. Marschall von Ostheim (1761—1843). — Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, Schriftsteller und Gutsbesitzer in München . . . . . I., 235

Kistler, Cyrill, Tondichter (1848—1907). — Von Professor Hermann Ritter in Würzburg . . . . . II., 228

Kleinfeller, Gustav Adolf, Begründer des Realschulwesens in Bayern, Rektor der Industrieschule in München (1824—1899). — Von Geheimen Justizrat Dr. Georg Kleinfeller, Professor an der Universität Kiel I., 237

Kliebert, Karl, Tondichter, Direktor der Musikschule in Würzburg (1849—1907). — Von Professor Hermann Ritter in Würzburg . . I., 241

Koelliker, Rudolf Albert, Professor der Anatomie und Histologie an der Universität Würzburg (1817—1905). — Von Dr. Paul Bonwiller, Professor an der Universität Zürich . . . . . I., 247

Kolde, Theodor von, Professor der Kirchengeschichte an den Universität Erlangen (1850—1913). — Von DDr. Karl Schornbaum, Dekan in Roth . . . . . II., 234

König, Friedrich, Erfinder der Schnellpresse (1774—1833). — Von Albrecht Bolza, Fabrikdirektor in Würzburg . . . . . III., 297

Kranseneck, Wilhelm v., Generalstabschef der preußischen Armee (1774—1850). — Von Wilhelm Freiherr v. Waldenfels, Generalleutnant a. D. in Bayreuth . . . . . III., 323

Kreß, Georg, Freiherr von, Rechtsanwalt, Politiker und Geschichtsforscher in Nürnberg (1840—1911). — Von Dr. Ludwig Freiherr von Welser, Regierungspräsident a. D. in Neunburg b. Lauf . . . . . I., 266

Digitized by Google

Seite

Külpe, Oswald, Professor der Philosophie an der Universität Würzburg (1862—1915). — Von Dr. Karl Bühler, Professor an der technischen Hochschule in Dresden . . . . . II., 244

Kundmüller, Hans, Porträtmaler in Bamberg (1837—1893). — Von Anton Kundmüller, Oberregierungsrat a. D. in München . . . . I., 274

Lang, Karl Heinrich, Ritter v., Regierungsdirektor und Geschichtsforscher (1764—1835). — Von Dr. Adolf Bayer, Justizrat in Ansbach . . III., 329

Laubmann, Georg von, Direktor der Hof- und Staatsbibliothek in München (1843—1909). — Von Geheimen Rat Dr. Hans Schnorr von Carolsfeld, Generaldirektor der Staatsbibliothek in München II., 256

Lefflad, Michael, Professor der Kirchengeschichte am Lyzeum in Eichstätt (1828—1900). — Von Dr. Franz Heidingsfelder, Professor an der Hochschule zu Regensburg . . . . . II., 261

Leiningen, Fürst Ernst, britischer Admiral (1830—1904). — Von Dr. R. Krebs, Oberarchivrat in Amorbach . . . . . II., 269

Leonrod, Franz Leopold, Frhr. von, Bischof von Eichstätt (1827—1905). — Von Kanonikus Dr. Karl Vogt, Eichstätt . . . . . I., 277

Lexer, Matthias von, Professor der deutschen Philologie an den Universitäten Würzburg und München (1830—1892). — Von Dr. Friedrich Wilhelm, Professor an der Universität Freiburg i. B. . . . . I., 292

Löhe, Johann Konrad Wilhelm, evangelischer Theologe, Gründer der Anstalten von Neuendettelsau (1808—1872). — Von Dr. Heinrich Weber, Direktor in Neuendettelsau . . . . . I., 297

Lommel, Eugen, Professor der Physik an der Universität Erlangen (1837—1899). — Von Geheimen Hofrat Dr. Eilhard Wiedemann, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 264

Marschalk von Ostheim, Emil Freiherr von, Sammler und Geschichtsfreund in Bamberg (1841—1903). — Von Oberbibliothekar a. D. Hans Fischer in Bamberg . . . . . I., 305

Maximilian, Herzog in Bayern, Schriftsteller und Tondichter in München (1808—1888). — Von Dr. A. Dreyer, Schriftsteller in München . . I., 310

May, Andreas, Jurist und Dichter (1817—1899). — Von Dr. A. Dreyer, Schriftsteller in München . . . . . III., 351

Merkel, Johann, Bürgermeister von Nürnberg (1785—1838). — Von Dr. Ernst Mummenhoff, Archivdirektor a. D. in Nürnberg . . . . . III., 370

Merkel, Paul Wolfgang, Kaufmann und Marktvorsteher in Nürnberg (1756—1820). — Von Dr. Ernst Mummenhoff, Archivdirektor a. D. in Nürnberg . . . . . III., 355

Messerschmitt, Pius Ferdinand, Maler (1858—1915). — Von Dr. Hans Fischer, Oberbibliothekar a. D. in Bamberg . . . . . II., 280

Michel, Julius von, Professor der Augenheilkunde an der Universität Würzburg (1843—1911). — Von Geheimrat Dr. Karl Wessely, Professor an der Universität München . . . . . II., 288

Digitized by Google

Seite

Montag, Eugen, Geschichtsforscher und letzter Abt von Ebrach (1741—1811). — Von Dr. Johann Jaeger, Gymnasialprofessor in Nürnberg . . . . . II., 297

Müller, Friedrich von, sachsen-weimarscher Kanzler (1779—1849). — Von Dr. Hermann Freiherrn von und zu Egloffstein, großherzoglich sächsischen Kammerherrn in Würzburg . . . . . II., 312

Muncker, Theodor von, Bürgermeister von Bayreuth (1823—1900). — Von Geheimen Hofrat Dr. Franz Muncker, Professor an der Universität München . . . . . I., 327

Nägelsbach, Karl Friedrich, Professor der klassischen Philologie an der Universität Erlangen (1806—1859). — Von Dr. Friedrich Bock, Direktor der Stadtbibliothek in Nürnberg . . . . . III., 379

Nehr, Joh. Georg, Schulmann und Geschichtsschreiber (1765—1854). — Von Dr. Franz Babinger, Professor an der Universität Berlin . . II., 328

Oberthür, Franz, katholischer Theologe und Professor an der Universität Würzburg (1745—1831). — Von Geheimen Hofrat Dr. Remigius Stölzle, Professor an der Universität Würzburg . . . . . I., 336

Ottl, Georg von, Bischof von Eichstätt (1794—1866). — Von Dr. Johann Baptist Götz, Stadtpfarrer in Ingolstadt . . . . . II., 329

Ohm, Georg Simon, Professor der Physik in Nürnberg, dann an der Universität München (1789—1854). — Von Geheimen Hofrat Dr. Eilhard Wiedemann, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 337

Petzet, Georg Christian, Schriftsteller und Schriftleiter (1839—1905). — Von Dr. Erich Petzet, Oberbibliothekar a. D. in München . . . . III., 391

Petzet, Johannes Heinrich, Pfarrer in Nürnberg (1829—1889). — Von Dr. Erich Petzet, Oberbibliothekar in München . . . . . III., 384

Pickel, Johann Balthasar Ignaz, Exjesuit, Professor der Mathematik und Physik in Eichstätt (1736—1818). — Von Geistlichem Rat Professor Dr. Franz Sales Romstoeck in Eichstätt . . . . . I., 358

Pühn, Theodor von, Direktor der Hypotheken- und Wechselbank in München (1829—1900). — Von Sophie Kleinfeller geb. Pühn, Universitätsprofessorsgattin in Kiel . . . . . I., 384

Rayski, Ferdinand v., Maler (1806—1890). — Von Dr. Fritz Knapp, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . III., 399

Reisach, Karl August, Graf von, Bischof von Eichstätt, Erzbischof von München-Freysing, Kardinal in Rom (1800—1869). — Von Dr. Joh. Bapt. Goetz, Stadtpfarrer in Ingolstadt . . . . . I., 371

Ritter, Alexander, Tondichter in Würzburg und München (1833—1896). — Von Dr. Sigmund von Hausegger, München . . . . . I., 379

Richter, Hans, Kapellmeister in Bayreuth (1843—1916). — Von Geheimen Hofrat Dr. Wolfgang Golther, Universitätsprofessor in Rostock III., 404

Roppelt, Johann Baptist Georg, Exbenediktiner des Klosters Banz, Professor der Mathematik und Topograph in Bamberg (1744—1814). — Von Geheimrat Dr. Wilhelm Heß, Hochschulprofessor in Bamberg . . I., 366

Digitized by Google

Seite

Roth, Karl Ludwig, Rektor des Nürnberger Gymnasiums (1790—1868). — Von Dr. Friedrich Bock, Direktor der Stadtbibliothek in Nürnberg . III., 415

Roth, Ludwig, Gründer der Karlstadter Portland-Zement-Werke (1845—1911). — Von Dr. Ludwig Roth, Rechtsanwalt in Wetzlar . II., 346

Roth, Paul Rudolf von, Professor der Rechte und Vorstand der Bibliothek der Universität München (1820—1892). — Von Geheimen Justizrat Dr. Georg Kleinfeller, Universitätsprofessor in Kiel . . . . II., 355

Ruland, Anton, Politiker und Oberbibliothekar der Universität Würzburg (1809—1874). — Von Dr. Otto Handwerker, Bibliotheksdirektor in München . . . . . II., 359

Sachs, Julius, Professor der Botanik an der Universität Würzburg (1832—1897). — Von Dr. Hans Kniep, Universitätsprofessor in Berlin II., 372

Sattler, Wilhelm, Fabrikbesitzer in Schweinfurt, Erfinder des Schweinfurter Grüns (1784—1859). — Von Elsbeth Sattler in Schweinfurt I., 395

Schädler, Franz, Dombechant und Politiker in Bamberg (1852—1913). — Von Dr. August Knecht, Professor der Theologie an der Universität Straßburg . . . . . I., 401

Schäffler, August, Archivar und Geschichtsforscher (1887—1891). — Von Dr. August Sperl, Direktor des Staatsarchivs in Würzburg . . II., 386

Scharrer, Johannes, Kaufmann, Finanzpolitiker und zweiter Bürgermeister von Nürnberg, Schöpfer der ersten Eisenbahn in Deutschland (1785—1844). — Von Archivdirektor a. D. Dr. Ernst Mummenhoff, in Nürnberg . . . . . I., 410

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph v., Philosoph (1775—1854). — Von Dr. Oestereich, Universitätsprofessor in Tübingen . . . . . III., 418

Scheuerlin, Georg, Lehrer und Dichter (1802—1872). — Von Dr. A. Dreyer, Schriftsteller in München . . . . . III., 435

Schneegans, Heinrich, Professor der romanischen Philologie an der Universität Würzburg (1868—1914). — Von Dr. H. Heiß, Universitätsprofessor in Freiburg i. B. . . . . II., 393

Schmitt, Joseph Adam, Musiker und Lehrer (1745—1808). — Von Max Schmitt, Studienprofessor in Würzburg . . . . . III., 439

Schön, Johann, Meteorolog und Mathematiker, Professor an der Universität Würzburg (1771—1839). — Von Dr. Rudolf Schmidt, Chemiker in Weißwasser in der Oberlausitz . . . . . III., 442

Schuckert, Johann Sigm., Elektrotechniker in Nürnberg (1846—1895). — Von Direktor Dr. Josef Cassimir in München . . . . . II., 399

Schuler, Georg Michael, katholischer Geistlicher und Schriftsteller in Würzburg (1838—1909). — Von Dr. A. Dreyer, Schriftsteller in München I., 427

Seiler, Christoph von, Bürgermeister von Nürnberg (1822—1904). — Von Dr. Ernst Mummenhoff, Archivdirektor a. D. in Nürnberg . II., 406

Soldner, Johann Gg., Astronom und Geodät in München (1776—1833). — Von Dr. Franz Josef Müller, Obergeometer in Augsburg . . . . II., 417

Digitized by Google

Seite

Spiegel, Friedrich, Orientalist und Universitätsprofessor (1825—1905). — Von Professor Dr. Friedrich Wilhelm in Jena . . . . . III., 461

Stahl, Georg Anton von, Bischof von Würzburg (1805—1870). — Von DD. August Amrhein, Dechantpfarrer in Eßfeld (Unterfranken) . . I., 432

Stählin, Adolf von, Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München (1823—1897). — Von Geheimrat Dr. Otto Stählin, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 427

Stamminger, Johann Baptist, Bibliothekar und Politiker (1836—1892). — Von Dr. Franz Segner, Bibliotheksdirektor in Würzburg . . . . III., 466

Staudt, Wilhelm von, General der Infanterie und Chef des Generalstabs der bayerischen Armee (1825—1917). — Von Karl Heller, Major a. D. in Rothenburg o. T. . . . . I., 437

Stauffenberg, Franz, Frhr. von Schenk, Parlamentarier (1834—1901). — Von Geheimen Hofrat Dr. Sigmund Günther, Professor an der technischen Hochschule in München . . . . . II., 437

Stöckl, Albert, Professor der Philosophie am Lyzeum zu Eichstätt (1823—1895). — Von DDr. Georg Wunderle, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 440

Strauß, Andreas, Bibliothekar des Klosters Rebdorf (1751—1805). — Von Geistlichem Rat Dr. Franz Sales Romstoeck, Professor a. D. am Lyzeum zu Eichstätt . . . . . II., 443

Suttner, Josef Georg, Dompropst von Eichstätt, Diözesanhistoriker (1827—1888). — Von Dr. Franz Sales Romstoeck, Professor und Geistlicher Rat und Dr. Karl Vogt, Domkapitular in Eichstätt . . . I., 445

Stürtz, Heinrich, Buchdruckereibesitzer in Würzburg (1852—1915). — Von Geheimen Regierungsrat Dr. Theodor Henner, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . III., 471

Thalhofer, Valentin, Dompropst und Professor der Liturgik an der Hochschule zu Eichstätt (1825—1891). — Von Dr. Ludwig Eisenhofer, Professor an der Hochschule zu Eichstätt . . . . . II., 445

Thomasius, Gottfr., Professor der Theologie in Erlangen (1802—1875) — Von Dr. Hermann Jordan, Universitätsprofessor in Erlangen . . . I., 451

Thon, Christian August, Eisenachscher Kanzler (1755—1829) und dessen Familie:

„ August, Universitätsprofessor in Jena (1839—1912).

„ Georg Philipp Friedrich, Amtmann von Lichtenberg und Stadtrichter zu Ilmenau (1761—1834).

„ Gust., großherzogl. sachs.-weimarscher Staatsminister (1804—1882).

„ Heinrich Christian Kaspar, herzoglich sächsisch-eisenachscher Hofrat und Amtmann von Lichtenberg (1730—1807).

„ Heinrich Christoph, Hofadvokat in Eisenach (1756—1835).

„ Heinrich Johann Wilhelm, kgl. württemb. Salinendirektor, großherzoglich sachsen-weimarscher Legationsrat (1759—1834).

Digitized by Google

Seite

Thon, Johann Heinrich Christian, herzoglich sächsisch-eisenachscher Amtmann von Lichtenberg (1699—1784).
„ Joh. Karl Salomo, Oberkonsistorialdirektor in Eisenach (1752—1830).
„ Karl, großherzoglicher Kammerpräsident in Weimar (1795—1880).
„ Karl Christian, von Dittmer, Bankier in Regensburg (1763—1831).
„ Ottokar, Geheimer Legationsrat in Weimar und Mitbegründer des Deutschen Zollvereins (1792—1832).
„ Theodor, Universitätsprofessor in Jena (1792—1838).
„ Therese, vermählte Pfennig, Kaufmannswitwe (1800—1890). — Von Geheimen Staatsrat Dr. M. Vollert, Kurator der Universität Jena II., 446

Thüngen, Hans Karl, Freiherr von, Präsident des Appellgerichts in Aschaffenburg (1804—1850). — Von Rudolf Freiherr von Thüngen, Oberst a. D. in Heilsberg bei Zeitlofs . . . . . I., 476

Thüngen, Johann Sigmund Karl, Freiherr v., Präsident des Reichskammergerichts in Wetzlar (1730—1800). — Von Rudolf Freiherr v. Thüngen, Oberst a. D. in Heilsberg bei Zeitlofs . . . . . III., 475

Ulrichs, Karl Ludwig v., Philologe und Archäologe (1813—1889). — Von Max Ulrichs, Senatspräsident a. D. in München . . . . . III., 489

Virchow, Rudolf, Professor der pathologischen Anatomie in Würzburg, dann Berlin (1821—1902). — Von Geheimen Hofrat Dr. Martin Benno Schmidt, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 465

Wagner, Johann Peter, Bildhauer in Würzburg (1750—1809). — Von Universitätsprofessor Dr. Fritz Knapp in Würzburg . . . . . II., 476

Wagner, Johann Rudolf von, Professor der Technologie an der Universität Würzburg (1822—1880). — Von Dr. Alfred Heduschka, Hochschulprofessor in Dresden . . . . . I., 483

Wagner, Richard, Tondichter (1813—1883). — Von Geheimen Hofrat Dr. Wolfgang Golther, Universitätsprofessor in Rostock . . . . . I., 488

Waldenfels, Karl Wilhelm Ernst von, preußischer Hauptmann und Mitverteidiger von Kolberg (1772—1807). — Von Wilhelm Freiherrn von Waldenfels, General-Leutnant a. D. in Bayreuth . . . . . I., 506

Waldenfels, Rudolf August Ferdinand, Freiherr v., Präsident des Appellationsgerichtes in Bamberg (1767—1855). -- Von Wilhelm Freiherrn v. Waldenfels, Generalleutnant z. D. in Bayreuth . . . . III., 502

Welz, Robert, Ritter v., Professor der Augenheilkunde in Würzburg (1814—1878). — Von Dr. Friedrich Helfreich, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . III., 506

Wetzel, Friedrich Gottlob Karl, Schriftsteller (1779—1819). — Von Geheimrat Universitätsprofessor DDr. Sebastian Merkle in Würzburg II., 488

Wilmersdoerffer, Max von, Numismatiker (1824—1903). — Von Theodor Wilmersdoerffer, sächsischen Generalkonsul in München . . . . I., 511

Windischmann, Karl Josef Hieronymus, Professor an den Universitäten Aschaffenburg und Bonn (1775—1839). — Von Geheimrat Dr. Adolf Dyroff, Universitätsprofessor in Bonn . . . . . II., 494

Digitized by Google

Seite

Winterbach, Johann David Wilhelm v., Verwaltungsbeamter und Rothenburger Geschichtsforscher (1772—1856). — Von August Schnizlein, Oberstudiendirektor in Rothenburg o. T. . . . . III., 515

Wislicenus, Professor der Chemie an der Universität Würzburg (1835—1902). — Von Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Wislicenus in Tübingen . . . . . II., 500

Woerner, Ulrike Carolina, Dichterin (1865—1911). — Von Dr. Roman Woerner, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . I., 518

Wolff, Josef, Abenteurer, Reisender und Judenapostel (1795—1862). — Von Dr. Franz Babinger, Universitätsprofessor in Berlin . . . . I., 519

Yelin, Julius Konrad, Physiker (1771—1826). — Von Dr. Franz Josef Müller, Obergeometer in Augsburg . . . . . II., 512

Zezschwitz, Karl Adolf Gerhard von, Professor der Theologie in Erlangen (1825—1886). — Von G. von Zezschwitz, Pfarrer in Burgbernheim (Mittelfranken) . . . . . I., 528

Zipperer, Wilhelm, Schulmann und Dichter (1847—1911). — Von Franz Grafen Pocci in Ammerland . . . . . II., 514

Zirkel, Gregor, Bischof von Hippo, Weihbischof in Würzburg (1762—1817). — Von Dr. August Friedrich Ludwig, Hochschulprofessor in Freising . . . . . I., 533

Zöpfl, Heinrich, Professor des Staatsrechts an der Universität Heidelberg (1807—1877). — Von Geheimrat Dr. Karl Rieker, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . I., 550

Zürn, Georg von, Bürgermeister der Stadt Würzburg (1834—1884). — Von Geheimen Hofrat Philipp R. von Michel, Oberbürgermeister a. D. in Würzburg . . . . . I., 553

Digitized by Google

1. **Abelmann**, Karl, Kunstschriftsteller und Sammler 1859—1910.

Aus einem Würzburger Patrizierhaus, in dem alte gute Familienüberlieferung, Tüchtigkeit im Beruf, Sinn für alle höheren Interessen der Menschheit, Religiosität und Freundschaft als Lebensgrundlagen gepflegt wurden, stammte Karl Abelmann. Sein Vater Leofried A. war ein erfolgreicher Geschäftsmann und angesehener Bürger. Hatten seine Vorfahren den Aufgaben der Vergrößerung und Verbesserung des Geschäftes ihre ganze Kraft gewidmet, so brachten es Umstände und Anlagen mit sich, daß in Leofried Abelmann neben dem Erwerbssinn jene andere Seite des Lebens stärker hervortrat, die in edelstem Genuß besteht und als eine Neben- und Unterströmung hinter der eigentlichen Hauptaufgabe des Lebens eben noch zurückgehalten wird. Leofried Abelmann war ein feiner Kunstkenner und glücklicher Sammler. Das stattliche aber nicht sehr große Haus in der Semmelstraße und die hübschen Landsitze vor der Stadt, die „Moschee" und das reizend am Mainhange bei Zell gelegene „Tivoli" füllten sich mit den ausgewähltesten Schätzen fränkischer Kunstvergangenheit. Was in den herrlichsten Zeiten fränkischer Kunstblüte als Produkt edelster kirchlicher und fürstlicher, adeliger und bürgerlicher Kunstpflege und Kunstfertigkeit entstanden und durch Säkularisation, Verarmung adeliger Häuser und Banausentum zerstreut worden war und im Lande herumlag oder von Antiquaren zusammengescharrt wurde, um gegen gutes Geld aus Franken hinausgeschleppt zu werden, das sammelte sich unter Beihilfe einiger getreuer Lieferanten in Abelmanns Haus, um daselbst für ein Lebensalter in geschmackvollster Anordnung noch einmal Zeugnis sowohl für den feinen Sinn des Besitzers als auch für die Größe fränkischer Kunstvergangenheit abzulegen. Daneben wurden auch die andern Künste geübt und wurde auch der neueren Kunst Aufmerksamkeit zugewandt, sodaß das Haus Abelmann in den 50er bis 80er Jahren weit umher als ein bürgerlicher Edelsitz, eine Perle fränkischer Kultur bekannt war.

Digitized by Google

Leofried Adelmann hatte eine fromme Frau, die durch Wohltätigkeit und liebevolle Strenge auf den Sinn der Kinder, der beiden Söhne Leofried und Karl und der drei Töchter, veredelnd und zur Pflicht mahnend wirkte. In allen Kindern bildeten sich ausgesprochene Charaktere heran. Leofried übernahm nach des Vaters Tod das Geschäft. Auch Karl, der am 21. April 1859 geboren wurde, sollte für den Kaufmannstand gebildet werden. Sein Sinn aber war allem Anderen eher zugeneigt als diesem Berufe. Ein heißer Durst nach Wissen und Bildung und ein brennender Ehrgeiz, in der Welt der Geister ein Führer zu werden, erfüllten die junge Seele. Dazu kamen eine hervorragende Auffassungsgabe und ein früh schon an den besten Vorbildern geübter Geschmack. Gerade für diese Natur konnte es verhängnisvoll werden, daß der Vater in bester Absicht die Vollendung der Gymnasialstudien nicht gestattete. Die Folge dieser Unterbrechung und einer gewissen häuslichen Verwöhnung war, daß Karl Adelmann in seinem ganzen Leben zu keinem förmlichen Abschluß, zu keiner pflichtgebenden Stelle gelangte. Wie viele Talente an dieser Klippe schon gescheitert sind, davon schweigt die Geschichte. Karl litt darunter, aber er scheiterte nicht.

Da ihn nach der Eltern Tod keine andere Macht band, so führten ihn wohl zeitweise die Sinne in die Irre eines genießenden und haltlosen Wanderlebens; aber seine edle Natur fand in sich selbst die Bindung an ein lebenbestimmendes Ziel, dem er denn auch mit aller Kraft und Ausdauer zustrebte. Schwestern und Freunde waren die Welt, in der er sich spiegelte und dämmte. In München studierte er bei Brunn, Giesebrecht und Bernays alte und neuere, deutsche und fremde Kulturgeschichte. Seine schöne Baritonstimme bildete er bei Professor Hey aus und im Klavierspiel erlangte er große Fertigkeit. Auf Reisen erforschte er die bedeutendsten Kulturstätten Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs und besonders Italiens. Ueberall drang er von den Werken zu den Seelen der großen Schaffenden vor, immer mit dem Ziel vor Augen, selbst ein Schaffender zu werden. Wie gefahrvoll dieser Weg der freien Selbstbildung war, ahnte er wohl, doch er erkannte die Gefahr nicht frühzeitig und in ihrem vollen Umfange. Seinem Arbeitsleben fehlte deshalb jene Konzentration der Kräfte, die allein vollen Lebenserfolg verspricht. Wir besitzen nicht so viele greifbare Früchte seines vielseitigen und ungewöhnlichen Wissens und Könnens als seine Anlagen und seine Achtung zu bringen versprachen und er selbst gelangte nicht zur ersehnten Befriedigung.

Digitized by Google

Im Jahre 1898 legitimierte er sich als Kunstpsychologe durch eine treffliche Monographie über den größten unterfränkischen Bildhauer Tilmann Riemenschneider. Erweitert und vertieft erschien die Abhandlung nochmals in der Zeitschrift Walhalla im Jahrgang 1910. In Riemenschneiders Kunst und Art klang ihm eine verwandte Saite seines eigenen Wesens wieder. Sein Urteil über mittelalterliche deutsche Kunst war ein durchgebildetes und hätte ihn zu größeren Werken befähigt. In Fachkreisen galt sein Rat und wurde er gesucht. Der öffentlichen Kunst-Sammlung Würzburgs, welche Regierungs-Präsident Graf von Luxburg angeregt und begründet hatte, wendete er viel Interesse und manche schöne Gabe zu. Auch förderte er die Bestrebungen zur Vertiefung der fränkischen Lokalgeschichte durch Vorträge und mancherlei Anregungen.

Allein sein Sinn war auf Höheres gerichtet. Die dramatischen Taten Shakespeares und Richard Wagners zogen ihn in's Bühnenleben. Die Festvorstellungen Bayreuths besuchte er als ein auch im Hause Wagners gern gesehener Gast und mit aufrichtiger nie ablassender Begeisterung und verständnisvollem Urteil. Er entwarf den groß angelegten Plan zu einem die ganze Hohenstaufenzeit bis zu Konradins Tod umfassenden dramatischen Gedicht und förderte diesen Plan bis zum Erscheinen eines tiefgründigen zweibändigen Werkes, welches zwar nur die Zeit Barbarossas bis zu dessen Begegnung mit Heinrich von Babenberg bei Regensburg umfaßt und nur als Manuskript gedruckt unter Freunden verteilt wurde, welches aber durch die starke Erfassung und feine Durcharbeitung der geschichtlichen Charaktere und durch eine meisterhafte Gegenüberstellung deutscher und italienischer Typen der Kultur im mittelalterlichen Rahmen als eine Dichtung von größtem vaterländischem Werte es wohl verdiente, der drohenden Vergessenheit entrückt zu werden.

Drei andere Dramen „Franz von Assisi", „Frauenland" und „Niobe" bergen ebenfalls tiefe psychologische Erkenntnisse und eine treffliche Charakteristik von Menschen, Schicksalen und Leidenschaften. Zur Veröffentlichung oder Aufführung sind auch sie nicht gelangt. Auch ein kleines Heftchen gedruckter Gedichte voll Schönheit und Seele wurde nur den Freunden gewidmet. Ungehoben sind noch die Schätze, die in den zahlreichen Notizen geborgen sind und welche er meist in fast druckfertiger Form auf Reisen niederschrieb, um sie als Material für größere Arbeiten aufzubewahren. Blieb also der größte und bedeutendste Teil von Adelmanns Gedankenarbeit der Öffentlichkeit vorenthalten, so enthüllte sich doch sein Wissen und Können,

Digitized by Google

seine aufs Höchste gerichtete Sinnesart, um so freier und erfreuender im Kreise der Freunde, die er überall in der Welt unter den Besten hatte. Im lauten Aufschwall geselligen Treibens wurde er still, wo edle Freude oder Musik befreundete Menschen zusammenstimmte, gab er sich als launiger Plauderer und zeigte er sich gern im musikalischen Vortrag, aber in Zwiegesprächen, auf Wanderungen oder Reisen oder in der Nähe von Kunstwerken öffnete sich am liebsten die reiche Seele und gab dem, den er dessen würdigte, unvergeßliche Werte. Wählerisch und prüfend, nie bis zum letzten Abschlusse ganz mit sich zufrieden, war sein Wort doch immer ein Wert und sein Rat oft eine Tat. Kein wissenschaftliches Werk konnte bieten, was er bot, wenn er durch die geschichtlichen Denkmäler Frankens oder Italiens führte und nicht minder tief war sein Urteil über Menschen, über große führende Männer der Tat und des Gedankens in Gegenwart und Vergangenheit, wie auch über Gesellschaft, Klassen, Stämme, Rassen und Zeitalter. Karl Adelmann besaß Wissen und Urteilskraft, ausreichend um eine Geschichte der Kultur der Menschheit zu entwerfen, und in höherem Maße wäre er dazu berufen gewesen als die meisten von denen, die sich an solchem Werke versucht haben. Was ihm fehlte, war nur der äußere Zwang zur Arbeit. Wer ihn kannte, der wird in großen menschlichen und geschichtlichen Augenblicken seiner gedenken und möchte wünschen von ihm zu hören, wie er wohl dächte, wenn er lebte und einen Gruß senden könnte aus der ewigen Heimat, in die ihn der Tod allzufrüh am 15. Oktober 1910 entrückte.

Vgl. über K. Adelmann meinen Nekrolog in Anton Bettelheims Biographisches Jahrbuch Band 15, S. 52 ff.

Robert Piloty in Würzburg.

2. Batz, Johann Friedrich, Katholischer Theologe und Schulmann 1770—1807.

Batz, Johann Friedrich wurde zu Bamberg am 21. Nov. 1770 als der Sohn, wie es heißt, einfacher Leute geboren. Das Taufbuch der Stadtpfarrei zum hl. Martin in Bamberg bezeichnet seinen Vater Andreas Batz als »miles«, als Soldaten, vier Jahre darauf, gelegentlich der Eintragung der Geburt seines jüngeren Bruders Johann Joseph sodann als „Spithal-Both". Dem Willen seiner Eltern entgegen, welche ihn einem bürgerlichen Berufe zu-

Digitized by Google

führen wollten, gelangte der junge Batz durch Zufall zum Studium, doch fühlte er sich erst in den höheren Klassen der gymnasialen Schulen heimisch, als sein Geist durch die Bekanntschaft mit den lateinischen und griechischen Meistern der Sprache geweckt und seine Wißbegierde durch einen engeren Umgang mit seinen Lehrern gestrafft worden war. Die drückenden Verhältnisse in seiner Familie veranlaßten ihn gleich dem späteren berühmten Juristen Johann Michael Franz Birnbaum und so vielen anderen seiner armen studentischen Genossen schon während der Gymnasialjahre dauernd Nachhilfeunterricht zu erteilen. Auch als Philosophie- und Theologiekandidat setzte er diese Nebenbeschäftigung fort, ohne daß er jedoch durch sie von der Verfolgung seiner eigenen Studienziele abgelenkt worden wäre. Vielmehr schwang er sich dank seiner vorzüglichen Begabung und seines ehernen Fleißes im Jahre 1788 zum Primus Philosophiae Defendens empor. Es war dies eine Ehre, mit der an der Bamberger philosophischen Fakultät deren höchste akademische Würde, das Licentiat, oder, wie es vom Jahre 1787 ab dann und wann und vom Jahre 1797 ab regelmäßig genannt wurde, das Doktorat der Philosophie, verbunden war. Doch auch weitere, greifbare Werte knüpften sich für Batz an sie. Nicht nur daß der jugendliche Gelehrte nun Repetitor der Philosophie an der fürstbischöflichen Pagerie wurde, lenkte er insbesondere die Augen des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal auf sich, so daß er im Jahre 1791 das sogenannte Baunach'sche Stipendium erhielt, d. h. noch als Theologiekandidat in das Ernestinische Priesterseminar in Bamberg als Alumnus, und zwar als der einzige jenes Jahrganges, aufgenommen wurde: in der damaligen Zeit, in welcher dieser Zugang zu den praktischen Ausbildungskursen den Theologen für gewöhnlich erst lange nach Schluß ihrer theoretischen Lehrgänge an der Universität gewährt wurde, eine ebenso finanziell fühlbare wie gesellschaftlich beachtenswerte Auszeichnung. Noch stärker fesselte er indessen seinen hohen Gönner, als er, im Oktober 1793 zum Priester geweiht, gelegentlich auf der Kanzel in der Hofkirche und in persönlichen Unterhaltungen mit ihm seine Rednergabe und seine Weltläufigkeit spielen lassen konnte. Ja, er nahm den Fürstbischof nachgerade so für sich ein, daß dieser ihn kurzerhand für eine Professur in der theologischen Fakultät der einheimischen Universität in Ansatz brachte. Nur sollte er einer bereits im Gange befindlichen, unter dem 2. Januar 1794 erschienenen fürstbischöflichen Verordnung gemäß sich auch in der Theologie den Doktortitel erwerben.

Digitized by Google

Hiebei begegneten ihm jedoch einige Widrigkeiten, die verschieden erzählt werden und tatsächlich nicht ganz zweifelsfrei geklärt erscheinen, aber als Ausschnitte aus der Vergangenheit einer kleinen Hochschule doch nähere Erwähnung verdienen. Ein Nachruf an Batz in der von Siebold'schen Zeitschrift „Artistisch-Literarische Blätter von und für Franken" vom 26. März 1808 — Würzburg, Jahrg. 1808, Nr. IX — besagt nämlich, daß er zwar zur Erlangung der theologischen Doktorwürde „defendiert" habe, seine Inauguraldissertation »De Messia patriarchis incognito« jedoch ebensowenig wie seine andere Schrift, „Ideen zur Kritik des Systems der katholischen Religion", „wegen der Strenge der Censur" hätte drucken lassen können. Diese Behauptung spricht zunächst auch der bekannte Bamberger Vielgeschichtsschreiber Joachim Heinrich Jäck in seinem „Pantheon der Litteraten und Künstler Bambergs" — Bamberg 1812, Nr. 7 — wieder, nur mit dem Unterschiede, daß er in seiner etwas kräftigeren Art von einer „orthodoxen (lichtscheuen) Censur" spricht, den Defendenten aber, nachdem er aus allen theologischen Fächern geprüft worden sei, unter dem 18. Juli 1794 zum Doktor der Theologie promoviert sein läßt. Darnach wäre also über die Forderung des Druckes der Batz'schen Inauguralabhandlung ganz hinweggesehen oder die Drucklegung einstweilen gestundet worden. Aber in einem Nachtrage, „Zusätze und Berichtigungen zum ersten Alphabet des Pantheons" — die letzten Seiten des „Pantheon" umfassend — muß sich Jäck dahin verbessern, daß Batz unter dem erwähnten Datum in der Theologie nicht das Doktorat, sondern nur das Licentiat zuerkannt worden sei, und zwar, nachdem er „der Fakultät zuerst mißliebige und dann erst altorthodoxe Aphorismen" vorgelegt gehabt habe. Dagegen wäre ihm das Diplom eines Doktors der Theologie erst bei der Auflösung der Universität zugeeignet worden. Aber auch diese Darstellung kann wie so manches bei Jäck keine volle Glaubwürdigkeit beanspruchen. Vielmehr wird man zur Gewinnung eines verlässigeren Urteils die ganze Zeitlage mit zu berücksichtigen haben, in welche sich der junge Batz während der einschlägigen Jahre des 18. und 19. Jahrhunderts versetzt fand. Diese aber wurde, von fremden Einflüssen wie dem über den Rhein gedrungenen Geiste der französischen Revolution abgesehen, hauptsächlich durch zwei innere Gewalten bedingt: durch den das Staatsganze in selbstbewußter Weise lenkenden Einzelwillen des Fürstbischofs Franz Ludwig und durch die im Gegenhalte hiezu in einer Regierungssucht im kleinen sich gefallenden Mannigfaltigkeit der in der Residenz-, Bischofs- und

Digitized by Google

Universitätsstadt Bamberg dicht zusammengedrängten Kreise einer vielköpfigen Beamtenschaft und einer nicht minder zahlreichen Geistlichkeit. Der „Fränkische Joseph II." war bekanntlich ein sehr feinsinniger, das soziale Wohl und die religiösen Bedürfnisse seiner Untertanen sorgsam betreuender, moralisch strenger und stark aszetisch veranlagter Fürst, dazu ein weitschauender, gewiegter Diplomat, aber auch, namentlich seit den Tagen seiner fortschreitenden Krankheit, ein nicht selten mißtrauischer, unentschlossener und launischer Herr. Wie er überall selbst nach dem Rechten sah und sein Land zu Roß oder Wagen durchstreifte, um in Person Visitationen und Inspektionen vorzunehmen, so traf er auch die Auswahl der Beamten und Geistlichen für die höheren Stellen zumeist nach eigenem Ermessen. Dies führte natürlich mitunter zu Mißständen, insbesondere, wenn er sich durch seine Voreingenommenheit oder seine Umgebung hatte verleiten lassen einem Manne Unrecht zu tun, in welchem Falle er freilich, von Gewissenszweifeln ergriffen, nicht selten nachträglich seine Entschließungen wieder zurücknahm oder auf eine entsprechende Entschädigung des Betroffenen bedacht war. Eine seiner vornehmsten Bestrebungen war die Besetzung der Lehrstühle der Bamberger Universität mit hervorragenden Gelehrten. Daß dabei die in die Toga der „Aufklärung" Gehüllten nicht zu kurz kamen, verstand sich bei dem Rufe, die der Herrscher als warmer Anhänger dieser Zeitrichtung genoß, von selbst. So galten nach der damals üblichen scharfen Scheidelinie von den im Jahre 1793 im Amte befindlichen fünf Professoren der theologischen Fakultät zu Bamberg der Professor der Moral Dr. phil. Eduard Georg Daum und der eine Dogmatiker Johann Georg Franz Xaver Sauer als ausgesprochene und der zweite Dogmatiker Lic. theol. Georg Geuß als halber „Kantianer", der Exeget Exjesuit Dr. theol. Ferdinand Möhrlein aber als strenggläubig, während dem Professor für Kirchengeschichte, dem Benediktinerpater Dr. theol. Cajetan Rost, eine nur im einzelnen schwankende kirchliche Haltung nachgesagt wurde. Als Schüler von Daum hätte daher Batz für die Offenbarung einer freieren Geistesrichtung von der Universität aus, wie sich ja auch bei einer unten noch näher zu erörternden Hauptgelegenheit zeigte, nichts zu fürchten gehabt. Immerhin lebte man in einem geistlichen Staate und in einer Stadt, in der die theologische Fakultät auch in den Dingen ihres Bereiches nicht allein mitsprach und entschied. Die nächsthöheren schultechnischen Instanzen zwar, der aus den Professoren der vier Fakultäten bestehende Akademische Senat sowie die mit höheren geistlichen Würden-

Digitized by Google

trägern besetzten Stellen des Kanzlers bezw. Prokanzlers und des Rektor Magnifikus der Universität, griffen in diesen Bereich, soweit es sich um strittige Zeitfragen und subjektive Weltanschauungen handelte, nicht weiter ein. Wohl aber schienen, wie es wenigstens Jäck bei den verschiedensten Anlässen durchleuchten läßt, nicht unmittelbar beteiligte Dritte, Angehörige des Hof-, Kapitels- und Stadtklerus sowie Mitglieder der verschiedenen geistlichen Körper- und Genossenschaften, für sich das Recht in Anspruch genommen zu haben, ihrerseits zu den Bewegungen an der Universität tätig Stellung zu nehmen. In dieser Richtung wird man namentlich den Einfluß des Weihbischofs und Generalvikariats zu schätzen haben, welchen die zwar nicht genau umschriebene aber sinn- und sachgemäße Aufgabe zufiel, neben dem Fürstbischof, der mehr den staatlichen und repräsentativen Pflichten lebte, den hierarchischen und seelsorgerlichen Geist des Landes zu pflegen und hochzuhalten, und welche darum den natürlichen Mittelpunkt aller „orthodoxen" Elemente bildeten.

Und so mag es geschehen sein, daß Johann Friedrich Batz, als er seine theologische Doktorpromotion betreiben wollte, zwar die oben genannten zwei Arbeiten als allenfallsige Inauguralabhandlungen angefertigt hatte, sie aber doch zurückbehielt. Wenigstens bekundeten später die Professoren Sauer und Geuß, daß ihnen dieselben nicht vorgelegen hätten. Vielmehr entschloß sich Batz, an deren Stelle seine für die öffentliche Disputation bestimmten und den nämlichen Zweck erfüllenden Aphorismi theologici einzureichen. Es war dies eine große Reihe von Thesen aus den fünf damaligen Hauptfächern der Theologie, der Exegese, der Dogmatik, der Moral und je der Kirchengeschichte des Alten und des Neuen Testaments, die Batz in ein System von 33 Gruppen eingebracht, aber zusammen nur als 5 Thesen bezeichnet hatte. Sie sind es allerdings, die im Schoße der Fakultät tiefgehende Meinungsverschiedenheiten ausgelöst und so vielleicht zu der oben erwähnten irrigen Ansicht verführt hatten, als ob es Batz nicht gelungen sei, seine Abhandlungen in der von ihm gewollten Form zum Drucke zu bringen. Mit ihnen aber verhielt sich die Sache so, wie sie auf jeder Universität bis zur Gegenwart herauf gehandhabt zu werden pflegt: daß eben der Doktorand angehalten wird oder von selbst daran geht, die beanstandeten Stellen auszumerzen oder zu verbessern bezw. ihnen eine weniger angreifbare Fassung zu erteilen. Es hatten nämlich laut Sitzungsprotokoll der Fakultät am 6. Juni 1794 die Professoren Daum und Sauer für und Professor Möhrlein gegen alle 5 Thesen gestimmt, während

Digitized by Google

Professor Geuß 2 gebilligt, 1 verworfen und 2 für bedenklich erachtet hatte. Professor P. Cajetan Rost kam nicht mehr in Betracht, da er bereits im Jahre 1793 in seinem Kloster Michaelsberg zu Bamberg zum Prior gewählt worden und alsbald dorthin zurückgekehrt war. Batz sah sich daher bemüßigt, trotzdem ihm Daum als der Prüfungsvorsitzende auch in den letzten 3 Thesen unzweifelhaft durch Stichentscheid den Sieg gesichert hätte, eine teilweise Umlegung seiner Sätze vorzunehmen. Sie betraf aber nur einzelne Ausdrücke und Worte und war durchaus nicht so schwerwiegend, daß sie die nach Jäck vorher noch so „mißliebigen" Aphorismen plötzlich in „altorthodoxe" verkehrt hätte. In der neuen Fassung wurden diese Aphorismen nun anstandslos zum Drucke befördert und von Batz am 18. Juli 1794 unter dem Vorsitze seines Lehrers Daum öffentlich verteidigt. Richtig ist, daß die theologische Fakultät, entgegen der philosophischen an der hergebrachten Unterscheidung ihrer akademischen Grade — hier des Baccalaureats, Licentiats und Doktorats — festhaltend, dem Defendenten nur den Licentiatentitel verlieh, welcher allerdings dann zur Säkularisationszeit in Bamberg allgemein durch den Doktortitel ersetzt wurde. Doch tat dieser Mindererfolg seiner Laufbahn um so weniger Abbruch, als von den augenblicklich im Dienste befindlichen vier Professoren der theologischen Fakultät auch nur der einzige Möhrlein sich des ersten Grades, des Doktorates, zu erfreuen gehabt hatte.

Und wirklich sah die Universität schon ganze drei Tage nach der Defension, am 21. Juli 1794, den neuen Licentiaten als Professor der Kirchengeschichte in ihre Hallen einziehen. Nach dem Willen des Weihbischofs Behr hätte allerdings Sauer, der neben seinem Pflichtfache der Dogmatik als Ersatz für Rost bisher auch Kirchengeschichte gelesen hatte, letztere weiterführen und die Dogmatik an Batz abtreten sollen. Doch kam Sauer aus Gefälligkeit gegen diesen dem Wunsche nicht nach, so daß der Lehrstuhl des geschiedenen Benediktiners nun doch der neuen akademischen Kraft anheimfiel. Freilich finden wir Batz auf ihm nur zwei und ein halbes Semester tätig, begegnen ihm vielmehr nach Umfluß dieser Zeit bereits wieder auf einem anderen Platze.

Es mag dieser rasche Wechsel Wunder nehmen, doch war die Unseßhaftigkeit der Theologieprofessoren der Bamberger Universität zur damaligen Zeit eine fast gewöhnliche Erscheinung. Kaum hatte einer von ihnen einige Jahre hindurch gelesen, so sah er sich schon wieder nach einem anderen Wirkungsfelde um. Hierzu mochten sowohl die keineswegs glänzenden Gehaltsverhältnisse, als auch die öffentlichen

Digitized by Google

Angriffen leichter ausgesetzte Stellung, wie nicht minder die gewisse Anwartschaft auf eines der vielen in einem theokratischen Staatswesen den geistlichen Herren zur Verfügung stehenden sonstigen Ämter gleichheitlich ihren Teil beigetragen haben. Auch Daum blieb der Alma mater nicht treu. Trotzdem er neben seiner Professur noch eine Reihe sehr gewichtiger Funktionen, darunter die noch zu besprechende des „Universitätshausdirektors", bekleidete und, in der Vollkraft seiner Jahre stehend, sie gewiß versehen konnte, zögerte er nicht, sich im Jahre 1795 auf die freigewordene Stelle des Regens des fürstbischöflichen Priesterseminars versetzen zu lassen. An sich war diese Stelle ja allerdings ebensowenig einträglich als einflußreich, aber sie wurde es durch ihre Verbindung mit der Pfarrei St. Martin, der Hauptpfarrei der Stadt, deren titelmäßiger Vorstand stets der jeweilige Weihbischof war, während die wirkliche Leitung der Seelsorge als ausübender Pfarrherr unter der Bezeichnung eines Pfarrkuratus dem Regens des Priesterseminars zufiel. Ähnlich oblag dem Subregens des Seminars zugleich die Kaplanei bei St. Martin. Es war kaum Daums erstes Beginnen auf den eben genannten Doppelposten, sogleich seinen ihm seelenverwandten Schüler Batz nachzuziehen, der denn auch unter dem 20. September js. Js. in seine neuen Pflichten eingewiesen wurde. So wunderlich es aber klingt, hiefür eine Universitätsprofessur hingegeben zu haben, so kann das Geschäft doch nicht als schlechtes gelten, denn die Subregentie des Klerikalseminars pflegte zu damaliger Zeit in Bamberg das Sprungbrett zur Erreichung höherer geistlicher Stellungen zu bilden.

Die Beförderung von Batz ließ in der Tat gar nicht sehr lange auf sich warten. Als er nämlich mit Daum zusammen in den das Seminar und das St. Martins-Pfarramt umschließenden „Weihbischofshof" eingezogen war, hatte umgekehrt sein Vorgänger in der Subregentie und Kaplanei, Gallus Ignaz Limmer, von dort an die Universität gewechselt, um hier als Professor der Moral und Direktor des Universitätshauses den bisherigen Wirkungskreis Daums zu übernehmen, während auf den Lehrstuhl der Kirchengeschichte der Lic. theol. Michael Schlosser, nachmals Universitätsprofessor von Würzburg, berufen worden war. Als aber Daum am 7. Januar 1800 mit Tod abging, vollzog sich mit Limmer und Batz genau der gleiche Gang, den wenige Jahre vorher Daum und Limmer eingeschlagen hatten: Limmer wurde Regens des Priesterseminars und zugleich Pfarrkuratus von St. Martin und Batz Professor der Moraltheologie an der Universität. Wohl mochte ihm seiner ganzen Vorberei-

Digitized by Google

tung und Geistesrichtung nach sein altes Lehrfach der Kirchengeschichte besser zugesagt haben, doch war seine jetzige Professur eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste der ganzen Hochschule. Denn mit ihr war nicht nur die Vorstandschaft des Gymnasiums und des Armenstudentenhauses, des Hospitium Marianum, zu Bamberg sowie die Aufsicht über die lateinischen „Trivialschulen" in Stadt und Land verbunden, sondern auch die Kontrolle des Lehrplans, des Unterrichts und der Disziplin in der philosophischen und theologischen Fakultät und die Zusammenstellung der jährlichen Vorlesungsverzeichnisse der Universität. Weiterhin war der Professor der Moral der amtliche Stellvertreter des Rektor Magnifikus bei der Immatrikulation der Studierenden aller Fakultäten und zwar in seiner Eigenschaft als gleichzeitiger Direktor des Universitätshauses. Es war dies eine Bezeichnung, die nicht etwa dem Kollegiengebäude der Universität, sondern einer Genossenschaft ihrer Angehörigen galt, die nach Art einer frühneuzeitlichen Bursa in den zu Wohnungen ausgebauten Kloster- und Schulräumen der mit dem Jahre 1773 aufgehobenen Niederlassung der Jesuiten ein gemeinsames, klosterartiges Leben führten. Und zwar waren es die vier Professoren des Gymnasiums, die drei Professoren der philosophischen Fakultät, der Bibliothekar der ehemaligen Jesuiten- und nunmehrigen Universitätsbibliothek und endlich der Professor der Moraltheologie, sämtlich geistliche Herren, welche Anspruch auf Wohnung darin besaßen. Dem letzteren waren dabei als Hausherrn und Kostgeber sowie als Rektor der anstoßenden Universitätskirche hinsichtlich der Überwachung der Lebensführung der Hausinsassen, zu denen gewöhnlich auch einige niedere Universitätsbeamte und Dienstboten zählten, weitgehende Befugnisse eingeräumt. Übrigens hatte sich mit dem Universitätshausdirektorate die Reihe der Würden des neuen Moralprofessors noch nicht erschöpft. Christoph Franz von Buseck, der letzte Bamberger Fürstbischof, der ihm ebenso wohlwollte als sein Vorgänger Franz Ludwig von Erthal, gewährte ihm bei der Berufung zum Professor sogleich Sitz und Stimme in der allen Schulen des Hochstiftes mit Ausnahme der drei Fachfakultäten übergeordneten Hochfürstlich Bambergischen Schulenkommission und ernannte ihn zugleich zum Wirklichen Geistlichen Rate.

So vereinigte Batz als Schulmann wie als Person eine derartige Menge von Ämtern und Titeln in sich, daß die bayerische Regierung, als sie im Jahre 1803 nach der Einverleibung des Fürstentums Bamberg und dem Einzuge seiner Universität an die Neuordnung des höheren Schulwesens in der angefallenen fränkischen

Digitized by Google

Provinz herantrat, von selbst auf ihn als den berufensten Mann hierzu, aufmerksam werden mußte und ihn unmöglich umgehen konnte. Sie wollte dies auch zweifellos selbst um so weniger, als sie ja in der Lebensanschauung und Sinnesrichtung des bisherigen Bamberger Schulendirektors die beste Gewähr erblicken durfte, daß von ihm die Organisation ihren eigensten Grundsätzen nach werde durchgeführt werden. Und so wurde Batz schon am 13. August 1803, also einige Wochen vor der am 5. September js. Js. erfolgten tatsächlichen Auflassung der Universität, von der Baier. Churf. Landesdirektion zu Bamberg mit dem Auftrage betraut, ein Gutachten über die Umgestaltung der einheimischen gelehrten Schulen auszuarbeiten. Es gelangte, 44 Folioseiten umfassend, am 19. September 1803 zur Ablieferung, gewährte jedoch trotz seines apotheotischen Eingangs den Eindruck des Unfertigen und wurde, nachdem es von Batz noch mehrfach überarbeitet worden war, erst durch den Schulreferenten der Landesdirektion, den Landesdirektionsrat Melchior Ignaz Stenglein, den vormaligen Hofmeister der fürstbischöflichen Edelknaben und späteren Domdekan von Bamberg, zum Abschlusse gebracht. Die Errichtung höherer Schulen war übrigens zunächst nur für Bamberg selbst vorgesehen, und zwar in der Form eines „Lycäums", bestehend aus vier Klassen lateinischer Vorbereitungsschule, vier Klassen Gymnasium, einem philosophischen Vorbereitungskurs und zwei Jahrgängen Philosophie, ohne oder mit einer theologischen Abteilung. Ob eine solche das Bamberger Lehrgebäude krönen werde, war einstweilen noch eine offene Frage, weshalb sich auch Batz bei seinen näheren Vorschlägen über Ausgestaltung der Schule, Einrichtung des Lehrplans, Besetzung der Lehrstellen u. dgl. nur auf die vorgymnasialen, gymnasialen und philosophischen Bestandsglieder beschränken und von einer Rücksichtnahme auf das theologische Studium gänzlich absehen zu müssen vermeinte, nicht ohne seinen Verzicht in ein elegisches Gewand über das Bedauerliche einer allenfallsigen Nichteinbeziehung des letzteren gehüllt zu haben. Nachdem seine Entwürfe von der Landesdirektion gebilligt und auf Grund einer nun doch drei theologische Jahrgänge gewährenden Churf. Entschließung durch Stenglein auch entsprechend auf diese ausgedehnt worden waren, konnte endlich am 23. November 1803 das ganze Lyzeum mit Batz als Direktor eröffnet werden. Die endgültige Allerhöchste Bestätigung erfolgte freilich erst um ein gutes Jahr später, nämlich unter dem 14. Dezember 1804, und zwar mit einigen Abänderungen, die aber lediglich den Lehrkörper betrafen; an der Einrichtung der Schule selbst wurde nicht gerüttelt.

Digitized by Google

Batz war ja auch ein viel zu kluger Kopf, als daß er von vornherein nicht schon darauf bedacht gewesen wäre, die in den altbayerischen Provinzen geltenden und nach Franken zu verpflanzenden Leitsätze des Schulwesens sich zu eigen zu machen und in merkbarer Weise zum Ausdrucke zu bringen. Zu letzterem Zwecke hatte er nicht nur der Landesdirektion neben seinem vorgenannten Organisationsentwurf für das Lyzeum noch den „Entwurf einer Instruction für die auf dem Lyceum angestellten Direktor und Professoren" sowie den „Entwurf bestimmter Vorschriften in Beziehung auf die bey dem Lyceum angestellten Privatlehrer" unterbreitet, er ließ auch seine Gedanken, um die Öffentlichkeit mit der neuen Schulart bekannt zu machen, wenn nicht zu versöhnen, als „Nachrichten über die neue Organisation des Lyceums zu Bamberg" — Bamberg 1804, 24 S. — im Drucke erscheinen. Da er sich von dem gerade in Vorbereitung begriffenen, unter dem 27. August 1804 erlassenen Schulplan des damaligen obersten Leiters des bayerischen Schulwesens Freiherrn Joseph Maria Johann Nepomuk von Fraunberg, des nachmaligen Erzbischofs von Bamberg, bereits Kenntnis verschafft hatte, war es ihm daher ein leichtes, sein Programm vollständig auf den Boden dieses Planes zu stellen, ja sogar über das von Fraunberg'sche Lehrgebäude hinaus ideell weiterzuführen, so daß, als Freiherr von Fraunberg mit dem Generalschulendirektor Wiesmayer im November 1804 zur Einsichtnahme in die Schulverhältnisse zu Bamberg hierselbst eintraf, er alles im gewünschten Geleise fand. Insbesondere hatte Batz den springenden Punkt der neuen Schulordnung: die Humaniora zugunsten einer allgemeinen realen Bildung mehr zurückzuschneiden, richtig erfaßt und in Schrift und Tat übertragen. Und man wird seinen Ansichten wirklich beipflichten können, wenn er zwar die Unentbehrlichkeit der lateinischen und griechischen Sprache für das Gymnasium nachdrücklichst unterstreicht, jedoch in diese nicht „das non plus ultra alles dessen setzet, was junge Akademiker zu ihrer künftigen Ausbildung auf Gymnasien lernen sollen", sondern auch „Kenntniß der deutschen Sprache, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre, besonders in Verbindung mit Technologie u. s. w." begehrt. Indessen brachte ihn der Übereifer, womit er diese tiefgreifende Umlagerung des bisherigen Schulsystems zu erzwingen gedachte, indem er sie zu rasch und zu vielseitig betrieb, schließlich zu Fall.

Wenn nämlich oben angedeutet wurde, daß Batz sich bei der bayerischen Regierung beliebt zu machen wußte, so sollte damit nicht

Digitized by Google

gesagt werden, daß sein Bestreben ausschließlich in dem Willen gelegen war, sich dadurch für die Stelle des Bamberger Schulendirektors zu empfehlen. Es lebte in ihm daneben auch ein deutliches verwandtschaftliches Empfinden mit den vom Süden her eingedrungenen Ideen des Josephinismus und Wessenbergianismus, das ihn die Einlegung der alten und die Aufrichtung der neuen Ordnung, zumal im Schulwesen, eher begrüßens- als bedauernswert erscheinen ließ. In pädagogischer Hinsicht aber erwies er sich als ein schwärmerisch angelegter Philanthrop, als eine von jenen Naturen, die von der feurigen Begeisterung eines Theodor Körner wie von der weltschmerzlichen Rührung eines Jungen Werther gleichviel in der Brust trugen. So wollte er in dem neugegründeten Bamberger Lyzeum einen Allerweltsbeglücker erkennen und darum auch alle Welt einladen, sich ihres Glückes teilhaftig zu machen. Offenbar von dem seinen Wünschen günstigen Umstande ausgehend, daß er zugleich die Oberaufsicht über die Sonn- und Feiertagsschulen der Stadt Bamberg erhalten hatte, traf er nämlich deren Schüler zu Liebe und in überschwingendem Entgegenkommen gegen die Bamberger Bürgerschaft eine Bestimmung, die im höheren Schulwesen aller Länder wohl einzig dasteht. Sie lautete: „Auch der nicht Studierende kann die öffentlichen Vorlesungen auf dem Lyceum in den unteren und höheren Schulen in jenen Stunden besuchen, in welchen die für ihn interessanten Gegenstände abgehandelt werden." Um diese Verfügung nicht mißzuverstehen, muß man zunächst wissen, daß der Name des Lyzeums damals in einem dreifachen Sinne gebraucht wurde: 1. als der Inbegriff des Gymnasiums mit seinen Vorstufen, den philosophischen Kursen mit ihrem Vorkurse sowie den Jahrgängen der Theologie; 2. als jener bloß der beiden ersteren und endlich 3. als jener lediglich der beiden letzteren Zweige — daß aber Batz bei seiner Anordnung nur das Lyzeum der zweiten Bedeutung im Auge hatte. Nach ihm war es also jedem Meistersöhnchen, jedem Schreinerlehrling und jedem Mörtelbuben erlaubt, zu jeder in den „trivialen", gymnasialen und philosophischen Klassen angesetzten Stunde, in der „für ihn interessante Gegenstände abgehandelt" wurden, zu erscheinen, ohne daß der Eintretende nötig hatte, irgendwelche Vorkenntnisse mitzubringen.

Diese Ungeheuerlichkeit führte denn auch alsbald zu dem Ergebnisse, das man ohne viel Prophetengabe voraussagen konnte. Sie hemmte jeden Fortschritt in der Schule, belastete ins ungemessenste den Lehrer und untergrub unaufhaltsam Autorität und Disziplin. Über kein Jahrzehnt wird daher, namentlich in letzterer Hinsicht, in

Digitized by Google

der Bamberger Schulgeschichte so heftig Klage geführt als über das erste des 19. Jahrhunderts. Freilich wurde das Schulelend dabei in hohem Grade auch durch die Gemeinde- und Gesellschaftsverhältnisse in Bamberg mitverschuldet. Die Aufregung und der Unmut der Einwohnerschaft, die durch den Sturz des Fürstbischofs sich um den Charakter ihrer Stadt als Residenz-, Bistums- und Universitätsstadt gebracht sahen, der schwere Druck der Napoleonischen Zeiten mit den ständigen Durchzügen von Soldaten und den unaufhörlichen, allseitigen und tiefgreifenden wirtschaftlichen Ansprüchen des Krieges, das unruhige Element der in Bamberg einsässig gewordenen französischen Emigrantenschaft und die teilweise mit ihr aus Frankreich eingezogenen Sitten des Jahrmarktes, der Schaustellungen, der Kaffeesiedereien, des Billardspiels u. a. hatte eine Atmosphäre erzeugt, durch die es den Lehrern nicht leicht gefallen wäre, auch nur die unvermischte Berufsstudentenschaft ohne Schaden hindurchzuführen. Nun aber, da diese durch das Hospitantentum freier, ungebundener, der Schuldisziplin gar nicht oder nur lose unterworfener junger Leute eine verführerische Verbindung mit dem Leben erhalten hatte, war solches geradezu eine Sache der Unmöglichkeit geworden. Die Geister, die Batz in die Schule gerufen, wurde er nicht mehr los. Von ihnen getrieben, mußte das Schiff seiner pädagogischen Künste und Erwartungen schmählich zerschellen. — In achtenswerter Weise zog er aber aus diesem Ereignisse auch ungesäumt die Folgerung: er legte schon im nächsten Jahre, unterm 26. September 1805, seine Stelle als Professor der Theologie, Direktor des Lyzeums und Aufsichtshabender auf die Sonn- und Feiertagsschulen nieder und bewarb sich um die Landpfarrei Baunach, die er in der Tat im gleichen Jahre 1805 auch erhielt. Sie gehörte hierarchisch zum Bistum Würzburg, doch hatte das Hochstift Bamberg und damit dessen Rechtsnachfolger, der Churfürst von Bayern, das Präsentationsrecht darauf. Batz' Vorgehen erregte allenthalben gewaltiges Aufsehen und es spann sich eine förmliche Sagenbildung um die Gründe, die den in einer so gewichtigen Stellung Befindlichen zu einem derartigen Schritte veranlaßt haben konnten. So bekundete beispielsweise der wiederholt schon genannte Jäck die Meinung, Batz hätte, „das Glück nicht besessen, der neuen Regierung von einer so vorteilhaften Seite bekannt zu seyn als der alten . . ., vielmehr soll er durch Feinde bei dem entfernten Hofe in den ungerechten Verdacht gesetzt worden seyn, als klebe er hartnäckig an der alten Regierung und deren Formen"; dazu sei seine jetzige Stellung gegenüber der früheren höchst unbedeutend

Digitized by Google

gewesen, auch hätte ihn wie die Aufhebung der Universität überhaupt so die auch als deren Folge angesehene Minderung der Zahl der Theologiekandidaten betrübt u. dgl. mehr. Aber fast alle derartigen Behauptungen sind haltlose Mutmaßungen. Die über die Errichtung und erste Führung des Bamberger Lyzeums vorhandenen Akten, sowohl dieser Lehranstalt wie der seinerzeitigen Schulaufsichtsbehörden, insbesonders des Churf. Bayer. Generallandes- und Generalkreiskommissariats in Franken, bezw. der Churf. Bayer. Landesdirektion in Bamberg, wissen nämlich nicht nur nichts von einer ungünstigen Stimmung gegen Batz zu erzählen, sondern lassen im Gegenteile einen völligen Einklang der zuständigen Schulbehörden mit seinen Grundanschauungen erkennen. So war namentlich Batz' unmittelbarer Vorgesetzter, der im Jahre 1804 als Ober-Schulen- und Studien-Kommissär nach Bamberg berufene, aus Eltmann in Unterfranken gebürtige bekannte Pädagoge Johann Baptist Graser ihm und seinen Ideen durchaus gewogen und suchte ihn von dem Entschlusse, seine Ämter in Bamberg niederzulegen, mit aller Macht abzuhalten.

Allerdings waren die Mißerfolge und die Unannehmlichkeiten in der Schule kaum alleinbestimmend gewesen, Batz zur Flucht aus der Stadt zu bewegen. Es war auch von anderwärts her Ärger und Verdruß auf ihn eingedrungen und zwar, wie es Jäck darlegt und wie es auch aus einer Bemerkung des jungen Bruders von Batz, Johann Joseph (s. d.), hervorleuchtet, aus dem bitteren Streite mit einer einflußreichen geistlichen Partei in Bamberg, einer Gegnerschaft, die er sich außer durch seine schon erwähnten Aphorismi theologici noch durch seine weiteren unten anzuführenden Druckschriften zugezogen hatte. Denn die „freie Ansicht der Glaubensverhältnisse", die „der freimüthige Verfasser" als „Muster ächter — reinreligiöser — populärer Beredsamkeit" darin vortrug, bis er „rücksichtlich der vermeintlichen Verstöße gegen die Dogmatik sehr herabgesetzt" und „durch viele Machinationen" an der Fortsetzung seiner Werke gehindert wurde, besagen nichts anderes, als daß Batz einer durchaus freiheitlichen, mit der Ansicht strenggläubiger Kreise unvereinbaren Richtung huldigte und von diesen lebhaft bekämpft wurde. Er gehörte nämlich zu den damals in Bamberg, mehr aber noch in dem benachbarten Kloster Banz beheimateten Optimisten, welche auf der von Kant versuchten Trennung von Glauben und Wissen und im Sinne der von dem vielgenannten Konstanzer Generalvikar und Bistumsverweser Ignaz Heinrich Karl von Wessenberg verfochtenen Anschauungen eine Annäherung zwischen Katholizismus und Protestantismus herbei-

Digitized by Google

führen zu können glaubten. Deshalb schlug er in Schrift und Wort einen Mittelweg ein, der aber natürlich, wie in der jüngsten Zeit der Hirtenbrief der deutschen Bischöfe vom Allerheiligentage 1917 und der Neujahrsgruß des bayerischen Oberkonsistorialpräsidenten D. Veit vom 1. Januar 1918 gleichheitlich ausführten, höchstens zur religiösen Halbheit und zu einem verwaschenen Christentum zu führen geeignet sein kann. Damals allerdings fanden dabei Bemühungen in weiten Gegenden einen äußerst günstigen Nährboden. So wurde beispielsweise Batz' „Kleines Lehrbuch der katholischen Religion" nicht nur in 23 Auflagen verlegt und in Westfalen, Schlesien, Salzburg und anderwärts amtlich eingeführt, sondern auch von einem Protestanten — G. E. Gerig — als Leitfaden zum Religionsunterrichte für Protestanten eingerichtet und — bei Wundermann in Dortmund und Lippstadt 1802 — im Drucke herausgegeben. Auch Batz' größeres Lehrbuch der christkatholischen Religion erlebte 12 Auflagen. Beide Bücher sind als sprechende Erscheinungen einer kirchenpolitisch gärenden Zeit namentlich dadurch zu einer höheren Bedeutung gelangt, daß kein Geringerer als Wessenberg selbst es war, der in seiner Schrift über „Die Elementarbildung des Volkes in ihrer fortschreitenden Ausdehnung und Entwicklung" der in ihnen befolgten Methode der Unterweisung und damit der Lehrbefähigung ihres Urhebers sympathisch gegenüberstand. Nur in der Heimat konnten die Bücher nicht recht Fuß fassen. Das erstere überhaupt gar nicht, und zwar aus dem Grunde, „weil es der selbständige Verfasser ohne weitläufige Dicasterialdeliberation 2c. drucken ließ" d. h. weil er die oberhirtliche Druckerlaubnis nicht eingeholt hatte, in der Voraussicht vermutlich, daß ihm die Genehmigung eben höchstwahrscheinlich nicht erteilt worden wäre. Einen anderen, wenn nicht noch stärkeren Stein des Anstoßes bildeten weiterhin die Batz'schen Versuche, das lateinische Rituale durch ein deutsches zu ersetzen: Bemühungen, die, von seinem Lehrer Daum begonnen, schließlich in der — allerdings nur handschriftlichen — Aufrichtung einer förmlichen Agende ihren Ausdruck gefunden hatten, die als „Daum-Batzisches Ritualbuch" widerrechtlich da und dort in den Bamberger Landen noch bis zum Jahre 1811 zur Anwendung kam, bis sie — offenbar durch das Bamberger Generalvikariat — endgültig außer Kurs gesetzt wurde.

In dieser Behörde wird man tatsächlich die Hauptgegnerschaft erblicken dürfen, die sich Batz in der heimatlichen Diözese entgegenstellte. Und zwar befanden sich zwei Männer in ihr, die schon durch

Digitized by Google

ihre nachmaligen Beziehungen zum „Eichstätter Freundschaftskreis“ die Gewähr strengster Rechtgläubigkeit darboten: der unter dem 19. September 1812 zum Präsidenten des Generalvikariats gewählte Kapitular des säkularisierten Bamberger Domkapitels und nachmalige Bischof von Würzburg, Adam Friedrich Freiherr Groß von und zu Trockau sowie der in katholischen Kreisen als „der erste Kanonist Deutschlands“ bezeichnete frühere Universitäts- und spätere Lyzealprofessor für Kirchenrecht zu Bamberg, Dr. Andr. Frey.*) Es waren dies zwei streitfähige Degen, von denen insbesondere der letztere um die Zeit der Begründung des bayerischen Konkordats durch eine Reihe anonym abgelassener Schriften für die Rechte der katholischen Kirche in Deutschland eintrat und bei dieser Gelegenheit auch gegen Wessenberg und Batz polemisierte. Der Charakter der vorgenannten Männer schließt es aus, daß sie bei ihrer Bekämpfung der Batzschen Ideen persönliche Beweggründe unterlaufen ließen. Sollte darum sonst, wie gemeldet wird, bei der abträglichen Beurteilung der kirchlichen Haltung des Gedachten ein guter Teil feindlichen Neides die Hand mit im Spiel gehabt haben, so wäre dieser zweifellos auf Rechnung Dritter zu setzen, im übrigen als allgemein menschliche Begleiterscheinung nicht sonderlich wundernswert.

Andererseits kann man verstehen, daß der fortgesetzte Anprall und mächtige Wellenschlag religiöser und persönlicher Gegensätze auf die Gesundheitsverhältnisse eines Mannes, der, wie Batz einen sehr zartbesaiteten Körper sein eigen nannte, äußerst ungünstig einwirken mußte. Der Genannte kam daher schon in leidendem Zustande in Baunach an. Von einer Krankheit in die andere fallend und nur höchst selten imstande, seinen pfarramtlichen Pflichten nachzukommen starb er in seinem neuen Berufsorte am Abende des 14. August 1807, erst 37 Jahre alt, ruhig und gefaßt eines sanften Todes.

Damit rückte sein Charakterbild aus dem Rahmen der fließenden Gegenwart in jenen der stehenden Vergangenheit. Und wenn auch dessen wissenschaftliche Züge hierin, je nach dem Augpunkte des Beurteilers, noch immer schwankend dargestellt zu werden pflegen und es gewiß übertrieben anmutet, den Geschiedenen als „ein Meteor am theologischen Horizonte, wie im Bambergischen noch keines glänzte und nicht so bald eines glänzen möchte“, bezeichnet zu sehen, so besteht hinwiederum auch kein Zweifel, daß wir es in ihm mit einer seltenen, wohlmeinenden und liebenswürdigen Erscheinung zu tun

*) S. dessen Biographie in den „Lebensläufen“. (2. Bd.)

Digitized by Google

haben: daß „strenge Sittlichkeit, hohes inniges Gefühl für Religiosität, unverbrüchliche Achtung für seinen Beruf" ebenso „die Grundlagen seines Charakters ausmachten", als er sich „jedem gefällig, höchst tätig ohne vieles Geräusch, freigebig gegen Arme, ganz Liebe im Umgange mit Kindern, nur rathend und mahnend, nie befehlend, gewöhnlich bittend" erwies. Damit würde im Einklange stehen, was die Aufschrift auf dem seine Grabstätte einst schmückenden einfachen Kreuze von seinem persönlichen Leben besagte:

Hier ruhet
Joh. Friedr. Batz,
wirkl. geistl. Rath und Pfarrer zu Baunach,
geboren 1770, gestorben 1807.
Sanft war sein Leben,
Sanft war sein Tod.
Er ruhet nun von seinen Arbeiten.
Seine Werke folgen ihm.
Liebevoll segnete er Jeden,
Segne auch Du, Leser,
Den Verewigten.

Veröffentlichungen von J. Fr. Batz: Aphorismi theologici. Bamberg, 1794. 4°. 24 S. — Predigten über verschiedene Gegenstände, den guten Bürgern Bambergs gewidmet. Bamberg 1797. N.-Auflage 1810. 8°. 367 S. — Christliche Religions- und Kirchengeschichte. Bamberg 1797. 8°. 25 Bg. — Andacht für Kinder, welche zur Kommunion gehen. Bamberg 1798. 12°. — Lehrbuch der christkatholischen Religion in Fragen und Antworten. Bamberg 1799. 8°. 12. Aufl. 1812. 8°. 320 S. 23. Aufl. 1832. 8°. — Dasselbe im Auszuge, Bamberg 1800. 12°. 18. Aufl. 1831. 12°. — Kleines Lehrbuch der katholischen Religion. Bamberg 1800. 10. Aufl. 1811. 12°. 106 S. — Nachrichten über die neue Organisation des Lyceums zu Bamberg. Bamberg 1804. 4°. 24 S. — Moralische Betrachtungen über den wahren klerikalischen Geist (nach seinem Tode herausgegeben von seinem Bruder Johann Joseph Batz.). Bamberg 1809. 8°. 102 S. — Kleinere Aufsätze und Beiträge in der von Joh. Jos. Batz herausgegebenen Theologischen Zeitschrift, 1. und 2. Bd., sowie in anderen periodischen Schriften — (Batz' Leitfaden zum Religionsunterricht für Protestanten eingerichtet von G. E. Gierig. Dortmund 1802. 8°.)

Literatur. Außer den im Texte erwähnten Nachrufen bei von Siebold und Jäck und einer Anzahl darauf fußender Notizen in biographischen Wörterbüchern kommen an Druckschriften noch in Betracht: Clemens Alois Baader, Lexikon verstorbener Baierischer Schriftsteller 1. Bandes 1. Theil, Augsburg und Leipzig 1824, S. 39. — Heinrich Weber, Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg von 1007—1803. Bamberg 1880, 2 I C, 2 V D u. a. a. O. — Wilhelm Heß, Geschichte des K. Lyceums Bamberg und seiner Institution ... 1. Teil, Bamberg 1903, § 7—12. — Handschriftliche Quellen sind die Akten der

Digitized by Google

Hochfürstlichen Bamberger Universität, des K. B. Lyceums Bamberg und des Churf. Generallandes- bezw. Generalkreis-Kommissariats in Franken sowie der Churf. und K. B. Landesdirektion in Bamberg (die drei letzteren Bestände bei der K. Regierung von Oberfranken in Bayreuth, der erste im K. Kreisarchiv zu Bamberg).

Wilhelm Heß (Bamberg).

3. Batz, Johann Joseph, Katholischer Theologe und Philosoph 1775—1814.

Batz, Johann Joseph, erblickte zu Bamberg als jüngerer Bruder des Johann Friedrich Batz (s. d.) das Licht der Welt am 23. (nicht 22.) Juni 1775. Ebenso begabt als dieser durchlief er mit gleich glänzendem Erfolge die unteren und philosophischen Schulen der Stadt, wurde auf Grund seiner am 24. September 1793 gehaltenen öffentlichen Disputation zum Doktor der Philosophie promoviert und, nachdem er sich zum Studium der Theologie entschlossen hatte, ebenfalls schon frühzeitig in das fürstbischöfliche Priesterseminar aufgenommen. Wie sein Bruder Repetitor der Philosophie in dem Hause der Hofedelknaben zu Bamberg widmete er sich mit Vorliebe dem Studium dieses Faches, mit dem Erfolge, daß der Fürstbischof Christoph Franz von Buseck ihn im Jahre 1797 nach dem Abgang des bisherigen Philosophieprofessors Johann Sommer auf die Pfarrei Pretzfeld an dessen Stelle zum Professor in der philosophischen Fakultät der heimatlichen Universität und zugleich zum Vorstande des Armenstudentenhauses, des Hospitium Marianum, ernannte. Obwohl der wirtschaftlich schwierige, teilweise auf Almosen gestellte Betrieb des genannten Hauses seiner Neigung nicht recht zusagte, hielt er doch aus Liebe zur studierenden Jugend, in dem Wunsche ebenso ihre Ausbildung wie ihre Erziehung zu fördern, und unter teilweiser Aufopferung seines Professorengehaltes drei Jahre in ihm aus, bis seinem Bruder Johann Friedrich mit der Berufung zum Professor und Universitätshausdirektor im Jahre 1800 auch die Geschäfte der Vorstandschaft des Hospizes anheimfielen.

Bei der Säkularisation im Jahre 1803 und der Umwandlung der philosophischen und theologischen Fakultät der Universität zu Bamberg in die höheren Lehrkurse des daselbst errichteten Lyzeums erhielt er an diesem die Professur für Physik und Mathematik. Er

Digitized by Google

stand in der Tat in diesen beiden Wissenschaften nicht nur theoretisch auf der Höhe der Zeit, sondern erwies sich in ihnen auch als gewandter Experimentator und fähiger Techniker. Die letzteren Eigenschaften kamen ihm namentlich bei der Uebernahme der von der Universität und den säkularisierten Klöstern Langheim und Banz angefallenen physikalischen Kabinette sehr trefflich zustatten, indem er aus ihnen, die durch die Ueberführung vielfach in einen schlechten Zustand versetzt waren, ein ganz artiges cubiculum mathematico—physicum, das freilich im großen und ganzen nur Schmuckwert besaß, zusammensetzte. Leider hatte die bayerische Regierung damals nicht viel übrig, derlei Behelfe des Unterrichts brauchbar auszugestalten, und strich ihm deshalb sogar noch die anfangs zum Anschaffen von Apparaten und Verbrauchsstoffen ausgesetzten Etatsmittel von 100 fl, so daß er kaum ungerne von seiner Stelle schied, als die Neuordnung der lyzealen Verhältnisse im Jahre 1805 ihn als Professor der Dogmatik in die theologische Abteilung überführte. Da er bislang schon in diesem seinem neuen Lehrfache mitgearbeitet hatte, so fiel es ihm als „tiefdenkendem und leichtfaßlichem Dozenten" nicht schwer, auch darin seine Zuhörerschaft zu begeistern. Doch war ihm das Glück nicht lange hold. Zunächst hatte er seine Stelle vier Jahre lang zu verwesen, ehe sie ihm endgültig übertragen wurde. Kaum war dies aber im Jahre 1809 geschehen, so traf ihn infolge der Zusammenlegung der theologischen Professuren des Lyzeums das Mißgeschick, in den Ruhestand versetzt zu werden. Dieser Ausgang traf ihn um so empfindlicher, als der Umzug seines Bruders als Pfarrer nach Baunach, der kostspielige Aufwand für die dortige Oekonomiepfarrei durch denselben und dessen langes Krankenlager die Mittel der Familie vollständig erschöpft hatten. Schon früher war er darum um eben diese Pfarrei und, als seiner Bitte nicht willfahren wurde, um eine beliebige andere eingekommen. Seine Wünsche hatten insoferne nichts Befremdliches, als es zu jener Zeit in Bayern Pfarreien gab, deren Einkünfte die eines Professors der höheren Schulen nicht unwesentlich überstiegen, so daß die Verleihung solcher Pfründen amtlicherseits sogar als Belohnung für treu geleistete lehramtliche Dienste in Aussicht gestellt wurde. Nun die Not höher rückte, trat er neuerdings mit der Bitte hervor, ihm entweder eine Gehaltszulage zuteil werden zu lassen oder ihn als Professor auf eine Universität zu befördern oder ihm endlich die kürzlich freigewordene Pfarrei Bühl, in der Oberpfalz gelegen, kirchlich aber zum Bistumssprengel Bamberg gehörig, zu übertragen.

Digitized by Google

Dem letzteren Ansuchen wurde in der Tat mit Dekret vom 18. Mai 1810 entsprochen. Aber der Wechsel hatte nichts Günstiges für Batz im Gefolge. Die Pfarrei war sehr beschwerlich zu versehen und bot auch häuslich wie gesellschaftlich keine Bequemlichkeiten: das Dorf lag am Fuße, das Pfarrhaus und die Kirche auf der Höhe eines Berges; die nähere Umgebung seines Wohnsitzes war demgemäß windig und rauh, so daß der zart gebaute, mit der Schwindsucht behaftete und mehrmals bereits vom Blutsturze heimgesuchte Mann unendlich schwer darunter zu leiden hatte. Dazu nagte an ihm das Weh über die schroffe Zerstörung seiner beruflichen Laufbahn, der Schmerz über die Trennung von seinen Bamberger Freunden und sicherlich auch die Reue über die Unzeitigkeit seiner Bitte, die er nur als Verzweiflungsschritt unternommen zu haben scheint und deren Gewährung er wahrscheinlich gar nicht erwartet hatte, so sehr sich auch das K. Dekret bemühte, ihm durch Schmeicheleien die gereichte Pille zu versüßen. Aus gequältem Herzen floß es daher, wenn er in einem Briefe an den Bamberger Bibliothekar und Geschichtsschreiber Joachim Heinrich Jäck darüber klagt, daß man ihn und seinen Bruder Johann Friedrich »inter agrestes pecudes silvasque« verstoßen habe. Er starb denn auch alsbald, nachdem sich zu seinem Grundleiden noch Wassersucht eingestellt hatte, vergrämt und weltverloren zu Bühl am 12. März 1814, also gleich seinem Bruder noch in den Dreißigern, nämlich 3 Monate weniger als 39 Jahre alt.

Hatten so die äußeren Lebensschicksale der beiden Batz ungemein viel Ähnlichkeiten aufzuweisen, so liefen auch die Urteile und Erfahrungen einig, die dieselben bezüglich ihrer wissenschaftlichen Anschauungen und ihrer kirchlichen Haltung zu buchen in der Lage waren. Nur daß man den jüngeren Batz, wie es ja auch schon seine erste Stellung als Lehrer der Philosophie mit sich brachte, noch viel vernehmlicher auf sein Verhältnis zur Kantschen Ideenwelt untersuchte als den älteren Bruder. Daß er diesen Ideen tatsächlich in weitgehendem Maße huldigte, ergibt sich schon aus den Inauguralquästionen, mit denen er dem Herkommen gemäß als Promotor für den philosophischen Doktorgrad gehalten war, die entsprechenden Inauguralabhandlungen der Promovenden zu begleiten. So lautet eine solche von ihm aus dem Jahre 1798: Quamnam philosophia Fichteana ad Kantianam habet rationem — eine andere vom Jahre 1802: Linguam articulatam homo invenit, ipse perfecit. Beide tun den Professor als ausgesprochenen Anhänger der zwei vorstehend genann-

Digitized by Google

ten deutschen Philosophen dar, wie denn auch laut seinen Vorlesungen über das weiter ausgearbeitete erstere Thema, ferner über die Kritik der Vernunft, über die Kritik der praktischen Vernunft und über die Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung des Idealismus die neuesten Ansichten auf philosophischem Gebiete bei ihm zum vollen Durchbruche gelangt waren. Noch deutlicher trat er mit seinen Gedanken in der „Theologischen Zeitschrift" hervor, die er im Jahre 1809 zu Bamberg gegründet hatte.

Es war keine leichte Sache, die sich Batz mit der Herausgabe dieser gelehrten periodischen Schrift aufbürdete. So eindringlich es auch von verschiedenen Seiten als eine unbedingte Notwendigkeit bezeichnet worden war, in der Metropole des oberen Frankenlandes ein derartiges Unternehmen ins Leben zu rufen, und so viele Teilhaber sich Batz im Anfange auch als Beihelfer wie als Abnehmer der Zeitschrift gesichert hatte, so waren doch die Widrigkeiten, welche sich ihrer Erstellung und Fortführung entgegensetzten, ebenso groß als zahlreich. Und zwar erwiesen sich die auf der Gegensätzlichkeit der philosophischen und theologischen Grundanschauungen aufbauenden inneren Hindernisse nicht minder stark als die äußeren, wie sie die Kostspieligkeit des Druckes, die Kleinheit und ständige Minderung des Leserkreises, die Abkehr vermeintlicher Gönner und Gesinnungsgenossen von dem Verbande der Zeitschrift u. s. w. im Gefolge hatten. Bamberg war eben nicht Würzburg und die Franz Berg, Joh. Michael Feder, Franz Oberthür, Adam Joseph Onymus und Michael Ignaz Schmidt, welche der Universität am Mittelmain ein so ausgesprochenes freisinniges Gepräge verliehen hatten, besaßen hier wesensgleiche Abbilder von ähnlich hervorragender Bedeutung keineswegs. Auch hätten sich diese in der an Umfang bescheideneren Stadt und bei der infolgedessen um so dichteren Schichtung einer ausgesprochenen Gegnerschaft unmöglich in dem freien Maße wie dort entfalten und durchringen können. Doch wurde der drohende Rückschritt der Batz'schen Zeitschrift dadurch hintangehalten, daß es dem Herausgeber gelang, einige Mitarbeiter zu gewinnen, gegen deren natürliche Befähigung, allgemeine Bildung, wissenschaftliche Schulung und kirchliche Haltung sich nicht das geringste einwenden ließ, darunter den vormaligen Gegner seines Bruders, Universitäts- und später Lyzealprofessor für Kirchenrecht zu Bamberg, Geistlichen Rat Dr. Franz Andreas Frey, den unentwegten Vorkämpfer für das Zustandekommen des bayerischen Konkordats, sowie den seinerzeitigen Kaplan bei St. Martin in Bamberg und nachmaligen

Digitized by Google

Lyzealprofessor für Dogmatik und Domdekan daselbst, Dr. Friedrich Brenner.

Der letztere war es auch, dem Batz, als dieser von seiner Pfarrei aus der Schwierigkeiten in der Herausgabe des 3. Bandes seiner Zeitschrift nicht mehr Herr wurde, die Schriftleitung anvertraute und der sie bis zum Jahre 1814, bis zum Zerfall des Unternehmens, weiterführte. Unter seiner Ägide gelang es den Batz'schen Blättern sehr bald, in der fränkischen Literatur eine achtenswerte Stellung einzunehmen, zumal Brenner bestrebt war sich nicht der „scharfen Feder" zu bedienen, durch die nach seiner Meinung sein Freund Batz sich so manche Feindschaft zugezogen hatte. Sachlich bildete übrigens den stärksten Stein des Anstoßes für den letzteren eine außerhalb der theologischen Zeitschrift erschienene Abhandlung von ihm, worin er den Versuch unternahm, die neuen bayerischen Ehegesetze als mit der Schrift und der Tradition in völliger Übereinstimmung befindlich zu erklären. Und wenn auch Jäck in seinem bekannten Pantheon — S. 55 — die Widersacher als „ein Heer geistloser (s: glebae adscriptores) Theologen" bezeichnet, „welche den Werth der Wissenschaften in ein ewiges Wiederaufwärmen scholastischen Sauerteigs legen", und erwartete, daß „auch diese Orthodoxen noch zum Stillschweigen gebracht werden würden", so war er doch mit dieser Ansicht ebensoweit entfernt von der Wahrheit wie der vortreffliche Bamberger Geschichtsforscher Heinrich Weber von der Wahrscheinlichkeit, wenn dieser in seiner „Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg" — Bamberg 1880—82, S. 224 — „das peinliche Aufsehen, welches Batz' Schrift in weiteren Kreisen hervorgerufen", als die Ursache erkennen will, daß Batz im Jahre 1810 auf die Pfarrei Bühl „befördert" worden sei. Was nämlich den letzteren Punkt angeht, so übersieht — abgesehen davon, daß die damalige bayerische Regierung doch wahrhaftig nicht den Widersinn begehen konnte, den Verteidiger ihrer eigenen Grundsätze zu maßregeln — Weber dabei vollständig: erstens, daß Batz seit dem Jahre 1809 sich nicht mehr im aktiven Dienste befand und also auch nicht von seiner Professur „wegbefördert" zu werden vermochte; zweitens, daß, wie oben gelegentlich bemerkt wurde, bei den Lebens- und Standesverhältnissen der Geistlichen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Übertragung einer Pfarrei an einen Professor keineswegs das Kennzeichen einer Strafe, sondern vielmehr oftmals das der Berücksichtigung trug, und drittens, daß Batz, wenn auch unüberlegt, so doch völlig freiwillig um die Übertragung der Pfarrei Bühl eingekommen war.

Digitized by Google

Übrigens war es schließlich bei dem jüngeren Batz genau wie bei dem älteren, Johann Friedrich — und so setzt sich die Gleichheit der Schicksale beider Brüder sogar in gewissem Sinne noch über das Grab hinaus fort — wiederum der mächtigste Versöhner der Welt, der Tod, welcher durch Freundeshand dem Lebensbilde des Entschlafenen in so starken Farben geistige Vorzüge und menschliche Tugenden zufügte, daß der aus wissenschaftlichen Streitfragen und gelehrten Meinungsverschiedenheiten erstellte Untergrund hiegegen merklich verblaßte. So wird Batz von seinem seelenverwandten Freunde und Nachfolger in der Leitung seiner Zeitschrift, Brenner, als ein ganz ausgezeichneter Kopf, als ein Genie geschildert, dessen Gedanken, in eine sehr gefällige Hülle gekleidet, unmittelbar zum Drucke hätten befördert werden können. Sein Vortrag auf dem Katheder wie auf der Kanzel sei kraftvoll, verständlich, schön und eindringend gewesen. Gesellschaften, gelehrten Zusammenkünften, Spaziergängen und Besuchen nicht abgeneigt habe er sich im Umgange äußerst höflich, freundlich, zuvorkommend und unterhaltend, im Leben aber als ein edler, freundschaftlicher, offener und freier Charakter, dazu als ein sittenreiner, im Stillen wohltätiger und frommer Mann erwiesen — kurz als eine Erscheinung, die für sich das horazische non omnis moriar anzuwenden mit vollem Rechte beanspruchen konnte.

Veröffentlichungen von J. J. Batz: Theses philosophicae. Bamberg 1796. 8°. — Positiones ex universa philosophia. Bamberg 1798. — Aphorismi philosophici. Ebenda 1800 und 1802 (Untertitel im Texte). — Commentatio in psalmum 109, qua continuationem praelectionum suarum indicit. Bamberg 1809. 8°. 24 S. — Harmonie der neuesten Baierischen Ehescheidungsgesetze mit Schrift und Tradition. Eine freimüthige Abhandlung von einem Katholiken. Bamberg 1809. — Theologische Zeitschrift, 1. bis 3. Band. Bamberg 1809 — 10. 8°. — (Aus dem Nachlasse seines Bruders Johann Friedrich): Moralische Betrachtungen über den wahren klerikalischen Geist. Bamberg 1809 8°. 102 S.

Literatur. Friedrich Brenner, Johann Joseph Batz. Theolog. Ztschr., 10. Bd., S. 508. — Joachim Heinrich Jäck, Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs. Bamberg 1812, S. 54. — Clemens Alois Baader, Lexikon verstorbener Baierischer Schriftsteller . . . 1. Bandes, 1. Theil, Augsburg und Leipzig 1824, S. 39. — Heinrich Weber, Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg von 1007—1803. Bamberg 1880, 2 I B u. a. a. O. — Wilhelm Heß, Geschichte des K. Lyceums Bamberg und seiner Institution . . . 1. Teil. Bamberg 1903, § 7—12. — Außerdem die bei Joh. Friedr. Batz angegebenen handschriftlichen Quellen.

Wilhelm Heß (Bamberg).

Digitized by Google

4. Bauernfeind, Karl Max von,
Professor an der technischen Hochschule in München
1818—1894.

Geboren am 18. November 1818 zu Arzberg in Oberfranken, Abkömmling einer aus dem Salzburg'schen stammenden Familie, welche durch die Protestantenverfolgung vertrieben in der Markgrafschaft Brandenburg-Bayreuth Aufnahme gefunden hatte, war dem Knaben und Jüngling keine leichte Jugendzeit beschieden. Er besuchte die Lateinschule in Wunsiedel und die Gewerbeschule in Nürnberg, arbeitete jedoch im Stillen so eifrig weiter, daß er sich das Maturitätszeugnis des humanistischen Gymnasiums zu erwerben vermochte. Im Herbst 1836 fand er Aufnahme in Nürnbergs polytechnischer Schule (älterer Ordnung), deren Rektor damals der berühmte Physiker Georg Simon Ohm war. Für diese war ein zweijähriger Besuch vorgeschrieben und so kam Bauernfeind 1838 nach München, um sich dem Studium der mathematischen Wissenschaften zu widmen. Dort aber bestand seit einiger Zeit eine „Polytechnische Zentralgesellschaft" und deren Vorsitzender, der bekannte Politiker und Großindustrielle von Utzschneider (1763—1840) veranlaßte den jungen Mann zur Technik überzugehen. Er wurde 1841 Bauingenieur unter der Leitung des berühmten Brückenbauers F. A. von Pauli (1801—1882), legte die Staatsprüfung ab und wurde am 1. April 1842 der neugeschaffenen Eisenbahnbausektion zu Hof zugeteilt. Unter seinen Amtsgenossen befand sich sein späterer Kollege in Forschung und Lehre, der als Begründer der Graphostatik zum hohen Ansehen gelangte Pfälzer K. Cullmann (1821—1881). Zu Unterrichtszwecken sah sich B. 1847 nach München zurückgerufen. 1848 wurde er beauftragt, eine wissenschaftliche Reise nach England zu unternehmen. Von dort mit reichem Ertrage zurückgekehrt, erhielt er 1849 die zweite, 1851 die erste Professur der Ingenieurwissenschaften und Geodäsie an der Münchner Polytechnischen Schule (älterer Ordnung). In die Zwischenzeit fiel die Eheschließung, indem B. eine Jugendfreundin, Fräulein Pauline Merkel aus Nürnberg, heimführte. Eigene Kinder blieben der glücklichen Ehe versagt; aber indem es eine nahe Verwandte an Kindesstatt annahm, durfte das Paar sich gleichwohl eines harmonischen Familienlebens erfreuen.

Im Jahre 1853 erwarb sich B. die philosophische Doktorwürde der Universität Erlangen auf Grund einer Dissertation »De planimetro«. Sonst beschäftigten ihn vorzugsweise Studien über die

Digitized by Google

Gewölbetheorie und den Viaduktbau des Altmeisters von Pauli. Auch seine später noch wiederholt aufgelegten „Vorlageblätter" fallen in jene Zeit. Vor allem aber trat er in der Öffentlichkeit hervor durch sein großes, zweibändiges Werk „Elemente der Vermessungskunde" (Stuttgart, Cotta), welches in dem Zeitraum von 1856—1890 nicht weniger als sieben Auflagen erlebte. Neben der regen schriftstellerischen Tätigkeit ging eine nicht weniger lebhafte administrative einher, indem B. 1858 zum Regierungs- und Baurat ernannt worden war. Als solcher hatte er denn auch die bedeutungsvollste Leistung seines arbeitsreichen Lebens auszuarbeiten: 1868 entstand die neue polytechnische Schule, das Polytechnikum, dem nachmals der Name Technische Hochschule beigelegt wurde.

Der geistvolle Handelsminister von Schlör hegte schon längere Zeit die Absicht, eine Zentralanstalt dieser Art ins Leben zu rufen, und in B. glaubte er den richtigen Mann für die Verwirklichung seines Planes gefunden zu haben. Die drei älteren „Polytechnischen Schulen" in München, Nürnberg und Augsburg wurden durch sogenannte „Industrieschulen" ersetzt und die neue Hochschule wurde des Ranges der drei Landesuniversitäten teilhaftig. Erster „Direktor" — die Rektoratsverfassung ward erst 1901 eingeführt — wurde B., zugleich auch ordentlicher Professor der bisher schon von ihm vertretenen Disziplinen. Die Organisation der neuen Anstalt, die Berufung ihrer Lehrer, die Begründung ihrer Institute lag wesentlich in seiner Hand, und hauptsächlich ihm ist es zuzuschreiben, daß die Hochschule mit einer sehr umfassenden, einer philosophischen Fakultät sich annähernden „Allgemeinen Abteilung" ausgestattet werden konnte, wie sie damals ziemlich isoliert dastand, seitdem jedoch mehr und mehr von den Schwesternanstalten nachgeahmt wurde. v. Bauernfeind hat die Stelle eines Direktors von 1871 bis 1874 und dann wieder von 1880 bis 1889 bekleidet; in diesem Jahre trat er in den Ruhestand. Bereits seit 1865 gehörte er der Akademie der Wissenschaften an; seit 1868 auch als bayerisches Mitglied der Gradmessungs-Kommission. Der Verdienstorden, der den persönlichen Adel nach sich ziehen kann und in diesem Falle auch nach sich zog, wurde ihm 1873 erteilt und 17 Jahre später folgte ihm das Komturkreuz; Geheimrat war er 1885 geworden. In den damals für alle Mittelschulangelegenheiten maßgebenden „Obersten Schulrat" wurde B. 1872 berufen.

Ein kerngesunder Mann, hatte er mit körperlichen Leiden, abgesehen von häufigen Katarrhen, niemals zu kämpfen, solange er im Amte war. Die Ferien, die er gerne in seinem Landhause oberhalb des Starnberger

Digitized by Google

See's verbrachte, genügten vollauf zur Wiederauffrischung der stark in Anspruch genommenen Kräfte. Erst der Winter 1893/94 ließ eine Änderung wahrnehmen, die offenbar auf ein tieferes, rasch fortschreitendes Leiden zurückzuführen war. Ihm ist er dann auch am 5. August 1894 erlegen.

Von der gelehrten Tätigkeit des rastlosen Arbeiters im Dienste der Wissenschaft läßt sich an dieser Stelle kaum Rechenschaft geben; sind doch nicht weniger als 81 Veröffentlichungen seinem Biographen Schmidt bekannt geworden. Nur auszugsweise kann des Wichtigsten gedacht werden. Weit bekannt machte ihn schon seine größere Erstlingsschrift („Theorie und Gebrauch des Prismenkreuzes", München 1831), deren Hauptergebnis zur Konstruktion eines Entfernungsmessers führte, der sich unter dem Namen „Bauernfeind'sches Distanzprisma" in den Kreisen der Geodäten rasch einbürgerte. Nächstdem galten seine Untersuchungen insbesondere der Atmosphäre, und zwar zog ihn vor allem das Problem der Höhenmessung mit dem Barometer an. Er hatte einen höheren Berg der bayerischen Voralpenkette durch seine Schüler mittelst Nivellements, der zuverlässigsten aller Höhenmessungsmethoden, genau ausmessen lassen und sah sich so in der Lage, das Barometer weit schärfer zu prüfen, als dies bis dahin möglich gewesen war. Seine „Beobachtungen und Untersuchungen über die Genauigkeit barometrischer Höhenmessungen" (München 1862) gaben zuerst Gewißheit darüber, daß alle Bestimmungen dieser Art eine tägliche Periode haben, bei deren Kenntnis eine höhere Übereinstimmung mit den nivellitischen Resultaten zu erzielen ist. Hiebei kam durchweg das Quecksilberbarometer in Betracht, und da dieses mehr und mehr durch das handliche Federbarometer ersetzt zu werden pflegte, so stellte sich die Notwendigkeit heraus, auch dieses einer entsprechenden Prüfung zu unterziehen. So entstand eine weitere Schrift („Beobachtungen und Untersuchungen über Eigenschaften und praktische Verwertung der Naudet'schen Aneroidbarometer, München 1874). In ihr wurde dargetan, daß sich unter sonst ganz gleichen Umständen Quecksilber- und Aneroidmessungen hinsichtlich ihrer Genauigkeit wie 17:10 verhalten. – Die geodätischen Operationen werden in hohem Grade beeinflußt durch den Umstand, daß aus jedem geradlinigen Lichtstrahle beim Passieren der irdischen Lufthülle eine gekrümmte Linie wird. Diese Abweichung völlig klarzustellen, war der Endzweck mehrerer akademischer Abhandlungen („Die atmosphärische Strahlenbrechung", München 1864—1867; „Ergebnisse aus Beobachtungen der terrestrischen Refraktion", München 1880—1888). Die Gradmessungspflichten veranlaßten B., die Exaktheit feldmesserischer Operationen so viel als möglich zu steigern, für welche Bemühungen acht zusammenhängende Hefte („Das bayerische Präzisionsnivellement", München 1870—1890) Zeugnis ablegen. Als Ingenieur betätigte er sich, — der Vorlagen für Bahn-, Straßen- und Brückenbau ist bereits gedacht, — vorwiegend durch die folgenden beiden Schriften: „Beitrag zur Theorie der Brückengewölbe", München 1846; „Grundriß der Vorlesungen über Erd- und Straßenbau", München 1875. Bedauert hat man, daß eine Denkschrift über Eisenbrücken, welche Pauli's bekannte Lehren mathematisch schärfer begründete, nicht unter die Presse gekommen ist.

Max Schmidt, C. M. von Bauernfeind, Jahresbericht der Technischen Hochschule für das Studienjahr 1894/95; Münchener Neueste Nachrichten, 12. August 1894.

† S. Günther (München).

Digitized by Google

5. Behringer, Edmund,
Schulmann und Dichter
1828—1900.

Behringer Edmund, Schulmann und Erzieher, Dichter und Menschenfreund, wurde am 22. Mai 1828 zu Babenhausen im sangesreichen Schwabenlande als Sohn eines Fugger'schen Herrschaftsrichters geboren. Im Jahre 1839 wurde der reichbegabte und namentlich mit einer lebhaften Phantasie ausgestattete Knabe an das Gymnasium St. Stephan in Augsburg gebracht, um dann 1843 nach Kempten überzusiedeln, wo er 1847 die Reifeprüfung mit Auszeichnung bestand. An der Hochschule in München schloß er sich der Landsmannschaft Algovia an, die er mehrere Semester als Senior in jener sturmbewegten Zeit leitete.

Zunächst widmete er sich dem Studium der Rechtskunde, ging aber später über zur klassischen Philologie, worin er sich 1851 der Staatsprüfung unterzog. Um sein Wissen und Können zu vertiefen und besonders um seine Vorliebe für altdeutsche Sprache und Geschichte zu befrieden ging er jetzt nach Bonn, wo er bei Brandis, Arndt und namentlich bei dem kongenialen Simrock eine sehr freundliche Aufnahme fand. Dort ergriff ihn wie auch sonst oft während der Ferien mit Macht die Wanderlust und führte ihn nach Trier, in die Eifel, später bis nach Italien. Es war stets ein köstlicher Genuß, ihn von solchen Sängerfahrten erzählen zu hören, bei denen er, Nibelungenlied und Homer in der Tasche und die liebe Zither auf dem Rücken, hinwallte durch Wald und Feld, über Berg und Tal und dann am Abend Wirtsleute und Mitgäste durch Spiel und Sang entzückte. Nachdem er dann vom Herbst 1852 bis Ostern 1853 als Assistent in Kempten tätig gewesen, begab er sich wieder an die Universität in Würzburg und fand in dieser anmutigen Frankenstadt bei den Geschwistern Kuhn ein zweites Heim. Eine der Schwestern besorgte seine Häuslichkeit bis zu seinem Heimgang 1900. Im Herbst 1854 wurde er Assistent am Gymnasium in Würzburg und von da an war seine ganze weitere Wirksamkeit dem Frankenlande gewidmet. Am 16. November 1855 wurde er zum Studienlehrer in Bamberg ernannt, aber schon am 1. April 1856 kehrte er in gleicher Eigenschaft nach Würzburg zurück und ebenso wieder als Gymnasialprofessor von Eichstätt am 15. August 1866, wozu er am 16. November 1865 befördert worden war. Am 16. November 1871 wurde er als Rektor ans Gymnasium Aschaffenburg berufen. Aschaffenburg gewann

Digitized by Google

er so lieb, daß er mehrmals Berufungen an größere Studienanstalten, zuletzt an das Ludwigs-Gymnasium in München unter Minister von Müller, ablehnte. Nachdem er noch 1896 sein 25jähriges Rektorjubiläum unter großartiger Beteiligung der augenblicklichen und ehemaligen Schüler und Lehrer begangen hatte, trat er am Schlusse des Schuljahres 1897/98 in den wohlverdienten Ruhestand. Aber nicht lange sollte er sein otium cum dignitate genießen. Am 11. November 1900 traf ihn ein Gehirnschlag, der am 13. seinen Tod herbeiführte.

Das ist der äußere Rahmen eines Lebens, das bei der Fülle und Vielseitigkeit seines Wirkens nicht leicht zu würdigen ist. Behringer war vor allem ein Lehrer, Erzieher und Schulleiter originellster Art. Beim Unterricht war es ihm nicht so sehr um Vermittlung umfassenden Wissens als um vielseitigste Anregung zu geistiger Selbstbetätigung und Sicherheit im richtigen Auffassen, Urteilen und Unterscheiden, in der selbständigen Verarbeitung des gebotenen Lehrstoffes zu tun. Jedes Fach seines Unterrichtsgebietes beherrschte er mit vollendeter Meisterschaft und seine Klassikererklärung verlor sich bei seiner tiefsinnigen Erfassung des Schriftstellers nie in unfruchtbare Liebhabereien oder gesuchte Spezialitäten, sondern unter erschöpfender, allseitiger Klarlegung der sachlichen und sprachlichen Fragen nahm er durch treffendes Herausarbeiten des Grund- und Kerngedankens Geist und Herz der Schüler ganz in Beschlag und ein jeder, der je lernend zu seinen Füßen saß, muß gestehen, daß es immer eine Freude und ein wahrer Hochgenuß war, ihn die Meisterwerke der Alten und namentlich den Horaz erklären zu hören. Ganz besonders ergiebig und fördernd aber gestaltete sich sein Unterrichtsverfahren im Deutschen. Er war selbst Meister des Stiles und verstand es, ein Stück solcher Meisterschaft auch auf seine Schüler zu übertragen. Dabei legte er den Schwerpunkt nicht auf Lektüre oder Literaturgeschichte, sondern ohne diese Aufgaben zu vernachlässigen, auf die Disponierübungen, weil ihm alles darauf ankam, die Selbsttätigkeit der Schüler mächtig anzuregen und vorwärts zu bringen. Aber nie trat er hierbei mit einer fertigen Disposition an die Schüler heran, er ließ dieselben vielmehr soweit tunlich frei gewähren, nur das eine stets nachdrücklich betonend, daß Wortlaut und Sinn des Themas immer scharf im Auge behalten werden müsse. Natürlich boten sich dem Lehrer bei solchem Vorgehen und Zerlegen der Begriffe und Gedanken in ihre Elemente tausend Gelegenheiten, geistig fördernd und erweckend zu wirken, das geistige Niveau der Schüler emporzuheben und den Gesichtskreis mächtig zu weiten. So hat Behringer mit erstaunlichem Erfolge den deutschen

Digitized by Google

Unterricht in der Oberklasse des Gymnasiums 40 Jahre, zu Aschaffenburg in beiden oberen Klassen zusammen 20 Jahre geleitet. Dabei wurde den Schülern hinsichtlich des Umfanges der Aufsätze tunlichst freier Spielraum gelassen, und alljährlich einmal erhielt jeder ein besonderes Thema für eine größere Ausarbeitung meist aus dem Gebiete der Lektüre und Literatur, wobei es nicht selten zu Abhandlungen von 100 Seiten und mehr — einmal 246 — kam. Bei der Korrektur legte Behringer das Hauptgewicht auf grammatische und stilistische Richtigkeit und Schönheit, auf strenglogischen Aufbau, auch auf Rhythmus und Wohlklang, während er bei der Kundgabe einzelner Gedanken und Aussprüche weitgehende Milde walten ließ und bei gewagten und oft auch bedenklichen Behauptungen meist nur ein Fragezeichen darübersetzte. Wußte er doch als erfahrener Schulmann, daß scharfe Kritik des Lehrers in dieser Richtung leicht zu einer Entmutigung des Schreibenden führe; nach Behringers Auffassung aber sollte der Lernende vor allem unbedingtes Vertrauen zu seinem Lehrer haben und die Überzeugung, daß er stets frank und frei ohne Nachteil mit seinen Anschauungen herausrücken dürfe.

Behringer war aber nicht bloß Lehrer seiner Schüler, er war in noch viel höherem Sinne Erzieher und Führer. Er verfügte über eine scharfe und feine Beobachtungsgabe und besaß eine wundersame Macht über Herz und Gemüt seiner Zöglinge. Weder Schüler noch Lehrer der Anstalt konnten sich dem eigentümlichen Zauber seines Wesens und seiner Erscheinung entziehen und er prägte dem gesamten Gymnasium seinen Geist auf. Sein ganzes Benehmen, jeder Blick, jedes Wort waren darauf angelegt, Gemüts- und Willensrichtung seiner Umgebung nachhaltig und intensiv zu beeinflussen ohne vieles Moralisieren. Er selbst stand beständig vor seinen Zöglingen als lebendiges Ideal und Vorbild festgegründeter Religiosität, treuester Pflichterfüllung und lautersten Seelenadels. Auch die Disponierübungen betrachtete er als ein wirksames pädagogisches Mittel, um veredelnd auf Herz und Gesinnung der jungen Leute zu wirken, indem er, wie er manchmal äußerte, dabei eine Menge wichtiger Bemerkungen einfließen lassen konnte, für welche sich sonst nie eine Gelegenheit geboten hätte. Indem Behringer in solcher Weise den ganzen Schulbetrieb erzieherisch gestaltete, hat er viele Hunderte von Schülern glücklich an den Klippen und Gefahren der Jugend vorbeigeleitet und so mancher junge Mensch verdankte ihm sein ganzes Lebensglück. Bei solchen Vorzügen, mit denen sich auch eine anziehende körperliche Erscheinung verband, ein Charakterkopf mit sprechenden Gesichtszügen,

Digitized by Google

die eine Fülle blonder Locken umwallte und blaue, seelenvolle Augen belebten, bei dem mit Herzensgüte gepaarten imponierenden Ernste in seinem Auftreten, das im rechten Augenblicke gebieterisch Ehrfurcht heischen konnte, erfreute sich Behringer bei Schülern und Lehrern eines Ansehens und einer Verehrung, wie man sie im Schulleben selten findet. Stets waltete er seines Amtes mit pädagogischem Taktgefühl und mit seltenem Scharfblick, Ernst und Humor lieblich temperierend, stets und in allen Lagen volle Selbstbeherrschung bewahrend, und auch, wenn er energisch einschreiten mußte, ließ er doch aus jedem Worte noch die lauterste Herzensgüte durchklingen.

Behringer begnügte sich auch nicht damit, in der Schule und auf dem Rektorate seines Amtes mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit und Treue zu walten; er nahm sich seiner Pflegebefohlenen auch außer dem Schulbereiche in allen Nöten und Anliegen warmherzig an, half ihnen auch in materiellen Verlegenheiten durch Unterstützungsvermittlungen und Empfehlungen oder auch durch schwere persönliche Opfer, und so mancher Schüler hatte ihm seine ganze Existenz zu verdanken. Auch die ihm unterstellten Lehrer bekamen in ihm bei aller sachlichen Festigkeit und Entschiedenheit in den Fragen und Forderungen des Dienstes in der Regel nicht den gestrengen Amtsvorstand zu fühlen, sondern viel mehr den liebenswürdigen, teilnehmenden Freund, und obwohl er selbst unvermählt blieb, war er doch den „lieben Amtsgenossen" auch in ihren Familiensorgen stets ein hilfsbereiter und geradezu väterlicher Berater.

Als Dichter wird man Behringer am richtigsten in die romantische Schule einreihen. Seine poetischen Schöpfungen verraten überall den am Studium der Antike geschulten und geläuterten Formensinn, eine seltene Meisterschaft in der Behandlung von Vers und Sprache und ganz besonders ein Feingefühl für alle Schönheiten und Reize der Natur, das namentlich in Bildern und Gleichnissen sich bekundet. Allenthalben tritt innige begeisterte Liebe für Heimat und Vaterland und noch mehr eine kernige, aus der felsenfesten Überzeugung von der Wahrheit und Heilkraft der Religion quellende Frömmigkeit zutage, die so recht die Seele wie seines Lebens so auch seines ganzen Dichtens und Schaffens bildete. Im Jahre 1854 erschien von ihm das erste größere Werk dieser Art, der lyrisch-epische Sang „Das Felsenkreuz", in 2. Auflage 1878 in der Krebs'schen Verlagshandlung zu Aschaffenburg, worin der Dichter, seiner Lieblingstendenz entsprechend, zurückgreift in die Zeit des kraftvollen Germanentums, wo ein rheinischer Graf Winfried mit König Arnulf gegen die Nor-

Digitized by Google

mannen zieht, später aber als Priester sein Schloß mit dem Kirchlein am Felsenkreuz vertauscht. Daran lehnt sich die Heldengeschichte Hirmings, der im Jahre 926 einen Vernichtungskampf gegen die Ungarnhorden führt, welche St. Gallen bedrohen. Den Höhepunkt erreicht Behringers Muse in dem Gedichte „Die Apostel des Herrn", zuerst 1879 bei Krebs herausgegeben, in 2. Auflage 1885. Das Werk ist ein Epos; aber auch die Lyrik nimmt darin einen breiten Raum ein neben Abschnitten von starker dramatischer Wirkung. Nach Hettinger wird darin die Fügung Gottes in der Ausbreitung und Erhaltung der Kirche sowie die Schicksale der Völker, wie sie sich aus ihrem Verhalten zu dieser Gottesstiftung ergeben, in großen Zügen vorgeführt, und so gestaltet sich das Werk zugleich zu einem vaticinium post eventum und zu einer tiefsinnigen Philosophie der Geschichte. Der Dichter nimmt dabei an, die Apostel haben sich einst bei ihrer Trennung am See Genesareth das Versprechen gegeben, im Jahre 100 an der gleichen Stelle wieder zusammen zu kommen und gegenseitig ihre Erlebnisse und Erfolge auszutauschen. Zur verabredeten Zeit lebt aber nur noch Johannes und er begibt sich am 25. März genannten Jahres an den See da, wo ihm der Jordan entströmt. Hier erscheinen ihm um Mitternacht vom Himmel her zunächst Petrus und Paulus, dann der Reihe nach die übrigen Apostel.

Das Jahr 1888 zeitigte einen frommen Minnesang in schöngebauten Stanzen „Der Königin des Rosenkranzes", erschienen bei Joseph Kösel in Kempten, ein Jahr später ebenda auch „Das Vaterunser", 1900 neuerdings, vermehrt mit dem „Englischen Gruß". 1896 gab Behringer eine Liedersammlung heraus mit dem Titel „Ein Erdenwallen", hauptsächlich Jugendgedichte des Verfassers enthaltend, für Freunde und Bekannte desselben besonders wertvoll, weil sie auch sein Bild aufweist, das seine geistvollen, herzgewinnenden Züge sehr gelungen wiedergibt. Zugleich mit dem „Erdenwallen" in 2. Auflage erschien „Das Morgenopfer der Natur", ein Hymnus auf die Reize der Natur, welche der Sänger in ihrer Frühlingspracht an einem Sonntagmorgen Messe halten läßt, eine Dichtung, welche schon 1867 bei Stuber in Würzburg zum Besten der verwundeten Krieger zur Ausgabe gelangt war. Das Jahr 1900 endlich brachte in der Krebs'schen Buchhandlung „Burschenfahrten", humorvolle Erinnerungsbilder aus der schönen Studentenzeit in Bonn und den frohen Sängerfahrten in jenen Gegenden, zugleich ein köstliches Selbstporträt. Diese Sammlung sollte auch der Schwanen-

Digitized by Google

sang des Dichters werden; denn die „Blicke ins Jenseits", die ihn in den letzten Jahren noch beschäftigten, kamen nicht mehr zum Abschluß.

Außer den eigentlichen Gedichten ist dann noch eine Reihe poetischer Erzählungen zu erwähnen, in denen der Verfasser Wahrheit und Dichtung lieblich mischt, wie „Des Bildschnitzers Töchterchen", eine reizende Schwarzwaldgeschichte, „Margaretha", ein anmutiges Bild aus den vom Dichter so warm verehrten Allgäuer Bergen, „Bilder aus der deutschen Heimat", die nach Versmaß und Inhalt etwas an Goethes Hermann und Dorothea gemahnen, zuerst in Gellrichs Feierabend (einem schlesischen Unterhaltungsblatt), in 2. Auflage bei Kösel, erschienen. Im Jahre 1887 besorgte er mit bewährter Meisterschaft und poetischem Feingefühl die deutsche Übersetzung der „Gedichte und Inschriften des Papstes Leo XIII." (bei Pustet), wofür er mit dem Komturkreuz des Ordens vom hl. Gregorius ausgezeichnet wurde.

Schließlich war er noch Verfasser einer großen Zahl gelehrter Abhandlungen über verschiedene Gegenstände und Fragen, teils in Zeitschriften, teils in Monographien. Zunächst sei ein Aufsatz „Der deutsche Unterricht in dem obersten Kurse der Gymnasien" im 27. Jahrgang der Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen, S. 1 ff., genannt, worin Bezug genommen wird auf eine ähnliche Arbeit im Jahrgang 1866 der Eos S. 42 ff. sowie auf einen Vortrag über die gleiche Frage bei der 16. Generalversammlung des bayerischen Gymnasiallehrervereins. Dann möchte ich hinweisen auf seine von der Kritik mit ungeteiltem Beifall aufgenommenen Programme „Zur Würdigung des Heliand" (Würzburg 1863 und unter gleichem Titel Aschaffenburg 1891), „Krist und Heliand" (Würzburg 1870), wozu die Übersetzung des Heliand (Aschaffenburg 1898 bei Krebs), eine den Verfasser von der Jugend bis ins Alter begleitende Lebensaufgabe, einen würdigen Abschluß bildete, weiter „Das Beiwort im Homer und im Nibelungenlied" (Aschaffenburg 1873). Im Jahre 1880 veröffentlichte er statt eines Programmes „Drei Rektoratsreden", die er in früheren Jahren bei der Schlußfeier gehalten hatte.

Aber noch ein Wort über Behringer als Redner. Er sprach, wenn die Gelegenheit es mit sich brachte, aus dem Stegreif mit seltener Sicherheit und Gewandtheit; auch bei jeder Lehrerkonferenz hielt er in der Regel einen ununterbrochenen Vortrag, wobei es auch in den längsten und verwickeltsten Satzgefügen, in denen er oft seine Gedanken zusammendrängte, nie zu einem Anakoluth kam. Hatte er aber Zeit und Muße sich vorzubereiten, so imponierte er durch klassisch-schöne

Digitized by Google

Form und kunstreichen Aufbau der Gedanken nicht minder als durch Gediegenheit des Inhalts. Es wirkten eben bei ihm alle günstigen Momente machtvoll zusammen, die den Redner empfehlen: eine stattliche, männlich schöne Erscheinung, das tiefernste, bedeutsame Mienenspiel, ein sympathisches, wohlklingendes Organ, der erhabene Gedankenschwung, der in jedem ausgesprochenen Satze den überlegenen Geist verriet. Nimmt man dazu noch den Umstand, daß bei ihm auch das gesprochene Wort getragen wurde vom Zauber der Poesie, so begreift man, wie er immer seines vollen Erfolges sicher war und wie jedesmal, wenn er seine Rede schloß, ein Gefühl des Bedauerns durch das Auditorium ging, als ob er viel zu schnell geendet habe.

Endlich hat Behringer ein wahres monumentum aere perennius gestiftet durch sein charitatives Wirken und Schaffen. Die Spessarter Erziehungsanstalten des St. Johanneszweigvereins Aschaffenburg sind neben der verdienstvollen Tätigkeit und Initiative des verstorbenen Regierungspräsidenten Grafen von Luxburg und des Regierungsrates Jos. Scholz in ihrer Entstehung und segensvollen Weiterentwicklung vorwiegend seinem nimmer rastenden, opferreichen Bemühen zu verdanken. Neben der Schule galt beinahe 20 Jahre all sein Sinnen und Sorgen der materiellen und moralischen Hebung der armen Spessartbevölkerung. Hunderten von hilflosen, verlassenen Waisenkindern vermittelte er in diesen Anstalten unentgeltlich eine treffliche Erziehung, um sie so für eine wirksame Selbsthilfe bei dem herrschenden Notstand tüchtig und fähig zu machen. Will man sich von seiner umfassenden Tätigkeit auf diesem Felde einen Begriff machen, so braucht man nur die Jahresberichte des genannten Vereines von 1881—1899 durchzulesen, die er als Schriftführer und 2. Vorstand auch deshalb mit besonderer Liebe und Sorgfalt ausarbeitete, um damit eine wirksame Propaganda für das edle Werk zu üben und dem Vereine neue Mitglieder und Gönner zu gewinnen. Er war auch überall im Spessart, den er so vielfach bei jeder Witterung und Jahreszeit durchwanderte, eine volkstümliche, freudig begrüßte Erscheinung, und die Gemeinden Rothenbuch und Weibersbrunn haben ihn zum Danke für sein edelsinniges Wirken zum Ehrenbürger ernannt. Auch den Ertrag seiner Dichtungen widmete er den Spessartwaisen und desgleichen verwendete er sein bescheidenes Vermögen zu Stiftungen für dieselben Zwecke edelster Nächstenliebe.

Im geselligen Verkehr war Behringer nur Liebenswürdigkeit und Heiterkeit und entzückte alles durch seine lebhafte und humorvolle Erzählungsgabe, wobei er in der Regel auch sein heimatliche Mund-

Digitized by Google

art ziemlich stark zur Geltung kommen ließ. Zur Erholung pflog er bis zu den letzten Lebensjahren auch das Weidwerk. In freien Stunden besorgte er einen umfangreichen Briefverkehr; denn groß war die Zahl seiner Freunde und Bekannten in den weitesten Kreisen. Auch seine Dichtungen wurden öfters Anlaß zu neuen Freundschaftsbeziehungen und es kam vor, daß gleichgestimmte Seelen nach Durchlesung seiner Verse aus weiter Ferne brieflich mit ihm Freundschaft schlossen und dann auch wohl weite Reisen unternahmen, um den Dichter der Apostel einmal von Angesicht kennen zu lernen. So hat Behringer auf allen Wegen seines Lebens reiche Spuren und Erinnerungen segensvollen Schaffens hinterlassen.

Persönliche Erinnerungen; Rektoratsakten des Aschaffenburger Gymnasiums, Jahresberichte über den St. Johannes-Zweigverein Aschaffenburg von 1881—1899 (verfaßt von Behringer); Straubs Nekrolog über B. im Jahrg. 1901 der Bayer. Blätter für das Gymnasialwesen; ein Aufsatz von Professor Georg Lenhart in Bensheim in der Zeitschrift „Die katholische Welt" 1900, S. 158—163.

Behringers Schriften: 1. Das Morgenopfer der Natur, 2. Aufl. 1896, Aschaffenburg, Krebs. 2. Ein Gotteswort, den gefallenen Kriegern gewidmet, Würzburg Stuber 1871; 3. Zur Würdigung des Heliand, Programm des Gymnasiums Würzburg 1863; 4. Krist und Heliand, Programm des Gymnasiums Würzburg 1870 im Verlag von Ebeling und Plahn, Berlin; 5. Die Apostel des Herrn, 2. Aufl., Aschaffenburg 1885 (Krebs); 6. Das Felsenkreuz, 2. Aufl., Aschaffenburg 1878 (Krebs); 7. Bilder aus der deutschen Heimat, 1888, Breslau, Aderholz; 8. Der Königin des hl. Rosenkranzes, 1888, Kempten, Kösel; 9. Das Vaterunser, 1890, Kempten, Kösel; 10. Zur Würdigung des Heliand, Programm des Gymnasiums Aschaffenburg, 1891, Krebs'scher Verl.; 11. Ein Erdenwallen, 1896, Aschaffenburg, Krebs; 12. Burschenfahrten, 1900, Aschaffenburg, Krebs; 13. Der englische Gruß, 1900, Kempten, Kösel; 14. Heliands Evangelienharmonie, aus der altsächsischen in die neuhochdeutsche Sprache übertragen, 1898, Aschaffenburg, Krebs; 15. Inschriften u. Gedichte des Papstes Leo XIII., 1887, Regensburg, Pustet; 16. Das Beiwort in Homer und im Nibelungenlied, Programm des Gymnasiums Aschaffenburg, 1878; 17. Drei Rektoratsreden, Programm des Gymnasiums Aschaffenburg, 1888; 18. und 19. Des Bildschnitzers Töchterlein und Margaretha.

Dr. J. Straub (Aschaffenburg).

6. Dr. Freiherr Theodor **von Cramer-Klett,** Großindustrieller 1817—1884.

Kaum wird eine Zeit vom rein politischen, wie insbesondere vom sozial-wirtschaftlichen Standpunkt aus, so reich an merkwürdigen Phänomenen gewesen sein, wie das 19. Jahrhundert, das die Um-

Digitized by Google

wertung aller Werte gebracht hatte. Dem mächtigen Voranschreiten Englands und dann Frankreichs auf den neuen Wegen der Industrie und des Welthandels folgte Deutschland nur zögernd nach. Der Westen, der jenen Staaten näher lag, und der Norden gingen voran. Mutige weitblickende Männer, wie Krupp, Borsig, Mevissen und andere wiesen der deutschen Volkswirtschaft neue Wege. Das fern von den Meeren, von den großen Wasserstraßen gelegene Bayern mit seinen ausgedehnten Grenzen gegen Österreich zu kam nur langsam, viel später, nach. Unter den Wenigen, die hier ihrer Zeit vorausgeeilt, und die unter unsagbaren Schwierigkeiten in richtiger Erkenntnis der Lage auch Bayern in diesen großen Kreis der europäischen Wirtschaft einzugliedern suchten, steht Freiherr Theodor von Cramer-Klett an der Spitze.

Theodor Cramer wurde am 27. September 1817 in Nürnberg geboren. Sein Vater, Albert Johann Cramer, dessen Familie zu Anfang des 18. Jahrhunderts aus Werden an der Ruhr nach Nürnberg eingewandert war, war wie seine Vorfahren Inhaber des Groß-Handelshauses A. J. F. H. Cramer in Nürnberg, das sich insbesondere mit dem Import englischer und holländischer Tuche beschäftigte und eine Filiale in Amsterdam besaß. Sein Geschäftssinn und Unternehmungsgeist eilten den Bedürfnissen und Gedanken der damaligen Nürnberger weit voraus. Er war ein großzügiger Mann, der nicht nur die eigenen Interessen verfolgte. So kaufte er in der Nähe von Nürnberg den sogenannten Schmausenbuck, eine landschaftlich reichgegliederte Anhöhe, in der er einen großen Volkspark schaffen wollte, der aber in den damaligen Tagen wenig Anklang fand. Der junge Theodor wuchs neben seinen fünf Brüdern, Albert, Friedrich, Wilhelm, Ottmar und Georg als Vorjüngster zunächst ausschließlich unter der sorgfältigen Erziehung seiner Mutter Christiane, geb. Falke, auf. Dann besuchte er vier Klassen des humanistischen Gymnasiums in Nürnberg und trat 1832 als Kaufmannslehrling ins väterliche Geschäft ein.

Albert Johann Cramer kam vielleicht infolge seiner etwas zu großzügigen Unternehmungen in finanzielle Schwierigkeiten und siedelte 1834, nach dem gänzlichen Zusammenbruch seines Geschäftes und seines Vermögens, nach Wien über. Für Theodor war die Übersiedlung insoferne ein Vorteil, als er die Wiener Handelsakademie besuchen konnte. 1837/38 war Theodor in Prag in einem Bankhaus tätig. Nach kurzem Aufenthalt in München, wo er Liebig und Schelling*)

*) Neben der schönen Literatur waren durch sein ganzes Leben für Cramer-Klett Philosophie und Weltanschauungsfragen eine Lieblingsbeschäftigung, über

Digitized by Google

hörte, kehrte er nach Wien zurück, ging von da nach Genf und in Geschäften nach Italien und Frankreich.

Es war die Zeit der Gärung unter den Völkern Europas. Die Juli-Revolution in Paris war nicht ohne Einfluß auf den ganzen Westen und insbesondere die Schweiz geblieben, wo Theodor Cramer weilte und regen Anteil an den Bewegungen jener unruhigen Zeit nahm. Literarisch hochgebildet, mit weitgehenden Interessen begann er im Jahre 1843, nach seiner Rückkehr nach Nürnberg, eine Verlagsbuchhandlung, die er erworben hatte. Er verlegte unter anderem die Werke Ludwig Feuerbachs und des französischen Sozialisten Blanc, welche letztere er teilweise selbst in's Deutsche übersetzt hatte, gab auch eine Zeitung heraus, den „Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier", der anfangs unter seiner, später unter Dr. Feusts Leitung stehend, die 1848er Ideale vertrat und noch im Jahre 1848 von der bayerischen Regierung verboten wurde. Bald jedoch, freilich nach schweren Kämpfen, mußte er dieser Lieblingsbeschäftigung entsagen.

Im Jahre 1847 führte er seine Jugendliebe, Emilie Klett, die Tochter des in Nürnberg angesehenen Fabrikanten Johann Friedrich Klett als Gattin heim. Johann Friedrich Klett, obwohl eigentlich Großhändler, hatte auf seinem Grundstück vor dem Wöhrder Tor in Nürnberg 1841 einen kleinen Fabrikbetrieb eröffnet und die erste Dampfmaschine aufgestellt. Er gewann für seinen Betrieb mehrere englische Techniker, die von der Inbetriebsetzung der ersten deutschen Eisenbahn Nürnberg-Fürth her in Deutschland geblieben waren. Die Hauptauftraggeberin für die neue Fabrik war eben diese Ludwigs-Eisenbahngesellschaft, deren Direktorium Johann Friedrich Klett bis zu seinem Tode angehörte. Ferner baute die Fabrik mit Vorliebe Dampfmaschinen.

Klett wünschte Theodor Cramer als seinen Nachfolger, setzte ihn zu seinem Erben ein, verlangte aber von ihm die Auflösung der Verlagsbuchhandlung und das vollkommene Aufgehen in seinem neuen Unternehmen. Er starb am 21. April 1847, erlebte also nicht mehr die Verehelichung seiner Tochter. Theodor Cramer nahm nun den Namen seiner Gattin, Klett, nach Schweizer Sitte an und nannte sich Cramer-Klett.

Er erfuhr zunächst von Seiten der Regierung große Schwierigkeiten wegen Fortführung der Fabrik seines Schwiegervaters, doch

---

die er jedoch nicht gern sprach. Sein Jugendfreund, Pfarrer Baer, dritter Pfarrer von St. Sebald, wußte viel davon zu erzählen. Von dem Siebzehnjährigen existieren Gedichte religiösen Inhalts voll Glaubenskraft und Schwung.

Digitized by Google

hinderte ihn das nicht, sich gut in seinen neuen Beruf einzufühlen. Cramer-Klett arbeitete in der erheirateten Fabrik zunächst auf das Ausscheiden der Engländer aus der Gesellschaft hin, um selbst die Leitung des Betriebes in der Hand zu haben. Durch die Gewinnung des hochbedeutenden Leiters der kgl. Wagenbauwerkstätte, Johann Ludwig Werder, für sein Unternehmen, hatte er den gegebenen Mann für die Leitung seines Betriebes. Johann Ludwig Werder trat Ende 1848 in die Maschinenfabrik Klett & Co. als technischer Direktor ein. Eine von ihm gegründete Drahtstiftenfabrik übernahm Cramer-Klett 1850 und gliederte sie der Maschinenfabrik an.

Jetzt verlegte sich die Maschinenfabrik hauptsächlich auf Waggon- und Maschinenbau. Die damals entstehende Nord-Süd-Bahn, später die Ostbahn, lieferte Aufträge in Menge. Die in Oberfranken aufblühende Tuch- und Textilindustrie beschäftigte die Fabrik mit mannigfachen Aufträgen für Dampfmaschinen. Es wurde beständig an der Verbesserung der Dampfmaschinen gearbeitet (Bockmaschinen, Calorische Maschinen, Sulzermaschinen). Auch Eisenkonstruktionen und Eisenhochbauten wurden in den Rahmen des Etablissements gezogen und brachten es in Deutschland und über seine Grenzen hinaus zu großem Ruhm und Ansehen. Die Schrannenhalle (1851/52), der Wintergarten an der Residenz (1853) und der Glaspalast (1854), sämtliche in München, waren die Hauptträger dieses Ruhmes. Letzterer, für die große Industrie-Ausstellung im Jahre 1854 nach dem Vorbild des Londoner Kristall-Palastes gebaut, wurde von Cramer-Klett in 100 Tagen aufgeführt, ein damals unerhörtes Unternehmen. Es war so unerhört, daß man im allgemeinen an der Solidität jenes Baues zweifelte und sich das Gerücht in München verbreitete, dieser Bau müsse binnem kurzem wieder einstürzen. Der Tag der Ausstellungs-Eröffnung kam, der ganze Hof und Tausende von geladenen Gästen waren anwesend; unter Lachner's Leitung ertönte Webers Jubel-Ouverture durch den Raum; da plötzlich, — war es eine Unvorsichtigkeit, war es eine Bosheit, vielleicht irgend ein Racheakt —, fielen klirrend einige Scheiben von dem Glasdache herab in den Ausstellungsraum. Einen Augenblick unheilschwangere Stille, jeder dachte an das Gerücht, die Musik setzte aus und es war eine Frage von Sekunden, daß eine schreckliche Panik ausgebrochen wäre, die vielleicht wirklich mehr als ein Einsturz Hunderte von Leben hätte kosten können. Da rettete der alte König Ludwig I., die Situation, indem er in die Hände klatschte und laut durch den Saal rief: „Lachner, Musik!" Die ersten Takte der Jubel-Ouverture ertönten neuerdings durch den Saal und allgemeine Be-

Digitized by Google

ruhigung trat ein. Die Aufregung hatte Cramer-Klett für einige Tage auf das Krankenlager geworfen. Die ungeheure Leistung seiner jungen Fabrik wurde von Maximilian II. mit dem Kronenorden, der den persönlichen Adel nach sich zog, belohnt.

1857 bestand die Cramer-Klett'sche Maschinenfabrik aus folgenden Etablissements:

a) Maschinenfabrik, b) Abteilung zur Herstellung des Eisenbahnbedarfes mit Ausschluß von Lokomotiven, also hauptsächlich Waggons, c) Abteilung für Brückenbauten und Bauten in Eisen, d) die Gießerei, e) die Schrauben- und Mutterfabrikation, sowie die Drahtstiftenfabrikation. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter betrug damals 2300.

Cramer-Klett war, wie wir auch in dem Folgenden ersehen werden, mehr als ein gewöhnlicher Großindustrieller, er war ein volkswirtschaftliches Genie, das weit über den Rahmen seines Werkes hinaus blickte, dessen Leitung er, besonders in späteren Jahren, mehr im Nebenamte versah. Er erkannte, daß Beteiligungen an den großen Eisenbahnbauten jener Zeit die wichtigste Auftragsquelle für sein Werk werden mußte und bewerkstelligte dieselben zumeist wieder durch eben diese Materiallieferungen. In Bayern zog sich der Staat von den Eisenbahnbauten wegen des Risikos zurück. Es existierte von staatlichen Linien die Nord-Süd-Bahn von Hof über Nürnberg, Augsburg nach Lindau, die sogenannte Maximilians-Bahn von Ulm über Augsburg, München, Rosenheim nach Salzburg, und die Ludwigs-West-Bahn von Bamberg über Würzburg, Aschaffenburg nach Hessen. Der ganze Osten Bayerns lag noch brach, und so bildete sich 1856, hauptsächlich auf Betreiben des genialen oberpfälzischen Advokaten und späteren Handelsministers Gustav von Schlör die Privat-Gesellschaft der Ostbahn, in deren Verwaltungsrat Cramer-Klett sofort als Referent eintrat, welches Amt er bis 1873, zwei Jahre vor der Übernahme durch den Staat, beibehielt. Cramer-Klett teilte sich mit den Firmen Maffei (Lokomotiven), Späth (Drehscheiben) und Reichenbach (Turbinen, Transmissionen) in die Aufträge der Ostbahn, die in den Jahren 1857/61 erbaut wurde.

Da in Österreich damals nur die heute noch blühende Ringhoffer'sche Fabrik in Prag für Waggonbau existierte, richtete er auch seinen Blick nach Österreich und beteiligte sich an folgenden Bahnbauten: an der Buschtehrader Eisenbahn, an der Turnauer Eisenbahn, an der Dux-Bodenbacher-Bahn in Böhmen, an der Barcs-Fünfkirchner-Bahn, an der Alföldер-Bahn, an der Bahn Arad-Temesvar und Karansebes-Orsowa in Ungarn. Manche dieser Beteiligungen

Digitized by Google

machte er zusammen mit der Firma Sager-Hügel-Angermann, deren Nachfolgerin heute noch die berühmte Firma Sager & Wörmer ist.

In den Jahren 1867 und 68 wurde der Dampfmaschinenbau durch militärische Rüstungsarbeiten nahezu vollständig verdrängt. Das sogenannte „Werder-Gewehr" stammt aus der Cramer-Klett'schen Fabrik.

Von den größeren Brückenbauten Cramer-Kletts sind besonders hervorzuheben die große Isarbrücke bei Großhesselohe, die im Jahre 1857 erbaut wurde. Für die Geschichte der Fabrik ist sie berühmt geworden durch die erstmalige Anwendung der Trägerkonstruktionen des Münchner Oberbaudirektors von Pauli und der Werder'schen Tangentiallager. Ebenso wurde auch die Rheinbrücke Mainz-Kastel der Firma Cramer-Klett in Auftrag gegeben. Diesem Auftrag verdankte das Werk Gustavsburg bei Mainz seine Entstehung. Übrigens war Cramer-Klett bei allen Brückenbauten der Eisenbahnunternehmungen jener Zeit beteiligt. Auch für den Brückenbau hatte Cramer-Klett, wie immer, eine glückliche Hand in der Wahl des Leiters dieser Abteilung, indem er Heinrich Gerber, einen bahnbrechenden und schöpferischen Geist, auf diesem Gebiete zu gewinnen verstand.

Um seine weit über die Grenzen Bayerns hinausgehenden Verbindungen finanzieren zu können, hatte Cramer-Klett schon in den 50er Jahren die Firma Klett & Co., welche aus der alten Firma Johann Friedrich Klett hervorgegangen war, bedeutend über den Aufgabenkreis der Maschinenfabrik ausgedehnt, und war mit derselben, wie schon das Ostbahnunternehmen zeigte, zum kapitalistischen Finanzgeschäft übergegangen, das vollkommen die Merkmale einer Handels- und Industriebank aufwies. Cramer-Klett widmete sich vor allem dieser Aufgabe, da der Fortgang der Fabrik unter der Leitung Werders und Heinrich Gerbers gewährleistet war. Bis zum Jahre 1865 vereinigte Cramer-Klett ausschließlich in seiner Person die gesamte kaufmännische Leitung seines industriellen Riesenbetriebes. Die steigende Erweiterung zwang ihn jedoch schließlich, diese Leitung an eine geeignete Kraft abzugeben, die er in der Person des Direktors der Hessischen Ludwigsbahnen, Johannes Kempf, fand. Allmählich wurde es ihm möglich, sich ganz dem Bankgeschäfte zu widmen und unmittelbar in die bankgeschäftliche Vermittlung von Geld und Kredit einzugreifen, nicht nur auf den gegebenen Bahnen, sondern durch Gründung neuer Unternehmungen und Institute. Er arbeitete zuerst mit der Darmstädter Bank. Die großartigen Unternehmungen und seine blühende eigene Firma brachten ihn auch auf den Weg des reinen Bankgeschäftes in eine Menge von Unternehmungen, deren Spiritus

Digitized by Google

rector oder Gründer er wurde. Mit der genannten Großbank gründete er verschiedene Filialen und Kommanditen oder trat nachträglich als Teilhaber bei, so die Kommanditen in Wien, in Stuttgart, in Kassel, in München, welch letztere dann später das weitberühmte Bankhaus Merck, Finck & Co. wurde. Zur Förderung des Wohnungsbaues, der der Tätigkeit der Darmstädter Bank verschlossen war, sollte die Süddeutsche Immobilien-Gesellschaft in Mainz (1871) dienen, aus der dann schließlich die Süddeutsche Bodenkreditbank wurde.

Mit der Gründung der Süddeutschen Bodenkreditbank, die als Cramer-Klett's ureigenstes Werk anzusprechen ist, hatte Cramer-Klett den Höhepunkt seiner Unternehmertätigkeit erreicht. Zugleich am Höhepunkt seines Lebens — Cramer-Klett war damals 54 Jahre alt — hatte er ein Lebenswerk vollbracht, das sich in seiner erstaunlichen Mannigfaltigkeit auf nahezu alle Zweige der Industrie, des Handels und des Verkehrs erstreckte.

In seine letzten Lebensjahre fällt noch die Mitbegründung der Münchner Rückversicherungs-Gesellschaft. Cramer-Klett, Wilhelm von Finck und Cramer-Klett's Rechtsbeistand, Dr. von Pemsel, traten den weitblickenden Ideen Carl von Thiemes, der, damals General-Agent der Feuer- und Lebensversicherungs-Gesellschaft „Thuringia", mit Cramer-Klett in engere Beziehung getreten war, näher, und so wurde unter der Leitung Thiemes, der wohl sicher als das größte Genie des Versicherungswesens, nicht nur Deutschlands sondern vielleicht der Welt, angesehen werden kann, der Grund zu jener Gesellschaft gelegt, die im Verlauf der Jahrzehnte Weltruf gewinnen sollte.

Durch diese Ausdehnung auf die verschiedenen Gebiete des Wirtschaftslebens unterscheidet sich die Wirksamkeit Cramer-Kletts von der Tätigkeit anderer großer Unternehmer des 19. Jahrhunderts. Er stellte eine Kapitalvereinigung dar, in einer Person, wie wir sie heute nur noch in den Kartellen und Syndikaten wiederfinden. So sehr er alle Betriebe, die er gegründet und geleitet hatte, auf weitgehende Arbeitsteilung angelegt hatte, in seiner Person vereinigten sie sich alle wieder und von ihm gingen, teils auf unmittelbarem Wege, teils durch Vermittlung begabter und willensstarker Mitarbeiter, die Maßregeln aus, welche den Bau großer Brückenwerke, die Erweiterung der böhmischen Kohlenproduktion, die Anlage ungarischer Eisenbahnstrecken, oder die Hebung der Bodenwerte und Verbilligung der städtischen Mieten zur Folge hatten. Diese Universalität eines Geistes und einer Unternehmerkraft konnte sich nur in einem Kopf entwickeln, der mit einem Nachfolger nicht rechnen durfte; sie mußte sich in einem Manne er-

Digitized by Google

schöpfen (Biensfeldt, Freiherr Dr. Theodor von Cramer-Klett, erblicher Reichsrat der Krone Bayern. S. 143).

Nach der Umwandlung seines Werkes in die Maschinenbau-Aktiengesellschaft (16. April 1873) machte sich zunächst durch den Stillstand in den Eisenbahnbauunternehmungen, sowie auch durch enorme Zunahme der Fabriken für Eisenbahnbedarf (Gründerperiode) eine Krisis geltend. Obwohl eine mäßige Beschränkung der Arbeitszeit und später eine Herabsetzung der Arbeiterzahl erfolgte, arbeitete die Fabrik mit starkem Verlust. 1877 war das Jahr des größten Rückganges.

Es wäre Cramer-Klett's Wirksamkeit nicht vollständig gezeichnet, wenn man nicht auch seiner sozialen Tätigkeit gedenken würde. Die Gründung einer Unterstützungskasse für seine Arbeiter, die Hebung des Unterrichts-, wie auch des Wohnungswesens, Errichtung von Fabrikschulen, der Frauenarbeits- und Kochschule für Töchter der Angestellten, Stipendienstiftung am Polytechnikum, Erbauung von Arbeiterwohnungen, — damals ein vollkommenes Novum, — die freiwillige Einführung der zehnstündigen Arbeitszeit (als Gegenzug gegen sozialdemokratische Propaganda) waren die vornehmsten Leistungen Cramer-Kletts in dieser Hinsicht. Nicht unerwähnt darf gelassen werden, daß Cramer-Klett schon in den 60er Jahren den Gedanken der Gewinnbeteiligung der Arbeiter an dem Unternehmen ernstlich erwog.

Der Lebensbund, den Cramer-Klett mit Emilie Klett geschlossen hatte, sollte nicht lange dauern. Am 16. April 1866 starb die geistig hochstehende, körperlich aber ihr ganzes Leben leidende Frau. Die Seelengröße dieser seltenen Frau zeigte sich darin, daß sie selbst ihren Gatten in den letzten Lebenstagen auf eine Freundin aufmerksam machte, die sie im Hause Kempfs kennen gelernt hatte, dessen Schwägerin, Elisabeth Curtze von Worms, die er noch vor Ablauf des Trauerjahres auch heimführte (6. Oktober 1866).

Schon unter Max II. war an Cramer-Klett das Angebot einer Berufung in die Reichsratskammer herangetreten. Bei seiner Abneigung vor öffentlichem Auftreten und politischem Leben hatte er dankend diese hohe Ehre abgelehnt. Während Cramer-Klett sich auf der Hochzeitsreise befand, besuchte Ludwig II. Nürnberg, anläßlich jener denkwürdigen Reise in die fränkischen Provinzen nach dem unglücklichen Krieg von 1866, die trotzdem für den jugendlichen König ein wahrer Triumphzug wurde. Der überwältigende Eindruck, den Ludwig II. durch die Cramer-Klettschen Werke empfing, war bestimmend für den hochsinnigen Fürsten, Cramer-Klett ohne weitere vor-

Digitized by Google

herige Anfrage zum lebenslänglichen Reichsrat der Krone Bayern zu ernennen. Als ihm dann im Jahre 1874 aus dem zweiten Ehebund ein Erbe geboren ward, erwarb Cramer-Klett die Herrschaft Hohenaschau im Chiemgau, welche damals etwa 19 000 Tagwerk umfaßte und somit die nötige Grundlage für ein Reichsrats-Fideikommiß besaß. Er wurde im Jahre 1878 in die Reihe der erblichen Reichsräte durch den König aufgenommen, nachdem ihm dieser motu proprio und vollkommen unerwartet im Jahre 1876 in den erblichen Freiherrnstand erhoben hatte (Siehe Louise von Kobell „Unter vier Königen Bayerns", 2. Band, Seite 231, wo Cramer-Kletts Brief an den damaligen Kabinetts-Sekretär Herrn von Eisenhart, dem Gatten Louise von Kobells, abgedruckt ist, welcher deutlich beweist, daß er ebensowenig wie seine Ernennung zum lebenslänglichen Reichsrat auch diese Ehrung durchaus nicht gesucht und keinen Schritt zur Erlangung derselben unternommen hatte). Welch ein Unterschied gegenüber den Vorgängen bei den meisten Standeserhöhungen in den letzten Jahren der Monarchie, die weder für letztere noch für den Adel von besonderer Stärkung des Ansehens gewesen sind. Auch dem Wunsche des Nürnberger Magistrats, schon bei seinen Lebzeiten sein Bild im Rathaus aufhängen zu dürfen, willfahrte er nicht, sondern sagte die Widmung seines Bildes nur nach seinem Tode und für den Fall zu, daß die Gesinnung der Stadt auch dann noch dieselbe bleiben würde.

Trotz der unendlich aufreibenden Tätigkeit im großen Geschäftsleben nicht nur Bayerns, sondern Mitteleuropas hatte Cramer-Klett stets Zeit und eine offene Hand für die Kunst, stets Freude an Literatur und Musik. Wenig die große Geselligkeit liebend, pflegte er in dem kleinen Kreise der Familie und der intimsten Freunde jene beiden edlen Künste, während er für Malerei und Kunstgewerbe als großmütiger Mäcen auftrat. Die Behausungen in München und Nürnberg geben Zeugnis von diesen Bestrebungen, da er wie die Mäcene der Renaissance seine Einrichtungsgegenstände nicht fertig kaufte, sondern durch Künstler entwerfen und durch Kunstgewerbler anfertigen ließ. Leider fielen jene Arbeiten in die Zeit der mißverstandenen Renaissance, an die wir uns alle noch erinnern. Ein weitaus großartigeres Denkmal seiner Kunstliebe, aber auch der Liebe zu seiner Vaterstadt, war die Gründung des Gewerbemuseums in Nürnberg, die er mit Lothar von Faber zusammen nach dem Muster des Conservatoire des arts et métiers in Paris in die Wege leitete. Auch hier ging er bahnbrechend voran; denn Stuttgart, Wien, Karlsruhe, Berlin folgten erst seinem Beispiel. Dem Museum wurde auch eine Anstalt zur Förderung des gewerblichen Unterrichts angegliedert und

Digitized by Google

durch Gründung einer Fachbibliothek sowie durch die Abhaltung von Vorträgen und die Errichtung eines Versuchs-Laboratoriums unmittelbar auf die studierende Jugend eingewirkt.

Bis in die letzten Jahre seines Lebens war Freiherr von Cramer-Klett rastlos tätig. Die Nähe seiner Herrschaft Hohenaschau, die die ganze Freude seiner alten Tage war, seine Tätigkeit in der Kammer und auch der Gedanke an die Erziehung seines im Jahre 1874 ihm geborenen Erben, aber vielleicht auch manch trübe Erfahrung in seiner Vaterstadt, bewogen ihn, Ende der 70er Jahre ganz nach München überzusiedeln, wo er das frühere Palais Schönborn in der Ottostraße 9 erwarb und, wie oben erwähnt, von Künstlerhand ausschmücken und einrichten ließ. Nicht lange aber sollte Cramer-Klett diese Beschäftigung mit der eigenen Scholle und die geistige Anregung der Hauptstadt genießen. Nach mehreren Schlaganfällen, denen sein sieghafter Geist und sein starker Körper immer getrotzt hatten, trat anfangs der 80er Jahre eine schwere Erkrankung bei ihm auf, die eine vollkommene Lähmung und ein Aussetzen aller geistigen Tätigkeit zu Folge hatten und der er am 5. April 1884 erlag. — Nachdem er sich durchgerungen hatte, war sein Leben reich an Ehren gewesen. Die größte Freude machte ihm aber seine Ernennung zum Ehrendoktor, wozu ihn sein Reichsrats-Kollege, Stiftprobst von Döllinger, als Rector magnificus der Münchner Universität vorschlug. In dankbarem Andenken stiftete er des letzteren berühmtes Porträt von Lenbach in die neue Pinakothek.

Nach dem Stillstand in der zweiten Hälfte der 70er Jahre, welcher auf die Gründungsepoche in der deutschen Industrie gefolgt war, hob sich das deutsche Wirtschaftsleben in ungeahnter Weise. Die alten großen Namen wurden vergessen, das persönliche Moment schwand aus dem Leben der Industrie, und gewaltige Gesellschaften und Trusts traten an die Stelle des einzelnen Unternehmers. In einer Zeit, wo 10jährige Jubiläen und 50jährige Geburtstage gefeiert werden, ging der 100. Geburtstag Cramer-Kletts, auch in seiner Vaterstadt, sang- und klanglos vorüber und nur die wenigen erstaunten Besucher des Johannis-Friedhofes fanden sein Grab mit einem Hundert von weißen Rosen aus seinem geliebten Aschau geschmückt.

Auf Veranlassung seines Sohnes sollte eine kompendiöse Lebensbeschreibung zu diesem Tage erscheinen; der Krieg verzögerte dieselbe aber um einige Jahre, bis sie endlich 1922 von der Hand des talentvollen jungen Volkswirtschaftlers Dr. Johannes Biensfeldt, Regierungsrats in Hamburg, fertiggestellt war, der mit Hilfe der mündlichen Mitteilungen einiger überlebender Freunde Cramer-Kletts und unter Benützung der

Digitized by Google

Familienpapiere seines Sohnes sowie zahlreicher Archive die Schrift verfaßte. Sie hatte neben ihrer Aufgabe, als pietätvolles Erinnerungsmal dieses Mannes zu dienen, auch den Zweck, den Zeitgenossen ein Bild zu geben, wie in der Geburtsstunde der deutschen Industrie und des heutigen Wirtschaftslebens noch Leute, ohne rein materielle Einstellung, von Idealen getragen, Großes für sich und ihr Vaterland leisten konnten. Für den, der diese Zeit wirklich studiert und sich ernstlich damit beschäftigt, wird Cramer-Klett sicher als einer der größten Söhne Frankens und Nürnbergs stets unvergessen bleiben.

Quelle: Biensfeldts obenerwähnte Schrift.

Wilhelm Hotzelt (Nürnberg).

7. Lady Elisa Craven,

Gemahlin des Markgrafen Alexander von Ansbach-Bayreuth
1750—1828.

Das bewegte Leben einer Ausländerin, deren Ruf nicht ungetrübt geblieben, deren Einfluß jedoch auf die politische Gestaltung der fränkischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth von wesentlichem Belang gewesen ist, darf in den fränkischen Lebensläufen nicht fehlen.

Lady Elisa Craven erblickte am 17. Dezember 1750 zu Spring-Gardens in der englischen Grafschaft Dorset das Licht der Welt. Sie war nach einem Bruder und einer Schwester das dritte Kind des Lords Augustus Berkeley und seiner Gemahlin Elisabeth. Da sie als Siebenmonatskind schwächlich war und ihre Eltern sich statt ihrer einen Knaben gewünscht hatten, so kümmerte sich ihre kaltherzige Mutter wenig um sie und, als der Vater im Jahre 1754 starb und die Mutter sich wieder verheiratete, blieb die Erziehung der beiden Mädchen der Frau des deutschen Hofmeisters ihres Bruders, einer Schweizerin, überlassen. Diese Frau gab sich allerdings mit der größten Gewissenhaftigkeit ihrer Aufgabe hin.

Elisa entwickelte sich körperlich zu besonderer Gewandheit im Tanzen, Reiten und Pistolenschießen, geistig zu hervorragender Bildung und Klugheit. Sie war nicht groß aber zierlich gebaut, hatte dunkles Haar und braune Augen und machte den Eindruck einer graziösen Schönheit. Dabei waren ihr künstlerische Talente gegeben, so daß sie sich mit Erfolg in Musik, Malerei und Dichtkunst betätigen konnte. Auch ein Aufenthalt in Paris mit ihrer Gouvernante trug zu ihrer frühen Ausbildung bei.

Digitized by Google

Bei dieser Summe anziehender Eigenschaften konnte es an Bewerbern um ihre Hand nicht fehlen. Kaum sechzehn Jahre alt vermählte sie sich mit William Craven, der kurze Zeit danach die Lordschaft erbte. Diese Ehe war dreizehn Jahre lang glücklich und mit sieben Kindern gesegnet, von denen drei Söhne und zwei Töchter am Leben geblieben waren. Nach dieser Zeit geriet aber Lord Craven, verführt durch die leichtsinnige Frau eines englischen Obersten, auf schlimme Abwege, die eine Trennung des Ehepaars zur Folge hatten. Lady Craven begab sich mit ihrem jüngsten Sohn, der englischem Gebrauch zufolge den Familiennamen „Keppel" seines Paten als Vornamen erhalten hatte, zunächst nach Paris und nahm im adeligen Frauenkloster der Abtei St. Germain Aufenthalt. Dort suchte sie der Markgraf Alexander von Ansbach auf, der sie schon in London in ihrem Elternhause kennen gelernt hatte.

Zunächst hatte das Verhältnis zwischen dem Markgrafen und der Lady den Charakter enger Freundschaft. Als sie aus Gesundheitsrücksichten und Wissensdrang von 1785—1786 eine Reise durch Südfrankreich, Oberitalien nach Wien, Warschau und Petersburg, sodann durch die Krim nach Konstantinopel und Griechenland machte, beschrieb sie dieselbe in ausführlichen Briefen an den Markgrafen Alexander. Diese Briefe enthalten viele interessante Beschreibungen von Zuständen und Personen der damaligen Zeit, aber auch manche persönliche Bemerkungen, die auf ihre Auffassung und Anschauung Schlaglichter werfen. So schreibt sie über Italien: „Ich weiß nicht, warum die Menschen Italien als ein schönes Land beschreiben; der Mangel lieblicher Bäume und grünen Rasens gibt im ganzen ein schlechtes Ansehen. Wenn sich die Reisebeschreiber begnügten, zu behaupten, Italien wäre für den Liebhaber der schönen Künste sehr unterhaltend, so dünkt mich, das Lob wäre gerecht. Aber wenn sie durch ihren Enthusiasmus verleitet werden, zu sagen, Italien sei das schönste Land in der Welt, dann täuschen sie viele Menschen, die so leichtgläubig sind wie ich". Dann: „Die italienischen Frauen sind sehr gutmütig, das kann ich nicht von den Französinnen behaupten. Wenn die Italienerinnen etwas bemerken, das ihnen fremd ist, so sagen sie nicht wie die Französinnen: „das ist gegen die Mode", sondern sie vermuten, es sei die Mode des Landes, von wo die Fremden kommen. Mich dünkt, die Franzosen sollten nie Paris verlassen, denn sie haben nie Lust, die Geschichte und Genealogie anderer Nationen zu erlernen". In Wien schrieb sie: Die meisten Deutschen sind musikalisch und ich bin überzeugt, ein gesitteter

Digitized by Google

junger Engländer kann alle Abende seine Zeit in einem Kreis von schönen wohlerzogenen Damen des ersten Ranges angenehm zubringen. Ich habe noch keinen Ort gesehen, von dem ich sehnlicher wünschte, daß mein Sohn ihn besuchen möchte, als Wien". Über die Moden schreibt sie: „Jedes Volk sollte seine Nationaltracht beibehalten und es wäre nicht nötig, daß die Menschheit einander in der Kleidung nachäfft". Über die Unterhaltung mit dem Fürsten Kaunitz: „Nichts schmeichelt mir mehr, als wenn Männer seines Alters und seiner Erfahrung auf ein halb Stündchen den Unterschied vergessen, den die Zeit und ihre Kenntnisse zwischen uns gesetzt haben, und ich bin stolz darauf, wenn sie ihre Zeit mit mir verlieren". Als ächte Engländerin behauptet sie, daß das Wort comfort (Bequemlichkeit) nur in England verstanden würde — sie hat ja auch ein Reisebett und ihre Pedalharfe mit auf die Reise genommen. — Dagegen läßt sie sich sehr bitter über die Erziehung der Söhne in den höchsten englischen Familien aus: „Ein wenig Griechisch und Latein aus der Westminster- und Etonschule mit einer wüsten Sittenlosigkeit verbunden macht aus unseren jungen Leuten ein seltsames Gemisch von Pedanterie und Ausschweifung, welches nur in Frechheit und Torheit ausarten kann." In der Petersburger Hofgesellschaft glaubte sie die Vorurteile der Engländer, die Eitelkeit der Franzosen und den steifen Stolz der Deutschen nicht wahrzunehmen, welche Nationalfehler öfters gute Menschen jeden Landes unangenehm machen können.

Überall auf ihrer Reise fand sie Aufnahme in den ersten Gesellschaftskreisen und in Wien und Petersburg wurde sie bei Hof vorgestellt. Freilich hatte ihr guter Ruf damals noch in keiner Weise gelitten.

Im Frühjahr 1787 kam Lady Craven der Einladung des Markgrafen folgend nach Ansbach, wo sie auch von der Markgräfin auf das freundlichste empfangen wurde.

Markgraf Alexander von Ansbach und seit 1769 auch von Bayreuth, der Sohn des sogen. wilden Markgrafen Karl, war 1736 geboren und 18jährig gegen seinen Willen mit der um 2 Jahre älteren Prinzessin Friederike Karolina von Sachsen-Koburg vermählt worden. Die Ehe mit der stets kränklichen Markgräfin blieb kinderlos und der Markgraf zog dem Umgang mit seiner ihn nicht fesselnden Gemahlin den mit interessanteren Frauen vor, die er auf seinen vielen Reisen kennen lernte. So hatte er schon im Jahre 1770 die berühmte französische Schauspielerin Clairon nach Ansbach gezogen

Digitized by Google

und mit ihr ein Liebesverhältnis unterhalten. Lady Craven wußte die Clairon bald aus Ansbach zu verdrängen, den Kunst- und Reise-Liebhabereien des Markgrafen stark zu schmeicheln und auch auf die politischen Anschauungen Alexanders großen Einfluß zu gewinnen. Die Markgräfin Friederike Karolina hatte sich längst in die Lebensgewohnheiten ihres Gatten gefügt und hielt es noch für das kleinere Übel, wenn er in den Fesseln der geistig hochstehenden Engländerin lag, als wenn er Favoritinnen niederer Herkunft an den Hof gezogen hätte. Der Markgraf stellte die Lady als seine adoptierte Schwester vor. In den Sommermonaten hielt sie sich in dem markgräflichen Schlosse Triesdorf auf, wo nach ihren Angaben ein englischer Garten angelegt wurde. Die Geselligkeit des Ansbacher Hofes nahm sie ganz in die Hand. Sie veranlaßte den Bau eines Theaters in dem alten Reithaus, sie rief regelmäßige wissenschaftliche und künstlerische Vorträge ins Leben und beteiligte sich an all diesem sowohl als Schriftstellerin als auch als Mitspielende oder Vortragende. Freilich sollten die Ansbacher diese Bildungsschule nicht in deutscher sondern meist nur in französischer Sprache genießen. Das gab wohl den ersten Anstoß zum Widerstand der Gesellschaft gegen die Lady. Aber auch ihr Hochmut und ihre Einmischung in die Regierungsangelegenheiten, durch welche ältere Beamte aus dem Dienst getrieben wurden, machten böses Blut.

Mit dem Markgrafen und ihrem Sohn Keppel, den sie bei sich behalten hatte, machte sie Reisen nach Italien, wo sie besonders am Hofe des Königs von Neapel gute Aufnahme fanden. Auch bei einem Besuche des Markgrafen in Berlin, den dieser nach der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm II. hätte machen sollen, aber hinausgeschoben hatte, begleitete ihn Anfangs des Jahres 1790 die Lady.

Schon die Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. strebten darnach, die Fürstentümer der fränkischen Hohenzollern mit Preußen zu vereinigen. Friedrich der Große schloß 1752 einen neuen Hausvertrag ab, demzufolge bei Heimfall der Fürstentümer an Preußen sie nicht mehr von der Kurlinie getrennt werden durften. Wenn nun Markgraf Alexander, der im Besitze beider Fürstentümer war, keinen gesetzlichen Erben erhielt, so mußten Ansbach und Bayreuth für immer an Preußen fallen. Da die Markgräfin Friederike Karolina schwer leidend war, so ließ sich ihr baldiges Ableben erwarten, und dann hätte der Markgraf durch eine neue standesgemäße Heirat einen Thronerben bekommen können. So war denn Lady Carven, die den Markgrafen ganz in ihrer Gewalt hatte, ihn von einer anderen Vermählung als

Digitized by Google

mit ihr selbst abhielt, aber für ihre Person nicht darauf rechnen konnte, als legitime Markgräfin anerkannt zu werden, die natürliche Bundesgenossin der preußischen Politik. Sie kam den preußischen Wünschen noch mehr dadurch entgegen, daß sie den Markgrafen zur Abdankung und Abtretung seiner Länder gegen eine jährliche Leibrente zu bestimmen suchte. Dementsprechend erfuhr die Lady am Berliner Hofe auch Auszeichnungen, die sonst unerklärlich gewesen wären. Sie wurde mit dem Markgrafen zu den Winterfestlichkeiten des königlichen Hofes im Januar 1791 eingeladen; der König nannte sie nach dem Beispiel des Markgrafen seine adoptierte Schwester und schenkte ihr das Palais, welches ihr als Wohnung zugewiesen worden war. Wie man aber in Berliner Hofkreisen wirklich über sie dachte, zeigt das Urteil der Gräfin Voß geb. von Pannewitz, welche in ihren Erinnerungen unterm 13. März 1798 sagt: „Es ist unglaublich, daß man eine solche Person am Hofe sieht und mit ihr spricht." Um während der geheimen Konferenzen über die Abtretung der Fürstentümer die Lady auf dem Laufenden zu erhalten, wurde sie zu diesen beigezogen.

Als auf der Rückreise der Markgraf mit seinem Gefolge in Bayreuth einen Tag Aufenthalt nehmen wollte, brachte ihm Freiherr von Hardenberg, in dessen Hände schon die Leitung des Ansbacher Ministeriums gelegt worden war, die Nachricht von dem am 18. Februar 1791 erfolgten Tode seiner Gemahlin. Dies veranlaßte den Markgrafen nicht etwa seine Rückkehr zu beschleunigen, sondern noch eine Woche in Bayreuth zu bleiben, bis die Zeremonien für die Beisetzung geregelt waren. Angesichts der neuen Lage hätte Alexander gerne seine Abdankungspläne rückgängig gemacht; die Lady wußte ihn aber zu überzeugen, daß dies nicht mehr möglich sei, da der Vertrag mit Preußen im geheimen ja schon in Kraft getreten sei. So entschloß sich der Markgraf, nach England überzusiedeln und während der Reise die Abtretung seiner Fürstentümer durch eine Proklamation bekannt zu geben. Er versuchte nun den Gemahl der Lady zur Einwilligung in eine Ehescheidung zu bestimmen. Hierauf ließ sich der Lord nicht ein. Da dieser aber am 26. September nach kurzer Krankheit starb, so war auch die Lady für eine neue Ehe frei geworden. Schon am 30. Oktober 1791 wurde der Markgraf mit der Lady in Lissabon getraut und unterm 2. Dezember gab Alexander von Bordeaux aus die Abtretung seiner Länder an Preußen bekannt.

In England kauften sich die Neuvermählten eine große Besitzung an der Themse, welche sie Brandenbourgh-House nannten und wozu

Digitized by Google

später der Markgraf noch das Gut Benham vom ältesten Sohn seiner Gemahlin käuflich erwarb. Auf diesen Gütern hielt das markgräfliche Paar abwechselnd Hof. Eine starke Enttäuschung mußte die Lady dadurch erfahren, daß die Königin ihr mitteilen ließ, sie werde sie nicht als Markgräfin von Brandenburg sondern nur als Pairesse von England bei Hof empfangen. Hieran änderte sich auch nichts, als sie vom Kaiser Franz II. 1793 zur Fürstin von Berkeley erhoben wurde. Die Folge war, daß auch der Markgraf nicht beim englischen Hofe verkehrte. Die schlimmste Erfahrung aber machte die neue Markgräfin mit ihren Töchtern, die gekränkt durch die rasche Wiedervermählung ihrer Mutter nichts von ihr wissen wollten.

Für den Entgang des Verkehrs bei Hofe suchte sich die eitle Frau durch große Gastfreiheit im eigenen Hause zu entschädigen. Bei dieser Gelegenheit scheint sie sich der Untreue gegen ihren Gemahl schuldig gemacht zu haben. Mehrere glühende Liebesbriefe, die sie im Jahre 1793 an den französischen Grafen Tilly geschrieben hatte, hat dieser in seinen Memoiren veröffentlicht. Der Markgraf dürfte hievon nichts bemerkt haben; denn die Ehe, welche freilich kinderlos blieb, nahm ihren ruhigen Verlauf, bis Alexander am 5. Jan. 1806 zu Benham starb. In der dortigen Kirche befindet sich sein Grabdenkmal aus carrarischem Marmor, welches ihm seine Witwe setzen ließ.

Für die Abtretung seiner Länder hatte der Markgraf von Preußen eine jährliche Leibrente von 300 000 fl rhein. bezogen; seine Witwe sollte dem Vertrag zufolge jährlich 20 000 fl erhalten. Sie erhielt aber nichts, weil 1806 Ansbach und 1810 Bayreuth an die Krone Bayern fielen. Mehrfache Prozesse wurden zu ungunsten der Witwe entschieden und erst im Jahre 1874 wurde dem Enkelsohn der Lady, Augustus Craven, auf Lebenszeit eine jährliche Abfindungssumme von 7000 fl durch die bayerische Kammer bewilligt. Ihre letzten Jahre brachte die Lady nicht mehr in der ihr verleideten englischen Heimat, sondern in Italien zu, wo sie auch am 13. Januar 1828 zu Neapel im 78ten Lebensjahre starb.

In ihrem bewegten Leben hat sie viele begeisterte Freunde, aber auch viele entschiedene Widersacher gefunden. Unrichtig ist jedenfalls die Annahme, daß der Markgraf um ihretwillen seine Soldaten zur Verwendung im nordamerikanischen Kriege in englischen Sold gegeben habe und daß sie das Vorbild zur Lady Milford in Schillers „Kabale und Liebe" gewesen sei. Denn, als die Lady das erste Mal

Digitized by Google

nach Ansbach kam, war der Krieg schon längst beendet und das genannte Trauerspiel schon jahrelang auf der Bühne.

Ihr in Eitelkeit und Eigennutz begründeter Einfluß auf die Politik des Markgrafen Alexander wurde schon geschildert. Es bleibt noch zu erwägen, wie sich die Verhältnisse gestaltet hätten, wenn der Markgraf durch eine zweite ebenbürtige Ehe einen erbberechtigten Sohn erhalten haben würde. In diesem Falle hätten die beiden Fürstentümer zunächst ihre Selbständigkeit behalten. Im Jahre 1806 wären sie aber doch wohl in die Hand Napoleons gekommen und hätten kaum ein anderes Schicksal erfahren, als da sie preußische Provinzen waren. Nur hätten sie die sicher segensreiche Verwaltung Hardenbergs nicht erlebt. So hat der Eingriff der Engländerin in das Geschick der fränkischen Fürstentümer diesen wohl schwerlich geschadet; andererseits ist aus deren kurzen Vereinigung mit Preußen kein bleibender Vorteil für diese Länder erwachsen.

Bemerkenswert ist die außerordentlich reiche literarische Tätigkeit der Lady Craven, sowohl in englischer als auch in französischer Sprache, deren Ergebnisse zum Teil gedruckt auf uns gekommen sind. Ihre dramatischen Werke zeigen Geschmack, sind aber nicht mehr bühnenfähig. Daß sie in der deutschen Sprache und Literatur nicht unerfahren war, beweist ihre Tragödie „The Robbers", welche eine, allerdings verkürzte, Übersetzung von Schillers „Räubern" war. Von bleibendem Wert sind ihre Reisebriefe „Journey through the Crime a to Constantinople, London 1789" (Deutsch übersetzt Leipzig bei P. G. Kummer) und ihre Lebenserinnerungen „Memoirs of the Margravine of Ansbach formerly Lady Craven, written by herself, London 1825", welche schon 1826 in deutscher (Stuttgart bei Cotta) und französischer Übersetzung erschienen und 1852 von H. E. R. Belani (Häberlin) überarbeitet in Leipzig bei C. L. Fritzsche neuerdings herausgegeben wurden.

Lady Craven hat sich öfters malen lassen, so von Madame Lebrun, von Romney, Josua Reynolds und von Angelika Kauffmann. In ihren Memoiren ist das Bild von Reynolds, welches die Lady mit ihrem kleinen Sohn Keppel darstellt, lithographisch nachgebildet. Unter das Bild von Romney hat Horaze Walpole begeisterte Verse geschrieben.

Manche Züge hat Lady Craven mit der bekannten Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth gemein: so die Verachtung der deutschen Sprache, die starke Neigung zur französischen Literatur und zur Bühne, auf der beide in selbstverfaßten Stücken auftraten, und

Digitized by Google

schließlich das Vergnügen an der Schaffung gärtnerischer Anlagen nach eigenem Geschmack, die Markgräfin auf der „Eremitage" und in »Sans pareil«, die Lady in Triesdorf.

Quellen: Außer den Briefen und Memoiren der Lady die Schriften von Dr. Julius Meyer (Ansbach) „Beitrag zur Geschichte der Ansbacher und Bayreuther Lande" 1885, und „Erinnerungen an die Hohenzollernherrschaft in Franken" 1890, dann besonders Hans Ley, „die litterarische Tätigkeit der Lady Craven, Erlangen, Jung & Sohn 1904", schließlich Dr. Sahrmann, „Die Frage der preußischen Sukzession in Ansbach und Bayreuth". Bayreuth bei Ellwanger.

Wilhelm Freiherr von Waldenfels (Bayreuth).

8. **Dauthendey**, Max,
Schriftsteller
1867—1918.

Max Dauthendeys Wiege stand in Franken. Er ist am 25. Juli 1867 in Würzburg geboren und verlebte seine Jugend und einen großen Teil seiner Mannesjahre in der Hauptstadt Frankens. Aus allen Zonen der Erde, wohin ihn seine unstillbare Wandersehnsucht trieb, kehrte er immer wieder in die friedliche Geborgenheit Frankens zurück. In der Ferne fand er seine Heimat. Mitten in der Tropenwelt Mexikos und unter dem heiteren Himmel Griechenlands reifte in ihm die Erkenntnis, daß er nirgends anders als in dem Lande seiner Jugend leben, lieben und dichten könne; denn nur in der Heimat finde das Herz die rechte Verinnerlichung, den Maßstab und die Ordnung für alle in der Ferne erlebten Eindrücke. Die Rückkehr nach seinen Wanderjahren in die Heimat war für ihn ein Symbol seiner geistigen Entwicklung. Was der Mensch in dem Unendlichkeitsstreben seiner Jugend an Weisheit, Landschaftsherrlichkeit und Liebesglück bei fremden Völkern und in fremden Ländern gesucht und gefunden hat, das kann und soll nur in der von den besten Vorsätzen durchwärmten Sonnenluft der Heimat gesichtet und gesichert werden. Die Heimat gab ihm die künstlerische Linie für alle in der Ferne erlebten Eindrücke. Sie wurde für ihn zu einem Orte des Friedens, der Erfüllung, der Ruhe und Beglückung. Der reife Dichter erkannte in der Heimat das Endziel seiner Reisen, das er in der Fremde immer vor Augen sah. Die Tragik des Weltlaufes aber vergönnte ihm nicht die kraftvolle Beruhigung später Mannesjahre und die allerletzte Reife freien Schöpfertums in der Heimat.

Digitized by Google

Aus begrenzter Wirklichkeit hatte ihn im Kriegsjahr 1914 seine Weltsehnsucht abermals in ferne Länder und auf fremde Meere gelockt. Der Ausbruch des Weltkrieges zwang ihn, vor den britischen Internierungslagern auf holländischem Kolonialboden Gastfreundschaft zu suchen. Seine Bittgesuche um freies Geleit in die Heimat blieben in England ungehört, obwohl er das militärpflichtige Alter bereits überschritten hatte. Sein von Heimatsehnsucht und Tropenfiebern zerrütteter Körper erlag den Schauern des Malariafiebers am 3. September 1918 im Sanatorium zu Tosari, wo er vor dem mörderischen Klima von Malang Schutz gesucht hatte. In Java, wohin er einst in knabenhafter Romantik aus dem Schatten der Würzburger Heimatberge als Kolonialsoldat auswandern wollte, bescheint die Tropensonne sein Grab mit stürmender Glut. Er war gestorben, weil sein heimattreues Herz von dem Jugendboden grausam verbannt war.

Max Dauthendey liebte seine fränkische Heimat tief und treu. Aber er ist kein Heimat- und Volksdichter, kein fränkischer Dichter wie Schaumberger, Weigand oder Hans Raithel, er ist Kosmopolit. Die Wurzeln seines Geschlechts ruhen nicht in den Tiefen des fränkischen Volkstums; erst drei Jahre vor Maxens Geburt hatte ein Zufall seinen Vater nach Würzburg geführt. Und sein Leben bescheidet sich nicht in einer fränkischen Idylle; es sättigt und erschöpft sich an der Farbenpracht, der Lebensherrlichkeit und der Gefahrenfülle aller Länder und Zonen der Erde. Und er besingt nicht mit liebevoller Selbstbescheidung die Schönheit seiner Heimat, sondern breitet über ihr den Reichtum und die Märchenpracht der ganzen Erde in seinen Poesien aus.

Das Geschlecht, dem er entstammte, ist europäisch. Schon die Klangform seines Namens weist in außerdeutsche Länder. Aus England war im 17. Jahrhundert der Mathematiker und Geograph Casparus Dauthendey an den Hof des Herzogs von Braunschweig gekommen und die Familienerinnerungen gehen dahin zurück, daß der Gelehrte, von dem noch einige Bücher in der Wolfenbütteler Bibliothek aufbewahrt werden, eines Duells halber aus England geflohen sei und seinen Adel wegen Verarmung abgelegt habe. Ob die Ahnen jenes Casparus Dauthendey 1592 aus Frankreich fliehend Schutz und Gastfreundschaft in England gesucht, läßt sich urkundlich nicht belegen, aber die Familientradition hielt an dieser Überlieferung fest. Der Ahnenkultus fand zeitlebens in der Familie solch hingebende Pflege und ererbte Liebe, daß eine adelige Vornehmheit des Denkens und der Lebensführung allen Dauthendeys aus dem Blute

Digitized by Google

quoll und der Dichter auf adeligem Boden den ihm von der Natur angestammten Platz fühlte.

Die Ahnen des Dichters beschäftigten sich alle mit vornehmer Geistesarbeit oder bekleideten hohe Staatsämter. Sie waren Juristen, Offiziere, Gutsbesitzer und Pastoren. Es scheint aber, als habe dieses Geschlecht des Durchgangs durch die strenge, harte Wirklichkeitswelt der Technik und einer neuen europäischen Blutmischung bedurft, um seine letzten und stolzesten Blüten in den beiden Geschwistern Elisabeth und Max Dauthendey zu treiben. Ihnen beiden wurde die Poesie Lebensaufgabe und Lebensinhalt.

Was der Dichter seinen Eltern dankt, hat er selbst in einem umfangreichen Buch „Der Geist meines Vaters" dargestellt und mit diesen „Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert" den heftigen Lebensroman seines Vaters und seiner eigenen Jugend geschrieben. Die stählerne Wirklichkeitswelt der Technik im 19. Jahrhundert hatte den jungen Karl Dauthendey aus Ermsfeld im Harz in die Werkstätten der Mechaniker und Optiker gezogen. Als Entdecker der Daguerrotypie für Deutschland machte er sein Glück am Herzogshofe in Dessau und in Petersburg, wo er 20 Jahre lebte, bis ihn Schicksalsschläge nach Würzburg führten, wo er sich ganz photographischen Erfindungen, chemischen Studien und Experimenten widmete, als die Daguerrotypie aufgehört hatte Kunst zu sein. Die cholerische Heftigkeit des Vaters, die nur Licht, Kraft und Bewegung um sich dulden wollte und von Technik, Erfindungen, Politik und Weltleben erfüllt war, fand ihre Ergänzung in der demutvollen Milde und mutigen Ergebenheit der Mutter. In ihrem jüngsten Sohn, dem Dichter Max Dauthendey, fanden beide Naturen ihre glücklichste Verbindung. Der weiche Hang zum Träumen ist das Erbteil der Mutter, die eine Deutschrussin war; dem norddeutschen Vater dankt er den unerschütterlichen Lebensmut, den Wirklichkeitssinn und den abgehärteten Willen. Als könnte die europäische Blutmischung, die in seinen Adern kreiste, nicht zur Ruhe kommen, so eilte er heimatsuchend von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, bis er endlich in Würzburg an den Ufern des Mains sein Tuskulum fand, nicht weit von der Stadt Hanau entfernt, woher einst die Familie seiner Mutter zweihundert Jahre früher nach Petersburg ausgewandert war.

Er mußte die Heimat verlassen, um sie zu finden. Der jahrelange Schul- Familien- und Kulturzwang trieb ihn 1891 aus dem Elternhause, wo er nach Absolvierung der Realschule mehrere Jahre

Digitized by Google

als Photograph im Geschäfte seines Vaters tätig sein mußte. Seine Abreise glich einer Flucht in die Freiheit. Das Manuskript seines ersten Romans „Josa Gerth", das ungedruckt in seinem Koffer lag, ist das erste Dokument seiner künstlerischen Begabung. Seine romantische Phantasie, das mütterliche Erbe, hatte ihn zuerst zur Malerei und dann zur Poesie gedrängt. In beiden Fällen stand ihm der praktische Weltsinn des Vaters schroff und skeptisch gegenüber und der Kampf um die eigene künstlerische Persönlichkeit, den der Dichter auf weiten Reisen bestand, war auch ein Kampf um Heimat und Vaterhaus. Eine Fülle von Not und Entbehrung lag auf seinen Wanderwegen, aber auch reiche Beglückung durch Kunst, Freundschaft und Liebe.

In den neunziger Jahren gärte es heftig in den Herzen junger Poeten. Ein neues Dichtungsideal wollte sich gestalten, eine lebensbejahende, erdfrohe, aufs diesseits gerichtete Poesie. Aus dem Naturalismus entwickelte sich eine verfeinerte Sinnenkunst. Die Dichter des neuen Stils schlossen sich in den Großstädten zusammen und wer Freundschaft und Förderung suchte, mußte sich dorthin wenden. In München, das der junge Dauthendey zuerst besuchte (1892), lebten damals Max Halbe, Johannes Schlaf und Ludwig Scharf und eine neue Malkunst stellte ihre Bilder in der Sezession zur Schau. Richard Dehmel und Stephan George und den Polen Przybyszewsky lernte der Dichter in Berlin (1892) kennen. Hatte ihm ein Pfingstausflug nach Venedig den „sinnensüßen Süden" verleidet, so zog ihn der Norden mit unwiderstehlicher Gewalt an. In zweimaligem Aufenthalt in der stillen Einsamkeit des Pfarrhauses zu Bohuslän in Schweden (1893 und 1894) schrieb er die meisten seiner poetischen Klang- und Farbenphantasien. In London (1894), wo er Wedekind kennen lernte, wurde er durch ein amerikanisches Künstlerpaar in die Theosophie und Astrologie eingeführt. Im Salon Ellen Key's zu Stockholm (1894) machte er die Bekanntschaft von Dichtern und Malern: Heidenstam, Geijerstam, Levertin und Josephson; besonders der norwegische Lyriker Sigbjörn Obstfelder gab ihm starke Anregung. Auch lernte er bald seine spätere Gemahlin kennen, die Tochter eines schwedischen Großkaufmanns, mit der er sich später in Paris verlobte, auf der englischen Insel Jersey (1896) trauen ließ und nach kurzem Aufenthalte in Paris ein neues Wanderleben begann. Zahlreiche Fahrten in die Heimat nach Würzburg und Oberbayern, nach Petersburg, Berlin, Kopenhagen,

Digitized by Google

die nur kurz erwähnt werden sollen, charakterisieren die Unrast und den Wandermut des jungen Dichters. Maler, Musiker, Schriftsteller, Theosophen, Ästheten und Weltkinder, Skandinavier, Polen, Russen, Engländer, Amerikaner und Irländer sind ihm begegnet, haben ihn ermuntert und gefördert, Not, Hunger und Künstlertum mit ihm geteilt. Nach seiner Verheiratung galt seine Hauptsorge der materiellen Sicherstellung seines Hausstandes und seines Künstlertums. Zu dem Zwecke unternahm er neue Weltfahrten. Zuerst reiste er mit seiner Frau nach Sizilien (1896), um dort im fremden Lande als Ackerbauer und Gärtner seinen Lebensunterhalt zu suchen, aber das Heimweh nach dem nördlichen Europa zerstörte diesen Plan. Eine zweite abenteuerliche Reise nach dem Goldland Mexiko (1897) erfolgte im kommenden Jahre, um hier eine europäische Künstlerkolonie gemeinsam mit einem amerikanischen Künstlerpaar zu gründen. Durch gemeinsame Arbeit hoffte er freie Lebensmöglichkeit für eine Vereinigung junger, noch unverstandener Künstler zu gewinnen. Diese Idee lag damals in der Luft, es ist die Gründungszeit der Worpsweder Künstlergemeinde. Aber wieder trieb ihn die Sehnsucht nach den nordischen Ländern. Das mexikanische Abenteuer, das ihm fast sein ganzes Erbgut kostete, brachte ihm als poetischen Ertrag seinen einzigen Roman „Raubmenschen" ein. Ebenso wenig Erfolg hatte eine Reise nach Griechenland (1898), wo er im delphischen Land eine Heimstätte suchte. Umgeben von der Hoheit der Ruinenwelt erkannte er schließlich, daß nur die Heimat der echte Wurzelboden für sein Künstlerleben sein könne. Würzburg wurde sein Delphi. Hier lebte er im Sommer. Wintersüber weilte er meist in einer der Künstlerstädte Europas, meist in München.

Nur zweimal noch lockte ihn seine Weltfreude in weite Ferne. Im Jahre 1905/06 fuhr er rund um die Erde. Der künstlerische Ertrag dieser Weltreise waren drei große Schöpfungen: „Die geflügelte Erde" und die beiden Novellenbände „Lingam" und „Die acht Gesichter am Biwasee". Von seiner dritten Weltreise seit 1914 kehrte er nicht mehr wieder. Das Gedichtbändchen „Des großen Krieges Not" (1915) und drei Bücher aus seinen nachgelassenen Schriften geben uns fragmentarisch Bescheid von der Landschaftsherrlichkeit, die er geschaut, und von dem Leid, das er erlebt hat.

Max Dauthendeys menschliche Persönlichkeit gründet und gipfelt in seinem Künstlertum. Sich zum Dichter zu bilden war sein einziges, unabläßiges Streben. Dabei wollte er den Büchern nichts, dem Leben alles danken. Leben war für ihn ein gesteigertes Innen-

Digitized by Google

werden der Welt. Es war Sättigung der Sinne, nicht reflektorisches Rückwärtsblicken oder in die Zukunft tendierende Kritik. Wo aber gibt es eine stärkere Sättigung der Sinne als da, wo Natur und Menschheit unablässig vorübereilen: auf der Reise? Die Reise war auch die hauptsächlichste Erlebnisform des Dichters Dauthendey. Da er aus der abstrakten Gedankenwelt niemals Ideen für seine Kunst entnehmen wollte, so hatte er stets neue Reisen nötig, um aus immer neu erlebter Wirklichkeit neue Welten der Poesie aufzubauen. Daß das Reisetagebuch in immer neuen Variationen die äußere Form seiner Bücher abgeben mußte, ist ohne weiteres verständlich.

Sättigung der Sinne war für den Dichter das Fest des Lebens. Und seine Weltanschauung von der Lebensfestlichkeit läuft stets auf Sättigung der Sinne hinaus. Wenn er in seiner „Neuen Weltanschauung" keinen Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf mehr kennt und alle Wesen und alle Dinge gleichermaßen an dem einen ewigen Leben im All teilnehmen läßt, wenn er alle Dinge und alle Taten heiligt und die Freuden wie die Leiden als ein Fest des Lebens und die Liebe als das höchste Fest feiert, so nimmt er die vertieften Räume aus der Welt der Gedanken wie aus der Welt der Sinne, da er alles nebeneinander in die gleiche Ebene stellt. „Keine Schöpferkraft steht über Euch; die Kraft liegt in Euch. Alle Gestalten haben sich zusammen ausgedacht und es wohnen alle Gestalten deshalb auch in jedem einzelnen von Euch. Das große Fest zerfällt in viele kleine Feste und alle Feste zusammen bilden das Schöpfungsfest, das immer war und immer sein wird und bei dem ihr immer anwesend wart und anwesend sein werdet und bei dem ihr mitgeschöpft habt und immer mitgeschöpft haben werdet" (Gedankengut Bd. I, S. 95). Nur als Pantheismus kann diese Weltanschauung gedacht sein. Diesem Pantheismus fehlt aber die Heiligung des goethischen Pantheismus. Er ist ungeistig, aus materialistischen, hedonistischen und buddistischen Anschauungen zusammengefügt. Wo Dauthendey seine Weltanschauung theoretisch darzustellen sucht, da muß er versagen. Da er den Büchern nichts danken wollte, konnte er auch nicht aus philosophischen Tiefen schöpfen. Seine Weltanschauung hat sich aus dem dichterischen Erlebnis auf seinen Reisen gestaltet. Sie ist nur eine philosophierende Erklärung seiner künstlerischen Eigenart. Wie das große Fest des Lebens sich erst in den kleinen Festen enthüllt, so malt er die Herrlichkeit des Lebens in einzelnen Bildern, so in den „acht Gesichter am Biwasee". Und wie alle Feste des Lebens im Liebeserlebnis gipfeln und in ihm

Digitized by Google

eins sind, so schließt er seine asiatischen Reisenovellen unter dem Symbol des Liebesgenusses in „Lingam" zusammen. Die flächenhafte Form des Zyklus entspricht mehr seiner Weltanschauung als das in seinen Teilen abgestufte umfassende Kunstwerk. Er schrieb, wie erwähnt, nur einen Roman und dieser strebt in große Novellen auseinander. Im Drama bevorzugt er den „Einakter", das Momentbild, oder er schließt einzelne Bilder zum Zyklus zusammen wie in den „Spielereien einer Kaiserin".

Aber zum Lyriker war er geboren wie wenige Dichter seiner Zeit. Seine von subjektivem Idealismus durchtränkte Lebensauffassung bedingt geradezu die lyrische Poesie. Sie muß als die letzte Konsequenz seiner Weltanschauung angesehen werden; denn die Lyrik allein ist im Stande, die Stimmung des kleinsten Erlebnisses aufzunehmen und festlich zu malen. Nirgends wird Dauthendeys künstlerische Persönlichkeit so bis ins Letzte aufgeschlossen als in dem impressionistischen Stil seiner mehr als tausend Lieder.

Die neuere Literatur kennt keinen Dichter, der dem Leben mit solch beseelter Naivität gegenüberstand wie Max Dauthendey. Trotz bitterer Not und Entbehrung hielt er unentwegt an seinem Ideal mit bewunderungswürdigem Optimismus fest. Die Dichtkunst ging ihm über alles. Wenn er den Staat zur Fürsorge für die Dichter verpflichten möchte, so zeugt dies nur davon, welch hohen Kulturwert er der Dichtkunst zuschrieb. Nichts wäre ihm lieber gewesen als irgendwo in einer Stadt seine Bücher an die vorübergehenden Menschen verschenken zu können; Schätze wollte er niemals aufhäufen. Seinen naiven Künstleridealismus charakterisiert am besten der Wunsch, in einer Großstadtstraße hinter dem Schaufenster auf weichen Teppichen zu sitzen und für alle, die kommen und gehen, Märchen zu erzählen. Aber niemals ließ er sich dazu bestimmen, am Rednerpult aus seinen Dichtungen vorzulesen. Steife Oeffentlichkeit war ihm immer zuwider. Hatte er sich einmal ein Jawort abdrängen lassen, so nahm er es gewiß in letzter Stunde noch telegraphisch zurück. Innere Schamhaftigkeit trieb ihn dazu.

Dauthendeys Poesie beruht auf der Erkenntnis der Sinne. Der sensualistische Charakter seiner Kunst tritt auch in seiner Schaffensart hervor. Seine Gedichte und Prosawerke sind das Echo seiner Erlebnisse auf Spaziergängen und auf Reisen. Unmittelbar und lebensfroh brechen sie hervor, sind nicht durch rationalistische Erwägungen verzögert und abgekühlt. Nur so versteht man die ungemein rasche und impulsive Schaffensweise des Dichters, die sich überstürzende

Digitized by Google

Fülle seiner Produktionen. In nur vier Tagen schrieb er seine „Smeroc-Besteigung" (120 Seiten), in 70 Tagen das zweibändige „Gedankengut aus meinen Wanderjahren" (über 700 Seiten), an einem Nachmittag wurde ein Einakter, in einer Woche oft ein ganzes Drama hingeschüttet. Ein solcher Dichter hinterläßt keine Fragmente, außer wenn ihn der Tod überrascht, und hat nicht Zeit und Lust, sich in theoretischen Erwägungen der Gesetze seiner Kunst bewußt zu werden (wie die Klassiker). Die zwei kleinen Aufsätze über „Die Kunst des Intimen" und die „Kunst des Erhabenen" (1893) sind Gelegenheitsarbeiten wie die Übersetzung von Maeterlinks »L' intruse« (1891) und Kierkegaards „Tagebuch des Verführers" (1903). Wie gering der Dichter seine beiden theoretischen Abhandlungen wertete, beweist der Umstand, daß sie nie in deutscher Sprache gedruckt wurden. Auch seine große Bibliothek, die viele Bände von ausgesuchter Delikatesse, namentlich aus exotischen Ländern enthielt, war mehr auf das lebendige Leben als auf abstrakte Gedanken gestimmt.

Der Dichter nahm das Leben froh und heiter und was Liebe und Leben an bitterer Erkenntnis mit sich brachten, davon befreit sich der Dichter mit Humor in seinen lustigen Büchern. Die „Ammenballade" und die „Neun Pariser Moritaten", „Der Venusinenreim" (1911) und der „Bänkelsang vom Balzer auf der Balz" (1904) sind voll Witz, Humor und Ironie, oft auch voll sarkastischer Bosheit und frivolem Lachen. Von diesen Büchern, deren künstlerischer Wert sehr schwankt, bringt der famose Bänkelsang Szenen aus dem Leben des Dichters, oft mit so viel Humor, daß man an Wilhelm Busch erinnert wird.

Wer bei Max Dauthendey nach literarischen Vorbildern und Quellen für seine Dichtungen sucht, verschwendet Zeit und Mühe. Dauthendey hatte außer dem Leben nur einen Lehrmeister in der Kunst, den dänischen Dichter Jacobsen. Ihm widmete er auch sein erstes Buch, den Jugendroman „Josa Gerth" (1891) dessen pointillistisch hingesetzten Naturskizzen an Farbigkeit des Sehens vielfach an Niels Lyhne erinnern. Durch die müde, vorfrühlingshafte Welt dieses Buches schreitet allein Jakobsens Gestalt mit sicheren Schritten als Dr. Wickung, von dem begeistert und geführt Josa Gerth aus streng-gläubiger Kirchlichkeit zu freier, atheistischer Weltauffassung erwacht. Des Dichters eigene schüchterne Entwicklung spiegelt sich in dieser Mädchenseele auf dem Wege zur „Weltfestlichkeit". In Wort, Ton und Stil kündet sich schon leise der wilde Farbentaumel des „Ultraviolett" an. In München, Berlin und hauptsächlich in der Wintereinsamkeit von Bohuslän (1892/93) schrieb Dauthendey diese rasenden

Digitized by Google

Licht- und Farbenphantasien nach Gemälden und Naturbildern. Einen neuen Prosastil wollte er schaffen. Der Alltäglichkeit und platten Rede des Naturalismus seiner Zeit setzte er die phantastische Unwirklichkeit seiner poetischen Gemälde gegenüber. Alle seine Sinne sind in Aufruhr, Farben klingen und Töne glänzen, Linien und Melodien wirren sich in der Einsamkeit seiner Phantasie ineinander. Im Farbenrausch, wie die Maler der Sezession, wie Segantini in München und der nordische Munch, erlebte er die Farbigkeit der Welt. Da diese impressionistische Technik alle festen Formen und Linien löst und nichts als den Rausch der Sinne gibt, wobei sie alles Gedankliche ausschaltet, so eignet sie sich weder für das Problemdrama noch für das Epos, die beide innere Entwicklungen und Zusammenhänge darzustellen haben. Die zwei dramatischen Versuche des „Ultraviolett" („Dornröschen" und „Sündflut") bestätigen dies vollauf. Sinnbildlich für diese Gärungszeit des einsamen Phantasten ist das Jugenddrama „Sehnsucht", dessen Bühnenraum das Gehirn eines Menschen darstellt. Der Dichter des „Ultraviolett", den der Hohn und der Spott der Welt traf, war tiefeinsam in seinen Phantasien, mit denen er allein auf die farbigen Eindrücke der Welt antwortete. Nur sein ästhetischer Sinn war damals geweckt. Die irdische Freudigkeit des Lebens, den bacchantischen Frohsinn kannte er aber noch nicht. Darum konnte er auch in diesen Jahren (1893/95) ein Trauerepos mit dem symbolischen Titel „Die schwarze Sonne" entwerfen. Und während er noch in dem kleinen Versdrama „Sun" (1895) zwischen Liebessehnsucht und Künstlereinsamkeit rang, kam ihm die Erfüllung dieser Sehnsucht. Sein erotischer Sinn war durch das langjährige Ringen um den Dichterberuf unnatürlich lang zurückgehalten worden. Alle Glut brach nun mit dem Erleben der Liebe in seine Kunst. Das Epos „Phallus", das er im Sommer 1896 in Paris kurz nach seiner Verheiratung aus allerlei kabbalistischen und okkultistischen Vorstellungen heraus schrieb, steht am Eingang seiner Liebesdichtungen, noch ein Jugendwerk wie alle bis zu diesem Zeitpunkt geschriebenen Dichtungen. Die etwa 100 Liebeslieder, die Dauthendey unter dem Titel „Reliquien" zuerst in Mexiko (1897) in einem zierlichen Büchlein drucken ließ, sind die ersten blühenden Gaben seiner Liebespoesie, und wenn sie auch der Dichter selbst noch den Jugendwerken zuzählte, weil noch viel dunkles Pathos und trübe Einsamkeit den frohen Ton oft bedrückt und niederstimmt, so geben sie doch den untrüglichen Beweis, daß er vor allem eines ist: Dichter der Empfindung, Dichter der Liebe.

Digitized by Google

In ununterbrochener Kette läßt Dauthendey im reifen Mannesalter ein Liederbuch dem andern folgen. Die Liebesseligkeit, die er erlebt, will sich nimmer erschöpfen. „Die ewige Hochzeit" (1906) ist das glühendste seiner Liederbücher. Mit immer neuen Wonnen erlebt er die Schönheit der Geliebten; wie die mittelalterlichen weltlichen Nachdichter des „Hohen Liedes" preist er in ungezählten kleinen Liedern alle Entzückungen seiner Sinne. Der „brennende Kalender" (1906) seiner Liebe spiegelt sich in all den Stimmungen des wechselnden Jahres wieder.

Wie in den „Reliquien" (1900 in Deutschland gedruckt) und dem tändelnden „Singsangbuch" (1907) gibt der Wechsel der Jahreszeiten die innere Verknüpfung aller Lieder des Sommerbuches in sich versunkene „Lieder im Laub" (1908) und im „Lusamgärtlein", seinem Frühlingsbuch (1909). Immer steht sein Liebeserleben im Einklang mit der Natur. Im Winterbuch „Der weiße Schlaf" (1909) wandert er mit seiner Liebe aus der Gedrücktheit der langen Nächte dem wechselnden Frohsinn des Frühlings entgegen; still und nachdenklich aber singt er in seinem Herbstbuch „Weltspuk" (1910) seine Lieder der Vergänglichkeit. Nach solcher Überfülle wird der Liedersänger schweigsam. Die Prosa wird fortan sein Reich. Nur einmal noch im Krieg schreibt er auf Java Sehnsuchtslieder, die er in seine Briefe einstreute, und widmet seinem Vaterland ein Gedichtbändchen „Des großen Krieges Not" (1915).

Die Liebe hat den Lyriker Dauthendey gebildet. Sie ist das unerschöpfliche Thema seiner Lieder, die ewige Hochzeit, die er feiert. Seine Liebe ist Erotik, ist Liebe der Sinne und Preis der Schönheit des Weibes. Sie ist, wie einmal gesagt wurde, „ursprüngliche Kraftentladung mit der natürlichen Kehrseite, ursprünglicher Reinheit." Daher erklärt sich auch die unendliche Naivität seiner Liebespoesie, die in ihrer innigen Verbundenheit mit dem Naturleben vielfach den Vergleich mit Walter von der Vogelweide, dem das „Lusamgärtlein" gewidmet ist, hervorgerufen hat. Dauthendey preist das Lebendig-Sinnliche im Individuellen. Der Augenblick ist für ihn Traum und Erfüllung der Sinne. Die selig-süßen Augenblicke der Liebe feiert er in tausend Liedern, das Gedankliche verschwindet hinter der Intensität des Eindrucks. Solch impressionistisches Erleben scheidet das Geistig-Allgemeine von selber aus und zeigt diesen Liebesdichter der Neuzeit in schroffem Gegensatz zur gedanklichen Anschauung und mythologischen Gestaltung der Liebe des reifen Goethe (zu Frau von Stein). Dauthendeys Gedichte sind Entzücken-

Digitized by Google

gen des Augenblicks, sind farbige Pastellbilder, Kalenderblätter der Liebe. Sie bestehen meist nur aus ein paar Versen, wie die Gedichte der Asiaten, besonders der Japaner, oder wie die Liebeslieder aus „Tausend und eine Nacht", die sich der Dichter zum Vorbild nahm. Ihr Rhythmus ist die Unruhe der Leidenschaft; er wechselt und säumt, verweilt und bricht ab, je nach der Stimmung, aus der sie fließen. Dafür bringt der Reim, besonders der eigenartige Gebrauch des Binnenreimes, neue Farbenmischungen in den Klang der Worte, mit denen neue seltsame Wendungen, Bilder und Neubildungen neuartig zusammenklingen. Der Farbenzauber dieser Gedichte ist oft von berückender Schönheit. Es ist kein Zufall, daß dieser Dichter, der so herrlich die Worte mischte, zum Maler wurde, als er den Farbenrausch der Tropen nicht mehr in Wortbilder fassen konnte. Die Gemälde, die er in Java malte, sind seine letzten farbenprächtigen Dichtungen.

Dauthendeys Gedichte sind gleichsam unter tropischem Himmel geboren. Ihr leichtes Geflatter, ihre Farbigkeit, ihr üppiges Blühn, ihr rasches Wachstum und die suggestive Kraft der Stimmung machen ihre Eigenart aus. Sie reifen nicht um eine gedankliche Mitte, sie tragen nicht den Gedankenkern im Titel leuchtend voran. Entweder haben sie gar keinen Titel wie in den „Reliquien" oder der Dichter benennt sie mit dem Vers der farbigsten Impression. Gedankliches findet nur ganz langsam und spärlich in den späteren Gedichtbüchern Einlaß, in denen auch eine metrische Ordnung den freien Rhythmus strophischer Regelmäßigkeit mehr und mehr anzugleichen strebt. Trotzdem kann beim Lyriker Dauthendey von einer Wandlung seines lyrischen Stils wie etwa bei Richard Dehmel nicht gesprochen werden. Während Dehmel in immer tiefere Grübeleien über Leben und Liebe hineinstrebt, in bitteren Reflexionen den metaphysischen Grundwert der Liebe zu ergründen trachtet und einer materialistischen Weltauffassung und symbolistischen Kunstrichtung zustrebte, blieb Dauthendey zeitlebens seiner heiteren Weltfestlichkeit und der mystisch-primitiven Einfachheit seiner Gedankenwelt treu.

„Und es lieben alle Dinge. Wie die Vögel im Gesinge
Liebt sich alle Welt im Ringe. Eines hin zum andern drängt,
Jedes seine Lust sich fängt. Immer Lust an Lust sich hängt."

Die allzugroße Leichtigkeit, mit der der Dichter schuf, brachte ihn leicht in die Gefahr, ins Spielerische und Alltägliche zu verfallen, worunter viele seiner Gedichte leiden. Aber er hat Töne gefunden wie Eichendorf und Brentano, und hat Landschaftsbilder und Liebes-

Digitized by Google

lieder von solch wunderbarer Schönheit geschrieben, daß ihm neben Rilke und George, Dehmel und Mombert als selbständige Dichterpersönlichkeit volle Geltung in der deutschen Lyrik zukommt.

Mit der Wendung zur Prosa beginnt ein neuer großer Abschnitt in Dauthendeys Kunst. Als hätte der Lyriker sich müde gesungen, so sendet jetzt der Epiker Jahr um Jahr seine Bücher in die Welt. Der Übergang vollzog sich sichtbar in dem umfangreichen Buche „Die geflügelte Erde" (1910). Der Dichter nennt es selbst „ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere". Erlebnisse, Beobachtungen und Eindrücke auf seiner zweiten Weltreise (1905/06) hat hier der Dichter in einem poetischen Tagebuch gesammelt, Wunderbares mit Alltäglichem, Stimmungsbilder mit Kuriositäten untergemischt. Wenn auch der Reichtum der wechselnden Bilder, die freie Rhythmik der Streckverse und die Farbigkeit des Binnenreims „Die Wunder um sieben Meere" oftmals in prachtvoller Poesie widerspiegelt, so läßt dies Buch als Ganzes doch unbefriedigt, da „Die Liebe", welche die innere Einheit und Notwendigkeit der einzelnen poetischen Gesichte hätte bringen sollen, nicht als Problem gefaßt und gestaltet ist. Bild reiht sich an Bild, locker und lose folgt eine Szene der anderen, es fehlt das glutvolle Geschehen, das Einheit schafft und einen Roman wie die „Raubmenschen" (1911) hervorgebracht hat. — Auch dieser poetische Reiseroman stellt eine ununterbrochene Kette heftigster Impressionen dar: wie die Ankunft am Atlant, die Einfahrt in den Hafen von New-York, den Brand der Hochbahn, den Einbruch der Tropennacht, das Stiergefecht, den Seesturm. Aber alle diese Eindrücke sind durch eine ungemein spannende Handlung zusammengehalten. Wie die Schilderungen beruht auch diese Handlung samt den Charakteren und der Üppigkeit der Sprachkunst unmittelbar auf sinnlicher Wahrnehmung. Auch die Handlung ist eine Impression, ist ein Stück Leben aus dem seltsamen Land Mexiko. Indem sie der Dichter aber wiedergibt, wie er sie erlebte, (als Sensation, nicht gedanklich zum Problem geformt), erfüllt er die letzte Konsequenz der impressionistischen Stilrichtung und der Vorwurf der Stillosigkeit muß sich ins Gegenteil verkehren. Man darf nie vergessen, daß die Lebensform des Menschen Dauthendey das Reiseleben war; die Form seiner Kunst mußte dem gemäß sein. Alles wollte er dem Leben verdanken, nichts den Büchern. Seine Kunst wurzelt darum in der Anschauung, nicht im Denken. Und Anschauung ist sein Roman bis ins letzte.

Ein so feinnerviger Künstler mußte bald fühlen, daß die Novelle, die Skizze seiner Kunst konformer sei als der Roman. Seine drei

Digitized by Google

Novellenbücher stellen den künstlerischen Höhepunkt seiner Prosa dar. Mit unübertrefflichem Feingefühl hat sich der Dichter in das Seelenleben der Asiaten eingefühlt und als ein ganz naiver Dichter, der aus keiner anderen Quelle als aus der Anschauung schöpft, bringt er in seinen asiatischen Novellen „Lingam" (1909) östliche Bilder, meist aus Indien und China, in denen sich das geile Wachstum der Natur, die brutale Sinnlichkeit und das primitive Seelenleben der Menschen, die Despotie, der Aberglaube und die ganze asiatische Grausamkeit in realistischer Malerei auswirkt. Es sind Ausschnitte aus ungeschriebenen Reisebüchern, Episoden des Grauens. „Das Leben auf dieser Welt ist eine Bilderbude" . . . . heißt es in einer Geschichte. Also Bilder! Der zusammenfassende Titel „Lingam" ist das Symbol für die in Wollust und Todesschauern lebende Welt der Tropen. Wie zart stehen daneben die japanischen Liebesnovellen: „Die acht Gesichter am Biwasee" (1911)! Ein jedes eine unnachahmliche Einheit in Stimmung und Schönheit und doch wieder nur eine Phase des wechselnden Gestirns der Liebe. Wie Impressionen kommen und gehen diese Gesichte. Sie reizen wie eine Farbe, entzücken wie der Liebreiz einer Bewegung und klingen wie ein Ton vorüber. Es sind Liebesgeschichten, in denen die kleinen japanischen Frauen bald übermütig kichern, bald leise in den Ärmel hineinweinen. Diese Geschichten haben nichts Ideenhaftes, wenngleich sie Liebessymbole sind. Als Bewegung, als Farbe oder Klang kündet sie der Dichter in geöffneter Satzform an: Die Segelboote von Yabasee heimkehren sehen . . . Den Nachtregen regnen hören in Karasaki . .

Diese exotischen Novellen haben ihre Fortsetzung und europäische Ergänzung in den „Geschichten aus den vier Winden" gefunden (1915). Auch hier beherrscht das Reiseerlebnis in irgendeiner Gestaltung die Grundform der Komposition, selbst wenn es sich zu einem nächtlichen Rundgang in den Straßen Berlins oder einer Spazierfahrt in den Tierpark verengert und verkleinert. Das ermöglichte interessante Schilderungen zu geben, kleine Abenteuer, seltsame Menschen und Gebräuche, verschrobene Gewohnheiten und Einfälle zu erzählen. Die Neigung zum Grotesken tritt immer sichtbarer hervor. Die letzte Novelle „Das Iguanodon", die mit einer impressionistischen Landschaftsschilderung beginnt, die Problemdichtung streift, um sich ganz im Phantastischen zu verlieren, erinnert an eine seltsame Eigenart, die für das phantastische Spiel dieser Dichterphantasie höchst charakteristisch ist. Dauthendey ließ sich oft von seiner Frau Nadeln mit bunten Fäden wahllos zu Stickereien reichen, die er ohne Vorlage

Digitized by Google

begann, dem Zufall überlassend, was daraus werde. Das farbenprächtigste und bizarrste Werk dieser improvisierten Stickkunst war ein großer Pfau von unwirklicher Form und Farbenpracht, der einem vorsintflutlichen Ungeheuer, einem Iguanodon, ähnlich sah. An solch exotisch-phantastische Stickereien erinnert ganz besonders das „Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerlande" (1921), das von den zwölf geplanten Märchen nur die drei ausgeführten aus dem Nachlaße des Dichters enthält. Es sind eigentlich keine Märchen, sondern Groteskeu. Die starken Farben und die grausamen Schönheiten der Südsee leuchten und locken auch aus den beiden letzten Büchern des Dichters, die aus nachgelassenen Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen zusammengestellt sind. Fehlt ihnen auch, wie dem Märchenbriefbuch, die letzte Überarbeitung, so wird doch jeder, der die Besteigung des Smeroe-Vulkans in den „Erlebnissen auf Java" (1924) oder die Ankunft in Neu-Guinea in der „letzten Reise" (1924) liest, von dem Überschwang dieses Dichtergeistes und seiner naiven Sprachkunst überwältigt und seinen frühen Tod mit tiefer Ergriffenheit betrauern.

Auch die beiden autobiographischen Bücher liegen in gleicher Stilrichtung. In dem Buch „Der Geist meines Vaters" (1912) erzählt Dauthendey die Geschichte von seiner Jugend. Nicht wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit" ordnet, gliedert und formt er den Stoff in streng logischer Entwicklung, sondern er gibt ein vielfarbiges Bild seiner Jugend im Nebeneinander von hundert packenden Einzelschilderungen. Die improvisierende Technik dieses Buches, dem die letzte Rundung fehlt, macht sich auch im „Gedankengut aus meinen Wanderjahren" (1913) geltend. Beide Bücher, die zusammengehören wie die Vorbereitung zu einer Reise und die Reise selbst, sind da von höchster Schönheit, wo der Dichter Landschaftseindrücke beschreibt, sei es von Skandinavien oder von Griechenland; die philosophierenden Kapitel müssen in diesen Büchern als verfehlt empfunden werden.

Max Dauthendeys Prosastil ist von unerhörter Mannigfaltigkeit. Von Buch zu Buch wächst die Kraft seiner Anschauung. In immer neuen Differenzierungen der Farben und der Bilder verfeinert sich der Ton und die Stimmung seiner Prosa. Am Reiseerlebnis entfaltete sich seine Kunst. Von allen Ländern und Gegenden der Erde fühlte er sich am innigsten von der Welt Japans angesprochen. Hier fühlte er so starke innere Verwandschaft mit seinem Geiste, daß man in seinem Japanbuch das Werk eines östlichen Dichters zu

Digitized by Google

lesen glaubt. Ein Schwarm jüngerer Künstler hat nach seinem Vorbild den Osten und Süden bereist, aber keiner kommt seiner Einfühlungsgabe gleich. Seine Prosa gehört zu dem Schönsten, was die neuere deutsche Literatur kennt.

Die lyrischen und epischen Schöpfungen des Dichters werden durch alle Jahre von seinen dramatischen Bemühungen begleitet. Mit der Sangdichtung „Dornröschen" und der impressionistischen Skizze „Sündflut" gehört die psychopathische Studie „Das Kind", nebst den kleinen lyrischen Dramen „Glück", „Sun" und „Sehnsucht" zu den dramatischen Anfängen. Durch den großen Bühnenerfolg der „Spielereien einer Kaiserin" (1910) ermuntert, ließ der Dichter eine ganze Reihe von Theaterstücken erscheinen, die aber schon in früheren Jahren, von 1905 bis 1908, entstanden. Es sind die bürgerliche Tragödie „Frau Raufenbarth", die grobe Jahrmarktskomödie „Menagerie Krummholz", eine ebenso abstoßende Posse „Madame Null", das dreiaktige Schauspiel „Ein Schatten fiel über den Tisch", die zwei kleinen tragischen Einakter „Lachen und Sterben" und der „Fünfuhrtee", endlich die skandinavische Bohèmekomödie „Maya". Das grauenvolle Drama „Der Drache Grauli" (1912) und die Kilianstragödie „Geilana" (1912) beschließen die lange Reihe der Bühnenwerke. Erfolg hatte der Dichter nur mit den „Spielereien einer Kaiserin", die übrigen Dramen fanden nur selten den Weg zur Bühne.

Der Kernpunkt all dieser Dramen ist die Geschlechtsliebe. Sie ist für den Dichter kein Problem, sondern eine Naturmacht, die mit tierischer Gewalt ihre Befriedigung sucht. Auf der Bühne wirkt sich dieser Explosivstoff des Lebens in mannigfachen Bildern aus. Szenen des Grauens und Entsetzens wie im „Drachen Grauli" stehen den grotesken Verwirklichungen der „Menagerie Krummholz" gegenüber. Im bewußten Gegensatz zur Problematik Ibsens und der Naturalisten schrieb der Dichter seine Bilderserie über die russische Kaiserin Katharina. Der impressionistische Stil des Dramatikers Dauthendey feiert hier das farbigste Fest. Jeder Akt ist ein Drama für sich. Jeder Akt hat sein eigenes Szenar, seine besonderen Farben, sein bestimmtes Symbol. Die jedesmal vorausgeschickten Charakteristiken der Hauptpersonen sowie die Beschreibung des Bühnenbildes wirken wie Erklärungen zu den einzelnen Bildern dieser dramatischen Gemäldegalerie. Die Sinne sollen durch Bühnenbilder gesättigt werden; das Gedankliche, das Quälend-Problematische findet keinen Raum. Ein geistreicher Theatraliker wollte Dauthendey sein, kein Problematiker. In den „Spielereien einer Kaiserin" ist ihm dies glänzend

Digitized by Google

gelungen; seine übrigen Dramen sind Versuche auf diesem Wege, mehr oder minder mißglückte Experimente aus dem Naturalismus und einer phantastischen Theatralik ein neues Drama zu schaffen. Das Ziel weist in die Zukunft. Aber als unerfüllte Hoffnung ist der Dramatiker Dauthendey von uns geschieden und man kann nur tief bedauern, daß so unwürdige Veröffentlichungen wie die „Madame Null" zu keiner richtigen Wertung des Strebens und Könnens des Dramatikers Dauthendey gelangen lassen.

Aus allem, was Dauthendey geschrieben hat, tritt uns dieselbe künstlerische Persönlichkeit entgegen. Sein farbenempfindliches Auge freute sich an aller Weltlust und Erdenschönheit und nie wurde er müde den Reichtum der ganzen Welt in naiver Ergriffenheit zu verkünden. Wie er sich als Mensch in bescheidener Heimatenge nicht begnügen konnte, so wiederstrebte ihm auch jede Gebundenheit durch künstlerische Programme. Nur in den Anfängen seiner Dichtung berührte sich seine Kunst mit der Stephan Georges. Er war aber zu sehr Romantiker, als daß er einer gewollten Klassik zustreben konnte.

Wehmütig steht man vor diesem reichen Leben und beklagt, daß es nicht reifen durfte.

Dr. M. Gebhardt (Würzburg).

9. **Döderlein,** Ludwig von,
Philologe und Schulmann
1791—1863.

Johann Ludwig Christoph Wilhelm von Döderlein wurde am 19. Dezember 1791 in Jena geboren. Sein Vater Christoph Döderlein war ein Pfarrerssohn aus Windsheim und hatte selbst einige Jahre als Diakonus dort gewirkt, war aber 1772 als Professor der Theologie an die Universität Altdorf und 1782 nach Jena berufen worden (vergl. über ihn Julius Döderlein, Unsere Väter, Erlangen und Leipzig 1891, S. 1—17). Seine Mutter war eine Tochter des Jenenser Juristen Ludwig Eckardt. Schon 1792 starb der Vater; aber 1797 vermählte sich die Mutter mit Immanuel Niethammer, der damals außerordentlicher Professor der Theologie in Jena war. In ihm gewann Döderlein einen treubesorgten Vater; in seinem Hause in Jena verkehrten Schiller und Goethe und Döderlein zählte es, wie er selbst in der Festrede an Schillers hundertjährigem

Digitized by Google

Geburtstag sagt, zu den schönsten Erinnerungen seiner Knabenzeit, Schiller gekannt, ja mehr noch, seine Gunst und Freundlichkeit genossen zu haben. In seinem vierzehnten Jahre kam er 1804 auf die sächsische Fürstenschule in Pforta; da er aber bald erkrankte, sandte ihn sein Vater noch im gleichen Jahr zu Verwandten nach Windsheim. Dort besuchte er das Gymnasium und benützte mit Eifer auch andere Gelegenheiten, sein Wissen zu mehren. Im Frühjahr 1807 kehrte er nach Schulpforta zurück und blieb dort bis zum Herbst 1810. Die Schule stand damals unter der Leitung Ilgens und bot ihren Zöglingen eine gründliche Schulung in den klassischen Sprachen. Ihnen gegenüber trat im Unterricht alles andere zurück: „Mathematik wurde zwar gelehrt; aber wer nichts lernen wollte, wurde nicht eben gezwungen; es genügte, wenn er die Stunden besuchte. Ein Schüler, der sich ihr besonders hingab, genoß, wenn er übigens ein tüchtiger Mensch war, Achtung, aber er schien wunderliche Allotria zu treiben. Wer aber gar sich auf Geschichte und Geographie warf, galt für einen Flachkopf, für welchen bloßer Gedächtniskram oder amüsante Lektüre ohne Geistesarbeit Interesse habe. Die griechische und lateinische Versifikation stand hoch in Ehren; wer sich dagegen in deutschen Versen versuchte, besonders in gereimten Gedichten, wurde als ein eitles, empfindsames Modebürschchen belächelt oder verspottet." So erzählt Döderlein selbst im Rückblick auf seine Schulzeit (Reden und Aufsätze I. S. 270). Die Werke der deutschen Dichter, welche sich allmählich und heimlich Eintritt verschafften, „wurden von Lehrern und Schülern als falsche Bücher bezeichnet, weil nur Homer und Horaz und deren Landsleute das Recht genossen gelesen zu werden" (ebenda S. 101). So gewann Döderlein in Schulpforta vor allem eine gründliche Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache. Namentlich begeisterten ihn die griechischen Dichter und Geschichtsschreiber; immer wieder las er Homer, Sophokles, Theokrit, Herodot und Xenophon; Sophokles' „Antigone" hat er einundzwanzigmal durchgelesen. Von seinem Fleiß und dem ganzen Leben in Pforta geben ein anschauliches Bild die zahlreichen Briefe, die er an seine Mutter nach Hause schrieb (Briefe des Gymnasiasten Ludwig Döderlein in Pforta aus den Jahren 1807—1810, herausgegeben von J. Simon, Gymn.-Progr., Kaiserslautern 1900).

Im Herbst 1910 kehrte Döderlein in sein Elternhaus nach München zurück, wohin sein Stiefvater Niethammer nach kürzerer Tätigkeit in Würzburg und Bamberg 1807 als Centralschulrat be-

Digitized by Google

rufen worden war. Zunächst setzte er seine philologischen Studien unter der Leitung von Friedrich Thiersch fort, der seit 1809 am Münchner Lyceum wirkte. Aber schon 1811 bezog er die Universität Heidelberg, wo er vor allem den Philologen Creuzer, den Theologen Daub und den Philosophen Fries hörte. Zum Abschluß seiner Studien ging er 1813 nach dem ruhigeren Erlangen und promovierte hier 1814 mit einer Schrift »Specimen novae editionis tragoediarum Sophoclearum« (Erlangen-Sulzbach 1814). Im Herbst 1814 ging er nach Berlin, wo er bei Friedrich August Wolf, August Böckh und Philipp Buttmann seine wissenschaftliche Ausbildung vollendete und mit Passow, Göttling, Zumpt und anderen jungen Gelehrten in regem geistigem Verkehr stand. Schon im folgenden Jahre 1815 erhielt er einen Ruf an die Akademie Bern. Hier wirkte er vier Jahre; er las mit seinen Schülern vor allem griechische Schriftsteller, suchte sie aber auch sonst in jeder Weise zu fördern. Daneben gingen aber seine eigenen wissenschaftlichen Studien weiter. So beschäftigte er sich besonders eingehend mit Thukydides und der älteren Geschichte Athens, wovon seine noch erhaltenen Briefe an Friedrich Kortüm, der damals Lehrer in Hofwyl und Aarau war, und die von ihm für Ersch und Gruber gelieferten Beiträge Zeugnis geben. In den von Fr. Thiersch begründeten Acta philologorum Monacensium veröffentlichte er 1817 eine Abhandlung über die Agricola des Tacitus, und im gleichen Jahre ließ er eine deutsche Übersetzung dieser Schrift „nebst Rechtfertigungen" erscheinen (Aarau 1817). Zusammen mit seinem Züricher Kollegen J. H. Bremi begründete er auch eine wissenschaftliche Zeitschrift „Philologische Beiträge aus der Schweiz", deren ersten (und einzigen) Band (Zürich 1819) er selbst mit einem Aufsatz „Schutz- und Trutzstellen über die alte Geschichte Griechenlands, besonders Athens" eröffnete. Schon diese Anfangsarbeiten zeigen die gleichen Vorzüge wie seine späteren Schriften: gründliche Vertiefung in Sprache und Gedankengang der behandelten Schriftsteller, umfassende Belesenheit und selbständiges Urteil. Die Agricolaübersetzung steht freilich hinter den späteren Übersetzungen noch weit zurück und fand in dem ohne Angabe des Verfassers erschienenen, von einem Berner Kollegen (Karl Jahn) verfaßten „Fegfeuer" (Bern 1819) eine gehässige, auch Döderleins Person hämisch angreifende Kritik. Doch zeigte sich gerade bei dieser Gelegenheit, wie viel Achtung und Liebe sich Döderlein in Bern erworben hatte; er selbst aber lernte aus der Kritik, wie er sich einem Freunde gegenüber äußerte, daß er über seiner Vorliebe für das Griechische die Schwesterſprache mehr

Digitized by Google

als billig vernachlässigt habe, und nahm sich vor, diesem Mangel abzuhelfen. So gab ihm gerade dieser Angriff Veranlassung zu der eingehenden Beschäftigung mit der lateinischen Sprache, aus der später einige seiner Hauptwerke erwuchsen.

Die Tätigkeit in Bern nahm kurz nach diesem unangenehmen Vorfall ihr Ende dadurch, daß er am 20. Mai 1819 von der bayerischen Regierung zum Rektor des Gymnasiums und zum zweiten ordentlichen Professor der alten Literatur an der Universität in Erlangen ernannt wurde. Im Herbst 1819 trat er dies Doppelamt an, das er mehr als vierzig Jahre führte. Erst am 15. November 1862 wurde er seines Amtes als Rektor des Gymnasiums enthoben; die Vorlesungen an der Universität führte er noch weiter bis zu seinem Tode am 9. November 1863. So ist auch bei Döderlein wie bei vielen deutschen Gelehrten wenig von äußeren Erlebnissen zu erzählen; schon mit 28 Jahren hatte er für seine Wirksamkeit die Stätte gefunden, der er bis zu seinem Lebensende treu blieb. Aber wenn sein Leben auch arm war an äußeren Erlebnissen, so war es doch reich an den aus erfolggekrönter Arbeit erwachsenden Freuden. Auf drei Gebiete vor allem erstreckte sich seine Arbeit: auf seine Tätigkeit als Lehrer und Rektor des Gymnasiums, auf seine Stellung als Professor an der Universität und auf seine mannigfache literarische und wissenschaftliche Produktion. Aber diese drei Arbeitsgebiete waren nicht scharf voneinander geschieden, sondern standen in engstem Zusammenhang und fruchtbarster Wechselwirkung. Ein großer Teil der wissenschaftlichen Arbeiten erwuchs aus der Lehrtätigkeit an Gymnasium und Universität und kam dieser wieder zu gute. Als akademischer Lehrer war es sein Hauptstreben, tüchtige Gymnasiallehrer heranzubilden. Wer aber hätte besser die Bedürfnisse des Gymnasiums gekannt als er, der selbst eine Lehranstalt leitete? So fühlte er seine reiche Tätigkeit selbst durchaus als eine einheitliche; war sie doch zusammengehalten durch den beherrschenden Gedanken, die Altertumsstudien für die Jugenderziehung fruchtbar zu machen. So mögen zwar im folgenden die verschiedenen Seiten seiner Tätigkeit gesondert besprochen werden, aber es darf dabei nicht vergessen werden, daß sie nicht nur durch seine Person, sondern auch durch eigene enge Verwandtschaft nahe verbunden waren.

Zunächst sei seine Tätigkeit als Rektor des Gymnasiums, als Lehrer und Erzieher der heranwachsenden Jugend geschildert. Als Döderlein die Leitung des Erlanger Gymnasiums übernahm, fand er es, wie er selbst sagt, „in einem trostlosen Zustand". „Um von

Digitized by Google

seinen fast schauerlichen Räumlichkeiten zu schweigen, bestand es seit sieben Jahren ohne eigentliche feste Leitung; der älteste Lehrer waltete zugleich als Rektoratsverweser; dieser selbst gehörte nicht ausschließlich dem Gymnasium an, er diente zur Ergänzung seines Gehaltes zugleich als Sekretär bei der Universitätsbibliothek und verabreichte dort die verlangten Bücher. Der übrige Unterricht an der aus vier Klassen bestehenden Anstalt war unter einige Stadtgeistliche, einige vacierende Kandidaten, einige dürftige Studierende verteilt, welche von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat wechselten" (in der Rede zum Lob des Schulpedantismus, gehalten 1855, Öffentliche Reden, Frankfurt a. M. 1860, S. 71). Dazu herrschte unter den etwa 150 Schülern völlige Zuchtlosigkeit; sie besuchten die Lehrstunden nach Belieben oder setzten den Besuch wochenlang aus, weil sie den Eltern zum Stecken der Kartoffeln unentbehrlich waren. „Daß Eltern, die einer Schule ihre Kinder übergeben, zugleich einen Teil ihres Rechtes über ihre Kinder an diese Schule abtreten, das war ein Grundsatz, den weder die Schule aufstellte noch die Eltern anerkannten oder ahnten." So war es Döderleins erste Aufgabe hier Wandel zu schaffen. Mit gleichmäßiger Strenge, die ihm bald den Namen eines Schultyrannen eintrug und die Zahl der Schüler in zwei Jahren von 150 auf 82 sinken ließ, stellte er in jahrelanger Arbeit diejenige äußere Ordnung her, die die Voraussetzung jeder erfolgreichen Schularbeit ist. Den Wert und die Notwendigkeit einer guten Schulzucht, einer strengen äußeren Ordnung, ja des Schulpedantismus hat Döderlein in seinen Schulreden wiederholt klargelegt. Ebenso legte er großen Wert darauf, die Schüler an äußeren Anstand und gute Sitte zu gewöhnen. Aber niemand war weiter als er davon entfernt, in diesen Äußerlichkeiten aufzugehen. Von warmer Liebe zur Jugend erfüllt und mit Art und Wesen der Jugend genau vertraut suchte er alle sittlichen Kräfte in ihr zu wecken und zu pflegen. Unerbittlich gegen sittliche Verfehlungen wollte er die ihm anvertraute Jugend zu edler Gesinnung erziehen. Darum bekämpfte er alle die Eigenschaften, die ihm hiebei ein Hemmnis schienen. Seine Schulreden, die überhaupt ein lebendiges Zeugnis von seinen Erziehungsgrundsätzen ablegen, wenden sich zum Teil mit großer Schärfe gegen besondere Fehler der Jugend; so sprach er 1824 über die verderbliche und die löbliche Schwärmerei der Jugend, 1826 über den Mißbrauch des Ehrtriebs, 1859 über die Blasiertheit, die er definiert als „die Gleichgültigkeit gegen den reinen Genuß des Schönen infolge eines verkehrten Genusses". Besonders bezeichnend für seine

Digitized by Google

Anschauungen ist die Rede von 1837 über Misologie, Präkozität und Plebejität; in ihr bekämpft er die aller ernsten Arbeit abgeneigte Gesinnung, die aus Trägheit oder Hochmut die Bildung des Geistes verschmäht, das Erbteil der Jahrtausende verachtet und nur das Werdende gelten läßt, die unnatürliche Frühreife und Altklugheit, die Gemeinheit in Gesinnung und Sitte, die feindlich gesinnt gegen alles Schöne, Große und Edle alles verlacht und verfolgt, was Begeisterung heißt oder sie erregt. Andererseits wird er nicht müde von dem Wesen wahrer Bildung zu sprechen; er warnt vor der Verwechselung der Bildung mit der Gelehrsamkeit und lehnt es immer wieder ab, Gelehrte erziehen zu wollen. Aufgabe der Gymnasien ist es gebildete Menschen zu erziehen; gebildet in diesem Sinne aber ist, wer „dem Reich des Idealen, wo das Schöne und das Edele allein die Gesetze vorschreiben und vollziehen, als Bürger oder wenigstens als Ehrenbürger angehört, ohne dem niederen Reiche des praktischen Lebens fremd zu werden und ihm zu entziehen, was er ihm schuldet, seine Teilnahme, seine Liebe, seine Tätigkeit" (Rede am 28. August 1838, Reden und Aufsätze I. S. 167).

Es war seine feste Überzeugung, daß die gründliche Beschäftigung mit Sprache und Schrifttum der Griechen und Römer der beste Weg zu dieser Bildung sei; aber ebensowenig wie Gelehrte wollte er Philologen erziehen, sondern durch die vertraute Bekanntschaft mit den alten Klassikern den Sinn für das Wahre, Gute und Schöne bilden und stärken. Dabei wollte er nichts von der Einseitigkeit wissen, die er einst in Schulpforta kennen gelernt hatte. Wenn auch die alten Sprachen im Mittelpunkt des Unterrichts standen, so war ihm doch auch der Unterricht in deutscher Sprache und Literatur eine Herzenssache. Er selbst war ja ein vorzüglicher Kenner der deutschen klassischen Dichter und ein Meister des Worts. Wie hätte er die Bedeutung des Deutschen für die Jugendbildung unterschätzen können! Auch Geschichte und Naturgeschichte fanden in seinem Gymnasium Pflege; aber nicht alle Fächer waren gleichberechtigt und nicht von jedem Schüler wurde das Gleiche verlangt. Vielleicht gerade dadurch erreichte er, daß die meisten Schüler mit regem Eifer dem Unterricht folgten und auch in ihrem späteren Leben stets mit Dankbarkeit an ihre Gymnasialzeit zurückdachten. So ist z. B. das Schriftchen „Das bairische Gymnasialwesen einst und jetzt" (Erlangen 1869), dessen Verfasser der Erlanger Theologe August Ebrard ist, ein glänzendes Zeugnis für den Geist, der unter Döderleins Schülern herrschte, und für die reiche und tiefe Bildung, die sie seinem Unterrichte verdankten.

Digitized by Google

Aber auch als Lehrer an der Universität übte er, zumal nachdem er 1827 auch Direktor des Philologischen Seminars geworden war, eine tiefgehende Wirkung aus. Zuerst arbeitete er mit Josef Kopp, nach dessen Tode 1842 mit Karl Friedrich Nägelsbach zusammen. Die siebenzehn Jahre, die Döderlein und Nägelsbach (er starb 1859) nebeneinander wirkten, waren eine Blütezeit der Erlanger Philologie. Beide Männer ergänzten sich vortrefflich, wie Iwan Müller, selbst ein Schüler der beiden Gelehrten, in seiner Geschichte des Philologischen Seminars (De Seminarii philologici Erlangensis ortu et fatis, Erlangae 1878) in anziehender Weise gezeigt hat. Nägelsbach bot in seinen Vorlesungen wohl mehr als Döderlein sicheres Wissen, feste Kenntnisse; Döderlein regte, indem er auch viele kühne Vermutungen vortrug, mehr zu eigener Prüfung und ernstem Nachdenken an. Nägelsbach erzog in seinen Seminarübungen vor allem zu sorgfältigster Erfassung des überlieferten Textes, Döderlein war ein Meister der Konjekturalkritik und freute sich daran, verderbte Texte in geistvoller Weise zu verbessern; Nägelsbach gab in seinen Vorlesungen über Gymnasialpädagogik ein festgeschlossenes System klarer, aus eigener Erfahrung und hoher Auffassung vom Lehrberuf geschöpfter Vorschriften; Döderlein wirkte vor allem durch sein Vorbild und gab seinen Zuhörern Gelegenheit, unter seiner Leitung die ersten Lehrversuche am Gymnasium zu machen. Beide aber waren darin einig, daß gründliche wissenschaftliche Bildung die wichtigste Voraussetzung für jede Lehrtätigkeit sei. Darum hielt es Döderlein oft für notwendig, durch überraschende Fragen die Studenten zur Erkenntnis ihrer Unwissenheit zu führen und ihnen so die Notwendigkeit ernster Arbeit nahezulegen.

In seinen Vorlesungen behandelte Döderlein mit Vorliebe die Schriftsteller, denen er sich wesensverwandt fühlte, wie Sophokles und Horaz, Thukydides und Tacitus; daneben las er aber auch über Literaturgeschichte und Grammatik. Gemeinsam war allen seinen Vorlesungen, daß er bei ihnen in erster Linie den künftigen Schulmann, nicht den wissenschaftlichen Philologen im Auge hatte; aber wie er sich selbst durch umfassende Gelehrsamkeit auszeichnete, so verlangte er auch von dem künftigen Lehrer gründliche Vertiefung in Stoff und Methode seiner Wissenschaft.

Da Döderlein nach L. Hellers Tod 1827 auch Professor der Beredsamkeit an der Universität geworden war, hatte er auch die Aufgabe, den Prorektoratsprogrammen wissenschaftliche Abhandlungen beizugeben und bei feierlichen Gelegenheiten der Redner der Univer-

Digitized by Google

sität zu sein. Die 35 Universitätsprogramme, die er in den Jahren 1827—1863 veröffentlichte (sie sind meist in die drei Sammlungen seiner Reden und Aufsätze aufgenommen), geben ein lebhaftes Bild von seinen mannigfachen Studien; hauptsächlich enthalten sie Textverbesserungen, neue Erklärungen, Übersetzungsproben oder grammatische Beobachtungen. Unter seinen Gelegenheitsreden ragen besonders die Gedächtnisreden am Grabe verstorbener Kollegen hervor. In feinsinniger Weise wußte er die Eigenart jedes Mannes zu erfassen, die wesentlichen Charakterzüge liebevoll zu schildern, ein fesselndes Gesamtbild zu entwerfen. So sind seine Reden auf die Philologen Kopp und Nägelsbach, den Botaniker Koch, die Mediziner Canstatt und Fleischmann, den Philosophen August von Schaden, den Physiker Kohlrausch Meisterstücke der Charakterzeichnung, zugleich reich an Gedanken und vollendet in Aufbau und Darstellung. Im höchsten Maße gelten diese Vorzüge auch von der Rede, die er an Schillers hundertjährigem Geburtstag im Auftrage des akademischen Senats hielt. Sie zeugt ebensosehr von vertrauter Bekanntschaft mit dem Dichter als von warmer Begeisterung für ihn und ragt nach Form und Inhalt weit über den Durchschnitt der damals gehaltenen Festreden hervor.

Neben seinem Doppelamt an Gymnasium und Universität fand Döderlein doch noch Zeit zu umfangreichen wissenschaftlichen Arbeiten. Sie erstrecken sich in der Hauptsache auf zwei Gebiete, auf die lateinische und griechische Sprachkunde und auf die Kritik und Erklärung lateinischer und griechischer Schriftsteller. Auf dem Gebiete der Sprachkunde wollte er vor allem der Erklärung der einzelnen Wörter dienen. Um die Bedeutung der Wörter genau festzustellen, suchte er ihre Abstammung klarzulegen und ihr Verhältnis zu Wörtern ähnlicher Bedeutung zu bestimmen; darum pflegte er die Etymologie als die Grundlage und die Synonymik als die Ergänzung der Lexikographie. Sein Hauptwerk auf dem Gebiet der lateinischen Wortkunde erschien in den Jahren 1826—1838 in 6 Bänden unter dem Titel „Lateinische Synonyme und Etymologien", (hiezu kam 1839 noch als „Beilage" eine systematische Darlegung über die lateinische Wortbildung). Auf dem Gebiet der griechischen Wortkunde ist das Hauptwerk: „Homerisches Glossarium" 3 Bände, 1850—58. Ihnen schlossen sich eine Reihe kleinerer Schriften an, unter denen das „Handbuch der lateinischen Synonymik" 1840, 2. Aufl. 1849, und „Das Handbuch der lateinischen Etymologie" 1841 die Ergebnisse seines ausführlichen Werkes über lateinische Synonyme und Etymologien für die Bedürfnisse der Schule zusammenfaßten. Diese

Digitized by Google

Arbeiten Döderleins beruhen auf fleißigen Sammlungen und zeichnen sich aus durch sorgfältige Beachtung des Sprachgebrauchs der Schriftsteller und scharfe Erfassung der einzelnen Wortbedeutungen; aber seine Kenntnis der indogermanischen Sprachen war zu gering, seine Auffassung von dem Verhältnis der lateinischen zur griechischen Sprache falsch; darum sind seine Etymologien im Lateinischen und Griechischen oft ganz willkürlich und durch die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft als irrig erwiesen worden. Dazu ließ er bei seiner Betrachtung der Wortbedeutungen den geschichtlichen Standpunkt zu sehr außer Acht. Die Geschichte der einzelnen Wörter, die Möglichkeiten und Gesetze des Bedeutungswandels hat erst die junge Wissenschaft der Semasiologie recht verstehen lassen. So fanden diese sprachlichen Werke schon bei ihrem Erscheinen nicht allgemein Beifall (vgl. z. B. die Besprechung des Homerischen Glossariums von H. Düntzer im 69. Band der N. Jahrb. für Phil. und Päd.) und sind jetzt durch die neueren Forschungen überholt.

Bleibenden Wert haben seine Arbeiten auf dem Gebiete der Schriftstellererklärung. Zwar zu der in seiner Doktorarbeit angekündigten Sophoklesausgabe ist es nicht gekommen; nur den Ödipus auf Kolonos hat er gemeinsam mit seinem Kollegen L. Heller 1825 herausgegeben. Aber die in Bern begonnenen Tacitusstudien vertiefte und erweiterte er; davon zeugt die Gesamtausgabe des Tacitus mit lateinischem Kommentar (2 Bände 1841 und 1847) und die Sonderausgabe der Germania mit deutscher Übersetzung (1850). Außerdem veranstaltete er Ausgaben und Übersetzungen von den Satiren und Episteln des Horaz, zu dessen Humor und Lebensklugheit er sich besonders hingezogen fühlte, und von Homers Ilias (der erste Band erschien 1863, der zweite wurde nach seinem Tode von seinem Schüler G. Autenrieth herausgegeben).

Neben diesen größeren Werken verfaßte er mehrere Schulschriften und gab in den schon oben erwähnten Universitätsprogrammen manche Beiträge zur Erklärung und Kritik lateinischer und griechischer Schriftsteller und Übersetzungsproben aus Tacitus, Demosthenes, Theokrit, Thukydides und anderen Autoren. In all diesen Arbeiten zeigt sich, wie nahe vertraut ihm der Geist seiner Lieblingsschriftsteller war, wie er sich ganz in ihre Gedanken eingelebt hatte und wie viel ihm daran lag, auch anderen zu ihrem Verständnis zu verhelfen.

Trotz aller Arbeit in Beruf und Wissenschaft führte Döderlein nicht das zurückgezogene Leben eines Gelehrten, sondern pflegte eifrigen Verkehr mit seinen Erlanger Kollegen und auswärtigen

Digitized by Google

Freunden. Auf seinen zahlreichen Reisen machte er gerne neue Bekanntschaften und hielt die Beziehungen in regem Briefwechsel fest. Dazu hatte er ein gastliches Haus, das nicht nur von einer großen Kinderschar belebt war, sondern in dem auch Zuhörer, Kollegen und Freunde ein- und ausgingen. Er war dreimal verheiratet, zuerst mit einer Tochter des Jenenser Juristen Gottlieb Hufeland, die ihm acht Kinder schenkte; nach ihrem Tod (1833) heiratete er die Tochter eines in Erlangen lebenden Schweizers, Lucas Custer, die ihm noch drei Kinder gebar, so daß deren Zahl auf elf wuchs, von denen zehn, sieben Söhne und drei Töchter, den Vater überlebten; auch sie starb schon 1839. Zwei Jahre später verheiratete er sich zum dritten Mal, mit Luise von Biarowsky, der Tochter eines Münchner Legationsrates, die bis zu seinem Tode der Mittelpunkt seines großen Familienkreises blieb.

So war es ein in Familie und Beruf, in praktischer und wissenschaftlicher Arbeit reiches Leben, das ihm beschieden war. Auch körperlicher Frische und Rüstigkeit durfte er sich bis ins Alter erfreuen; nur ein lästiges Magenübel nötigte ihn in den letzten Jahren, öfters auszuspannen und in Bädern Linderung zu suchen. Seine geistige Frische blieb ihm bis in die letzten Lebenstage erhalten. Im Spätherbst 1863 rüstete er sich für die Vorlesungen des Wintersemesters; da traf ihn ein leichter Gehirnschlag, der am 9. November seinen Tod herbeiführte, ohne daß er die Beschwerden des Alters oder das traurige Gefühl der schwindenden Geisteskräfte hätte erfahren müssen. Die dankbare Liebe vieler Schüler und Freunde hat sein Gedächtnis in Ehren gehalten; an seinem hundertsten Geburtstag, dem 19. Dezember 1891, vereinigten sich in München und Erlangen viele Verehrer des trefflichen Mannes, um den Erinnerungstag festlich zu begehen. Die in München von Oberkonsistorialrat von Buchrucker und Oberkonsistorialpräsident von Stählin, in Erlangen von Gymnasialrektor Westermayer und Professor von Müller gehaltenen Reden sind ein sprechendes Zeugnis für die Gefühle, mit denen die seiner gedachten, die am Gymnasium oder an der Universität seine Schüler gewesen waren. Einer der Redner hat sie in die Worte zusammengefaßt: „In Döderlein gibt es viel zu lieben, viel zu ehren, nicht wenig auch zu bewundern."

Das Erlanger Gymnasium besitzt zwei Bilder von ihm, beide aus seinen letzten Lebensjahren, das eine ist eine Photographie aus dem Photographischen Album der Zeitgenossen von A. Löcherer, das andere ein Stich nach einer Zeichnung von Schreiner.

Digitized by Google

Werke: Ein Verzeichnis der Prorektoratsprogramme, der Gymnasialprogramme und der Universitätsreden gibt J. von Müller (s. u.) in seiner Festrede S. 18 Anm. 21 und S. 19 Anm. 25. Die meisten von ihnen sowie von den Gymnasialreden sind (zum Teil umgearbeitet und erweitert) abgedruckt in den drei Sammlungen: Reden und Aufsätze, Erlangen 1843; Reden und Aufsätze. Zweite Sammlung, Erlangen 1847; Öffentliche Reden mit einem Anhange pädagogischer und philologischer Beiträge, Frankfurt am Main und Erlangen 1860. — Außerdem erschienen folgende Schriften: Specimen novae editionis tragoediarum Sophocleurum, Erlangae 1814. — Tacitus' Leben des Agricola, Deutsch nebst Rechtfertigungen, Aarau 1817. — Beiträge zur Encyclopädie von Ersch und Gruber: Alkmäoniden, Amphiktyonen, Apaturien, Apodekten, Archonten, Areiopagos, Aristides, Astynomen, Autonomie, Bakchiaden u. a. 1819. 1820. — Philologische Beiträge aus der Schweiz von J. H. Bremi und L. Döderlein, Band I. Zürich 1819 (darin von Döderlein: Schutz- und Trutzstellen über die alte Geschichte Griechenlands, besonders Athens; Cruces criticorum quinque tollere conatus est L. D. Aus Sophokles Elektra V. 86 f.; Über die Präposition ὡς). — Sophoclis Oedipus Coloneus post Erfurdtii obitum emendarunt notasque tum aliorum tum suas adiecerunt L. Heller et L. Doederlein, Lipsiae 1825. — Lateinische Synonyme und Etymologien, 6 Bände, Leipzig 1826—1838. — Lateinische Synonyme und Etymologien, Beilage: Die lateinische Wortbildung, Leipzig, 1839. — Frustula, gesammelt von L. D., Erlangen 1839 (oft aufgelegt; 9. Auflage bes. von L. Landgraf 1893). — Handbuch der lateinischen Synonymik, Leipzig 1840; 2. Auflage 1849. — Handbuch der lateinischen Etymologie, Leipzig 1841. — C. Cornelii Taciti opera emendavit et commentariis instruxit L. D., I Halis 1841, II 1847. — Deutsche Mustersammlung für die lateinischen Schulen und Gymnasien im Königreiche Bayern, 2 Teile, München 1844. 1847. — Tacitus' Germania, lateinisch und deutsch, Erlangen 1850. — Homerisches Glossarium, 3 Bände, Erlangen 1850—1858. — Vocabularium für den lateinischen Unterricht, Erlangen 1852 (oft aufgelegt, 14. Auflage 1883). — Erläuterungen zu dem Vocabularium für den lateinischen Unterricht, Erlangen 1852; 2. Auflage 1862. — Commentare zu dem lateinischen Vocabular, Erlangen 1856. — Horazens Episteln, lateinisch und deutsch mit Erläuterungen, Leipzig 1856. — Fünfzig Themata, disponiert für den Schulgebrauch, Erlangen 1857. — Des Q. Horatius Flaccus Satiren, erklärt von L. F. Heindorf. 3. Aufl. mit Berichtigungen und Zusätzen von L. D., Leipzig 1859. — Horazens Satiren, lateinisch und deutsch mit Erläuterungen, Leipzig 1860. — Horazens Satiren und Episteln, deutsch von L. D., 2. verbesserte Ausgabe, Leipzig 1862. — Homeri Ilias, emendavit et illustravit L. D. I, Lipsiae et Londini 1863; II (mit einem Epilogus von G. Autenrieth), 1864.

Quellen: Briefe des Gymnasiasten Ludwig Döderlein in Pforta aus den Jahren 1807—1810, herausgegeben von J. Simon, Progr. Kaiserslautern 1900. — Briefe an Friedrich Kortüm aus den Jahren 1816—1818, aufbewahrt in der Erlanger Universitätsbibliothek, Ms. 2028. — G. Thomasius, Rede bei der Beerdigung des Herrn Ludwig von Döderlein. Erlangen 1863. — M. Lechner, Zur Erinnerung an L. v. D., Beilage zu Nr. 325 d. Allg. Zeitung vom 21. November 1863 (abgedruckt auch in: Zur Erinnerung an K. F. Hermann, F. W. Schneidewin, K. F. v. Nägelsbach, Ludwig von Döderlein, Berlin 1864). — (Chr. v. Elsperger), Ludwig Döderlein, Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 90 (1864) S. 320—324. — H. Stadelmann, Den Manen Ludwig Dö-

Digitized by Google

derleins, ebenda S. 325 f. — L. v. Jan, Das Erlanger Gymnasium vor und unter Döderleins Leitung, Erlangen 1864. — R. Rauchenstein, Döderleins Wirken in der Schweiz, Neues Schweizerisches Museum 4 (1864) S. 155—169. 280. — Chr. v. Elsperger, Ludwig von Döderlein als Reformator des Gymnasiums in Erlangen, Blätter für das Bayer. Gymnasialschulwesen 5 (1869) S. 93—104. — (A. Ebrard), Das bairische Gymnasialwesen einst und jetzt. Eine Erinnerung an Döderlein von einem ehemaligen Schüler desselben, Erlangen 1869. — C. Burstian, Artikel: Döderlein, in der Allgem. Deutschen Biographie, 5. Leipzig 1877, S. 281 f. — J. Müller, De seminarii philologici Erlangensis ortu et fatis, Erlangae 1878, S. 11—15. — J. Döderlein, Unsere Väter Kirchenrat Christof Döderlein, Oberconsistorialrat Immanuel von Niethammer und Hofrat Ludwig von Döderlein, Erlangen und Leipzig 1891. — A. Westermayer, Ludwig Döderlein, Rektor des Erlanger Gymnasiums 1819—1862, Festrede gehalten am 14. Juli 1891, Erlangen 1891. — J. von Müller, Zum hundertjährigen Geburtstag Ludwigs von Döderlein, Festrede am 19. Dezember 1891 in der Aula der Universität gehalten, Erlangen 1892. — D. von Buchrucker und D. von Stählin, Zum ehrenden Andenken des Erlanger Philologen Dr. Ludwig von Döderlein, Zwei Reden an dessen 100. Geburtstag in München gehalten, Erlangen und Leipzig 1892.

Otto Stählin (Erlangen).

10. **Döllinger**, Ignaz,
Professor der Anatomie und Physiologie
1770—1841.

Ignaz Döllinger wurde am 24. Mai des Jahres 1770 in Bamberg als Sproß einer alten Asklepiaden-Familie geboren. Sein Vater war Leibarzt bei Franz Ludwig von Erthal, dem Fürstbischof von Bamberg, und bekleidete die Stelle eines Professors der Medizin an der damaligen Universität zu Bamberg. Sein Bruder war Apotheker in Aschaffenburg. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte zuerst in Bamberg und zwar zunächst propädeutisch Philosophie, von deren naturphilosophischem Inhalt er sich wenig befriedigt fühlte. Mehr zogen ihn sofort die mathematisch-physikalischen und die Naturwissenschaften an, doch empfing er bereits damals tiefgehende Eindrücke durch das Studium der Kantschen Philosophie. Er setzte seine Studien in Würzburg fort, wo der Fürstbischof um die Wende des 18. Jahrhunderts mustergültige klinische Einrichtungen zu schaffen begonnen hatte. Hier lehrten Kaspar Siebold, Sickel und Thomann, deren Unterricht auch auf Döllinger großen Einfluß ausübte. Sein Landesherr war seiner Familie und ihm huldvoll gesinnt und unterstützte den Studenten durch reiche Geld-

Digitized by Google

mittel. Der tiefe Ernst, mit dem er sich bereits damals der ärztlichen Wissenschaft zuwandte, ließ ihn erkennen, wie notwendig für seine weitere Ausbildung das Studium an den großen Pflegestätten der Heilkunde sei. Er wandte sich nach Wien, wo er sich besonders an Barth und Prochaska, den Meister der Injektionstechnik, anschloß; von ihm erlernte er vieles für seine eigene spätere Tätigkeit. Von Wien begab er sich nach Pavia, wo er besonders bei Scarpa dem berühmten Anatomen, und bei Johann Peter Frank hörte. Namentlich die Lehrmethode Franks berührte ihn tief und ist auf die seinige später von maßgebendem Einfluß gewesen. Im Jahre 1793 kehrte er nach Bamberg zurück und promovierte hier im folgenden Jahre zum Doktor der Medizin. Im gleichen Jahre wurde er durch seinen Landesherrn, der darin seine tiefe Menschenkenntnis bewies, bereits zum ordentlichen Professor der Medizin ernannt. Sein Lehrgebiet war die Physiologie und Pathologie. Neben ihm wirkte damals der durch seine Erregungstheorie berühmte Röschlaub und der Kliniker Markus, der später in Würzburg lehrte. 1798, 28 Jahre alt, verheiratete er sich mit Therese, der Tochter des fürstlichen Hofkammerrates Schuster in Bamberg. Aus dieser Ehe entsprossen fünf Söhne und drei Töchter.

Als im Jahre 1802 Bamberg und Würzburg mit dem Kurfürstentum Bayern vereinigt wurden, fand die Universität Bamberg ihr Ende. Zwei Jahre später wurde er auserwählt, um an der nachbarlichen Universität Würzburg die durch mißliche Personalverhältnisse unzulänglich vertretenen Fächer der Physiologie und Anatomie zu übernehmen. Dort hatte gegen Ende des 18. Jahrhunderts Siebold der Ältere die Physiologie an Dömling abgegeben, während an Siebold den Jüngeren die Anatomie als selbständiges Lehrfach abgezweigt wurde, als deren Vertreter 1803 Professor Fuchs aus Jena berufen worden war. Neben diesem leitete Hesselbach als Prosektor die Präparierübungen. Döllinger wurde daher auch zunächst nur als Professor der Physiologie berufen, übernahm aber bereits im Jahre 1804 nach dem Ausscheiden von Fuchs auch die Anatomie, so daß nun wieder beide Fächer in einer Person vereinigt waren. Er lehrte die Anatomie zunächst noch längere Zeit neben Hesselbach, der sich nach wie vor auf die Leitung der Präparierübungen beschränkte. Erst nach dessen Ausscheiden lag dann der gesamte anatomische Unterricht in seiner Hand. Döllingers Lehrtätigkeit führte die Universität Würzburg zu hoher Blüte, die neben der späteren Blütezeit der Würzburger medizinischen Fakultät, wie sie durch Kölliker und Virchow

Digitized by Google

herbeigeführt wurde, in unverdiente Vergessenheit geraten ist. Döllingers Ruhm als Anatom zog nicht nur Schüler aus seinem engeren Vaterlande, sondern auch Ausländer in Scharen herbei, und besonders im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts vereinigte sich ein Kreis junger Forscher um Döllinger, von denen d'Alton, Pander und Karl Ernst von Baer berühmt geworden sind. An Anerkennung seiner Verdienste in der wissenschaftlichen Welt fehlte es nicht; denn das Jahr 1816 brachte ihm die ehrenvolle Ernennung zum Adjunkten der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Wissenschaften. Bezeichnender Weise wurde ihm dort der Name des großen Anatomen Eustachius als Bundesname beigelegt.

Das Jahr 1816 führt zu einem Wendepunkt in der Geschichte der Würzburger Anatomie, denn in diesem Jahre wurde der Umbau des Anatomiegebäudes nach den Plänen Döllingers vollendet. Das bekannte wundervolle dreiteilige Gebäude im Garten des Juliusspitals war damals innerlich gleichzeitig Sammlung, Präparierſaal, wissenschaftlicher Arbeitsraum und anatomisches Theater. Namentlich dies „Theater" war so unzweckmäßig eingerichtet, daß die Zuschauer des obersten Ranges nichts sehen konnten, wohl aber ihrerseits das Licht völlig absperrten. Die ganze Zuhörerschaft war Wind und Wetter preisgegeben, und jeder Besucher der Sammlungen mußte durch diesen Theaterraum hindurch. Nach Döllingers Vorschlag wurden durch einfache Mittel andere Anordnungen der Türen und Fenster und eine bessere Einteilung der Zuschauerreihen und dadurch Verhältnisse geschaffen, die in damaliger Zeit mustergültig waren. Dies steigerte natürlich den Erfolg seines Unterrichtes. Das gleiche Jahr 1817 ist in seinem Leben dadurch bedeutsam, daß die denkwürdige Dissertation seines Schülers Pander über die Entwicklung des Hühnchens erschien. Zwei Jahre später wurde er korrespondierendes Mitglied der Münchener Akademie, und im Jahre 1823, 53 Jahre alt, wurde er als ordentliches Mitglied der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse an die Münchener Akademie berufen. In München gab es noch keine Universität. Die Landesuniversität befand sich in Landshut, und es wurde für ihn eine Stelle als Lehrer der Anatomie und Physiologie an der Münchener Medizinschule eingerichtet. Als solcher betrieb er den Neubau der Münchener Anatomie; aber erst als im Jahre 1826 die Universität von Landshut nach München verlegt und dort neu begründet wurde, wurde er als Nachfolger Sömmerings Professor der Anatomie und vergleichenden Anatomie. Die Physiologie und Pathologie wurden jetzt als besondere Lehrgebiete abgezweigt. Im folgenden

Digitized by Google

Jahre präsidierte er der Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte in München und wurde im gleichen Jahre und ebenso nach je drei Jahren viermal hintereinander zum Klassensekretär der Akademie gewählt. Im Jahre 1833 wurde er in den Obermedizinalausschuß für gerichtliche Medizin berufen, 1838 zum Obermedizinalrat ernannt und erhielt 1839 das Ritterkreuz des Michaelsordens. Im Jahre 1833 hatte er sich eine gefährliche Infektion zugezogen, von der er sich aber wieder erholte; 1836 überstand er die Cholera, kränkelte seitdem und starb am 14. Januar 1841 im 71. Lebensjahre am Magenkrebs. Noch kurz vor seinem Tode war ihm das Glück zu teil geworden, den großen Naturforscher des Nordens, Johannes Müller, bei sich zu Gaste zu sehen.

Die hier kurz erzählte, glänzende wissenschaftliche Laufbahn des Mannes, der mit 24 Jahren Professor und im weiteren Verlaufe seines Lebens Inhaber der höchsten wissenschaftlichen Ehrenstellen seines engeren Vaterlandes geworden war, spricht für die außerordentliche geistige Bedeutung und für eine bezwingende Gewalt seiner Persönlichkeit. Fassen wir seine wissenschaftliche und berufliche Tätigkeit näher ins Auge, so sehen wir, daß es weniger, ja man kann sagen vielleicht in wohl ganz verschwindendem Maße, seine wissenschaftlichen Arbeiten gewesen sind, die ihm diese Bedeutung verliehen haben. Von den unter seinem Namen veröffentlichten wissenschaftlichen Werken ist kaum etwas unmittelbar für die Nachwelt von Wert geblieben, ja nicht einmal zu allgemeiner Kenntnis der Nachwelt gelangt. Wenn er trotzdem unter die bedeutendsten Anatomen und gleichzeitig unter die hervorragenden Vertreter des akademischen Standes gerechnet wird, so verdankt er dies erstens dem ihm angeborenen Beruf als akademischer Lehrer und zweitens der von ihm zeitlebens vertretenen Denkungsart, die auf naturphilosophischem Boden erwachsen im Einzelnen das Allgemeine, in den Teilen das Ganze erkannte und so gerade ihn für alle öffentlichen Stellungen und Ämter empfahl, in denen es nicht nur auf Wissen und Können, sondern vor allem auf Gesinnung und Charakter ankam. Diese beiden Seiten seines Wesens, die mit Klugheit gepaarte herbe Strenge und seine Begabung als akademischer Lehrer wollen wir daher auch in erster Linie hervorheben, um erst dann seiner wissenschaftlichen Bedeutung im engeren Sinne gerecht zu werden.

An der Kantschen Philosophie hatte er seine Richtschnur fürs Leben gewonnen, wobei es auch hier wie in allen ähnlichen Fällen als sicher anzusehen ist, daß nicht die Philosophie den Mann macht,

Digitized by Google

sondern der Mensch sich der Philosophie zuwendet, die ihm von vornherein angemessen ist. Ja wir können sagen, daß sein später fast ausschließlich sich geltend machender Hang, im Sinne der Schellingschen Naturphilosophie die Natur zu beurteilen, etwas mehr Äußerliches darstellt im Vergleich zu dem Grundton der unverfälschten Kantschen Philosophie, der in seinem Innern fortklingt. Ein eisernes Pflichtgefühl spricht aus der Tätigkeit, wie sie uns aus Schilderungen lebendig wird, die Carl Ernst von Baer und Walter von ihm entwerfen. Unermüdlich und unverdrossen geht er peinlich exakt seinen Untersuchungen nach, findet er neue Methoden in der Vervollkommnung des Unterrichtes, wird er nicht müde, seine Schüler im eigenen Hause zu beherbergen und zu wissenschaftlichen Untersuchungen anzuleiten. Eisernes Pflichtgefühl ist es, das ihn als Bürger des Staates durchdringt und das er auch von allen Angehörigen des Staates verlangt. So ist es nicht wunderbar, daß bei wichtigen festlichen Gelegenheiten gerade er zum Spruchsprecher bestellt wurde und als solcher nun seinen naturphilosophischen Gedanken in prachtvoller Weise zur Beurteilung allgemein menschlicher, bürgerlicher, sozialer und ärztlicher Verhältnisse Ausdruck verlieh. Hier ist in erster Linie zu nennen sein Programm „Über den Wert und die Bedeutung der vergleichenden Anatomie", das er im Jahre 1814, wir wissen nicht genau bei welchem bestimmtem Anlaß, aber wahrscheinlich im Zusammenhange mit dem politischen Ausklang der Freiheitskriege und dem nationalen Aufschwung jener Zeit vor seinen Studenten entwickelte. Schillers Distichon von der Wissenschaft: „Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt", steht als Leitwort darüber. Wir sehen von dem Inhalt, soweit er die Bedeutung der vergleichenden Anatomie umfaßt hier ab und heben nur hervor, daß er sie in bemerkenswerter Weise mit dem Beruf des praktischen Arztes in Verbindung setzt.

Der Arzt muß, um die menschliche Anatomie nicht bloß als Gedächtnissache zu treiben, von den Begriffen der vergleichenden Anatomie ausgehen und an diese die Beobachtung dessen, was sie für den Menschen besonderes haben, anknüpfen. Nur ein solches, durch Kenntnisse gesichertes und bestimmtes Handeln des Arztes ist für Döllinger, abgerechnet von der Energie des handelnden Arztes selber, wahrhaftige Medizin. Nur durch die klare Einsicht in die Naturlehre des menschlichen Organismus, d. h. in die Stellung, die der Mensch unter den Organismen überhaupt einnimmt, kann sich der Arzt aber wahre Kenntnisse erwerben, denn nur dann ist er auch im Stande,

Digitized by Google

die Vorgänge des menschlichen Körpers als gesetzmäßig im Rahmen des Naturganzen zu erkennen und demgemäß auch, im Gegensatz zum Pfuscher, ein selbstdenkender Beurteiler der auf Heilung ausgehenden Methoden zu werden. Dies alles aber ordnet Döllinger nun bezeichnender Weise dem Begriffe des Staates unter in dem kühnen Satze: „Medizin ist im Staate objektiv gewordene Lehre des menschlichen Organismus". Mußte so etwas erhebend auf die zu seinen Füßen sitzenden Schüler einwirken und mußte dadurch ein wahrhaft humanistisch gebildeter Ärztestand herangezogen werden, so wirkten in anderer Hinsicht die kraftvollen Worte ein, die er dann für den Gegensatz von Anschauung und Experiment auf der einen, Begriffen und Hypothesen auf der anderen Seite findet. Die Verurteilung alles dessen, was von der Anschauung abführt und die nachdrückliche Verurteilung aller Irrwege der Begriffsanatomie ist gerade für Döllinger ein Zeichen innerer Festigkeit und Gewissenhaftigkeit.

Von einer anderen Seite lernen wir ihn in den programmatischen Betrachtungen über das Wesen der deutschen Universitäten im Jahre 1819 kennen, die gerade heute, hundert Jahre später, von nicht geringem Interesse sind und wohl allgemeinere Verbreitung auch heute noch verdienen. Sie sind durch eine Neuausgabe kürzlich der Allgemeinheit wieder zugänglich gemacht worden.*)

Daß Döllinger bei den in dieser Schrift vorgetragenen Ansichten und bei dem Freimut, mit denen er sie, unbekümmert um Regierung, um Kollegen und um Studenten äußerte, der Mann des Vertrauens seiner Universität und später des Münchener Professoren-Kollegiums sowie auch der Regierung wurde, leuchtet ohne Weiteres ein. Immer ist es die Idee des Staates gewesen, die sein politisches und bürgerliches Denken und Handeln beherrschte, und diese Idee fand er wiederum stets in der Natur und in dem von ihm studierten menschlichen Organismus sinnbildlich verkörpert. Wo zuerst der später so beliebte Vergleich zwischen dem lebendigen und politischen Organismus ausgesprochen worden ist, vermag ich nicht anzugeben. Döllinger hat später einmal im Jahre 1833 diesen Vergleich in einer kühnen und auch heute noch fesselnden Weise zum Gegenstand einer akademischen Festrede gemacht, indem er über die Baukunst und über ihre Bedeutung im Staate, erläutert durch die Naturkunde, sprach. Das Bestreben, am Bilde des menschlichen Organismus nachzuweisen, wie das Ganze seinen Lebensprozeß in einzelne Teile und Funktionen zerlegt, wie es als Ganzes in allen Teilen zum Ausdruck gelangt,

*) Vom Verfasser dieser Biographie. Würzburg, Kabitzsch 1919.

Digitized by Google

wie es sie alle als Einheit umfaßt und wie wiederum die einzelnen Teile gerade durch ihre Eigentümlichkeiten zur Erhaltung und Vollendung des Ganzen beitragen, führt ihn hier zu einer phantasiereichen Durchführung eines Vergleiches. So vergleicht er denn die Zirkulation und die durch vermehrte Tätigkeit der blutbildenden Organe herbeigeführte kräftigere Blutströmung mit dem Kreislauf des Geldes und den historischen Tatsachen des Finanzwesens. Im Nervensystem und im Einklang der arbeitenden Teile sieht er das Abbild der zentralen Gewalt der Regierung auf das regierte Volk. Die Tätigkeit des Speisekanals und die Absonderungen vergleicht er mit der Herbeischaffung des Materials zur Kleidung und Ernährung. Wie die willkürliche Muskulatur nur durch die Nervenerregung in Tätigkeit tritt, diese aber wiederum von Vorstellungen und diese wiederum vom Gefühl des leiblichen Zustandes abhängen, so verherrlicht er den Wehrstand, der im Dienste des Vaterlandes steht und nur für die Bedürfnisse des Gesamtstaates, wie sie durch die Regierungen ausgesprochen werden, in Tätigkeit treten darf; nur das Wohl des Ganzen, nicht aber selbstische Wünsche der Regierung dürften bei der „Innervation" der bewaffneten Macht leiten. Die Atmung mit Einziehung und Entladung ist ihm im Staat der Welthandel mit seinem Ein- und Ausströmen von Waren. Das Herz, von dem aus sich die Gefäße in die peripherischen Verzweigungen hinbegeben, sich wieder nach innen wenden, das Herz, das das Blut der Gesamtheit mitteilt und ihm durch seinen Rhythmus Ziel und Maß gibt, vergleicht er der Repräsentation des Volkes. Die Sprache ist ihm die Literatur. Die höheren Sinnesorgane sind die Gesandten im Auslande, der Tastsinn die Gefühle der Bürger an den Grenzen des Reiches. Die Einheit des Lebens ist keine mechanische Zusammenlagerung von Teilen; so ist auch der Monarch nicht einfach ein Symbol dieser Einheit, sondern ist sie selbst. Denn, sagt er, „soweit die Geschichte reicht, ging nur von Herrschern staatengründende Macht aus und er ist der Stellvertreter Gottes auf Erden, so wie die Einheit Gottes auch durch jede Einzelheit des Organismus hindurchleuchtet".

In großer Ausführlichkeit führt er dann den Vergleich zwischen dem Skelett nicht nur des Menschen sondern auch der ganzen Tierwelt und der Baukunst durch. Das Einzelne vergeht, die Idee des Lebens und die Gesetze seiner Form sind geblieben, wie sie sich uns in den Fossilien und rezenten Skeletten erhalten. So sind auch die Baudenkmäler der Vergangenheit die Kennzeichen des in die Kultur

Digitized by Google

eingegangenen Geistes, wenn längst der inviduelle Staat vergangen ist. Wie man andererseits aber auch aus dem Skelett das Individuelle der Tiere, so kann man aus den Resten der Gebäude den Charakter der Völker erkennen. Der Vergleich mit der allmählichen Entwicklung der Tierwelt, wie sie sich in den Skeletten ausprägt, mit der allmählichen Entwicklung des Gesamtdaseins der Völker führt ihn zu der kulturhistorischen Forderung des Schutzes aller Baudenkmäler.

Aber nicht nur durch die hohen, geistigen Abstraktionen, nicht nur dadurch, daß er, wo es galt, mit männlicher Entschiedenheit seine Gedanken in der Öffentlichkeit vertrat, rechtfertigte er das Vertrauen der akademischen Welt. Auch in der Kleinarbeit der Verwaltung, in der Organisation des Unterrichts und in der planmäßigen Vorbereitung und Durchführung wissenschaftlicher Arbeiten war er Meister. Dafür spricht nicht nur alles, was wir über seine eigenen und seiner Schüler Arbeiten wissen, deren Exaktheit für die damalige Zeit durchaus mustergültig war; dafür spricht vor allem die praktische Einrichtung, die durch seinen Einfluß das Anatomiegebäude empfing. Die näheren Umstände dieses Umbaues, dessen schon oben gedacht worden ist, hat er selbst in der Festrede zum Geburtstage des Königs ausführlich dargelegt, woraus zu ersehen ist, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, bis das für die damaligen Verhältnisse große Werk des Umbaus überhaupt nur begonnen werden konnte.

Durch all dies erklärt sich uns leicht der große Einfluß auf seine Schüler, von dem oben die Rede gewesen ist. Daß es ihm beschieden war, zwei unsterbliche Gelehrte wie Karl Ernst von Baer und Heinrich Christian Pander in Würzburg ihre Laufbahn beginnen zu sehen, verdankt er in erster Linie seinem vorbildlichen Charakter, in dem sich Humanismus und staatsbürgerliche Gesinnung mit der Begabung zur exakten Beobachtung und Forschung verbanden. Denn gerade, was vom Leben dieser beiden Männer bekannt geworden ist, gibt die Gewähr dafür, daß es ihnen zweifellos nicht allein darauf ankam, überhaupt wissenschaftlich zu arbeiten, sondern sich sofort in die Tiefen der wissenschaftlichen Probleme zu versenken und in alle Zusammenhänge, die zwischen Wissenschaft und Leben bestehen, eingeführt zu werden. Döllinger selbst verfügte, wie aus den Zufälligkeiten, die Baers und Panders Eintreffen in Würzburg begleiteten, hervorgeht, auch über die allen großen Männern eigene Menschenkenntnis. So erkannte er sofort in dem jungen Balten, der ihm einige Moose zur Untersuchung brachte, den rechten Mann und fand auch den rechten Weg, ihn in die vergleichende Anatomie einzuweisen.

Digitized by Google

So war er auch sofort, als der junge Pander ihn bat, ihm ein Thema zu stellen, entschlossen, gerade ihm sein ganzes Material, das er bereits über die Entwicklung des Hühnchen gesammelt hatte, zu überlassen.

In dem Bericht über seine Tätigkeit als Lehrer können wir uns im wesentlichen an die schöne Darstellung Walthers halten. Döllinger, sagt Walther, war ganz Professor im deutschen Sinne, ein sehr tätiger, unermüdlicher Lehrer. Sein Talent zum Lehren war so groß, daß er, indem er für die gelehrte Erziehung seiner Söhne eifrige Sorge trug und bei ihr selbsttätig unterrichtend mitwirkte, manches, was diese erlernen sollten, bei der Insufficienz ihrer Lehrer selbst erst erlernte. Da ihm nun die Gegenstände seines Lehrvortrages stets geistig gegenwärtig waren und er die Wissenschaft nicht wie eine überkommene und längst fertiggemachte, sondern wie eine eben erst vor den Augen seiner Zuhörer neu entstehende mitteilte, wußte er die Aufmerksamkeit der Hörer unwiderstehlich anzuziehen, festzuhalten, und stets von allen Nebendingen auf das Wesentliche hinzuleiten. Das Geheimnis seiner Lehrmethode bestand darin, daß er überall die Hauptsache klar hinstellte, die Nebensache aber und Zufälligkeiten hinwegließ. Sein Lehrvortrag war anschaulich, wozu freilich die Natur der Objekte, womit er sich beschäftigte, ihm förderlich war. Aber er wußte auch in nicht demonstrativen Vorträgen die Gegenstände seiner Behandlung intuitiv darzustellen, sodaß die Zuhörer sie zu sehen glaubten. Sein Stil und die ganze Richtung seines hervorbringenden Geistes waren mehr plastisch, weniger malerisch. Farbenschmuck, lebhaftes Kolorit, Perspektive und Staffierungen fehlten. Eine gewisse Trockenheit und Eintönigkeit seiner Rede schadeten seinem Vortrage nicht. Ohne große Rednergabe zu besitzen, war er doch ein ausgezeichneter Lehrer, sowohl auf dem Katheder als am Demonstriertische. Seine Studenten hörten ihn gerne. Sie übersahen bei ihm sehr bereitwillig manche Ecken und Rauhigkeiten und hingen ihrem geliebten und verehrten Lehrer mit treuer Ergebenheit an. Döllinger wußte selbst den trockensten Teil der Anatomie, die Osteologie, zu beleben durch die geistreiche Art, wie er sie behandelte, ihr sonst dem Anfänger abschreckendes Studium anziehend zu machen und dem starren Beingerippe Leben und Bewegung einzuhauchen. Goethes Ideen über Morphologie hatte er in ihrer tieferen Bedeutung aufgefaßt. Döllinger zeigte sein ganzes Leben lang eine Art von Vorliebe für die Osteologie, er trug sie wie die Splanchnologie immer selbst vor, indes er andere wichtige Teile der Anatomie dem zweiten Professor überließ. Döllinger lehrte die Anatomie nicht nur

Digitized by Google

im Demonstriersaale, sondern noch mehr, vollständiger, eindringlicher, mit Liebe und gänzlicher Hingebung in den Seziersälen, in welchen er wie zu Hause war und täglich einen langen, fortgesetzten Aufenthalt machte. Er lebte dort ganz unter den Studenten, war gegen sie höchst mitteilend und dadurch besonders belehrend. Seine größte Freude war es, mit seinen Schülern gemeinschaftlich zu arbeiten. Er leitete nicht nur die Sezierübungen selbst, sondern er nahm auch beinahe täglich ein- oder mehreremale die Gelegenheit wahr, diesen oder jenen Körperteil entweder selbst zu demonstrieren und die Organe im Zusammenhange ihrer Lagerung und ihren gegenseitigen Verbindungen zu zeigen oder solches durch einen Studenten demonstrieren zu lassen, was für diesen und für seine Commilitonen in einer Art von gegenseitigem Unterricht besonders bildend und anregend war. In diesem Examinatorium und Repetitorium lernte er die Fähigkeiten, den Fleiß und die bereits gemachten Fortschritte sowie die Bedürfnisse seiner Schüler genau kennen. Er sah, wo er eingreifen, nachhelfen und berichtigen müsse, und er gewann für sich selbst immer mehr an Klarheit und Eindringlichkeit der Lehrmethode.

Der Zudrang zu Döllinger war, um Walter auch weiterhin zu folgen, in einigen Semestern so groß, daß selbst der neue geräumige Demonstriersaal die angemeldeten Zuhörer nicht fassen konnte. Er entschloß sich sehr bereitwillig, für zwei Abteilungen zu lesen und nachmittags vor einem neuen Auditorium die in den Vormittagsstunden bereits gehaltene Vorlesung täglich zu wiederholen. Auch das ist bemerkenswert, daß Döllinger bereitwillig Schüler im eigenen Hause aufnahm und dort mit ihnen arbeitete. Seine Lehrtätigkeit hat sich anfangs auch über Teile der Naturwissenschaft erstreckt, die von seinem eigentlichen Lehrfache in großer Entfernung lagen. Er las mit Beifall und Erfolg Experimentalchemie und betrieb neben der Zoologie auch Mineralogie und Botanik. Er sammelte sehr eifrig Mineralien und Pflanzen und las einmal mit Zugrundelegung dieser Mineraliensammlung in Würzburg für seinen ältesten Sohn ein Kolleg über Mineralogie, an dem er auch andere Studenten teilnehmen ließ. Auch über Pathologie, Diagnostik und spezielle Therapie hielt er anfänglich Vorlesungen und beschränkte sich erst später auf Anatomie und Physiologie.

Wenden wir uns nun zur Bedeutung Döllingers als Forscher. Wir übergehen hiebei seine ältesten medizinischen Arbeiten (1794, 1797, 1802), seine mineralogischen Untersuchungen (1803) sowie eine spätere Gratulationsschrift (1834). Seiner ersten Würzburger Zeit

Digitized by Google

entstammt eine Abhandlung über den Luftsack der Fische (1805), die mir leider nicht zugänglich gewesen ist. Erst sieben Jahre später veröffentlichte er „Beiträge zur Entwickelungsgeschichte des menschlichen Gehirns" (1812), die ausgezeichnete Beobachtungen über die Zustände des Gehirns bei drei und vier Monate alten menschlichen Foeten enthält.*) Es ist der erste Versuch, die Anatomie des Gehirns auf ontogenetischer Grundlage darzustellen. Aus dem Jahre 1816 haben wir eine Abhandlung „Versuch über die menschliche Zeugung". Dieser Versuch gibt in 40 Paragraphen naturphilosophische Gedanken über die Zeugung, die Zeugungsstoffe, Beziehung von Form und Antrieb zur Formbildung, über Zwittrigkeit u. a. m. Eine tiefere Bedeutung konnte dieser Schrift schon damals schwerlich inne wohnen; sie hat heute lediglich historischen Wert. Aus dem Jahre 1818 stammt eine exakte Untersuchung „über das Strahlenblättchen im menschlichen Auge". Bewunderungswürdig ist hier die Technik, mit der er an die Untersuchung dieses schwierigen Objektes herantritt (Fixierung des eröffneten Augapfels in Sublimat, sodann Herausnahme des Glaskörpers und Präparation des Strahlenkörpers mit bloßem Auge). Er findet, daß das Strahlenblättchen sich an der Linsenkapsel befestigt, wodurch es in steter Spannung erhalten wird. Nach seiner Auffassung besteht das Strahlenblättchen aus feinen Bündeln von erheblicher Festigkeit, zwischen denen eine feine membranöse Masse ausgespannt sei; beim Aufblasen des Spaltraumes unterhalb des Strahlenblättchens spanne sich diese Membrane an und die Fasern bleiben zurück, wodurch das strahlige Aussehen entstehe. Zu einer wahren Einsicht in den Bau des Gebildes konnte er natürlich bei den damaligen Kenntnissen vom Bau des Auges nicht gelangen. — Aus dem gleichen Jahre (1818) stammt seine Besprechung der Malpighischen Abbildungen zur Entwickelungsgeschichte des Hühnchens. Diese, damals wohl als Unterrichtsmittel weit verbreiteten Tafeln waren durch die inzwischen erschienene Arbeit von Pander in ihrer Zuverlässigkeit erschüttert worden. Sein Versuch geht dahin, sie durchzusehen und kritisch zu erläutern, damit sie wieder brauchbar würden. Dem folgenden Jahre (1819) entstammt die Arbeit über die Absonderung (Was ist die Absonderung und wie geschieht sie?). Sie ist als Sonderdruck erschienen. Diese Untersuchung wie andere noch zu erwähnende ging von solchen Beobachtungen aus, die er über den Kreislauf in dem Schwanz lebender Weißfischlarven angestellt hatte. Leider waren

*) Vgl. die angeführte Dissertation von Lutz.

Digitized by Google

die Vorstellungen, zu denen er gelangte, ganz unzulänglich und ebenfalls nicht frei von naturphilosophischen Erwägungen.

Diese eben erwähnten Beobachtungen über den Kreislauf bei der Weißfischlarve bilden dann den Inhalt der größeren Abhandlung vom Jahre 1821 vom „Kreislauf des Blutes", die im VII. Band der Denkschriften der Münchener Akademie veröffentlicht wurde.

Auch hier wird den Gefäßen kein flüssiger Inhalt zugeschrieben, vielmehr sollen die Blutkügelchen selbst diese Flüssigkeit ausschwitzen. Er erkennt keine „Gefäße" an, sondern nur Ströme und ist der Ansicht, daß das Blut sich seine eigentümlichen Gefäßwände selbst aus dem umgebenden „Tierschleim" herumbilde. Weil alle Teile vom Blute erzeugt und ernährt werden, müsse es früher Blut geben als Gefäße und er bekämpft die Lehre, die das Gegenteil davon annahm. Er tritt Leeuwenhoeks Darstellung vom geschlossenen Kreislauf entgegen, indem er das Blut frei durchs Gewebe sickern läßt. Von ihm hergestellte Injektionspräparate deutet er so um, daß er meint, auch hier bahne sich die Masse den Weg durch den Tierschleim; denn wären Wände da, so müsse der Injektionsdruck diese Wände zerreißen. Sehr gut sind auch hier wieder alle tatsächlichen Beobachtungen, so die über die Achsenströmung und Randströmung, über die Geschwindigkeit der Ströme und über den Gegensatz zwischen der rhythmischen Bewegung des Herzens und der sich ununterbrochen, nicht stoßweise fortbewegenden Blutsäule.

Erst zehn Jahre später trat er mit einer neuen Abhandlung über die „Blutgefäße der Darmzotten bei Menschen und Tieren" hervor, die als Festschrift für Soemmering mit zwei Tafeln erschien. Er prüft die in der Literatur als so überaus verschieden beschriebenen Darmzotten des Menschen nach und findet, daß der Einfluß des Alters und der Gesundheitszustand auf ihre Gestalt beträchtlich sei. Durch äußerst feine Injektionspräparate und ihre Untersuchung bestätigt er die älteren Beschreibungen von Helvetius und Lieberkühn gegen die Zweifel von Rudolphi, der die in den Darmzotten dargestellten Gefäße für Kunstprodukte erklärt hatte. Nach Döllinger bestehen die Zotten bei Mensch und Tier aus einer nicht injicierbaren, körnigen Masse, einem Überzug von „Epidermis" und den Gefäßen. Zahlreiche an Kaliber sich gleich bleibende Arterien steigen von der Basis auf und vereinigen sich an der Spitze der Zotte zu einer oder zwei Venen, die zur Basis hinablaufen und auf diesem Wege noch zahlreiche Venen aufnehmen. — Aus dem gleichen Jahre stammt sein Bericht über ein neues Mikroskop aus dem optischen Institut von Utzschneider

Digitized by Google

und Frauenhofer. Dieser Bericht ist wertvoll, weil Döllinger sich darin als ein Meister des Mikroskopierens erweist. Er bespricht in ausgezeichneter Weise die Wirkungen der Mikrometerschraube, der Lichtquelle, der Blende. Er tritt für die Notwendigkeit ein, dem Mikroskop auch eine horizontale Stellung geben zu können, um bei Zeichnungen nicht behindert zu werden. Merkwürdig ist, daß er eine mehr als 300fache Vergrößerung nicht für notwendig erklärt, weil darüber hinaus niemand etwas wahrnehmen würde, was er nicht ohne sie schon wahrgenommen habe. — Endlich ist noch die acht Jahre später erschienene Mitteilung über die Kiemengefäße zu erwähnen, die eine sehr genaue Beschreibung der anatomischen Einrichtungen enthält und vor allem dadurch wichtig wird, weil er hier nunmehr auch das Vorhandensein eines geschlossenen Kreislaufs zugibt.

Seiner allgemeinen wissenschaftlichen Überzeugung nach stand Döllinger, so sehr er auch der Metamorphosenlehre anhing und so sehr er diesen rein morphologischen Standpunkt in seinen allgemeinen Erörterungen über den Wert der vergleichenden Anatomie betont, dennoch auf dem Boden der älteren Auffassung, die in Hallers Physiologie den entschiedensten Ausdruck gefunden hat, daß nämlich die Anatomie des Menschen einen Wert an sich nicht besitze, sondern ausschließlich eine Hilfswissenschaft der Physiologie sei. Seine theoretischen Betrachtungen über die Grundlagen der von ihm vertretenen Wissenschaften haben daher auch stets die Physiologie als die übergeordnete Wissenschaft zum Gegenstande und durch sie findet er nach der anderen Seite hin auch die Beziehung zu der „kosmischen" Physiologie, wie sie insbesondere in der Schelling'schen Schule damals als Wissenschaft gelehrt wurde. Die Bedeutung der Physiologie hat er in einer ganzen Reihe von Schriften zu verschiedenen Zeiten seines Lebens entwickelt.

Die früheste Fassung vom Jahre 1805 betont die Notwendigkeit einer ärztlichen Theorie, die aus der Erfahrung stammen müsse, aber nicht aus der Erfahrung am Krankenbette allein. Da Erfahrungserkenntnisse nicht befriedigen, so gäbe es entweder nur den Verzicht auf wahre Erkenntnis oder den Versuch, die Erkenntnis aus der Erfahrung selbst herzuleiten, was mit Bezug auf Kant als unmöglich bezeichnet wird; somit könne eine allgemeine Wissenschaftslehre nur durch ein übergeordnetes Erkenntnisvermögen, das die Vernunft liefere, begründet werden. Die allgemeine Wissenschaftslehre konstruiere die Zusammenhänge, indem sie die Widersprüche beseitige, die der Verstand in die an sich widerspruchslose Natur hineinlege. Der

Digitized by Google

Verstand erkenne das Erfahrbare nur mit relativer Wahrheit, während die Vernunft das Absolute erkenne. So vertritt er die Berechtigung einer Philosophie, die die Aufgabe habe, einen Organismus der Idee nach zu konstruieren und die durch die Erfahrung gewonnenen Einzelfälle in diese Konstruktion einzuordnen.

Ungleich tiefer als diese von Kant'scher und vor allem Schellingscher Philosophie beeinflußte Jugendschrift ist die Abhandlung vom Jahre 1818 über die Beziehung der Physiologie zur Heilkunde. Hier finden sich verschiedene Versuche, das Wesen der Physiologie zu definieren. Nach dem Wortsinn sei Physiologie das Wissen von der Natur. Als solche sei sie der Heilkunde übergeordnet. Dabei wird weit vorausschauend die Trennung der physiologischen von der pathologischen Auffassung als gewaltsam und schädlich für beide Wissenschaften abgelehnt. Die Trennung der Anatomie von der Physiologie wird als schwerer Schaden für unsere ganze Kultur bezeichnet; sie würde Verfall, Umsturz und Irrtümer einschließen. Mit Haller bezeichnet er die Physiologie als »Anatomia animata«, denn das Totsein biete keinen Grund für eine grundsätzliche Scheidung. Wir erkennen nicht anatomische Einzelheiten, um den Bau des toten Körpers zu begreifen, sondern um das Lebendige nach Analogieschlüssen zu beurteilen, und was das Messer des Anatomen feststelle, gehöre ebenso wie die Bewegung der anorganischen Prozesse unter die vitalen Prozesse. Keinerlei eigenes Prinzip oder irgend eine andere wissenschaftliche Grundlage habe die Anatomie als lediglich die aus der Physiologie geschöpfte. Ihre Aufgabe sei es, „den Bau des menschlichen Körpers aus der Idee des Lebens heraus anschaulich zu machen." Eine besondere „geistige" Beurteilung der Dinge wird abgelehnt. Einziges Beurteilungsprinzip der Physiologie liege im Wesen der Heilkunde selbst. Diese sei das Wissen von der menschlichen Natur, so weit sie sich im Staate offenbare. Sie habe theoretische und praktische Aufgaben. Die Praxis habe sich darauf zu erstrecken, die durch die Theorie gegebenen Regeln und Gesetze zum Wohle des Staates und der Bürger auszuüben. Daher stehe die Theorie der Medizin, soweit der Mensch ihr unmittelbares Objekt sei, in Mittelpunkt aller Wissenschaft. — Ähnlich groß hat in der Folgezeit nur noch Rudolph Virchow über die Aufgaben der Medizin gesprochen. — Die Physiologie stehe zu allen Einzelaufgaben der Heilkunde, die besonders aufgezählt werden, in Beziehung und müsse daher ihre übergeordnete Stellung dadurch bewahren, daß sie sich von der Heilkunde nicht absondere, sondern sich ihren Wünschen und Vorschriften anbequeme.

Digitized by Google

Vom historischen Standpunkt beurteilt er die Physiologie dann in seiner Akademieabhandlung vom Jahre 1824, bei der wieder die schon eingangs gekennzeichnete Verbindung seiner naturwissenschaftlichen und seiner allgemein staatsbürgerlichen Gesinnung ins Auge fällt. Er betont einleitend, wie sich heute die Geisteskraft der Nation im Dienste der Naturforschung verzehre, im Gegensatz zum Altertum, wo sich alle und fast jede Kraft im Dienste des Vaterlandes verbrauchte. Mit weitem Blick verfolgt er die Entdeckungen der Anatomie, Histologie, Entwickelungsgeschichte, Anthropologie, chirurgischen und gerichtlichen Anatomie und der experimentellen Physiologie, wobei er ernste Bedenken gegen die planlosen Experimente an lebenden Tieren nicht unterdrückt. Er gedenkt endlich der Förderung der vergleichenden Anatomie durch Kielmeyer und Cuvier. Als Frucht der Bemühung, das natürliche Leben in seinem ganzen Umfange darzustellen, bezeichnet er die neue Lehre der Biologie oder Physik des Organischen, und er betrachtet die Naturlehre des menschlichen Organismus nur als Anwendung der in jener neuen Disziplin gewonnenen Erkenntnisse auf den leiblichen Menschen; sie gehe wie ein Zweig aus dem Stamme hervor. Während die Physiologie ohne Chemie und Physik nicht bestehen könne, könne sie andererseits nebst der Biologie auch nicht ohne Naturphilosophie bestehen. Die Naturphilosophie leiste für diese Wissenschaften ähnliches, wie die vergleichende Anatomie für die reine Formenlehre. So wie hier die Formen auf mehrere Typen zurückgeführt worden seien, so führe die Naturphilosophie zur Annahme chemischer Verschiedenheiten der tierischen Gebilde, da sich die Erkenntnisse der mechanischen Verhältnisse allein für das Verständnis der Naturvorgänge als unzulänglich erweisen.

Wenn wir in dieser Schrift auch deutlich die Befreiung von der rein spekulativen Naturphilosophie und eine schärfere Umgrenzung der Aufgaben exakter Forschung feststellen können, so bleibt doch des Verschwommenen genug übrig, wie es jene ganze Zeit charakterisiert. Döllinger ist einer der letzten Vertreter jener Epoche der Naturwissenschaft, deren Stärke, aber auch deren Hemmung gerade in der ständigen Betonung der Einheit aller Betätigungen menschlicher Geisteskräfte lag. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang auch seine Lehrbücher, von denen das erste, ein Grundriß der Naturlehre des menschlichen Organismus, im Jahre 1805 zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen entworfen wurde, das zweite, dreißig Jahre später, die Grundzüge der Physiologie in zwei Bänden behandeln sollte, aber unvollständig geblieben ist.

Digitized by Google

Unter Döllingers Leitung sind dann noch eine Anzahl Dissertationen erschienen, die im allgemeinen Gelegenheitsschriften ohne bleibende wissenschaftliche Bedeutung sind, aber doch manche gute Beobachtung und Zusammenstellung enthalten. Die Arbeit von Bermann über die Leber und die Pfortader ist wichtig, weil zum erstenmal die Injektion der Lebergefäße mit verschieden gefärbten Massen vorgenommen wird; dadurch gelingt es dem Verfasser, festzustellen, daß die Lebervene der gemeinsame Abfluß der Pfortader und der Leberarterie ist, während man bis dahin angenommen hatte, daß die Leberarterie in die Pfortader und in die Gallengänge hineinführe. — Die Arbeit von Merk 1818 über die tierische Bewegung gibt im wesentlichen eine Kompilation, keine eigenen Untersuchungen über die mannigfachen Bewegungsformen (Kontraktion, Expansion, Vibration, willkürliche, aktive und passive Bewegungen). Der ordnende Geist Döllingers tritt auch hier in manchen Einzelheiten zutage, so, wenn das Muskelsystem als ein ganzes aufgefaßt wird, das nur durch die Befestigung am Skelett in Einzelteile zerfalle. — Die Abhandlung von Rath über das „Mesenterium, dessen Struktur und höchste Bedeutung" vereinigt gute anatomische Beschreibungen des Bauchfells und des Mesenteriums mit naturphilosophischen Spekulationen, während die Arbeit von Eggers „Von der Wiedererzeugung" eine ausgezeichnete Zusammenstellung des gesamten, damals bekannten Materials der Regenerationsvorgänge enthält.

Bei weitem die wichtigste Dissertation, dasjenige Werk überhaupt, wodurch zugleich Döllinger unsterblich geworden ist, ist die Arbeit von Christian Heinrich Pander, die zuerst lateinisch und im gleichen Jahr 1817 in der berühmten Abhandlung „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Hühnchens im Ei" erschien. Über den Anteil Döllingers an dieser Arbeit sind wir heute genau unterrichtet (Vergl. die Dissertation von Loesch).

Fassen wir zusammen, so erkennen wir in Döllinger eine durch Forschergabe, Charakter und allgemein menschliche Bildung zum Universitätslehrer geborene Persönlichkeit, der es aber doch nicht beschieden war, über die Grenzen der damaligen naturwissenschaftlichen Kenntnisse hinauszugehen. Man wird bei der Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen so recht inne, wie damals die Zeit zum Aufsprießen neuer Keime erfüllt war. Wäre es ihm beschieden gewesen, an der noch zu seinen Lebzeiten gewonnenen Erkenntnis vom zelligen Aufbau der Organismen und an der Bearbeitung der hieraus fließenden Aufgaben in voller Rüstigkeit

Digitized by Google

einige Jahrzehnte teilzunehmen, wäre er zwanzig Jahre jünger gewesen, so würde er sich wohl auch geistig unmittelbar jenen großen Männern angereiht haben, die bald nach seinem Tode die Führung der Anatomie in die Hand nahmen.

Literatur: Walther, Dr. Ph. Fr. v., Rede zum Andenken an Ignaz Döllinger in der zur Feier des allerhöchsten Namens- und Geburtstages Sr. Majestät des Königs am 25. August 1841 gehaltenen öffentlichen Sitzung der K. B. Akademie der Wissenschaften. München, Akademieschriften 1841. — K.E. v. Baer, Nachrichten über Leben und Schriften, veröffentlicht von der Ritterschaft Livlands. St. Petersburg 1865. — Luboſch, über den Würzburger Anatomen Ignaz Döllinger, eingeleitet und abgeschlossen durch Erörterungen. über Schopenhauers Evolutionismus. Jahrbuch der deutschen Schopenhauergesellschaft für das Jahr 1915. — Luboſch, über Pander und Altons vergleichende Osteologie der Säugetiere, Festschrift für Stahl. in Flora N. F. Bd. XI. 1918. — Loeſch, Christian Heinrich Pander, sein Leben und seine Werke, Diss. med. Würzburg 1919. Abgedruckt im Biologischen Centralblatt 1920. — Lutz, Ignaz v. Döllingers Abhandlung: Beiträge zur Entwicklung des menschlichen Gehirns (1814) und ihre Bedeutung für die Geschichte der Hirnforschung. Diss. med., Würzburg 1920.

Wilhelm Luboſch (Würzburg).

11. Ebner, Dr., Adalbert, Domvikar und Lyzealprofessor in Eichstätt 1861—1898.

Adalbert Ebner war am 16. Dezember 1861 zu Straubing geboren als der Sohn eines Seminarlehrers am dortigen Schullehrerseminar. Den humanistischen Studien oblag er am Gymnasium seiner Heimatstadt, 1891—86 hörte er philosophische und theologische Vorlesungen am Kgl. Lyzeum zu Regensburg. Nach seiner Priesterweihe (1886) und kurzer Verwendung in der Seelsorge fand er eine Anstellung als Chorvikar an der „Alten Kapelle" zu Regensburg. Nachdem er sich 1889 an der theologischen Fakultät München den Doktorgrad erworben, unternahm er 1890 und 1891 zwei überaus ertragreiche wissenschaftliche Reisen nach Italien. 1892 wurde er zum Domvikar in Eichstätt ernannt, mit dem Auftrag, am dortigen bischöflichen Lyzeum Patrologie und (seit 1895) Liturgik zu dozieren, seit 1894 mit dem Titel eines Professors. Die Lehrtätigkeit Ebners war vielfach durch seine andauernde Kränklichkeit behindert und währte nur wenige Jahre. Schon am 25. Februar 1898 erlöste ihn der Tod von langjährigem Siechtum.

Digitized by Google

Ebners Neigung zog ihn frühzeitig zu historischen Studien. Es war eine glückliche Fügung, daß gewiegte Historiker schon bald auf seine Entwicklung Einfluß gewannen. In Straubing war es Major Eduard Wimmer, der spätere Vorstand des Bayerischen Armeemuseums, in Regensburg Dr. Ferdinand Janner, der verdienstvolle Verfasser der „Geschichte der Bischöfe von Regensburg", ferner Dr. Cornelius Will, dem wir die Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe verdanken. Seine Erstlingsarbeiten verraten durchaus lokalhistorisches Gepräge. Aus diesem engeren Kreis trat er zum ersten Male heraus mit seiner Dissertation: „Die klösterlichen Gebetsverbrüderungen bis zum Ausgang des karolingischen Zeitalters", Regensburg 1890. Seine Absicht bei diesem von ihm selbst gewählten Thema war, die Entstehung der libri vitae und der Nekrologien zu erklären. Als ihre Grundlage erwies er die klösterlichen Gebetsverbrüderungen, deren Spuren er bis ins 8. Jahrhundert hinauf verfolgte. Mit diesem Werke war der junge Gelehrte auf sein eigentliches Arbeitsgebiet gewiesen, auf welchem er Hervorragendes zu leisten berufen war — auf das Gebiet der Geschichte der Liturgie. Sein bedeutendstes Werk ist hier: Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kunstgeschichte des Missale Romanum im Mittelalter. Iter italicum. Freiburg 1896. Es ist die Frucht eines zweimaligen Aufenthaltes in Italien. Von Aosta und Monza an bis hinab nach Neapel und Palermo, vorzüglich aber in der ewigen Stadt hat er alle bedeutenderen Archive und Bibliotheken nach liturgischen Handschriften durchstöbert und seine reichen Ergebnisse in diesem Iter italicum niedergelegt. Was er in diesem Werk bescheiden „Versuch einer Gruppierung der Handschriften der römischen Sakramentare" nennt, ist mehr als dieses: es bietet die wohlgesicherten Resultate langjähriger Gelehrtenarbeit. In ähnlicher Weise hat Ebner auch das in deutschen Bibliotheken geborgene liturgische Handschriftenmaterial erforscht. Ein Iter germanicum herauszugeben, war er leider durch den Tod verhindert.

Mit seinen „Quellen und Forschungen" war das Ansehen Ebners als erster Autorität auf dem Gebiete der Liturgik ein für allemal begründet. Leider, daß wir uns ihrer nicht allzulange erfreuen durften. Sein wissenschaftliches Testament hat er niedergelegt in einem Beitrag für den vierten internationalen katholischen Gelehrtenkongreß zu Freiburg in der Schweiz (1897) „Über die gegenwärtigen Aufgaben und Ziele der liturgisch-historischen Forschung" (Compte rendu du 4. congrès scientifique international des catholiques. Fribourg (Suisse.)

Digitized by Google

Hier wies er nachdrucksamst hin auf die Wichtigkeit einer „systematischen Durchforschung der Bibliotheken Europas, auf die Schaffung einer Übersicht über das gesamte handschriftliche Quellenmaterial". Vor seinem Auge stand ein großes Unternehmen »Monumenta liturgica« mit den Unterabteilungen libri liturgici, scriptores liturgici, antiquitates liturgicae. Unbegreiflicher Weise blieb dieses Programm Ebners, das nur er aufzustellen berechtigt war, viele Jahre unbeachtet. Erst Adolf Franz hat 1908 wieder auf dasselbe hingewiesen. Es sollte noch ein Dezennium dauern, bis unter der Führung der Benediktiner der Beuroner Kongregation der Anfang gemacht wurde, die Ideen Ebners in die Wirklichkeit umzusetzen.

Ebners Persönlichkeit zierte der schönste Schmuck des wahren Gelehrten: eine ungeheuchelte Bescheidenheit. Jungen Gelehrten war er stets der hilfsbereite, opferwillige Freund, der neidlos von den reichen Schätzen seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse an andere mitteilte. Sein größter Schmerz war es, daß ihn andauernde Kränklichkeit hinderte, die Ergebnisse seiner Forschung in noch umfassenderer Weise als er es getan, der Öffentlichkeit darzubieten.

Dr. Joseph Anton Endres, Adalbert Ebner, Biographische Skizze zum ersten Jahrestage seines Todes. Sep.-Abdr. aus den Beilagen der „Augsburger Postzeitung" 1899, Nr. 14 und 15. Dortselbst auch ein Verzeichnis der zahlreichen kleineren Arbeiten Ebners in Zeitschriften.

Dr. Ludwig Eisenhofer, (Eichstätt).

12. Henriette Gräfin v. Egloffstein,

1773—1864.

Caroline Gräfin v. Egloffstein,

1789—1868.

Julie Gräfin v. Egloffstein,

1792—1869.

Egloffstein, Henriette, Gräfin, geb. Freiin v. Egloffstein, später Freifrau v. Beaulieu-Marconnay und ihre Töchter erster Ehe Caroline und Julie, sind drei denkwürdige, wenn auch von einander grundverschiedene Frauen, die das Frankenland im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hat. — Fassen wir zunächst die Mutter ins Auge. Als Tochter des markgräflich-brandenburgischen Kämmerers Carl Ludwig v. E. und seiner Gattin Sophie, geb.

Digitized by Google

v. Thüna wurde sie am 6. Juli 1773 auf dem gleichnamigen Stammsitz ihrer Familie im fränkischen Jura geboren. Ihre Kindheit verlebte sie, abgesehen von vier Jahren, die sie bei einer Stiefschwester ihrer frühzeitig verwitweten Mutter, Frau v. Breitenbauch, auf deren Gute Bucha im nördlichen Thüringen zubrachte, in der fränkischen Heimat. Ihre Erziehung brachte es mit sich, daß sie schon sehr bald in das Hofleben hineingezogen wurde. Mit sechs Jahren nahm sie teil an einem Kinderballe, den die von ihrem Gemahle Carl Eugen geschiedene Herzogin Elisabeth Friederike von Württemberg, geb. Markgräfin zu Brandenburg, Friedrich des Großen Nichte, auf dem unweit der Stadt Bayreuth gelegenen, von ihrer Mutter Wilhelmine erbauten Lustschlosse Fantaisie, ihrem Wohnsitze, veranstaltete. Nach ihrer Konfirmation wurde die Dreizehnjährige an dem damals glänzenden Hof in Ansbach aufgeführt, aber schon einige Zeit vorher war sie in Erlangen bei der mit ihrer Mutter nahe bekannten Markgräfin Caroline, einer anderen Nichte des großen Königs, täglich aus- und eingegangen. Ihm selbst, den sie glühend verehrte, begegnete sie noch wenige Monate vor seinem Tode ganz unverhofft in Potsdam auf der Rückfahrt vom Besuch eines in Berlin wohnenden Oheims, des Generals v. Thüna, nach Franken.

Bedeutungsvoll für ihr späteres Leben wurde ein Aufenthalt in Weimar, der sich vom Ende des Jahres 1787 an über die beiden folgenden Monate erstreckte. Dank ihrer blendenden Schönheit und einer für ihr Alter erstaunlichen geistigen Reife erfreute sie sich von allen Seiten des liebenswürdigsten Empfanges, ganz besonders bei Herzogin Anna Amalie und Frau v. Stein. Überhaupt hebt sie in ihren Jugenderinnerungen hervor, wie sehr die in der weimarischen Gesellschaft herrschende „Urbanität der Sitten" dazu beigetragen habe, ihr dortiges Leben schön und erfreulich zu gestalten. „Ich bewegte mich," schreibt sie, „ohne Zwang in der Gesellschaft jener berühmten Männer, welche Weimar zu einem heiteren Musensitz umgeschaffen hatten . . . Nachdem ich mich . . . überzeugt, daß Wieland, Herder, Knebel, Einsiedel u. s. w. ebenso wie wir übrigen gingen, standen und sprachen, dabei auch weder Essen noch Trinken verschmähten, stellte sich die behaglichste Zutraulichkeit zwischen uns ein und ich fühlte mich . . . hochgeehrt, ein Mitglied des Kreises zu sein, wo sie als Sternen erster Größe glänzten."

Um so schmerzlicher empfand sie den Entschluß ihrer Mutter, noch vor Ablauf des Winters mit ihr nach Franken zurückzukehren, zumal als ihr in Weimar lebender Bruder Gottlob und dessen Gattin

Digitized by Google

Caroline, geb. von Aufseß, die ihrem Herzen sehr nahe standen, den Wunsch hegten, sie durch eine recht annehmbare Heirat an Weimar zu fesseln. Ebendeshalb aber bestand die Mutter hartnäckig auf ihrem Willen, da sie den Majoratserben des gräflichen Zweiges der Familie Egloffstein, Grafen Leopold, als Mann für die Tochter ausersehen hatte. Unbekümmert um deren Abneigung gegen ihn, hielt die gestrenge Frau an ihrem Plane fest und erreichte auch, ehe noch das Jahr 1788 zu Ende ging, das gewünschte Ziel, die Vermählung der Widerstrebenden mit dem ungeliebten Vetter.

An seiner Seite kehrte diese im Sommer 1791 von Erlangen, ihrem Wohnorte während der ersten Jahre der Ehe, zu einem kurzen Besuche nach Weimar zurück, der den Ausgangspunkt einer Reise des gräflichen Paares nach Italien bilden sollte. Seinem Plane, sich dahin zu begeben, brachte die Herzoginmutter, die eben erst längere Zeit in dem gepriesenen Lande geweilt hatte, lebhaftes Interesse entgegen und gab ihm wertvolle Empfehlungsbriefe mit.

Die Schilderung ihrer italienischen Reise beginnt Henriette mit den Worten: „Wir hielten uns an das Sprüchwort: »Tout chemin mène à Rome.« Demgemäß fuhren sie und Leopold zunächst den Rhein hinab bis Köln und begaben sich dann weiter über Aachen nach dem damals von vornehmen Engländern und französischen Emigranten wimmelnden Modebade Spa, in der Absicht, von da aus durch Belgien vorerst nach Paris weiterzureisen. Die Kunde von den Fortschritten der Revolution ließ jedoch die Ausführung dieses Planes nicht ratsam erscheinen; man beschloß daher umzukehren und den näheren Weg durch die Schweiz einzuschlagen. Er führte über Stuttgart, Zürich und Genf; an dem ersteren Orte machten die Reisenden die Bekanntschaft des in weiten Kreisen angesehenen Würzburger Kanonikers Franz Oberthür, die sich zu einer dauernden Freundschaft mit dem trefflichen Mann entwickeln sollte. Je angenehmer sich Henriette von dessen edler Persönlichkeit berührt fühlte, desto unerfreulicher fand sie seinen protestantischen Amtsbruder Lavater, dem sie in Zürich begegnete, während der Prophet selbst sich auf den ersten Blick in die schöne junge Frau verliebte und sie mit seiner Courmacherei geradezu belästigte. Eine andere Berühmtheit lernte sie in Genf kennen, nämlich Sophie von Laroche, bei der sie als unfreiwillige Zeugin einer Begrüßung zwischen ihr und ihrem „Bruder in Apoll", dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, beiwohnte, deren Überschwenglichkeit im Stile der schönen Seelen ihr sehr gesucht und läppisch erschien.

Digitized by Google

Nach einem höchst beschwerlichen und nicht ungefährlichen Übergang über den Mont Cenis erreichten sie und ihr Gatte im November 1791 Turin, wo sie Zuschauer einer Hofjagd waren, an der neben der sardinischen Königsfamilie auch der damals als Emigrant in der Hauptstadt Piemonts anwesende Graf von Artois, König Victor Amadeus' des Dritten Schwiegersohn, mit seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen teilnahm. Von Turin reiste das gräfliche Paar weiter über Genua, Piacenza, Parma, Modena und Bologna nach Florenz, hielt dort einige Tage Rast und langte, ebenfalls unter Mühen und Abenteuern, kurz vor Weihnachten in Rom, seinem ersten Reiseziel, an. Die Kunstschätze und Altertümer der ewigen Stadt wurden unter der kundigen Führung des von ihren damaligen Besuchern mit Recht geschätzten „Cicerone" Alois Hirt besichtigt. Seine Anregungen und Aufschlüsse trugen das ihre dazu bei, Henrietten das Verständnis für Rom zu erschließen, „das," wie sie in ihren Jugenderinnerungen fein bemerkt, „mit dem Gemüt aufgefaßt werden muß. Wer dies nicht vermag, der wende sich nach Neapel, wo übersprudelndes Sinnenleben den Genußsüchtigen umströmt."

Dahin begaben sich Graf und Gräfin Egloffstein am 6. Januar 1792 und verweilten fast zwei Monate am lachenden Gestade Virgils, sodaß sie seines Reizes in Ruhe genießen konnten. Dort kam Henriette mit Lady Hamilton, der schönen englischen Hetäre, und mit Königin Caroline, der Gemahlin Ferdinands I., des »Ré Nasone«, in Berührung. Daß sie weder von der einen noch von der anderen entzückt war, kann bei dem Andenken, das die beiden Frauen hinterlassen haben, kaum Wunder nehmen.

An die in Neapel verlebte Zeit schloß sich ein zweiter Aufenthalt in Rom, der sich bis gegen Ende April 1792 hinzog. Hierauf kehrten die Reisenden über Spoleto, Bologna, Venedig und München nach Erlangen zurück, wo Henriette die nächsten drei Jahre vorwiegend zubrachte. Sie verkehrte während dieser Zeit auch mit Goethes einstiger Braut Lili v. Türckheim, die durch die Stürme der Revolution aus ihrem Heim in Straßburg vertrieben und nach manchen Irrfahrten neben vielen anderen Flüchtlingen in die kleine fränkische Stadt verschlagen worden war. Lilis Jugendgeliebten, den sie bei ihren bisherigen Besuchen in Weimar nicht angetroffen hatte, lernte Henriette bald darauf ebenfalls kennen; denn da Mutter und Brüder ihren Schwerpunkt allmählich in die thüringische Residenz verlegten, ließ auch sie sich im Frühjahr 1795 mit Mann und Kindern für längere Zeit dort nieder. Das in ihren Aufzeichnungen enthaltene

Digitized by Google

Urteil über den Dichter verdient um so mehr der Erwähnung, als es auf häufigem Verkehr und genauer Beobachtung beruhte. „Goethe," schreibt sie, „schien mir zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte, schroff, wortkarg, spießbürgerlich steif und so kalten Gemütes wie ein Eisschollen." Übrigens ließ sie sich die Huldigungen des großen Mannes wie die der übrigen in Weimar vereinigten erlauchten Geister und die ehrenden Aufmerksamkeiten der herzoglichen Familie gern gefallen. Indem sie ihrer Eigenliebe schmeichelten, boten sie ihr zugleich einen gewissen Ersatz dafür, daß sie in ihrer schon von Anfang an freudlosen Ehe auch später kein Glück gefunden hatte. Selbst die fünf Kinder, die sie dem Gatten im Laufe der Jahre gebar, vermochten nicht, die beiden so grundverschiedenen Eltern einander näher zu bringen. Die nach Selbständigkeit ringende Natur Henriettens konnte sich dem ihr aufgezwungenen Manne, dem sie sich geistig weit überlegen fühlte und dessen sittliche Grundsätze überdies den ihren widersprachen, nicht unterordnen; sie mußte infolgedessen das Leben an seiner Seite mit der Zeit sehr drückend empfinden. Wohl folgte sie ihm, als er, 1796 von seinen Standesgenossen zum Ritterhauptmann des Kantons Steigerwald erwählt, sich von Weimar wieder nach Erlangen wandte, im nächsten Jahre nochmals dahin, doch litt sie unter dem unerquicklichen Verhältnis seelisch und zuletzt auch körperlich so schwer, daß sie sich im Jahre 1800 entschloß, es zu lösen und mit den Kindern nach Weimar zurückzukehren. Nach mehrjähriger Trennung wurde die Ehe, von deren Unhaltbarkeit sich zuletzt sogar ihre Stifterin, Henriettens Mutter, überzeugte, im Sommer 1803 durch gütliche Übereinkunft geschieden. Am 18. April des folgenden Jahres ging sie eine zweite Heirat ein mit dem vier Jahre jüngeren hannoverschen Forstmeister Carl Freiherrn v. Beaulieu-Marconnay. Sie beruhte auf tiefer gegenseitiger Neigung und mochte daher wohl des allerdings nicht leichten Opfers wert erscheinen, das sie Henrietten auferlegte: ihrer Losreißung von Weimar.

Das Bild, das ihr von den dort erlebten unvergeßlichen Tagen vorschwebte, begleitete sie in die ländliche Stille des Forsthauses zu Misburg bei Hannover, das sie für Ilm-Athen eingetauscht hatte. Gewiß war das Dasein, das sie hier an Beaulieus Seite führte, bescheiden genug; indessen durfte sie, angesichts des schweren Schicksals, das bald nach ihrer zweiten Vermählung über Deutschland hereinbrach und die Verarmung ihrer eigenen Familie wie der ihres jetzigen Gatten herbeiführte, noch froh sein, dieses Glück im Winkel gefunden zu haben. Sich in die neuen Verhältnisse einzuleben erleichterte ihr

Digitized by Google

Beaulieus Familien- und Bekanntenkreis, der sowohl sie als ihre Töchter Caroline, Julie und Auguste — die vierte, Jeannette, hatte sie bei der Schwägerin Caroline in Weimar zurückgelassen, während der einzige Sohn Carl beim Vater lebte — auf das beste empfing. Geistreich, anziehend, interessant und, obschon über die erste Jugend hinaus, noch immer sehr schön, dabei mit dem Nimbus einer Freundin der größten unter den Zeitgenossen umgeben, erlangte Henriette auch in der hannoverschen Gesellschaft eine diesen Vorzügen entsprechende Stellung. Ihr idyllisches Heim gestaltete sich zum Mittelpunkt eines sehr regen schöngeistigen Verkehrs von etwas graziösem Gepräge. Nach dem Muster der vor Jahren von Goethe ins Leben gerufenen cour d'amour, zu deren Sternen sie gehört hatte, bildete sich jetzt in Misburg ein Minnehof, an dem sie als Königin trotz der Zeiten Ungunst und aller Einschränkungen, die sie sich auferlegen mußte, mit der Heiterkeit und Grazie der Weltkinder des achtzehnten Jahrhunderts das Szepter führte. Ihr zur Seite standen Beaulieu als Statthalter — eine Rolle, die das eheliche Verhältnis der Beiden treffend kennzeichnete — und die mit dem Stiefvater im besten Einvernehmen lebenden Töchter als Prinzessinnen. Hofpoet aber war einer der Freunde und Altersgenossen Beaulieus, August Kestner, der reich und vielseitig begabte, feingebildete und empfindsame vierte Sohn von „Werthers Lotte".

Dem Leben in Misburg setzte nach acht Jahren die Ernennung Beaulieus, der mittlerweile Beamter der königlich westfälischen Regierung geworden war, zum Forstinspektor im Städtchen Uelzen am Rande der Lüneburger Heide ein Ziel. Mit ihm an den entlegenen Ort überzusiedeln erschien für die Seinen aus gewichtigen Gründen ebenso bedenklich wie für ihn bei seinen geringen Mitteln der Verzicht auf diesen Posten. Nach langem Widerstreben entschloß er sich daher, ihn anzunehmen, Henriette hingegen und ihre drei Töchter — Jeannette war im Herbst 1809 mit achtzehn Jahren gestorben — verließen die ihnen liebgewordene Gegend, um sich vorerst für den Sommer 1812 nach Egloffstein zu begeben, wo sie von Frau v. Beaulieus Verwandtschaft herzlich aufgenommen wurden. Den folgenden Winter brachten die vier Damen in Nürnberg zu, im Frühling 1813 aber kehrten sie auf den malerisch gelegenen Familiensitz zurück, während der Kampf um die Herrschaft über Europa von neuem entbrannte. Dem Gange der großen Ereignisse folgten sie mit ängstlicher Spannung, da Henriettens siebzehnjähriger Sohn als freiwilliger Jäger ins preußische Heer eingetreten war, während gleichzeitig Beau-

Digitized by Google

lieu sich in aller Stille von Uelzen zu dem russischen Reiterführer Tettenborn nach Hamburg begeben hatte, um dort zur Befreiung Hannovers ein Jägerkorps zu bilden, wofür er zur Strafe geächtet wurde. Ihm wie seinem Stiefsohne war es, zu Henriettens und ihrer Töchter großer Freude, vergönnt, den Feldzug glücklich zu überstehen. Ganz besonders ehrenvoll verlief er für Beaulieu: nachdem er am 25. August an der unteren Elbe wichtige Vorteile über die Franzosen davongetragen hatte, besetzte er schon eine Woche nach der Schlacht bei Leipzig an der Spitze seiner tapferen Schar die Städte Celle und Hannover, deren Einwohner ihre Befreier mit Jubel begrüßten. Im Laufe der nächsten Monate finden wir ihn wieder mit Frau und Stieftöchtern vereinigt und zwar in Göttingen, wohin er, zum Militärkommandanten der südhannoverschen Landschaften ernannt und mit der Bildung eines Scharfschützenkorps aus diesen Gegenden, insbesondere aus dem Harze, beauftragt, Mitte November 1813, begleitet von seinem Freunde Kestner als Adjutanten, seinen Standort verlegt hatte.

Unter den jungen Leuten, die sich bei Beaulieus Korps einschreiben ließen, trat ihm und seinen Damen besonders nahe der später berühmte, frühverblichene Dichter der „bezauberten Rose", Ernst Schulze. „Die Beaulieu," schreibt dieser in seinem Tagebuch über Henriette, „ist eine in jeder Hinsicht bedeutende Frau von mittlerem Alter, groß, majestätisch und noch immer schön." So wie sie war, fand sie es selbstverständlich, während die drei Komtessen von Göttingen nach Misburg zurückkehrten, ihrerseits den Gatten, dessen neugebildetes Bataillon zum Kampf um das von Davoust verteidigte Hamburg herangezogen wurde, in sein Hauptquartier Buxtehude zu begleiten und mit ihm die Beschwerden des Lagerlebens zu teilen, gleichzeitig aber als mütterliche Freundin für die Bedürfnisse der Krieger, der gesunden wie der verwundeten und kranken, zu sorgen. Den ersehnten Abschluß des niedersächsischen Feldzuges brachte die Übergabe Hamburgs an die Verbündeten Ende April 1814. Mit deren Truppen hielten auch Beaulieu und seine Gattin, beide hoch zu Roß, ihren Einzug in die befreite Stadt. Der letzte vom Feinde geräumte Ort in deren Umgegend, das hannoversche Harburg, wurde am 3. Juni von Beaulieu besetzt, der nunmehr seine Aufgabe als gelöst betrachten und vom Herbst an seine frühere Tätigkeit im Misburger Forsthause wieder aufnehmen konnte.

Der Ausbruch des Krieges im Frühjahr 1815 setzte ihr allerdings schon nach wenigen Monaten ein Ziel. Abermals zog er an

Digitized by Google

der Spitze eines Jägerkorps in den Kampf, nach dessen siegreicher Beendigung aber wurde ihm der Oberbefehl über eine Reservebrigade übertragen, mit der er die Festung Ath im südlichen Belgien sieben Monate hindurch besetzt hielt.

Währenddessen war er von seiner Behörde zum Oberforstmeister in Hildesheim ernannt worden, eine Beförderung, die den für alle Mitglieder der Familie Egloffstein gleich schmerzlichen Abschied von ihrem waldumrauschten Heim bedeutete. Am 27. August sagten ihm Mutter und Töchter für immer Lebewohl und siedelten nach Hildesheim über.

Im Banne der Stadt des heiligen Bernward hat sich Henriettens weitere Erdenlaufbahn, die sich noch über beinahe ein halbes Jahrhundert ausdehnen sollte, im wesentlichen abgespielt. Während der ersten fünfzehn Jahre ist sie noch öfters auf Reisen gegangen; vor allem fühlte sie sich nach ihrem geliebten Weimar hingezogen und hat dort von Zeit zu Zeit einige Monate im vertrauten Kreise zugebracht. Von 1831 an aber ist ihr Leben in stiller Abgeschiedenheit verflossen. Eine Reihe von Jahren hindurch verlebte man den Winter in der Stadt, den Sommer auf dem eine Stunde von Hildesheim entfernten Klostergute Marienrode, dessen Pachtung Beaulieu zugleich mit dem Titel eines Generalmajors durch königliche Gnade als Ersatz für die im Befreiungskriege gebrachten Geldopfer beim Ausscheiden aus dem Heeresdienst im Sommer 1818 erhalten hatte. Von 1848 an, dem Jahr, in dem er in den Ruhestand versetzt wurde, wohnte man das ganze Jahr über in Marienrode.

„Ja, wenn diese Frau sich nicht so sehr der Welt verschlossen hätte, da hättet Ihr erst sehen sollen, zu welchem Gipfel weibliche Kraft anzusteigen vermag," äußerte Goethe am 16. Juli 1827 über Henriette im Gespräche mit dem Kanzler v. Müller. Beinahe vier Jahre später aber bemerkte er, wie uns jener ebenfalls bezeugt, „sie habe bei männlicher, ritterlicher Kraft weibliche Anmut zu bewahren gewußt." Daß sie gleichwohl immer ungeselliger wurde, hatte seinen Grund teils in allmählich zunehmender Schwerhörigkeit, teils in der Ausübung der ernsten Pflichten, die ihr die Pflege ihrer seit 1825 an einem unheilbaren qualvollen Herzleiden hinsiechenden jüngsten Tochter Auguste auferlegte. Bei ihr, die den Mitlebenden nur wenig bekannt war, von der Nachwelt aber als gottbegnadete Dichterin bewundert wird, darf ich leider nicht verweilen, da sie nicht in Franken, sondern in Weimar geboren ist und auch innere Beziehungen zwischen ihr und der Heimat ihres

Digitized by Google

Geschlechtes kaum wahrzunehmen sind. Dagegen darf ich Aufmerksamkeit für ihre Schwestern Caroline und Julie in Anspruch nehmen, die beide, jene am 2. November 1789, diese am 12. September 1792 in Erlangen auf die Welt gekommen und sich ihrer Zugehörigkeit zum Stammlande der Egloffsteiner deutlich bewußt gewesen sind.

„In Caroline," so schildert 1814 der Dichter „der bezauberten Rose" die damals Vierundzwanzigjährige, „offenbart sich die schönste Harmonie des Lebens und der Kräfte . . . Der bloße Anstand wird bei ihr zur Grazie, weil er weder selbst gefesselt, noch andere zu fesseln scheint. Ihr Witz verwundet nie, und ihre Teilnahme ist so keusch, daß sie immer wohltut, nie peinigt. Ich weiß nicht, ob der Verstand bei ihr Gefühl oder das Gefühl Verstand ist." In einem etwas später an sie gerichteten Briefe spricht er von dem „Tempo grazioso und moderato, worin das fein- und tiefsinnige Gedicht ihres Lebens komponirt sei." Wie richtig er ihr harmonisches, ausgeglichenes Wesen aufgefaßt hatte, dafür sprechen im Vereine mit dem Urteil aller Zeitgenossen, die ihr näher getreten sind, die von ihr erhaltenen Bildnisse, die sie zwar nicht als eine blendende Schönheit, wohl aber als eine sehr anziehende und liebliche Erscheinung darstellen.

Zur Zeit, wo Ernst Schulze jene ebenso schönen wie wahren Worte niederschrieb, stand Line, wie sie von den Ihren genannt wurde, vor dem schweren Entschlusse, als Hofdame in den Dienst der Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar und Großfürstin von Rußland, Maria Paulowna, einzutreten und sie gleich im Herbst 1815 auf einige Zeit nach Rußland zu begleiten. Deren Wahl hätte keine würdigere Persönlichkeit treffen können. Neben den übrigen Eigenschaften, die ihr Linen empfahlen, dürfte auch ihre musikalische Begabung ins Gewicht gefallen sein, denn bekanntlich besaß Maria Paulowna diese selbst in hohem Grade. So bildete die Kunst von Anfang an ein ideales Bindeglied zwischen den beiden Frauen und in diesem Bewußtsein mochte sich Line ermutigt fühlen, dem Rufe, der an sie ergangen war, zu folgen. Am 22. Oktober 1815 reiste sie von Hildesheim nach Berlin, um dort mit der künftigen Herrin zusammenzutreffen. Das Geleite dahin gab ihr die Mutter mit der Schwester Auguste, ihre Wohnung in Berlin aber nahmen Frau v. Beaulieu und ihre Töchter — bezeichnend für jenes Zeitalter der „Wahlverwandtschaften" — bei ihrem schon vor mehreren Jahren zum Oberschenken des Königs von Preußen ernannten geschiedenen Gatten, der bald nach ihr ebenfalls wieder geheiratet hatte. Ihr Zusammensein mit Graf Leopold, seiner zweiten Frau Nanny und

Digitized by Google

deren Kindern verlief in schönster Harmonie, sodaß die neue Hofdame mit um so schwererem Herzen nach Rußland abreiste.

Von ihrem mehr als acht Monate währenden Aufenthalt im Petersburger Winterpalast sowie in den nahegelegenen Landschlössern Paulowsk, Peterhof und Zarskoe Selo erzählen uns eingehend ihre an die entfernten Lieben gerichteten zahlreichen und ausführlichen Briefe. Sie sind nicht nur wertvolle Selbstbekenntnisse, sondern besitzen auch ein unleugbares kulturgeschichtliches Interesse durch die lebendige Schilderung der Menschen und Zustände am russischen Hofe zu jener Zeit; auch lassen sie erkennen, daß der Glanz der großen Welt, der Linen am Newastrand umgab, sie nicht zu blenden oder über die wahren Gefühle ihrer nordischen Gastfreunde hinwegzutäuschen vermochte. „Ich kann es nicht beschreiben," versichert sie ihrem Vater in einem ihrer Briefe aus St. Petersburg, „wie heimtückisch und boshaft die Äußerungen hier über die Deutschen sind; mein ganzes Wesen kömmt öfters in Aufruhr, und mit Mühe nur treibt das Gefühl der Nichtachtung solcher Erbärmlichkeiten den beleidigten Nationalstolz, das beleidigte Ehrgefühl in seine Schranken zurück."

Einer der wenigen unter all' den neuen Bekannten, zu dem sie ein Herz faßte, war Maximilian Klinger, Goethes Landsmann und alter Freund, der Dichter von „Sturm und Drang", der, bereits in jungen Jahren vom Schicksale nach Rußland verschlagen, dort bekanntlich im Staats- und Kriegsdienst eine hohe Stellung erreicht hatte. Seine Briefe an Line beweisen, daß auch sie ihm warme Zuneigung einflößte; dazu kam, daß er entschiedenen Wert darauf legte, durch sie seine seit langer Zeit abgebrochene Verbindung mit Weimar, insbesondere mit Goethe wieder anzuknüpfen. Da aber Line auch fernerhin mit dem alten Herrn in Briefwechsel blieb, so wurde sie den beiden berühmten Söhnen Frankfurts, die einander ganz aus den Augen verloren hatten, fortan zur Vermittlerin. In einer späteren Aufzeichnung durfte sie sich rühmen, „daß ihr das Glück beschieden gewesen sei, beide Freunde wieder treu und liebend zu vereinigen."

Die von ihr sehnsüchtig erwartete Heimreise wurde endlich zu Anfang September 1816 angetreten und am 25. dieses Monats kehrte Maria Paulowna mit ihrem Gefolge nach Weimar zurück. Zu ihrer Freude fand Line dort ihre Schwester Julie, die soeben eingetroffen war, um mit Caroline v. Egloffstein, der Witwe ihres Oheim Gottlob, des 1815 verstorbenen Oberkammerherrn, dauernd zusammenzuleben.

Digitized by Google

Wie wenig auch Julie im Äußeren und im Wesen Linen gleichen mochte, so ragte sie doch nicht minder als jene über das Alltägliche empor. Der Mutter ähnlich in der Erscheinung fiel sie schon als Kind auf durch ihre Schönheit und ihre ausgesprochene künstlerische Anlage. Ganz besonders die alternde Herzogin Anna Amalia hatte das holde Wesen in ihr Herz geschlossen. „Öfters," erzählt Line, „wenn sie Julien auf ihren Knien liebkosend schaukelte, hörte man sie ausrufen: „O, warum lebt kein Raphael mehr, um Dich zu malen und Dein Lehrer zu werden." Und nicht allein für Zeichnungen war die Kleine begabt, sondern ebenso für Poesie, und so lieferte sie eine poetische Erzählung von wahrhaftem Interesse, ohne richtig schreiben und lesen zu können." Der allseitigen Ausbildung dieser Fähigkeiten stellte sich leider frühzeitig ein ernstes Hemmnis in den Weg. Durch eine schwere Erkrankung am Scharlachfieber wurde nicht allein ihre Lunge sehr angegriffen, sondern auch ihren Augen großer Schaden zugefügt. An einen regelmäßigen Unterricht war daher nicht zu denken. Seitdem sie mit der Mutter und den Schwestern nach Misburg übersiedelt war, würde er ohnedies kaum möglich gewesen sein.

Den Verlust der geistigen Anregungen, die Weimar ihren Töchtern hätte bieten können, strebte ihnen Henriette, so gut sie konnte, zu ersetzen. Wenn sie jedoch als welterfahrene und zugleich in den Vorurteilen ihres Standes befangene Frau die immer lebhafter sich äußernde Neigung Juliens zur Kunst in Schranken zu halten suchte, so war dies ein vergebliches Bemühen. „In der Natur," erzählt Line, „wurde sie zur Landschaftszeichnerin, deren damalige Leistungen man noch jetzt mit Verwunderung anschauen muß, übte sich in Poesie, Musik und Sprachen ohne die nötigen Lehrer, nur unter Augen der liebenden Mutter, und vereinigte damit noch die größte Teilnahme für die häuslichen Geschäfte . . . Erst im Winter 1809 auf 10 ward ein flüchtiger Aufenthalt in Hannover zur größeren Entwicklung ihrer merkwürdigen Eigenschaften wirksam, und erwarb sie sich durch ihre Deklamation sowie durch ihr großes Talent zur theatralischen Darstellung, zum Tanzen und zum Gesang allgemeinen und ungeteilten Beifall."

Ein Jahr darauf folgte sie einer Einladung nach Berlin zum Vater, der sie in die Welt führen und ihr zugleich ermöglichen sollte, ihre mannigfaltigen Fähigkeiten weiter auszubilden, wobei er auch im stillen hoffte, ihr durch seine Beziehungen eine Stelle als Hofdame zu verschaffen. In Anschluß an diesen für sie ebenso angenehmen

Digitized by Google

wie nutzbringenden Besuch in der preußischen Hauptstadt begleitete sie den Grafen Leopold im Sommer nach Süddeutschland. Ihr zu Gefallen wählte er den Weg über Dresden, wo sie im Genusse der Gemäldegallerie geradezu schwelgte. Bald danach lernte sie auch die von München kennen, da sich der Vater zur Erledigung einer wichtigen Familienangelegenheit genötigt sah, von Franken aus auf einige Wochen dahin zu reisen. Auch hier suchte sie, während er seinen Geschäften nachging, ihre Zeit gut anzuwenden. „Sehr glücklich trifft es sich für mich," schreibt sie der Mutter, „daß man in München sehr viel, ich möchte sagen, nichts als französisch spricht." Mit Hilfe einer Lehrerin übte sie sich deshalb täglich mehrere Stunden lang im Gebrauche dieser Sprache.

Der Weg von München nach Misburg führte Julien an der alten Wasserburg Kunreuth bei Forchheim, dem sogenannten Testamenthause der Familie Egloffstein, vorüber, wo sich die Träger ihres Namens von nah und fern zum Geschlechtstage zusammenfanden. Die Jugend war dabei in großer Zahl vertreten und trotz der schweren Zeit forderte ihr Frohsinn sein Recht. Nicht weniger als im Herbst 1811 war dies der Fall während des Aufenthaltes auf dem nahegelegenen Schloß Egloffstein in den beiden nächsten Jahren. Daß aber gleichwohl durch ihn Juliens künstlerischem Streben neue Antriebe gegeben wurden, bezeugen ihre damals entstandenen Landschaftsskizzen, an denen sich ihre fortschreitende Entwicklung gleichsam von Blatt zu Blatt verfolgen läßt. Als Lehrer stand ihr Christoph Jacob Wilhelm Haller von Hallerstein, ein feinsinniger, geistreicher Künstler zur Seite, der ganz nahe von Egloffstein zuhause war und daher seine Schülerin um so mehr auf den eigenartigen Zauber der heimatlichen Gegend hinzuweisen vermochte.

Eine anmutige Tuschzeichnung Hallers aus dem Sommer 1813 stellt Frau v. Beaulieu mit ihren drei Töchtern dar in einer Felsengrotte unterhalb des Schlosses, von der man die Aussicht über Berg und Tal genießt. In der graziösen Mädchengestalt, die, leicht auf den rechten Arm gestützt, ihren Blick sinnend in die Weite schweifen läßt, glauben wir Julien wiederzuerkennen, wenn wir das Bildchen mit einem 1811 in Berlin gemalten Pastellporträt vergleichen, das, dem Beifalle der vom Bewußtsein ihrer körperlichen Reize tief durchdrungenen jungen Dame zufolge, recht wohl gelungen zu sein scheint. Bei seinem Anblick wird uns verständlich, was Ernst Schulze in seinem Tagebuche von 1814 über sie bemerkt: „Julie ist genialisch, schwärmerisch, glühend, äußerst regsam, phantastisch und leidenschaftlich.

Digitized by Google

Sie hat bewundernswürdige Talente und vielleicht mehr geistige Vorzüge als ihre Schwester, aber ihr Umgang ist weniger wohltätig, weil sie spannt, ohne zu besänftigen. Ich möchte Caroline zur Freundin, Julie zur Geliebten haben."

Kein Wunder, daß das schöne und interessante Mädchen seit seiner frühen Jugend von Anbetern umschwärmt wurde. Unter ihnen war einer, dessen Gefühle sie von ganzer Seele erwiderte: der junge hannoversche Reiteroffizier Fritz von Dachenhausen, der, ein Verwandter ihres Stiefvaters, gleich ihm als Kriegsfreiwilliger das Schwert ergriffen und sich hauptsächlich im Feldzuge von 1815 aufs rühmlichste hervorgetan hatte. Bei seinen Beziehungen zu Beaulieu verstand es sich von selbst, daß er in Misburg freundschaftlich verkehrte, und es konnte nicht ausbleiben, daß er mit Julien allmählich sehr vertraut wurde. Leider besaß er jedoch ebensowenig Vermögen wie sie, sodaß es die Mutter bei aller Wertschätzung für den jungen Mann für ihre Pflicht hielt, gegen die Verbindung der Tochter mit ihm Einspruch zu erheben, zumal als deren Befinden damals viel zu wünschen übrig ließ und namentlich das ihr anhaftende Augenübel sich neuerdings wieder verschlimmert hatte. Um ihm abzuhelfen, entschied sich Frau v. Beaulieu für den Gebrauch der Heilquellen von Wiesbaden. Am 2. Juli 1816 brach sie mit Julie, Auguste und dem Gatten dahin auf: der ersteren diente die Badekur zugleich als Übergang nach Weimar, wohin die Mutter das geliebte Kind zu verpflanzen gedachte, teils um sie der Berührung mit Dachenhausen zu entziehen, teils aus anderen Gründen, die auch im Hinblick auf Juliens Zukunft für Weimar zu sprechen schienen. Als gehorsame Tochter fügte sich diese der mütterlichen Einsicht. Körperlich gekräftigt durch ihre Kur und seelisch erfrischt durch die Erinnerung an mehrere genußreiche Rheinfahrten, die sie von Wiesbaden aus mit den Ihrigen unternommen hatte, kehrte sie unter der Obhut der dort erschienenen Oberkammerherrin an die wohlbekannte Stätte zurück.

Wie vorauszusehen, ließ der Empfang der Schwestern Egloffstein in Weimar an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig. Den Auszeichnungen, die ihnen vonseiten der großherzoglichen Familie bei jeder Gelegenheit widerfuhren, entsprach die Wärme, mit der sie auch sonst allenthalben aufgenommen wurden, vor allem Julie, hinter der die durch dienstliche Pflichten sehr in Anspruch genommene und außerdem von Natur weit anspruchslosere Line bereitwillig zurücktrat. „Julia" schreibt sie der Mutter, „ist heiter und froh, gesund

Digitized by Google

und geliebt von allen . . . alles ist toll und rapplicht über sie, und mit holdseeligem Wohlgefallen gibt sie ihre heitere Laune, ihre Talente und ihre Neigung hin . . Ich kann Dir nicht genug sagen" bemerkt sie in einem anderen Brief, „wie wohlgefällig die Weimaraner über Juliens Aufenthalt sind und wie die stolzesten mit Verehrung und vénération und Staunen zu ihr hinaufsehen. Der Dux und seine Gattin sind ausgezeichnet artig und freundlich." Vielleicht noch höheren Wert als auf das Wohlwollen des Fürstenpaares legte die Gefeierte auf die gute Meinung seines großen Freundes Goethe. Schon als Julie einige Jahre früher die Tante besuchte, hatte er von ihrem Wesen einen tiefen Eindruck empfangen, über ihr Talent aber sich sehr anerkennend geäußert. Einige Proben davon waren ihm teils von Line vorgelegt worden, teils von einem Manne, der als geborener Franke und einstiger Schützling des Hauses Egloffstein zu dessen treuen Freunden gehörte, gleichzeitig aber auch das Vertrauen Goethes in hohem Maße genoß: dem Kanzler Friedrich von Müller. Seine zartbesaitete und poetische Natur fühlte sich besonders zu Julien hingezogen und gern machte er daher den Vermittler zwischen ihr und dem Dichter. Für die Annäherung an diesen legte sie auf die Gefälligkeit des Kanzlers ebenso hohen Wert wie auf das freundschaftliche Entgegenkommen seiner Schwiegertochter Ottilie; denn unbeirrt durch das im ganzen so steifleinene Wesen des Olympiers fühlte sie sich gleich Linen fast mit magischer Gewalt zu ihm hingezogen. Glückselig waren sie, wenn der Unnahbare einmal auftaute, sich liebenswürdig mit ihnen unterhielt oder gar dazu herbeiließ, einer von ihnen ein paar Verslein zu widmen.

Dem reinen und idealen Empfinden gegenüber, das sie zu ihm hinzog, klingen die Ermahnungen, die Frau von Beaulieu ihren Töchtern, besonders Julien, für den Verkehr mit ihm erteilte, um so nüchterner und banausischer. „Versäume nicht," schreibt sie ihr unter anderem, „Dich Goethe soviel als möglich zu nähern. Er kennt Dich eigentlich gar nicht von innen und hat Dich nur scheu und fremd gegen sich gesehen . . . Zu spät wirst Du vielleicht erst begreifen, was es heißt: je ne suis pas la rose, mais j'ai fleuri aupres d'elle!« — „Jedes Wort von Goethe", fügt sie prophetisch hinzu, „wird nach seinem Tode gleich Edelsteinen glänzen und denen Wert geben, an die es gerichtet war." Große Genugtuung empfand ihr mütterlicher Ehrgeiz daher über die Triumphe, die ihre Töchter in Weimar feierten, namentlich bei der Aufführung des Goetheschen Maskenzuges zu Ehren der Kaiserinwittwe von Rußland am 18.

Digitized by Google

Dezember 1818, wo Line als Thekla im Wallenstein erschien, während Julie eine der Glanzrollen, die der Nacht und der Aurora, spielte. „Ihre holden Kinder", schreibt Müller darüber an Frau von Beaulieu, „waren wiederum die Krone des Ganzen. Thekla sah gar lieblich aus; daher sie auch im Gedicht das Jugendlicht heißt. Die Nacht war rührend erhaben, eine wahrhaft überirdische Erscheinung."

Wie empfänglich aber auch Julie für den Weihrauch sein mochte, der bei diesem und manchem anderen ähnlichen Anlaß ihrer Schönheit und ihren geselligen Talenten geradezu verschwenderisch gestreut wurde, so konnte sie gleichwohl auf die Dauer an solchen billigen Erfolgen keine rechte Freude finden. Während Line bei allem Ernst und aller Tiefe ihres Wesens es dennoch über sich gewann, die entwürdigenden und überdies oft beschwerlichen Obliegenheiten der Hofdame mit Grazie, Heiterkeit und Gelassenheit zu erfüllen, mußte der leidenschaftlichen, bald himmelhoch jauchzenden, bald zum Tode betrübten Künstlernatur ihrer schönen Schwester das Leben und Treiben in der kleinen Residenz bald genug recht schal vorkommen. „Ach, wer doch heute frei wäre!" klagt sie einmal in ihrem Tagebuche. „Wer doch seinen Tag draußen unter dem lichten Himmelsblau, zwischen dem frischen jungen Frühlingsgrün ablaufen sähe — und nicht wider Willen sich anputzen müßte für die fürstlichen Gemächer! Heute morgen — als ich auf dem Berggarten stand — da vergaß ich der Menschen und all der kleinlichen, zwangvollen Verhältnisse, die uns dieselben auferlegen, frei fühlte ich mich, wie der Vogel in den Lüften . . Ach, und diesen Abend werde ich auf geglättetem Boden unter den kalten Menschengesichtern stehen und zurück mich träumen in meinen schönen Morgentraum!"

Soviel sie irgend konnte, flüchtete sie „aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich," zu ihrer Kunst. Wie eifrig sie sich ihr hingab und darin weiterzubilden suchte, dafür zeugen ihre im Laufe jener Jahre teils in Weimar und Jena, teils auf einer Sommerreise in Böhmen und Schlesien 1817 entstandenen Studien und Skizzen. Sie bei ihrem Streben nach Kräften zu fördern, war niemand mehr bemüht als Goethe. Auf seinen Rat nahm sie beim Theatermaler Beuther Unterricht in der Perspektive, deren Theorie ihr auch der mit dem Dichter befreundete Oberbaudirektor Coudray, offenbar auf Goethes Anregung, auseinandersetzte. Er spendete ferner nicht nur „ihrer kühnlich mit der Ölmalerei eingegangenen Ehe" seinen Beifall, sondern bestärkte sie auch in dem längst gefaßten Vorsatze, sich eine Zeitlang dem Studium der Meisterwerke der

Digitized by Google

Dresdener Gallerie zu widmen, wobei er sie hauptsächlich auf die Niederländer und deren Farbenbehandlung hinwies.

Unter dem Schutze der Tante Caroline weilte Julie von Anfang Juni bis zum Spätherbst 1820 in der sächsischen Hauptstadt. Die poetischen Segenswünsche, mit denen Goethe sie dahin begleitet hatte, fand sie durch ihren Aufenthalt in Elbflorenz nach jeder Richtung hin erfüllt. Da ihr der dort lebende berühmte Augenarzt Schmalz das Olmalen als geradezu heilsam für ihre Sehkraft bezeichnet hatte, vertiefte sie sich, von den einheimischen Kunstgenossen auf der Gallerie herzlich bewillkommt, mit freudiger Hingebung in ihre Arbeit. Die Zeit, die ihr noch übrig blieb, gehörte dem Theater, der Musik und dem geselligen Verkehr, soweit er ihr geistige Anregung zu bieten vermochte. Unter den Personen, mit denen sie in Berührung kam, nennt sie neben anderen die berühmte Klavierspielerin Ida Brun-Bombelles und ihren Gatten, den österreichischen Gesandten Grafen Bombelles, ferner den Shakespeare-Übersetzer Grafen Wolf Baudissin und seine Frau, die Schriftstellerin Fanny Tarnow, Dorothea Rodde-Schlözer, die sie als „eine wundersame Frauengestalt mit Katzenschnurren" bezeichnet, den Schriftsteller Theodor Winkler-Hell, den bekannten Archäologen Carl August Boettiger, den gelehrten, feingebildeten und dichterisch begabten Freiherrn Ernst Friedrich von der Malsburg, in dessen Hause sie wiederholt vor einer geladenen Gesellschaft aus Goethes Werken vorlesen mußte, endlich aber den bedeutendsten Mann, den Dresden damals aufzuweisen hatte, Ludwig Tieck. Sie alle waren voll Freundlichkeit gegen die weimarischen Gäste und als diese von Elbflorenz schieden, gab auch Tieck der hoffnungsvollen Künstlerin einen Segensspruch in Versen mit auf den Weg.

Am 31. Oktober, gerade als Line sich anschickte, mit ihrer Herrin zum Monarchenkongreß nach Troppau abzureisen, traf Julie wieder in Weimar ein. Durch die in Dresden empfangene Ausbildung war sie nicht allein auf dem Wege zu dem hohen Ziele, das sie erstrebte, entschieden gefördert sondern auch von einem Herzenskummer abgelenkt worden, der längere Zeit hindurch schwer auf ihr gelastet hatte. Als sichtbares Ergebnis ihrer Kunststudien brachte sie verschiedene Kopien von Galleriebildern mit, u. a. eine allgemein bewunderte des die beiden Söhne Rubens' darstellenden bekannten Gemäldes. Sie widmete diese dem Großherzoge Carl August zum Danke dafür, daß er ihr gleich bei ihrer Ankunft im sogenannten Jägerhaus einen geeigneten Raum hatte anweisen lassen, wo sie ungestört vom Andrange der Außenwelt malen konnte.

Digitized by Google

Während Julie in der Stille dieses Zufluchtsortes bei unverdrossenem künstlerischen Schaffen den in sich aufgenommenen Vorbildern großer Meister mit heißem Bemühen näher zu kommen suchte, lebte die Schwester in der fernen schlesischen Landstadt sieben Wochen lang umfangen vom bunten Treiben der großen Welt, dem sie, glücklicher veranlagt als Julie, trotz aller damit verbundenen Unannehmlichkeit und Schererei dennoch die beste Seite abzugewinnen wußte. Zeugnis dafür gibt ihr launig geschriebenes Congreßtagebuch, in dem uns der Name manches berühmten Zeitgenossen begegnet. Erfreulicher als diese erst im November unternommene höchst ermüdende Reise war die nach Ems im nächsten Sommer mit darauffolgender Rheinfahrt, die Line dankbar genoß. Als Entgelt dafür mußte sie freilich die Großfürstin einige Monate später wieder nach Rußland begleiten, von wo sie erst am 23. Juni 1822 nach Weimar zurückkehrte.

Unterdessen war in Julien der Entschluß gereift, wieder Aufnahme bei der Mutter zu suchen; denn im Strudel zeitraubender Vergnügungen, denen sie sich in der Kleinstadt nicht entziehen konnte, fürchtete sie, um den ganzen Gewinn ihrer Dresdener Studien betrogen zu werden. Wohl durfte sie überzeugt sein, daß Goethe auch jetzt ihrem ernsten Streben die bisherige Teilnahme bewahrte. „Heilig, unvergeßlich", schrieb sie ihm am Schlusse des Jahres 1822, „bleiben mir für immer die inhaltreichen Stunden, wo Ihre Huld und Nachsicht freundlich auf mein inneres Leben wirkte und so manchen bangen Zweifel löste, der es früher hemmte, und wenn ich gegenwärtig vertrauensvoller weiterschreite, wem anders als Ihnen verdanke ich den heitern Erfolg ängstlicher Mühe und Anstrengung?" Nach diesem Bekenntnis ist leicht zu ermessen, welch ein Opfer die Trennung von ihrem Gönner für sie bedeutete. Sie hielt es jedoch für unerläßlich und zwar aus einer höheren Rücksicht.

Schon 1816 war sie von der Großherzogin Luise für die nächste in ihrem Hofstaate freiwerdende Stelle ins Auge gefaßt worden. Als sich daher im Frühling 1822 eine ihrer Damen verlobte, lud sie Julien ein, für die Scheidende einzutreten, ein Anerbieten, das diese nicht im geringsten lockte, denn schon vor mehr als einem Jahrzehnt hatte sie die Gelegenheit, bei einer preußischen Prinzessin Hofdame zu werden, ungenützt vorübergehen lassen, durch die seither in Weimar gemachten Beobachtungen aber war ihr Widerwillen gegen das Hofleben nicht verringert worden. Daß sie dafür ungeeignet sei, gestand sich auch die Mutter ein, doch ließ sie Juliens Bedenken im Hinblick auf die ihr winkende Versorgung nicht gelten.

Digitized by Google

„Du nimmst," schrieb sie der Tochter, „den Hofdienst ein klein wenig zu tragisch; bis auf einige Langeweile im Vorzimmer wirst Du nicht viel gêne mehr haben und dafür bezahlt sein, wofür Du sonst nichts bekommst." Übrigens war die Großherzogin einsichtsvoll genug, Julien nicht zu drängen, sie verzichtete vielmehr fürs erste auf eine endgültige Antwort. Eben deshalb aber glaubte jene, um so gewissenhafter prüfen zu sollen, ob sie das Glück, das ihr in Weimar und bei Hof unmöglich schien, vielleicht eher in Hildesheim und Marienrode finden würde. Auf deren dringende Bitte nahm Frau v. Beaulieu die Tochter wieder in ihr Haus. Sie sah voraus, daß Julie auf die Länge auch das einsame Leben an ihrer Seite nicht würde aushalten können. Mit ihm wirkten noch andere Gründe zusammen, um die schöne Flüchtige nach Weimar zurückzuführen.

Vor allem ließen die zahlreichen Briefe, die Julie von dort erhielt, sie nicht im Zweifel darüber, wie schmerzlich ihre Freunde sie vermißten. Keinem unter ihnen aber fehlte sie mehr, als dem, der ihr zum Leitstern des Lebens geworden, was nach den bekannten Erfahrungen des Dichters im Sommer 1823 leicht zu verstehen war. „Der alte Herr sehnt sich wie ein Liebhaber nach Dir," beteuert Line der Schwester, und ganz in gleichem Sinne wiederholt ihr Müller immer aufs neue, wieviel sie Goethen durch ihr Fernbleiben entziehe. Nicht nur in seinem Interesse, sondern auch zu ihrem eigenen Besten mahnte sie der letztere, die Rückkehr nicht zu lange hinauszuschieben. „Was soll ihr längeres Wegbleiben heißen?" bemerkt Goethe einmal im Sommer 1824 gegenüber dem Kanzler. „Es hat keinen vernünftigen Sinn, es sieht einer Boutade, einem Ertrotzenwollen durch Wegbleiben ähnlich. Es schadet ihr offenbar bei den Herrschaften, die sie sehr ungern vermissen. Sie gehört zu uns, hier ist ihre Stelle." Übrigens war, als diese Warnung an sie gelangte, ihr Entschluß, in den Dienst der Großherzogin zu treten, bereits gefaßt. Sie dazu zu bestimmen hatte nicht am wenigsten ihr Jugendgeliebter Dachenhausen beigetragen. „Obwohl zum Manne herangereift", erzählt sie in ihren später niedergeschriebenen Bekenntnissen, „warb er mit der nämlichen Glut jugendlicher Leidenschaft aufs neue um meine Hand. Der Kampf zwischen Kunst und Liebe war schwer und wirkte sichtlich auf meine ohnehin zarte Gesundheit ein — endlich siegte denn doch die Kunst, die als meine zweite Liebe die erste überflügelt hatte". Um deren Pflege künftig nicht verabsäumen zu müssen, sicherte ihr Carl Augusts Gemahlin von vornherein freie Verfügung über die Vormittage zu; bei der andauernden Kränklichkeit ihrer künftigen Herrin

Digitized by Google

war überdies kaum darauf zu zählen, daß der Dienst lange währen würde. „So folgte ich," schreibt Julie, „dem Rufe als Hofdame, um, wie ich damals glaubte, nach kurzer Pflichterfüllung in unumschränkter Freiheit mich nach Italien begeben und dort ganz der Kunst widmen zu können."

Sie sollte dieses Ziel ihrer Sehnsucht in der Tat erreichen, sogar noch zu Lebzeiten der Großherzogin Luise. Die Herzensfreundlichkeit dieser edlen Fürstin ist kaum je schöner zutage getreten als in dem Wohlwollen, das sie im Vereine mit Carl August Julien bewies, um ihr das Hofleben so angenehm wie möglich zu gestalten. Diese wußte es auch nach Gebühr zu würdigen und bemühte sich, dankbar für die ihr gewährte Bevorzugung, die ihr obliegenden Pflichten gewissenhaft zu erfüllen. Ihrem hochstrebenden Sinn und ihrer nach Freiheit dürstenden Künstlerseele wurden sie jedoch je länger desto mehr zur Qual. „Die Stellung der Hofdame," bekennt sie in ihren späteren Aufzeichnungen, „war meiner Natur und Richtung ganz entgegengesetzt, da der Verlust an Zeit und der damit verbundene Müßiggang mir wie ein halber Tod erschien." „Abermals mußte meine Kunst so gut wie brach liegen, da mein Dienst und seine Pflichten, namentlich das tägliche Speisen an fürstlicher Tafel, mir jede dazu nötige Zeit und Sammlung raubten und selbst die Morgenstunden so zerstückelten, daß an eine fortgesetzte Arbeit nicht zu denken war. Gleichwohl benutzte ich alle freien Augenblicke, schloß mich, um mich vor dem Andrang von Besuchern zu retten, oft ganze Morgen in mein Atelier ein, malte oft im vollsten Putz, in Samt und Seide mit Band und Ordensstern vor meiner Staffelei stehend, fort, bis der klopfende Lakai mir den Wagen meldete und ich dann eilends, Pinsel und Palette wegwerfend, meinen Kolleginnen nachflog." Wie Julie seelisch unter dem Hofleben litt, war sie auch körperlich den damit verbundenen Anstrengungen nicht gewachsen. Wohl hoffte sie wie schon vor einer Reihe von Jahren so auch jetzt wieder in Karlsbad Stärkung ihrer Gesundheit zu finden, doch blieben die dortigen Heilquellen trotz wiederholten Gebrauches ohne alle Wirkung. Juliens krankhafter Zustand aber konnte auf das Verhältnis zu ihrer Umgebung kaum ohne Einfluß bleiben. Begreiflicherweise hatten die Auszeichnungen, die ihr bei Hofe widerfuhren, von Anfang an in der weimarischen Gesellschaft Übelwollen erregt und zu ihrem Unglück besaß sie nicht Weltklugheit genug, um der Mißgunst ihrer Neider die Spitze abzubrechen, sondern war durch unbedachtes Wesen, selbstbewußtes Auftreten und gewisse den Läster-

Digitized by Google

zungen als Zielscheibe dienenden kleine Schwächen wie Goethes Tasso am Hofe von Ferrara, „sich zu schaden geschäftig." Es kam soweit, daß sie durch fortgesetzte Kränkungen der Oberhofmeisterin aus der Fassung gebracht von dem greisen Fürstenpaar unter Tränen stürmisch ihren Abschied verlangte und nur mit Mühe von der gütigen Großherzogin beschwichtigt werden konnte.

Die beste Lösung des inneren Zwiespaltes, in dem sie sich verzehrte, sahen Juliens Freunde, an der Spitze Carl August und Luise, in einer passenden Heirat. Ein Hindernis stand ihr nicht mehr im Wege; denn Dachenhausen, um dessenwillen sie mehr als einen Antrag abgewiesen, war unterdessen der Gatte einer anderen geworden. Hingegen hatte sich ihr seit der Rückkehr nach Weimar Aussicht auf neue, ihrem jetzigen Alter entsprechende vorteilhafte Verbindungen eröffnet. Indessen konnte sie sich nicht entschließen, dem Beispiele des ungetreuen Geliebten zu folgen; selbst als neben mehreren Edelleuten in angesehenen Stellungen ein fürstlicher Bewerber, der tapfere Prinz Ernst von Hessen-Philippsthal, der als Krüppel aus dem Befreiungskriege heimgekehrt war, sich um ihre Hand bewarb, schenkte sie ihm, obwohl sehr empfänglich für seine Huldigungen, allem Zureden des großherzoglichen Paares zum Trotze kein Gehör. Eine innere Stimme sagte ihr, daß sie auch für die Ehe nicht geschaffen sei; in der Abneigung dagegen aber bestärkte sie noch ein künstlerischer Erfolg, auf den sie mit berechtigtem Stolze blicken durfte: das mitten in der Unruhe des Hoflebens zu Anfang des Jahres 1828 vollendete sehr wohlgelungene Bildnis ihrer ehrwürdigen Fürstin. Durch den Beifall, den sie dafür von allen Seiten erntete, fühlte sie sich mehr denn je auf die Pflege ihres Talentes hingewiesen; der Fleiß aber, mit dem sie ihr oblag, war ihren Augen ebenso schädlich als der Eifer in der Erfüllung der Dienstespflichten ihrer Gesundheit im allgemeinen, sodaß, wie die Mutter in einem Briefe klagte, „die Hoferistenz für sie eine wahre Höllenpein wurde."

Ihr ein Ende zu machen bot die seit dem 14. Juni 1828 verwitwete Großherzogin schließlich selbst die Hand. „Mit einer so zärtlich-mütterlichen Sorgfalt drang sie", wie Line am 28. April des folgenden Jahres dem Vater berichtet, „in Julien, etwas sehr ernstliches durch Reisen für ihre Gesundheit zu unternehmen", daß diese sich ohne langes Besinnen dazu entschloß. Von Goethe abermals mit einem Sprüchlein begleitet fuhr sie am 18. Juni 1829 in die Welt hinaus: ihr nächstes Ziel war Murhof bei Straßburg im Elsaß, wo sie als Gast der Familie Türckheim eine Molkenkur

Digitized by Google

gebrauchte; Mitte August reiste sie weiter in die Schweiz und, da die Großherzogin ihr durch die Schwester sagen ließ, daß es mit ihrer Wiederkehr durchaus keine Eile habe, zögerte sie nicht, von Vevey am Genfer See, wo Linens Brief sie erreichte, nach Italien aufzubrechen. Über den Simplon gelangte sie am 7. November nach Mailand, wo sie eine Woche verweilte, um dann die Fahrt gemächlich über Genua, Pisa und Florenz bis nach Rom fortzusetzen. Am 5. Januar 1830 meldete sie den fernen Lieben jubelnd ihren Einzug in die ewige Stadt.

Wenige Wochen später, am 14. Februar, starb nach längerem Leiden Juliens edle Herrin, die ihr erst kurz zuvor durch Linen in gewohnter Güte den für ihre bescheidenen Verhältnisse ansehnlichen Zuschuß von 100 Thalern geschickt und sich noch sterbend nach ihr erkundigt hatte. Durch ihren Tod wurde Julie der lästigen Fesseln des Hofdienstes für immer ledig, der Ruhegehalt aber, den sie vom Großherzoge Carl Friedrich erhielt, überhob sie der Sorge um ihre Zukunft. „400 Thaler jährliche Pension und volle Freiheit," schrieb ihr der Kanzler von Müller, „sind eine schöne Sache und waren wohl einiger Jahre Zwang und Ergebung wert". Seiner Mahnung, „der goldenen Tage ja doch mit voller Seelenruhe zu genießen," hätte es nicht bedurft; denn je länger Julie in Rom weilte, desto wohltuender empfand sie die reiche Gegenwart, die sie umgab. Während sie sich unter dem milden Himmel des Südens körperlich erholte, gewann sie nach und nach auch das seelische Gleichgewicht wieder und konnte sich daher dem Zauber des erwachenden römischen Frühlings im Vereine mit gleichgestimmten Menschen rückhaltlos hingeben. Zu ihrem Kreise zählte an erster Stelle der alte treue Verehrer August Kestner, der schon seit längerer Zeit den Posten eines hannoverschen Ministerresidenten beim apostolischen Stuhle bekleidete. Er war glücklich, der Freundin bei ihren Wanderungen durch Rom als Führer zu dienen, und suchte ihr, wo er nur konnte, die Wege zu ebnen. So machte er sie schon bald nach ihrer Ankunft mit seinem Freund Horace Vernet, dem großen französischen Maler, bekannt, was für Julien um so wertvoller war, als die Villa Medici, die der persönlich sehr liebenswürdige Künstler mit Frau und Tochter bewohnte, ganz nahe von dem Hause lag, wo sie sich eingemietet hatte. Unter den sonstigen damals in Rom lebenden Künstlergenossen, mit denen sie verkehrte und von denen sie Anregungen bei ihrer mit großem Fleiße wiederaufgenommenen künstlerischen Tätigkeit empfing, seien Thorwaldsen, Overbeck, Genelli, der

Digitized by Google

Genremaler Ernst Meyer und endlich der hochbegabte Friedrich Preller genannt, letzterer ein Sohn Weimars, von dessen Landschaften Julie geradezu begeistert war. Ihrer Fürsprache hatte er es mit zu danken, daß das vom weimarischen Hof ihm gewährte Reisestipendium um ein weiteres Jahr verlängert wurde. Er begleitete sie auch, als sie am 4. Juli 1830 nach Neapel abreiste. Von dort siedelte sie bald zu längerem Aufenthalte nach Sorrent über, teils der Seebäder wegen, teils um zu zeichnen und zu malen. Hier kam sie täglich mit einer kleinen Herrengesellschaft zusammen, in der sich auch Graf August Platen, der Dichter, befand. „Er gehörte," schreibt sie über ihn an Kestner, „zu den interessantesten unseres Kreises, wenn er nur weniger verstimmt und unmitteilend wäre. Aber der Arme scheint an der unheilbaren Krankheit, die man „Genie" zu nennen pflegt, zu leiden und an ihr langsam zugrunde zu gehen!" Daß er übrigens auch heiter sein konnte, bezeugt das italienische Sonnett, das er ihr als Huldigung zum Geburtstage widmete.

Sie sah ihn im Oktober in Neapel wieder, wo sie sich vor der Rückkehr nach Rom noch für einige Wochen niedergelassen hatte. Dort besuchte sie auch der seit mehreren Monaten in Italien weilende August Goethe. Am 15. Oktober begab er sich nach Rom; kaum angelangt, starb er nach ganz kurzer Krankheit in der Nacht vom 26. zum 27., wenige Tage vor Juliens Eintreffen.

An seinem tragischen Schicksale nahm sie sehr warmen Anteil, wie wir in ihren Briefen lesen. Nach allem, was sie darin von ihrem eigenen Ergehen schreibt, glaubten Frau v. Beaulieu und Line nicht anders annehmen zu sollen, als daß sie jetzt endlich die ihrer Eigenart angemessene Lebenssphäre gefunden habe. Sie redeten ihr daher eifrig zu, für immer in Rom zu bleiben und sich durch ihr Talent die zum unabhängigen Leben in Italien erforderlichen Mittel zu erwerben. Dazu konnte sich indessen Julie, bei all ihrer Liebe zur ewigen Stadt wie zu Neapel und Sorrent, wo sie auch den nächsten Sommer verlebte, doch nicht entschließen. Was sie davon abhielt, dem Drängen der ihren nachzugeben, war, neben der Rücksicht auf ihre schwächliche Gesundheit, nicht am wenigsten ihr Adelsstolz, dem es widerstrebte, offen vor der Welt zu bekennen, daß sie sich durch Malen ihr Brot verdiene. Daneben wirkte noch manches Andere zusammen, sie in dem Verlangen zu bestärken, nach Deutschland zurückzukehren. Mutter und Schwester hingegen wagten, teils in der Besorgnis vor der weiteren Ausdehnung der in einem großen Teil Europas wütenden Cholera, teils wegen der in Italien herrschenden

Digitized by Google

inneren Gärung und der dem Lande damals drohenden Kriegsgefahr, nicht, sich ihrem Wunsche zu widersetzen, ja sie rieten schließlich sogar selbst entschieden zur Abreise. So verließ denn Julie am 16. Mai 1832 schweren Herzens Rom und gelangte am 24. über Umbrien nach Florenz, von da aber über Venedig und Tirol am 17. Juni nach München; dort blieb sie einige Tage und reiste dann über Frankfurt und Kassel weiter nach Marienrode.

Sie fand daheim auch Linen wieder, die im Jahre zuvor nach fast sechzehnjähriger Hofdamenzeit ebenfalls ihren Abschied genommen hatte, da sie, noch leidend an den Folgen einer schweren Krankheit, die sie sich auf ihrer dritten russischen Reise im Winter 1824/25 zugezogen, den Anstrengungen ihres Dienstes nicht mehr gewachsen zu sein glaubte. Nur widerstrebend und mit großem Bedauern ließ Maria Paulowna sie ziehen, durch die ehrenvolle Form ihrer Verabschiedung aber und die ihr gewährten überaus günstigen Bedingungen fühlte sich Line ihrer Herrin zu tiefem Danke verpflichtet; sie betrachtete daher die Erfüllung ihres Wunsches, von Zeit zu Zeit zu ihr nach Weimar zu kommen, als ein selbstverständliches Gebot der Erkenntlichkeit, besonders seit dem einst hochberühmten Musensitze durch das auch von ihr und ihren Angehörigen auf schmerzlichste empfundene Hinscheiden Goethes am 22. März 1832 sein Hauptmagnet genommen worden war. Schon für den Sommer 1832 hatte sie einen Aufenthalt in Weimar geplant und wartete nur die Ankunft der Schwester ab, um sich dahin zu begeben.

Sich ihr anzuschließen, wenn auch nur für einen kurzen Besuch, glaubte der Kanzler Julien im Hinblick auf die vom weimarischen Hof empfangenen Wohltaten als Freund dringend empfehlen zu sollen. „Es liegt hierin," schrieb er ihr unter anderm, „eine Schicklichkeit, die durch keine Entschuldigung aufgehoben werden kann und die, weil sie für jeden Unbefangenen eine absolute ist, nicht ohne mannigfaltigen Nachteil verletzt werden würde."

Trotz dieser ernsten Mahnung entschied sie sich jedoch, sei es, weil sie sich abgespannt fühlte, sei es aus Unschlüssigkeit, dafür, die Mutter, den Stiefvater und die kranke Schwester nicht zu verlassen. Ihrem künstlerischen Schaffen kam das Jahr, das sie nach der Heimkehr aus Italien im Schoße der Familie verlebte, sehr zustatten. Unter den damals vollendeten Arbeiten ist vor allem das für die Königin Adelheid von England bestimmte Bildnis Carl Augusts, das sie schon bei dessen Lebzeiten begonnen hatte, zu nennen. Es fand den vollen Beifall ihrer Gönnerin und trug ihr neben anderen

Digitized by Google

Vergünstigungen ein Gnadengeschenk von 100 Pfund Sterling ein. Da sie außerdem von der Herzogin Max in Bayern für das noch in Rom begonnene wohlgelungene Porträt ihres kleinen Sohnes eine reichliche Geldspende erhielt, konnte sie nicht allein ein während der italienischen Reise aufgenommenes Darlehen zurückzahlen, sondern sogar im Juli 1833 wieder für einige Zeit nach Dresden übersiedeln.

Wie dreizehn Jahre früher, fand sie hier auch jetzt allenthalben, in der vornehmen Welt, im Kreise der Schöngeister und bei den bildenden Künstlern die beste Aufnahme und sah ihr Talent nicht weniger als damals, namentlich durch den Zeichen- und Modellierunterricht des hochbegabten jungen Bildhauers Ernst Rietschel gefördert. Zugleich aber wurde ihr längstgehegter Wunsch, die Aufmerksamkeit des hervorragendsten unter den deutschen Kunstmäcens jener Zeit, Königs Ludwigs I. von Bayern, auf sich zu lenken, der Erfüllung näher gebracht, indem die liebenswürdige Gemahlin des Mitregenten in Sachsen, des Prinzen Friedrich, Prinzessin Marie, Schwester der Herzogin Max und Stiefschwester des Königs, ihr selbst wie ihren Leistungen lebhaftes Interesse entgegenbrachte und sich sogar erbot, dem letzteren ein Gesuch Juliens um Bewilligung eines Jahresgehaltes befürwortend zu übermitteln.

Ihm selbst begegnete sie im September 1835 während eines Aufenthaltes in Berchtesgaden, der ihrer künstlerischen Laufbahn eine neue Wendung geben sollte. Bei der Empfänglichkeit Ludwig I. für weibliche Reize konnte es der interessanten und trotz ihrer dreiundvierzig Jahre noch immer schönen Julie nicht schwer fallen, ihn zu fesseln. Er ließ sich sogar von ihr abkonterfeien und unterhielt sich, während seine Porträtskizze entstand, so gut mit ihr, daß er darunter die Worte setzte: „Noch nie saß zu seinem Bildnisse so gerne wie zu diesem der König von Bayern Ludwig.“ Da es überdies sehr ähnlich ausgefallen war, sprach seine Gemahlin, Königin Therese, die auch ihrerseits an der Künstlerin großes Gefallen fand, ihr den Wunsch aus, sie gleichfalls und zwar in Lebensgröße zu malen, eine Arbeit, die Julie natürlich mit Freuden in Angriff nahm. Sie gab sich ihr mit der liebevollsten Sorgfalt hin und war dabei auch wieder vom Glücke begünstigt; denn das im Frühling 1836 vollendete Bildnis gelang ihr so gut, daß sie von der hohen Auftraggeberin, der königlichen Familie und dem ganzen Hofe geradezu begeisterte Lobsprüche dafür empfing. So durfte Julie auf die in München ihm gewidmeten Monate als auf eine Zeit frohen und erfolgreichen Schaffens mit Genugtuung zurückblicken. Ihre Erinnerung daran war um so ange-

Digitized by Google

nehmer, als neben der künstlerischen Tätigkeit auch das tägliche Leben überaus erfreulich für sie gewesen war; denn die Künstler und die Vertreter geistiger Kultur nahmen sie nicht minder herzlich auf als die in Rom und Dresden; besonders aber kam die Königin selbst mit wahrhaft rührender Güte ihren Wünschen und Bedürfnissen entgegen, mochte es sich dabei um Hofequipagen, Theaterbesuch, Ballstaat oder andere Dinge handeln. Ihr Interesse an Juliens Persönlichkeit war noch gestiegen, seitdem diese der Gönnerin einmal unter vier Augen, wie sie an die Mutter schreibt, „ihr ganzes wunderbares Leben vorgetragen hatte." Durch dessen Schilderung angeregt beschloß die Königin in aller Stille Juliens Vorsehung zu spielen, „damit dies treffliche, aber vielfach bewegte Gemüt den eigentlichen Hafen der Ruhe und des Glückes finden könne." Sie erblickte ihn in deren Verheiratung mit dem jetzt verwitweten Jugendgeliebten, der ihr neuerdings seinen Antrag wiederholt, aber bei ihr kein Gehör gefunden hatte, nicht am wenigsten, weil sie seine Annahme mit dem Verzicht auf ihre Stiftspfründen hätte erkaufen müssen. Um ihr diese zu ersetzen, erklärte sich der König auf Bitten seiner Gemahlin bereit, ihr für die Zeit seines Lebens eine Jahresrente von 700 Gulden zu bewilligen und so die Verbindung mit Dachenhausen zu ermöglichen. — Es fragte sich nur, ob sie zu Juliens Glück führen würde. Frau v. Beaulieu und Line, von der Königin im Vertrauen um ihre Meinung befragt, glaubten dies, bei aller Dankbarkeit für die edlen Absichten der hohen Frau, nicht verbürgen zu können. Indessen trug Line kein Bedenken, durch eine Vermittlerin, die mit ihr befreundete Gräfin Auguste Rottenhan, dem Könige nahezulegen, der Schwester den verheißenen Gnadengehalt ohne die Bedingung der Heirat zu gewähren, ein Vorschlag, den diese, als sie davon erfuhr, zum willkommenen Anlaß nahm, auch ihresteils die Königin zu bitten, sich dementsprechend für sie zu verwenden. In der Tat wurde ihr die erbetene Unterstützung wenigstens auf drei Jahre zugesichert, zugleich mit dem einträglichen Vorrechte der Vervielfältigung der Bildnisse des Königs und seiner Gemahlin. Von der letzteren bekam die Künstlerin obendrein, außer dem dafür vereinbarten Preise, noch einen Beitrag zu den Kosten des Münchener Aufenthaltes und beim Abschied ein kostbares Armband geschenkt.

Tief bewegt verließ Julie gegen Ende Mai 1836 Bayerns Hauptstadt. Wie von dessen Königspaare wurden ihr übrigens auch sonst von fürstlicher Seite — selbst aus dem von ihr so hartnäckig gemiedenen Weimar — zu jener Zeit wertvolle Beweise der Auf-

Digitized by Google

munterung ihres idealen Strebens zuteil. Mit Macht fühlte sie sich daher aus dem stillen Hause der Mutter, in das sie auf Umwegen zurückgekehrt war, wieder in die Ferne gezogen und gedrängt, an einer bedeutenden Kunststätte ihr Talent weiter zu üben. Im September 1837 kam sie nach Düsseldorf und blieb dort bis zum folgenden Sommer, eifrig bemüht, das gute, das ihr dessen aufblühende Malerschule zu bieten vermochte, in sich aufzunehmen, während sie zugleich mit Immermann, dem genius loci, den ihr der Kanzler empfohlen hatte, freundschaftlich verkehrte und in dem literarischen Kreise, wo er den Ton angab, eingeführt wurde. Sich unter den leichtlebigen Rheinländern dauernd wohlzufühlen, war allerdings der von immer wechselnden Stimmungen beherrschten, leicht empfindlichen nicht gegeben; sehr gelegen kam ihr deshalb eine ihr gemeinsam mit Line zugefallene kleine Erbschaft, die ihr die Möglichkeit bot, im Juni 1838 eine Kunstfahrt nach den von Düsseldorf aus leicht erreichbaren Niederlanden zu unternehmen. Mehrere Wochen verwandte sie auf den Besuch Antwerpens und der bedeutendsten holländischen Städte, dann aber folgte sie mit wahrem Vergnügen der Einladung des noch von Weimar her ihr wohlbekannten, einst ebenfalls zum Goethekreise gehörenden Ehepaares Bracebridge zu einem Besuch in England. Die Zeit, die sie teils auf dem Landsitz in Warwickshire, teils in London verlebte, bot ihr eine Fülle des Interessanten; denn unter ihren zahlreichen alten Verehrern waren nicht wenige Mitglieder der vornehmen englischen Gesellschaft, „von denen," wie sie der Mutter schreibt, „jeder auf seine Weise sich bemüht, mir Gutes zu erzeigen und als Freund gegen mich zu erweisen." Namentlich genoß sie nach Herzenslust die unvergleichlichen Londoner Kunstsammlungen; auch fühlte sie sich in ihrer kindlich-naiven Eitelkeit sehr geschmeichelt, als sie der feierlichen Schlußsitzung des Parlamentes auf einem der besten Zuschauerplätze beiwohnen durfte und nicht allein die Blicke der kurz zuvor gekrönten jungen Königin Viktoria auf sich lenkte, sondern sogar vom Publikum für eine fremde Prinzessin gehalten wurde. Hochbeglückt war sie ferner, als ihre Freunde Bracebridge, die sich eben zu einer Reise nach Griechenland rüsteten, sie aufforderten, sich ihnen anzuschließen und in Athen, das sie schon kannten, ihr Gast zu sein. Mit wahrem Jubel stimmte sie diesem Vorschlage bei. An ihrer Freude über die gewiß verlockende Einladung aber nahm die verwitwete Königin Adelheid, ihre Gönnerin, aufrichtigen Anteil und ließ es sich nicht nehmen, ihr wiederum hundert Pfund Sterling als Reisezuschuß zu schenken.

Digitized by Google

Der Empfang bei dieser trefflichen Fürstin bildete einen harmonischen Abschluß ihres Ausfluges nach England. Sie kehrte von dort zunächst um Mitte September 1838 nach Marienrode zurück, verließ jedoch schon zu Ende des Monats die ihren und eilte nach Egloffstein, wo die Freunde sie erwarteten. Mit ihnen vereint begab sich Julie über München und Venedig nach Triest und von da zu Schiff nach Ancona; dort aber sagte sie ihnen Lebewohl, denn man hatte inzwischen erfahren, daß Athen von Fremden überfüllt und daher zu längerem Aufenthalte kaum zu empfehlen sei. Infolgedessen beschloß das Ehepaar Bracebridge, nur vorübergehend dort zu bleiben und sich dann nach Aegypten zu begeben; Julie aber verzichtete, wenn auch schweren Herzens, auf den Zauber der homerischen Gestade; sie wurde dafür einigermaßen entschädigt, indem eine nach Rom reisende vornehme Engländerin, Lady Southampton, die sie auf dem Schiffe kennen gelernt hatte, ihr einen Platz in dem Wagen anbot, der sie von Ancona bis zu ihrem Ziele führen sollte. Am 22. November 1838 betrat sie zum zweiten Male die ihr so teuere Stätte.

Rom zu genießen, war ihr freilich fürs erste nicht vergönnt; denn gleich nach der Ankunft erkrankte sie an einem Gichtanfalle, der sie mehrere Wochen lang ans Lager fesselte. Durch einen geschickten homöopathischen Arzt wurde sie jedoch glücklich davon geheilt, worauf Freund Kestner die Genesende in sein warmes, behagliches Haus am Monte Pincio zu übersiedeln nötigte und ihr seine besten Zimmer als Wohnung anwies. Dank diesem Opfer, das sie ganz und voll zu schätzen wußte, erholte sie sich bald. Mit dem neuen Lebensmut aber erwachte auch die Schaffensfreude wieder in ihr, besonders als sie von dem zugleich mit ihr in der ewigen Stadt weilenden russischen Thronfolger Alexander Nikolajewitsch den ehrenvollen Auftrag erhielt, für ihn eine ihrer Skizzen, die Hagar und Ismaël in der Wüste darstellte, um den Preis von 1000 Scudi als Gemälde auszuführen. Mit den Worten: „Der Himmel scheint in der Tat meine Leidenszeit auf alle Weise vergüten zu wollen," meldete sie der Mutter diese frohe Kunde. Nicht minder tief empfand sie die neuen Huldbeweise des Königs von Bayern, den sie im Mai 1839 während seiner Anwesenheit in Rom wiedersah. „Denke Dir nur," schreibt sie an Frau v. Beaulieu, „daß mir der König auf einen . . . fast im bloßen Scherz geäußerten Wunsch den einen Flügel seiner Villa Malta für ein ganzes Jahr zum Wohnsitz eingeräumt hat, damit ich die Möglichkeit habe, mich mit Bequemlichkeit und ohne zu großen Kostenaufwand der Kunst zu widmen. Die Art, wie er es tat, war höchst

Digitized by Google

rührend, denn er kam selbst mit freudestrahlendem Gesicht zu mir, es zu verkünden." Den Wert dieser Auszeichnung erhöhte der königliche Mäcen noch dadurch, daß er einige Monate später den auf drei Jahre ihr ausgesetzten Gnadengehalt von 700 Gulden um ein Jahr verlängerte.

So durfte sich Julie, nachdem sie den Sommer 1839 wiederum in Sorrent verlebt und sich dort ihrer Versicherung zufolge, „wie im Himmel" gefühlt hatte, auch in Rom ihres Daseins freuen, zumal als ihr der erlauchte Eigentümer der Villa Malta sogar seinen sonst unzugänglichen Speisesaal auf ihren Wunsch als Studio überließ. Hier vollendete sie in glücklichster Stimmung zu Anfang des Jahres 1840 ihre Hagar in der Wüste, ein Werk, das durch eine Gemälde-Ausstellung weiteren Kreisen bekannt wurde. Der laute Beifall, den es allenthalben, auch bei Künstlern und Kunstkennern, fand, trug im Vereine mit der Ernennung Juliens zum Ehrenmitgliede der Academia San Luca dazu bei, ihre Arbeitslust noch zu erhöhen. Daß ihr keine andere Atmosphäre in gleichem Maße angemessen sei wie die römische, darüber waren alle, die sie näher kannten, einig. Aufs ernstlichste mahnte daher Frau v. Beaulieu ihre wie ein vom Winde bewegtes Rohr von Künstlerlaunen beeinflußte Tochter, als sie trotz der ihr widerfahrenen Auszeichnungen auf einmal Heimweh bekam, vorderhand nicht an die Rückkehr nach Deutschland zu denken. „Du hast Dich," stellte sie ihr am 23. März 1840 vor, „in das höhere Fach mit glücklichem Erfolg hineingearbeitet und kannst nur unter den klassischen Werken zu einer festen Basis gelangen. Brichst Du jetzt ab, so bleibt Dein Leben nur Stückwerk" — eine Erwägung, die ihren Eindruck auf Julien nicht verfehlte, sondern sie bewog, beim König Ludwig um Verlängerung des Aufenthaltes in der Villa Malta nachzusuchen. Wohlwollend wie immer, bewilligte er ihr in einem vom 6. Juli 1840 datierten Schreiben Frist bis zum 1. März des folgenden Jahres. Sie machte jedoch von dieser neuen Vergünstigung keinen Gebrauch, sondern entschloß sich, schon wenige Tage nach Empfang der Antwort des Königs, aus einem ihr zwingend erscheinenden Grunde Rom zu verlassen und in aller Eile nordwärts zu reisen.

Gegen einen zu frühen Aufbruch hatte die Mutter u. a. das Bedenken geltend gemacht, daß ihre Schwester Line einige Zeit in Italien zuzubringen beabsichtige und auf das Zusammensein mit ihr, womöglich in Rom, hohen Wert lege. Seitdem sie sich vom Hofe

Digitized by Google

zurückgezogen, war sie dem Wunsche Maria Paulownas entsprechend öfters auf einige Monate zu Besuch nach Weimar gekommen, im übrigen aber hatte sie am liebsten still in der Familie gelebt, teils zur Schonung ihrer Gesundheit, noch mehr aber weil sie sich nach Einsamkeit sehnte wegen eines schweren Kummers, der sie bedrückte.

Im Jahr 1822 war sie am weimarischen Hofe dem englischen Leutnant Baronet John May begegnet und von einer tiefen Neigung zu ihm ergriffen worden, die der um elf Jahre jüngere auf das wärmste erwiderte. Die Trennung der Liebenden im November 1825 ließ ihre Leidenschaft für einander nicht erkalten: wie Line sich nicht entschließen konnte, auf den Heiratsantrag einzugehen, den Goethes Zögling Fritz v. Stein-Kochberg wiederholt durch seine greise Mutter an sie gelangen ließ, so wies auch May, trotz alles Drängens seines Vaters, jeden Gedanken an eine Ehe zurück. Durch seinen Beruf wurde er fünf Jahre, nachdem er Weimar verlassen, nach Ostindien geführt und einige Zeit später erfuhr Line, die schon lange nichts mehr von ihm gehört hatte, daß der Heißgeliebte bei einem Schiffbruche den Tod gefunden habe.

Das Leid, das diese Kunde ihr bereitete, wußte sie stolz vor der Welt zu verbergen; doch gelang es ihr nur mit Mühe sich aufrecht zu erhalten. Niedergedrückt und zugleich liebebedürftig, wie sie war, sehnte sie sich nach Anlehnung an eine gleichgestimmte Seele. In der Malerin und Bildhauerin Luise von Meyern-Hohenberg, einer armen Verwandten Charlottens von Stein und Amaliens von Helvig, die sie 1839 in Weimar kennen lernte, glaubte sie, was sie suchte, gefunden zu haben. Durch deren vielseitige Begabung ließ sich Line so völlig für sie einnehmen, daß sie gewisse der herrschenden Sitte widersprechende unweibliche Züge des älteren Mädchens als Wahrzeichen des Genies mit Nachsicht beurteilte und nicht allein während eines Landaufenthaltes in Egloffstein einen förmlichen Seelenbund mit ihr schloß, sondern sie auch bei der Mutter in Hildesheim einführte und, nachdem sie dort mit ihr den ganzen Winter 1839/40 verlebt hatte, auf ihre Kosten als Reisegefährtin nach Italien mitnahm. Zu ihrem Schrecken gewann sie jedoch unterwegs von Tag zu Tag mehr die Überzeugung, daß sie sich über die wahre Natur der neuen Busenfreundin gründlich getäuscht habe, die sich so aufgeregt und unschicklich betrug, daß man geradezu annehmen mußte, sie sei ganz von Sinnen gekommen. Wie schwer Line unter ihrer Gesellschaft litt, entnahm Julie den an sie gerichteten Briefen der Schwester und fühlte sich dadurch um so mehr beunruhigt, als sie

Digitized by Google

nach Allem, was sie über die Meyern erfahren, nicht unterlassen hatte, Linen rechtzeitig vor ihr zu warnen. Daß sie der Bedrängten zu Hülfe eilen müßte, fand sie selbstverständlich und begab sich daher ohne langes Überlegen zu ihr nach Sestri bei Genua, wo sie gerade zur rechten Zeit eintraf, um Linen aus ihrer qualvollen Lage gegenüber der offenbar hochgradig hysterischen, unzurechnungsfähigen Fahrtgenossin zu befreien. Um das begonnene Hilfswerk erfolgreich durchzuführen, galt es jetzt bei der Schwester auszuharren und sie nach Deutschland zurückzubegleiten. Julie besann sich keinen Augenblick, auch dieses Opfer zu bringen. Hochherzig entsagte sie der ferneren Gastfreundschaft ihres königlichen Gönners und den durch sie eröffneten Aussichten auf ihre fernere Künstlerlaufbahn, um mit Luise von Meyern und Linen die Heimreise anzutreten. „Als sie entschieden und ich durch viele Umstände zur Einsicht gekommen war," erzählt die letztere darüber, „daß keine krankhafte Geistesverwirrung, sondern ein unseliger Charakter in Louise vorhanden wäre, so fand doch meine Julie sowohl als ich, daß wir die völlig Unbemittelte weder allein reisen noch in Italien zurücklassen konnten, und entschlossen uns, trotz allem inneren Widerstreben, die Unselige in unserm Wagen aus Italien bis nach der Schweiz, nach Ragatz, mitzunehmen, von wo aus sie in wenig Stunden bei Verwandten untergebracht werden konnte." Von der Gesellschaft des widerwärtigen Mannweibes befreit begaben sich Line und Julie dann auf einem Umweg über Düsseldorf Anfang Oktober zur Mutter zurück.

Nach den trüben Erfahrungen des Sommers 1840 trug einstweilen keine von Beiden Verlangen, aufs neue in die Ferne zu schweifen. Erst nach zwei Jahren entschloß sich Line, wieder einige Zeit in Weimar zu verleben, wogegen Julie im September 1843 nach Dresden reiste, um sich geistig zu erfrischen und neue Anregung zu schaffen. Wie schon zehn Jahre vorher, mietete sie sich im sogenannten italienischen Dörfchen, der Malerkolonie am Elbufer von Canalettos Tagen her, ein; dort empfing sie im nächsten Frühjahr den Besuch Linens, die der Mutter am 14. Mai 1844 die erfreuliche Nachricht geben konnte: „Juliens Stellung hier ist die ehrenvollste und schönste, die sie je gehabt hat, und jede Genugtuung für vergangene Schmerzen ist ihr hier in reichen Gaben zuteil geworden. Ihre Ehre als Künstlerin und vornehme Dame ist hier im schönsten Licht erschienen und man will sie durchaus nicht ziehen lassen. Wer weiß, was sich noch daraus gestaltet." In ihrem Denken und Fühlen berührte sie sich vielfach mit einer Frau, die,

Digitized by Google

gleichfalls eine reichbegabte Künstlernatur, damals in Dresden lebte und auf den Verkehr mit den Schwestern Egloffstein anscheinend hohen Wert legte: der Gräfin Ida Hahn-Hahn. „Sie und Julie", schreibt Line, „werden recht gut zusammenpassen und eine der anderen interessant bleiben". . . „Ich lasse unsere Julie ruhig und heiter zurück und gehe viel leichteren Herzens als ich gekommen bin," konnte sie am 19. Juni, unmittelbar vor der Abreise nach Franken und Weimar, an Frau v. Beaulieu berichten. Beide hofften und wünschten, daß sie sich entschließen würde, ganz in Dresden zu bleiben. Hatte sich doch neuerdings nicht nur die Krankheit der unglücklichen Auguste wesentlich verschlimmert, sondern auch der früher so liebenswürdige und heitere Stiefvater war, teils infolge von Altersbeschwerden teils unter dem Drucke dienstlicher Ärgernisse, mißmutig und schwierig geworden, sodaß ein Zusammenleben der reizbaren Julie mit ihnen kaum ratsam erscheinen konnte. Leider fühlte sich diese jedoch auch in Dresden bei längerem Bleiben nicht glücklich und ebensowenig gelang es ihr, in Weimar, wohin sie im Herbst 1844 nach mehr als fünfzehnjähriger Abwesenheit zurückkehrte, wieder Boden zu fassen, obwohl der Hof und die alten Freunde sie mit Aufmerksamkeiten überhäuften, um sie an sich zu fesseln. Durch neue körperliche Leiden wurde ihr das Leben in gleichem Maße verbittert, wie durch beständige Selbstquälerei, zu der es ihr an Anlässen niemals fehlte. Kein Wunder, daß sie es auch hier nicht lang aushielt, sondern schon bald nach Neujahr 1845 wieder daheim erschien.

Seitdem verschlechterte sich ihr körperliches Befinden immer mehr, gleichzeitig sank aber auch ihr Lebensmut und erlahmte ihre Schaffenskraft. Wenn sie sich im Laufe der folgenden Jahre noch mehrmals entschloß, den Familienkreis zu verlassen, so geschah es vorwiegend mit Rücksicht auf ihre Gesundheit, die sie an verschiedenen Orten durch Anwendung neuer Heilmethoden zu stärken suchte. So brauchte sie u. a. im Sommer 1848 eine Kaltwasserkur in Ilmenau worauf sie sich für den Winter in Weimar niederließ. Daß sie ganz dort bleiben möchte, war, was die Mutter und Line schon um des häuslichen Friedens willen sehnlich wünschten. Zunächst befand sich Auguste in einer jammervolleren Verfassung denn je, dann aber war Beaulieu 1848 in den Ruhestand getreten, was nicht allein infolge der Untätigkeit, zu der er sich verdammt sah, seine Stimmung noch verschlechterte, sondern auch zu manchen drückenden Einschränkungen führte. Vor allem mußte man sich von jetzt ab dazu bequemen, auch die rauhe Jahreszeit, für die man bis dahin stets nach Hildes-

Digitized by Google

heim übersiedelt war, in dem eigentlich nur während der wärmeren Monate bewohnbaren Marienrode zuzubringen, da Beaulieu die ihm gebliebene Vergünstigung der freien Wohnung im Kloster bei seiner Armut nicht von der Hand weisen durfte. Dies Alles gab Line Julien in beredten Worten zu bedenken, aber umsonst: trotz ihrer Bitten, Vorstellungen und Warnungen hielt diese am Gedanken der Heimkehr fest, denn sie fühlte sich je länger desto unfähiger, einen eigenen Hausstand zu führen. Im Herbst 1849 war sie wieder in Marienrode, das sie fortan nicht mehr verlassen sollte.

Wie traurig es jetzt dort aussah, ist in den Briefen Linens zu lesen, deren weiches und tiefes Gemüt die Leiden ihrer Geliebten ganz besonders schmerzlich empfinden mußte. Ihr stilles Heldentum im Ertragen übler Launen, ihre Sanftmut und Selbstverleugnung als Pflegerin wußte allein die greise Mutter voll zu würdigen. Deshalb bestand sie darauf, daß Line bisweilen des drückenden Joches sich entledigte, um fern von dem düstern Kloster ihre Nerven zu stärken und frische Kräfte zu sammeln, während sich daheim hie und da ein anderes weibliches Mitglied der Verwandtschaft ihrem Samariterwerk aushilfsweise widmete. Dank dieser Fürsorge war es ihr noch öfters vergönnt, die süddeutsche Heimat wieder zu sehen und unterwegs dahin auch in Weimar, der Heimat ihres Herzens, einzukehren, wo sie von den Überlebenden der alten Zeit ebenso freudig begrüßt wurde wie von dem jüngeren Geschlechte, das im Erbgroßherzoge Carl Alexander und seiner Gemahlin Sophie von Oranien würdig vertreten war. Daß das Geschick des ihr so teueren weimarischen Landes seit dem Sommer 1853 in den Händen dieses Fürstenpaares ruhte, war ihr zugleich ein Trost bei der Ausübung der schweren Pflichten, denen sie sich nach ihrer Heimkehr, obwohl selbst kränklich und schonungsbedürftig, ohne Murren, mit der unermüdlichen Geduld unterzog, die ihrem festen Gottvertrauen entsprang.

Sie bedurfte seiner um so mehr, als zu all den durch die Pflege der verschiedenen Kranken ihr obliegenden schweren Aufgaben sich zeitweilig auch ernste Geldsorgen gesellten. Nach einundfünfzigjähriger Dauer wurde 1855 die Ehe ihrer Mutter durch Beaulieus Tod gelöst. Er starb in so zerrütteten Verhältnissen, daß nur das rechtzeitige Eingreifen treuer Verwandter und Freunde die zweiundachtzigjährige Witwe aus großer Verlegenheit zu retten vermochte. Wohl ließ König Georg V. von Hannover, als er davon erfuhr, ihr die vollen Bezüge des verstorbenen Gatten, doch blieb ihre Lage trotz dieses ansehnlichen Zuschusses und einer kleinen Erbschaft, die Julien von ihrem 1853

Digitized by Google

in Rom verstorbenen Freunde Kestner zugeflossen war, gleichwohl recht beengt, infolge der großen Ausgaben, die ihre eigene Pflege wie die ihrer beiden jüngeren Töchter beständig verursachte.

Bei ihrem hülflosem Zustande würden die vier Damen in der ländlichen Einsamkeit Marienrodes völlig von der Welt abgeschnitten und vergessen worden sein, wenn nicht Line sich bemüht hätte, die alten Beziehungen weiterzupflegen. Mit der Wonne der Wehmut verlebte sie in Weimar die Septembertage des Jahres 1857, die durch die Grundsteinlegung des Standbildes Carl Augusts sowie durch die Enthüllung der Denkmäler Wielands und der beiden Dioskuren ihre Weihe erhielten. Es war das letzte Mal, daß sie dort weilte; nach Franken hingegen führte sie ihr Weg noch öfters im Laufe der folgenden Jahre, denn die Mitglieder des Huttenschen Stiftes in Nürnberg, dem sie und Julie seit ihrer Jugend angehörten, legten besonderen Wert auf ihr Erscheinen beim Convent und wählten sie sogar 1861 zur Äbtissin. Auf ihren Reisen nach Süddeutschland hielt sie gerne Rast bei den am Wege wohnenden Verwandten. Die Stunden, die sie, umgeben von einer frohen Kinderschaar, mit ihnen zubrachte, waren Lichtblicke in ihrem mühevollen Dasein, das sie in einem Briefe vom 29. Juli 1860 treffend mit den Worten kennzeichnet: „Bei uns geht es immer traurig, und das Marienroder Krankenhaus wird nicht eher erleichtert werden, bis die vier Kranken heimgegangen und vereint zur ewigen Ruhe abgerufen sind."

Nur langsam näherten sie sich dem ersehnten Ziele. Zuerst wurde, am 1. November 1862, Auguste, „der ein Gott gegeben hatte, zu sagen, was sie litt," durch einen sanften Tod von ihrem fast vierzigjährigen Martyrium befreit. Ihr folgte am 15. September 1864 Frau v. Beaulieu in das Grab, auch sie schier erliegend unter der Last und den Beschwerden ihrer einundneunzig Jahre. Den überlebenden Töchtern bewilligte König Georg V. aus freien Stücken den ferneren Bezug der ihrer Mutter gewährten Vergünstigung, zugleich mit der Erlaubnis in Marienrode zu bleiben, was ihnen bei ihrer körperlichen und seelischen Verfassung trotz allen ihrem Asyl anhaftenden Mängeln eine große Beruhigung war. Je dankbarer sie dieses neue Zeichen der Fürsorge des Königs empfanden, desto schmerzlicher berührt waren sie von seinem und seines Hauses Fall im Jahr 1866. Ihr ferneres Leben wurde übrigens durch diese Katastrophe nicht berührt, da ihnen König Wilhelm I. von Preußen dank der Fürsprache der Königin Augusta den Gnadenbeweis des entthronten Königs ohne Weiteres bestätigte.

Digitized by Google

Das Aufgehen seines Landes im preußischen Staate sollten die beiden Schwestern nicht mehr lang überleben. Es war Line, die vor der noch kränkeren Julie aus dem Leben schied. Sie starb, allgemein tief betrauert, infolge eines bösartigen Geschwürs, das sich in ihrem Nacken gebildet hatte, am 16. Juli 1868. Ein halbes Jahr danach, am 15. Januar 1869, wurde auch die einsam zurückgebliebene Julie von ihrem Leiden erlöst, das sich schon seit Jahren zur Wassersucht entwickelt und ihr unsägliche Qualen verursacht hatte. Im Tode vereint ruhen ihre Gebeine auf dem stimmungsvollen Friedhofe von Marienrode mit denen der Mutter und der Schwestern.

Vgl. die Literatur zur Geschichte des klassischen und nachklassischen Weimar, im besonderen mein Buch „Altweimars Abend, Briefe und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse der Gräfinnen Egloffstein", München 1923, worin sich auch Bildnisse Henriettens, Carolinens und Juliens befinden.

Hermann Egloffstein, (Würzburg).

13. **Engelhardt**, Johann Georg Veit
Professor der Kirchengeschichte
1791—1855.

Engelhardt Veit wurde am 12. November 1791 in Neustadt a. d. Aisch geboren. Sein Vater war der dortige Bürger und Seilermeister Johann Georg Engelhardt, seine Mutter Ursula Marie eine geborene Kandel aus Emskirchen. Die Familie Engelhardt lebt noch heute in Neustadt a. d. Aisch. Veit Engelhardt besuchte die Neustädter Bürgerschule und ging dann nach Bayreuth in das Institut seines Onkels, des Rektors Engelhardt, und besuchte das dortige Gymnasium.

Im Jahre 1809 wurde er an der Universität in Erlangen für Theologie und Philologie immatrikuliert. Seine Lehrer in der Theologie waren Ammon, Vogel und Bertholdt, ohne daß man sagen kann, daß diese drei Persönlichkeiten einen entscheidenden Einfluß auf seine theologische Richtung gehabt haben.

Im April des Jahres 1812 bestand er in Nürnberg die 1. theologische Prüfung, wurde Hauslehrer in der Familie der Freifrau Schertl in Burtenbach und dann bei dem Baron v. Eichthal zu Augsburg.

Im Jahre 1817 bestand er die Anstellungsprüfung und wurde als Diakonus an der Altstädter Kirche in Erlangen und zugleich als

Digitized by Google

Professor am dortigen Gymnasium angestellt. Beide Stellen behielt er bis zu seiner Ernennung zum ordentlichen Professor im Jahre 1822. Die beiden Tätigkeiten ließen ihm Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit. Am 28. November 1820 habilitierte er sich als Privatdozent an der Universität Erlangen unter gleichzeitiger Erwerbung der theologischen Doktorwürde mit einer Dissertation über die Beziehungen des Dionysius Areopagita zu Plotin.

Engelhardts äußere Laufbahn verlief einfach. Er wurde im März 1821 zum außerordentlichen Professor und im September 1822 nach Bertholdts Tode zum vierten ordentlichen Professor der Theologie ernannt. Im November 1822 hielt er seine Antrittsrede als ordentlicher Professor und schrieb dazu ein Programm, in welchem er die Schriften jenes Dionysius einem Anonymus des 5. Jahrhunderts und Schüler des Proclus zuschrieb. Es ist das ein Resultat, zu welchem die neuere Forschung auf Umwegen im Wesentlichen zurückgekehrt ist.

Engelhardt begann mit einer reichen Vorlesungstätigkeit. Über diese berichtet Karl Hase in seinen „Idealen und Irrtümern" und günstiger sein Schüler Thomasius. Dieser meint: „Es gab wenige akademische Lehrer, denen die akademische Jugend mit so großer Liebe und Anhänglichkeit zuströmte; seine Vorlesungen über Kirchen- und Dogmengeschichte gehörten weitaus zu den besuchtesten (zu 70—80 Zuhörern saßen wir vor seinem Lehrstuhl); seine Vorträge über Reformationsgeschichte, ausgezeichnet durch reiche Mitteilungen aus den Schriften Luthers, die damals der Gegenwart fast unbekannt waren, gehörten zu den anregendsten und beliebtesten; in dem homiletischen Seminar, welches er eine zeitlang leitete, sah man neben Theologen selbst Juristen und Mediziner, um an den feinen Urteilen und Bemerkungen des geistreichen Mannes sich zu erfreuen." Großen Wert legte Engelhardt auf die seminaristische Arbeit. Er war als Universitätsprediger, der er in den Jahren 1822—1833 war, zugleich Direktor des homiletischen Seminars zusammen mit dem jüngeren Ammon; seit dem Sommer 1824 begann er auch mit Übungen im praktischen Predigtvortrag; im Jahre 1826 begründete er das kirchenhistorische Seminar.

Die 20er Jahre des 19. Jahrhunderts waren eine Glanzzeit der Universität Erlangen; viele bedeutende Männer fanden sich hier zusammen. Besonders nahe ist Engelhardt dem Grafen August von Platen getreten, der vom Jahre 1819—1826 mit Unterbrechungen durch Reisen in Erlangen lebte. In Platens Tagebüchern finden

Digitized by Google

wir an mehreren Stellen Hinweise auf den nahen oft täglichen Verkehr mit Engelhardt. Engelhardt hatte starkes Verständnis für Platens Poesie, für seine literarischen Interessen und dichtete selbst; von seinen Gedichten ist mir aber keines bekannt geworden. Schubert meint, daß Engelhardt, der Gelehrte, und Platen, der Dichter, durch einen gemeinsamen Zug der Seelen verbunden gewesen seien; die Freundschaft ist, soviel wir sehen, nie gestört worden wie so manche andere Jugendfreundschaft des leidenschaftlichen Platen. Man hat den Eindruck, daß der feine ruhige fünf Jahre ältere Engelhardt auf den ungestümen Jüngling einen beruhigenden Einfluß hatte; er verstand den Dichter in Platen, kam ihm allseits freundlich entgegen, überwand z. B. als Prorektor die Schwierigkeiten, die sich der Aufführung von Platens „Treue um Treue" im Universitätstheater entgegenstellten, und blieb sein guter Geist. Nach Platens Tod hat Engelhardt dann einen feinsinnigen Aufsatz über „Platen in Erlangen" im Stuttgarter Morgenblatt im Jahre 1836 veröffentlicht. Auch stammt von ihm in allem Wesentlichen die von dem Münchner Mediziner Karl Pfeufer hergestellte erste Ausgabe von Platens Tagebuch, die im Jahre 1860 erschien. Wenn man diese Ausgabe von Platens Tagebuch mit der neuen großen Ausgabe von Laubmann und Scheffler vergleicht, so wirkt freilich Engelhardts Auszug etwas nüchtern. Er hat sich offenbar durch die Angriffe Heines auf Platen zu äußerster Vorsicht hinsichtlich der Herausgabe der Tagebücher veranlaßt gesehen, sodaß seine Wiedergabe des Tagebuchs der Eigenart der Persönlichkeit Platens nicht in jeder Hinsicht gerecht wird.

Engelhardts wissenschaftliche und sonstige Interessen waren sehr mannigfaltig: Musik, Malerei, Dichtkunst, Geognosie, Mineralogie, Sprachenkunde u. s. w.; er kannte 16 Sprachen, darunter Spanisch, Persisch, Sanskrit, auch Schwedisch. Im Jahre 1825 machte er eine Reise nach Schweden, England und Frankreich; er gewann in Schweden Beziehungen zu dem schwedischen Dichterkreise. In Erlangen selbst stand Engelhardt zu dem Kreise, der sich um Schubert sammelte, in guten Beziehungen: er verkehrte viel mit dem Mathematiker Pfaff, dem Dichter Rückert, dem Münchner Kunsthistoriker Schorn u. a. Erst spät hat er sich verheiratet, mit fast 44 Jahren; er heiratete im Jahre 1835 Sophie Lang aus Regensburg, eine schöne und sehr musikalische Frau, die ihn lange überlebte. Der Ehe entstammten drei Kinder, zwei Söhne, von denen der eine als Geheimer Medizinalrat in Dresden, der andere als Kaufmann starb; die Tochter heiratete den späteren Generalsuperintendenten D. Hesekiel in Posen.

Digitized by Google

Engelhardt ist allezeit seiner fränkischen Heimat und seiner Universität treu geblieben. Im Jahre 1834 rückte er in die zweite theologische Professur ein und es wurde ihm nun auch ausdrücklich das bisher von ihm schon vertretene Nominalfach der historischen Theologie zugewiesen; im Jahre 1837 erhielt er den Titel eines protestantischen Kirchenrats.

Stark beteiligte er sich an der Verwaltung der Fakultät und der Universität. Oft war er Dekan und zeigte dabei große Geschäftskunde und lebhaften Anteil an allem Geschäftlichen; es bewährte sich hier sein klares, ruhiges und immer selbständiges Urteil. Die Universität hat er nicht weniger als sechsmal als Prorektor geleitet, besonders auch im Jahre ihres 100jährigen Jubiläums 1843. In den Jahren 1845—48 vertrat er die Universität in der Kammer der Abgeordneten der bayerischen Ständeversammlung in München.

Den Mittelpunkt seiner Tätigkeit bildete natürlich das kirchenhistorische Seminar, die Vorlesungen und die wissenschaftliche Schriftstellerei. In den Vorlesungen hat er seine Wirksamkeit bald mit anderen teilen müssen, zumal das Entstehen der sogenannten Erlanger Schule das Interesse an den historischen Studien in der Art, wie sie Engelhardt betrieb, etwas zurücktreten ließ. Die Liste von Engelhardts Vorlesungen ist mannigfaltig; sie erstreckt sich auf Kirchengeschichte, Dogmengeschichte, Patristik, kirchliche Archäologie, Geschichte der kirchlichen Kunst, kirchliche Statistik, Prolegomena der Dogmatik u. a.

Als Ziel seiner wissenschaftlichen Arbeit hat sich Engelhardt vorgenommen, die Geschichte der Mystik, insbesondere der altkirchlichen und mittelalterlichen Mystik aufzuhellen; er wurde darauf offenbar dadurch geführt, daß die neue Glaubensbewegung seiner Zeit vielfach unter dem Gesichtspunkte der Mystik aufgefaßt bezw. verdächtigt wurde. Er setzte zu diesem Zwecke bei den Anfängen der kirchlichen Mystik, also bei Dionysius Areopagita ein; das führte ihn zu Plotin und zum Neuplatonismus; er übersetzte die Enneaden des Plotin, von welcher Übersetzung aber nur der erste Band im Druck erschienen ist, das übrige hat sich handschriftlich erhalten; dann übersetzte er die Schriften des Dionysius Areopagita in zwei Bänden, die im Jahre 1823 herauskamen. Eine Reihe von Arbeiten behandelten die mittelalterliche Mystik, so eine Arbeit über Richard von St. Viktor, Johann Ruysbroeck und Gerson. Eine Reihe von wertvollen Arbeiten erschien in seinen „Kirchengeschichtlichen Abhandlungen" im Jahre 1832. Neben Arbeiten zur Geschichte der Homiletik sind zu nennen seine Bemühungen um Übersetzung von Schriften des

Digitized by Google

Irenäus, des Clemens von Alexandrien und des Tertullian, von denen aber das meiste nur handschriftlich vorhanden ist.

Endlich hat Engelhardt noch drei Handbücher geschrieben, die zunächst für seine Vorlesungen bestimmt waren: 1. einen Leitfaden der Patristik, der aber lediglich die Quellen und die Literatur aufzählt; 2. ein vierbändiges Handbuch der Kirchengeschichte, das auf guten Quellenstudien ruht, aber etwas nüchtern Tatsachen an Tatsachen reiht; 3. die im Jahre 1839 herausgekommene Dogmengeschichte, die in ihrem Aufbau ein in vieler Hinsicht selbständiges Werk darstellt. Engelhardt weist der Dogmengeschichte die Aufgabe zu, die Resultate der Schriftforschung für das Dogma und den Weg, auf welchem zu diesen Resultaten gelangt wurde, darzustellen.

In den gedruckten Schriften Engelhardts begegnet auf jeder Seite der Eindruck wissenschaftlicher Gründlichkeit, großer Sorgfalt und Umsicht; aber man kann eigentlich nicht sagen, daß seine Schriften sonderlich anziehend und geistessprühend seien. Wenn man die geistvollen Züge Engelhardts auf dem Bilde von Friedrich Preller betrachtet, ihn als verehrtes Glied eines großen Kreises bedeutender Männer kennen lernt, von seinem geistigen und künstlerischen Verständnis und seiner vielseitigen Begabung hört, so fühlt man sich eigentlich bei der Lektüre seiner gedruckten Werke etwas enttäuscht. Er gehört zu den nicht seltenen Gelehrten, die, obwohl warmen Herzens und klaren Geistes, doch vermeiden, im Buche ihre ganze Seele zu geben, deren wissenschaftliche Objektivität leicht zur Kälte wird. Man sucht in Engelhardts Werken nach dem Menschen und findet doch meist nur den sammelnden Gelehrten.

Es hängt wohl mit dieser Art Engelhardts zusammen, daß es schwer ist, seinen theologischen Standpunkt tiefer zu erkennen. Die wenigen gedruckten Predigten sagen darüber nicht viel. Thomasius sagt: „Seine Richtung war stets eine positive, anfangs vergleichbar der des edlen Reinhard, später der des seligen Neander, mit dem er das treue Festhalten an dem historischen Christentum teilte.“ Damit stimmt das Wenige überein, was er gelegentlich selbst in seinen Schriften sagt: „Supranaturalismus mit Festhalten an dem historischen Christentum und der Autorität der Schrift, aber Anwendung vernunftgemäßer wissenschaftlicher Forschung; von da aus Zuwendung zu dem wiedererwachten Glaubensleben unter Ablehnung der rationalistischen Denkweise. In seiner „Geschichte der Universität Erlangen“ schildert Engelhardt die Entwicklung der theologischen Fakultät Erlangen aus dem Rationalismus zum Konfessionalismus; man hat

Digitized by Google

dabei das Gefühl, daß er die Entwicklung soweit begrüßt, als es sich um die Erneuerung der Kirche von innen heraus handelt, in dem Sinne, wie sie etwa Vogel und Winer in Erlangen vertraten. Damals im Jahre 1843 war die Erlanger Theologie noch in ihrer Entwicklung; ihr konnte dann Engelhardt nicht mehr so ganz folgen; er blieb hier bei dem stehen, was die Glaubenserneuerung seit den Befreiungskriegen gebracht hatte. „Mit einer gewissen heiteren Ruhe sah er auf die Stürme der Zeit, auf die Bewegungen des großen theologischen Kampfes; an dem Siege der Wahrheit zweifelte er nie, er nannte diese Zuversicht seines Hoffnungsglaubens" (Thomasius S. 6.).

Er starb am 13. September 1855. Auf seinem Grabstein steht die Inschrift: „In allem ein edler Mensch."

Quellen: a) Handschriftliches: Engelhardts schriftlicher Nachlaß ging zum Teil in den Besitz der Universitäts-Bibliothek Erlangen über (Erlangen Ms. 1937—1970, sorgfältig beschrieben von E. v. Steinmeyer, die jüngeren Handschriften der Universitäts-Bibliothek Erlangen 1913 S. 54—60). — Akten des protestantischen Oberkonsistoriums; mir wurde ein Auszug mitgeteilt. — Einige Briefe Engelhardts befinden sich in der Staatsbibliothek in München, nach deren freundlicher Mitteilung. — Akten der Universität Erlangen, in deren Archiv. — Akten der theologischen Fakultät in Erlangen. — Weiteres siehe in Beiträge zur bayer. Kirchengeschichte, Bd. 26 S. 49 ff.

b) Bild: Ein vortreffliches Bild Engelhardts befindet sich im Vorstandszimmer des kirchenhistorischen Seminars der Universität Erlangen. Es ist eine Kopie einer Sepia-Zeichnung von Fr. Preller; das Bild ist reproduziert in den Beiträgen zur bayerischen Kirchengeschichte a. a. O.

c) Gedruckte Literatur über Engelhardt: G. Thomasius, Rede am Grabe des Herrn J. G. v. Engelhardt gehalten am 16. September 1855. 12 Seiten, Erlangen, Junge 1855. — G. H. v. Schubert, Der Erwerb ꝛc. III, 1856 S. 295—98 und passim. — L. v. Jan: Das Erlanger Gymnasium vor und unter Döderleins Leitung, Erlangen, Gymnasialprogramm 1863—64 S. 8, 10, 26, 27. — Plitt, Engelhardt, in der Allgemeinen deutschen Biographie 6, 1877, 139. — Herzog, Engelhardt: Protestantische Realencyclopädie 4, 1879, S. 228—230 (wieder abgedruckt in der 2. und in der 3. Aufl. hier 5, 372—74). — Die Tagebücher des Grafen August von Platen, aus der Handschrift des Dichters, herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler, 2 Bde., Stuttgart 1896—1900, Bd. 1, S. 8—9 und Bd. 2 S. 404 ff. — Kolde, Die Universität Erlangen unter dem Hause Wittelsbach, 1910, passim. — K. Wagner, Register zur Erlanger Matrikel 1918 S. 146. — Koch Max, Platens Leben und Schriften (sämtliche Werke Platens Bd. 1). S. 207 f. — H. Jordan, J. G. Verl. Engelhardt: Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte Bd. 26 1920, S. 49 ff.

d) Bibliographie: Eine vollständige Bibliographie der gedruckten Werke Engelhardts bei Jordan, a. a. O. Ich nenne hier nur das Wichtigste: Die Enneaden des Plotinus, übersetzt mit fortlaufenden den Urtext erläuternden Anmerkungen, 1. Abt. VI u. 382 S., Erlangen, Palm und Enke 1820. — Die angeblichen Schriften des Areopagiten Dionysius übersetzt und mit Abhandlungen begleitet, 2 Teile

Digitized by Google

XXIV u. 344 u. IV, 387 S., Sulzbach 1823. — Kirchengeschichtliche Abhandlungen XXV, 318 S., Erlangen, Palm und Enke 1832. — Handbuch der Kirchengeschichte 1.—4. Bd. V, 520, 538, 656, 236 S., Erlangen, Palm und Enke 1833—34. — Graf Platen in Erlangen, im Stuttgarter Morgenblatt 1836 Nr. 210—215. — Richard v. St. Viktor und Johann Ruysbroek; zur Geschichte der mystischen Theologie XIV, 400 S., Erlangen, Palm 1838. — Dogmen-Geschichte, 2 Teile, IV, und 379 und 380 S., Neustadt a. d. A., 1839. — Die Universität Erlangen von 1743 bis 1843, VI, und 255 S., Erlangen, Barfus 1843. — Platens Tagebuch 1796 bis 1825 XIV und 288 S., Stuttgart und Augsburg 1860 (nach Engelhardts Tode von Karl Pfeufer herausgegeben).

† Hermann Jordan (Erlangen).

14. Englerth, Sebastian
Gründer der ersten Weinbauschule in Franken.
1804—1880

Randersacker, ein Hauptort des fränkischen Weinbaus, etwa eine Stunde oberhalb Würzburgs am Main gelegen, ist Englerths Geburts- und Wirkungsort. Seine Eltern, Besitzer des Gasthofes zum Bären, trieben neben ihrem Wirtsgewerbe auch ausgedehnten Weinbau und Weinhandel. Der geweckte Knabe, geb. 1804, besuchte die Gewerbeschule in Würzburg und war nebenbei fleißig in den väterlichen Weinbergen tätig. „Der Weinbau und die Weinbehandlung war von Jugend auf meine Beschäftigung; ich habe mich ihr mit Liebe und Aufmerksamkeit gewidmet", so schrieb Englerth am 12. Januar 1870 an Staatsrat Mayer in München. Dabei gewahrte er mit Schmerz den Rückgang der fränkischen Rebenkultur sowohl im Ertrage als in der Güte des Weines und insbesondere in der Absatzmöglichkeit. Er suchte die Ursachen dieser Übelstände zu erforschen und führte von nun an bis zu seinem Tode einen unabläßigen, zähen und zielbewußten Kampf um die Erhaltung des fränkischen Winzerstandes. Als er mit dem Tode seines Vaters 1830 selbständig geworden war, legte er sich eine eigene Rebschule an, um die verschiedenen in Franken gebräuchlichen Traubensorten auf ihre Wirtschaftlichkeit zu prüfen und geeignete Würzlinge für die Neubepflanzung der Weinberge heranzuziehen. Bald wurde seine Rebschule in ganz Franken und weit darüber hinaus bekannt; von allen Seiten liefen Bestellungen ein, sodaß er oft der Nachfrage nicht genügen konnte; er selbst sagt in einem seiner Briefe vom Jahre 1870, daß er seit 40 Jahren durchschnittlich 50—60 000 Rebenwürzlinge versende. Daneben aber wandte

Digitized by Google

er auch der Bodenbearbeitung und Kellerbehandlung die gewissenhafteste, unausgesetzte Sorgfalt zu. Mit deutscher Gründlichkeit erprobte er nicht nur die zu seiner Zeit üblichen Produktionsarten sondern er richtete seinen Blick auch in die Vergangenheit, studierte die Geschichte des fränkischen Weinbaues, die frühere Art der Bodenbearbeitung und Bodenverbesserung, des Rebenbezuges und der Rebenbehandlung sowie der früheren Handelswege des Frankenweines, die bis tief nach Norddeutschland, ja bis Holland, England, Schweden, Polen und Rußland führten. Um seine historischen Kenntnisse zu erweitern, trat er in freundschaftliche Beziehungen mit Männern der Geschichtswissenschaft, Universitätsprofessoren, Archivaren, Bibliothekaren und Lokalhistorikern. Gelegenheit hiezu bot ihm der im Gasthof zum Bären, dem Besitztum seines Bruders, sich sammelnde, zwanglos gemütliche Verein Fidelitas, auch Mäßigkeitsverein genannt, dem eine Reihe bedeutender Männer von Würzburg und Umgebung angehörten. Hier wurde nicht nur edle Geselligkeit gepflegt, sondern auch manches ernste Wort über fränkische Sitte und Art gesprochen. Die Mitglieder wußten, daß sie ihrem liebenswürdigen Sekretär Sebastian Englerth keine größere Freude machen konnten, als wenn sie aus dem Vorrate ihrer Geistesschätze irgend eine auf Randersacker oder den Weinbau bezügliche historische Notiz zu den Versammlungen mitbrachten, die von Sebastian Englerth gewissenhaft aufbewahrt und gesichtet, theoretisch und praktisch zu Vorträgen und Verbesserungen im Weinbau verwertet wurde. Die besten Erfahrungen aber sammelte der unermüdliche Forscher und scharfblickende Beobachter auf seinen ausgedehnten Studienreisen in die Weinbaugebiete Deutschlands, Frankreichs, Österreichs und Ungarns. Schon im Jahre 1837 reiste er nach Burgund, machte dort die Weinlese mit, unterrichtete sich eingehend über die Behandlung des Rotweines und suchte diese Art des Weinbaus auch in Franken einzuführen, da gerade nach Rotwein in Franken große Nachfrage, aber fast kein Angebot bestand. Der Spätburgunder (Klävner) wurde zuerst durch ihn und auf seine Veranlassung in den verschiedensten Gegenden Frankens angebaut. Doch stellte es sich heraus, daß der Kalkboden des östlichen Frankens der Burgundertraube nicht zusagt und keine befriedigende Ertragsmenge liefert, wogegen der rote Sandsteinboden des westlichen Unterfrankens für diese Traubensorte sich sehr geeignet erwies und daher ihr Anbau für diese Gegenden von Englerth empfohlen wurde. Weitere Erfahrungen in dieser Hinsicht bestärkten Englerth in der Überzeugung, die er zum erstenmale als Grundgesetz für den Rot-

Digitized by Google

weinbau öffentlich aussprach: Der Rotwein verlangt einen eisenhaltigen Boden.

Besonderen Ruhm erwarb sich Englerth in Weinbaukreisen durch Züchtung einer ganz neuen Rebensorte, die er wegen ihrer feinen Blume mit dem Namen „Bouquet" belegte. Sie wurde nicht nur in Randersacker angebaut und hat sich hier bis zum heutigen Tag erhalten, sondern wurde auch vielfach von auswärtigen Weinproduzenten bezogen. Englerth urteilt über dieselbe in einem Schreiben vom 22. April 1868 an den Stadtrat Single in Stuttgart, der von ihm 15 Würzlinge dieser Traubensorte für die Weinbauschule in Weinsberg verlangte: „Die Bouquet hat die Vorzüge eines kräftigen Stockes, liefert reichlichen Ertrag, nur wird sie etwas spät reif; dieses machte mir noch Bedenken, vor genauer Beobachtung sie allgemein zu empfehlen." Doch konnte er bereits unter dem 2. Oktober 1869 an den Weinbaupräsidenten George in Rüdesheim berichten: „Die Bouquet-Traube hing im Jahre 68 sehr voll; ich empfing von kaum 400 tragbaren Stöcken 4 Eimer (= 3 hl) Most."

Neben dieser Spezialsorte probierte er unermüdlich alle anderen ihm erreichbaren Rebensorten, die er sich oft aus weiter Ferne kommen ließ. Zum Zwecke der Beobachtung hatte er in einem seiner Weinberge am Teufelskeller sich eine Mauerspalier von 1400 Fuß, also bei 500 Meter Länge angelegt, wo die fremden Würzlinge ihre Besonderheiten zeigen und ihre Vorzüge entfalten konnten. Noch als Siebzigjähriger unternahm er es, einer Anregung folgend, die er auf der Weltausstellung zu Wien 1873 empfangen hatte, in dreijähriger mühsamer Arbeit ein größeres Grundstück unterhalb des Rotberges zum Versuchsgarten für nicht weniger als 24 Traubensorten anlegen zu lassen, worüber er dem 4. deutschen Weinbaukongresse, der im September 1878 in Würzburg tagte, eine eigene Druckschrift mit dem Titel „Eine Anlage von Rotweintrauben" vorlegte.

Überhaupt entfaltete Englert neben unermüdlicher praktischer Arbeit auch eine reiche und fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit, welche zu seiner Zeit viel beachtet wurde und einen sehr wohltätigen Einfluß auf den deutschen Weinbau ausübte. Im Jahre 1849 veröffentlichte er eine Schrift mit dem Titel: „Deutscher Weinbau und Weinhandel", in welcher er nachwies, daß der deutsche Weinbau, wie in der Vergangenheit, so auch in der Gegenwart noch wohl imstande sei, den Kampf mit der französischen Konkurrenz zu bestehen. Die reichen historischen Kenntnisse, welche er in diesem Werke zeigte, veranlaßten u. a. den Regierungsrat Zeller in Darmstadt, in einem

Digitized by Google

ehrenden Schreiben vom 29. Mai 1854 Englerth um Einsichtnahme in sein historisches Material zu bitten und dagegen literarische Gegendienste anzubieten. 1852 verfaßte er eine Denkschrift über die Sondersteuer, welche die süddeutschen Staaten auch nach ihrem Eintritte in den norddeutschen Zollverein für Waren, welche sie nach Norddeutschland ausführen wollten, besonders auch für ihre Weine entrichten mußten. Er forderte die Abschaffung dieser sogenannten Übergangssteuer, da die süddeutschen, speziell die fränkischen Winzer ohnehin schon mindestens so hoch besteuert seien als ihre norddeutschen Standesgenossen, also eine Sondersteuer ungerecht sei. Die Schrift, welche an alle einschlägigen Regierungen versandt wurde, trug dazu bei, diese letzte Zollschranke zwischen Süd- und Norddeutschland niederzulegen; die Übergangssteuer wurde 1854 aufgehoben. Geradezu als Vorkämpfer für die Reinhaltung der Weine trat Englerth in den 40er und 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf gegenüber den Bestrebungen der sogenannten natürlichen Weinveredelung, die sich an den Namen des Trierer Chemikers Dr. Ludwig Gall 1791—1863 knüpften. Schon für den Weinbaukongreß in Heilbronn 1843 hatte er ein Referat in durchaus ablehnendem Sinne gegenüber jeder künstlichen Weinveredelung eingereicht, über welches ihm der Präsident des Kongresses, Oberjustizrat Rümelin am 19. September 1846 schrieb: „Es wäre schade, wenn der mit deutscher Ehrlichkeit und Gründlichkeit geschriebene Aufsatz nicht von seinem Verfasser auf dem Kongresse persönlich vorgetragen und verteidigt würde." Gall wollte den armen Winzern in schlechten Jahren dadurch zu Hilfe kommen, daß er ihnen riet, die übergroße Säure des Mostes durch Zugießen von Wasser zu mildern und den fehlenden Zuckergehalt durch Beimischung von Kartoffel- oder Stärkezucker zu ersetzen; dann würden sie in jedem Jahre ein wohlschmeckendes, verkäufliches Getränke erhalten. Hiegegen wandte sich Englerth in einer eigenen größeren Druckschrift, betitelt: Dr. Galls Weinveredelung, Würzburg 1856, in welcher er Galls Methode aufs entschiedenste bekämpfte und zwar aus inneren und äußeren Gründen: In sich sei die Methode ein untauglicher und unredlicher Versuch, das reine Naturprodukt durch künstliche Mittel zu erreichen, was unmöglich sei, weder bezüglich des Aromas noch der Bekömmlichkeit noch der Haltbarkeit; für den Winzerstand aber sei sie ein Verderben; denn der Wein sei eine Vertrauenssache, und wenn einmal das Vertrauen in die Ehrlichkeit des Winzers geschwunden sei, so wolle niemand mehr von ihm kaufen; er könne dann sein Gewächs selbst trinken oder es

Digitized by Google

um einen Spottpreis an den Fabrikanten verkaufen, der es veredle und vermehre. Armut und Untergang sei der Fluch der Weinverfälschung. Darum mahnt Englerth eindringlichst seine Standesgenossen, ihren guten Ruf durch Reinhaltung der Weine zu wahren und die Weinveredelung durch redliche Mittel anzustreben, nämlich durch natürliche Verbesserung des Rebsatzes, Auslese der Trauben, guten Weinbergs- und Kellerbau; dann werde ein steigender Absatz zu guten Preisen den Weinbau wieder beleben und entschädigen. Diese Schrift, welche Englerth an viele Behörden und Vereine sandte, u. a. auch an die bayerische Akademie der Wissenschaften in München, wirkte in jener Zeit, wo Galls Erfindung vielfach als Rettung des deutschen Winzerstandes gepriesen wurde, geradezu richtunggebend und erlösend. In weitesten Weinbaukreisen fand der Verfasser dankbarste Zustimmung, so von dem Vorsitzenden des deutschen Weinbauvereins Dr. Trapp in Wiesbaden, der die Schrift dem herzoglichen Ministerium in Nassau empfahl, oder von dem Vorsitzenden des landwirtschaftlichen Ausschusses von Tirol Dr. Gspann in Innsbruck, der am 4. März 1857 an Englerth schrieb, daß er sich von der Wahrheit der in jener Schrift niedergelegten Ansichten vollkommen überzeugt habe. Nur die landwirtschaftliche Zentralstelle für Württemberg schrieb ihm am 13. März 1857, „daß bei den für den Weinbau schwierigen klimatischen Verhältnissen Württembergs der Standpunkt unserer Weinproduzenten gegenüber obiger Frage ein anderer ist als dies in begünstigteren Weinbaugegenden der Fall sein mag." Doch steht bis zum heutigen Tage der bessere Teil der deutschen Winzerschaft auf Englerths Seite; die bayerische Regierung erließ am 10. April 1858 ein Verbot des Gallisierens und auch das deutsche Reichsgericht hat Englerth Recht gegeben, indem es durch Urteil vom 20. Januar 1887 das Gallisieren als strafbare Genußmittelfälschung erklärte. In ähnlicher Weise war Englerth bis kurz vor seinem Tode durch Gelegenheitsschriften, Referate und Zeitungsartikel zugunsten des Weinbaues auch schriftstellerisch tätig, belehrend, ermunternd, mahnend und warnend.

Bei dieser unermüdlichen, weitausgreifenden und erfolgreichen Tätigkeit konnte es nicht ausbleiben, daß Englerths Name allmählich einen guten Klang erhielt und zu hohem Ansehen kam. Schon im Jahre 1854 wurde ihm auf dem Münchner Oktoberfest für seine Verdienste um den Weinbau die große silberne Medaille samt Ehrendiplom zuerkannt; diese Auszeichnung wurde ihm am 13. April 1855 durch den Ortsvorsteher feierlich überreicht. 1857 traf ihn, wie er

Digitized by Google

an einen Freund schrieb, „leider selbst das Unglück, als Vorsteher seiner Gemeinde erwählt zu werden; da hat man freilich viel zu tun in einem engen Wirkungskreis und meist Undank als Weltlohn." In seine zwölfjährige Amtstätigkeit fiel der deutsche Bruderkrieg von 1866, wo „harte Prüfungen" auch über Randersacker kamen. Das bayerische Ministerium des Innern spendete in einem Erlasse vom 17. Februar 1867 der Tätigkeit Englerths im Kriege besondere Anerkennung, weil er „bei der in seiner Gemeinde stattgehabten, starken Einquartierung durch maßvolles, besonnenes und entschlossenes Benehmen sich hervorgetan hat." Ein bleibendes Verdienst aus seiner Amtstätigkeit ist der Erwerb eines Knabenschulhauses und die Einrichtung einer dritten Schule in Randersacker. Im Jahre 1876 erhielt er das Ritterkreuz des bayerischen Verdienstordens vom hl. Michael.

Hohes Ansehen genoß Englerth vor allem in Weinbaukreisen. Während der letzten 30 Jahre seines Lebens dürfte kaum eine größere Veranstaltung auf dem Gebiete des Weinbaues in deutschen Landen stattgefunden haben, zu der Englerth nicht persönlich eingeladen wurde und an welcher er nicht tätigen Anteil nahm. Zahllos sind die Ehrenpreise, die er auf den verschiedenen Wein- und Obstausstellungen davontrug, u. a. auch auf der Weltausstellung zu Paris 1867, die er mit 41 Traubensorten beschickte, und auf der Weltausstellung zu Wien 1873, wo er die Fortschrittsmedaille erhielt und zum Mitgliede der dort gegründeten ampelologischen internationalen Kommission gewählt wurde. Als im Jahre 1869 die wissenschaftliche Gesellschaft von Bordeaux eine internationale Enquete über die Krankheiten des Weinstocks veranstaltete, da wurde Englerth von Staatsrat Dr. Mayer in München ersucht, die Beantwortung dieser Frage für Franken zu übernehmen, da er als der gründlichste Fachmann in Betreff der önologischen Verhältnisse Frankens bekannt sei. Im Jahre 1875 beauftragte ihn Fürst Karl zu Löwenstein mit der Prüfung seiner sämtlichen 85 Morgen umfassenden Weinberge, seiner Kellereien und Weine; in demselben Jahre fungierte er auf der Weinbauausstellung zu Kolmar als Preisrichter; im Kampfe gegen die seit 1874 auch in Franken drohende Reblausgefahr übernahm er auf Ersuchen des deutschen Weinbaupräsidenten Dr. Blankenhorn die Führung. Den Aufruf zum Eintritt in den deutschen Weinbauverein vom Juni 1877 unterschrieb er für Bayern an erster Stelle. Eine ganz besondere Ehrung bereitete ihm der 4. deutsche Weinbaukongreß, der vom 15.—19. September 1878 in Würzburg tagte. Bei 200 Teilnehmer des Kongresses zogen am 18. September nachmittags nach

Digitized by Google

Randersacker, besichtigten Englerths Musterweinberge und erfreuten sich seiner Gastfreundschaft in den reichgeschmückten Räumen seines Kellerhauses. Als am Abende dieses Tages Professor Neßler aus Karlsruhe im Schrannensaale zu Würzburg die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis feierte, stellte er Englerth als Vorbild in beiden Beziehungen hin. Groß war darum in diesen Kreisen die Trauer über das am 15. März 1880 erfolgte Ableben des „Nestors der deutschen Weinproduzenten, in welchem der fränkische Weinbau seine Hauptstütze verlor."

Doch Englerth wollte nicht nur während der rasch dahineilenden irdischen Lebenszeit seinen Standesgenossen von Nutzen sein; er glaubte, wie er in sein am 11. August 1874 in Reichenhall verfaßtes Testament schrieb, die teuer erworbenen Kenntnisse im Weinbau nicht mit ins Grab nehmen zu sollen. Um sie andern zu vererben, nahm er, der unvermählt geblieben war, im hohen Alter noch die Beschwerden einer Weinbauschule auf sich. In seinem Anwesen zu Randersacker verpflegte und verköstigte er einige Jünglinge aus dem fränkischen Winzerstande und unterrichtete sie selbst mit Hilfe von Würzburger Fachlehrern in allen den Weinbau betreffenden Kenntnissen und Fertigkeiten. Auf seinen Reisen hatte er in verschiedenen Ländern die segensreiche Wirksamkeit derartiger Schulen kennengelernt, und mit den Vorständen derselben stand er seit langem im regen Briefwechsel. „Die Opfer für die landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen", so schrieb er am 1. Mai 1874 an seinen Freund, Bezirksamtmann Auer in Rosenheim, „sind die besten Kapitalien, welche die Kreisgemeinden anlegen können, und welche für die Zukunft die reichlichsten Zinsen tragen. Man wird auch bei uns zu der Einsicht kommen, diese Opfer bringen zu müssen, soll die Landwirtschaft, soll der Weinbau den Anforderungen der Zeit entsprechen." Englerth betrachtete gerade seinen Heimatort Randersacker als die geeignetste Stätte für die fränkische Weinbauschule, teils wegen seines ausgedehnten Rebengeländes in verschiedenen Lagen, von den besten bis zu den weniger wertvollen, teils wegen der Nähe der Universitätsstadt Würzburg mit ihren vielen Schulen und Bildungsgelegenheiten, teils auch wegen der verhältnismäßig billigen Unterkunfts- und Verköstigungsmöglichkeit. Darum gab er sich alle Mühe, den Bestand dieser seiner Weinbauschule in Randersacker zu sichern. Er erwirkte für dieselbe die behördliche Genehmigung, welche ihm die Regierung von Unterfranken unter dem 14. November 1873 unter Aufstellung besonderer Satzungen erteilte. Hienach sollte die Weinbau-

Digitized by Google

schule in Randersacker eine Abteilung — Spezialkurs — der landwirtschaftlichen Fortbildungsschule in Würzburg bilden. Die Schüler, deren Zahl vorläufig auf sechs beschränkt war und später bis zu zwölf steigen sollte, konnten regelmäßig erst nach erfolgreichem Besuche des II. Kurses der landwirtschaftlichen Fortbildungsschule aufgenommen werden. Doch konnten auch sonstige gut beleumundete Jünglinge mit ausreichender Schulbildung, welche das 16. Lebensjahr überschritten hatten, Aufnahme finden. Sie wohnten gemeinsam im Hause des „Weinbaulehrers" Englerth und unterstanden derselben Disziplin und Hausordnung wie die Schüler der landwirtschaftlichen Fortbildungsschule. Der Unterricht wurde in einem einmaligen Kurse erteilt und zwar von Mitte März bis Anfang Juli, außerdem noch eine vierwöchentliche Praxis im Herbste. Lehrgegenstände waren Bodenkunde, gelehrt von Privatdozent Dr. Nies, Chemie und Physik, erteilt von Universitätsassistent Dr. Konrad, Pflanzenlehre, gegeben von landw. Sekretär Dr. Löll, und praktischer Weinbauunterricht, erteilt von Sebastian Englerth.

Die Schule wurde mit 8 Zöglingen am 18. März 1874 eröffnet und scheint ihrem Begründer neben vielen Sorgen anfangs auch viele Freuden gemacht zu haben. Denn in demselben Jahre verfaßte er sein Testament, in welchem er den größten Teil seines Vermögens der Weinbauschule vermachte. „Durchdrungen von der festen Überzeugung, welch notwendiges Institut eine Weinbauschule für den fränkischen Weinbau ist, und in der Hoffnung, daß sie auch noch nach meinem Tode fortbestehen wird, setze ich die Weinbauschule dahier zum Erben meines Wohnhauses, Mönchshof Nr. 201 und 202 sowie meiner Weinberge und Felder ein." Auch für die folgenden Jahre 1874, 75, 76 und 77 ergingen amtliche Einladungen zum Besuch der Weinbauschule Randersacker.

Aber Englerth hatte in seiner Begeisterung die Schwierigkeiten einer solchen Neugründung, die eigentlich nur auf seinen zwei sterbensmüden Augen ruhte, unterschätzt; bei der damaligen Regierung und teilweise auch bei der Winzerbevölkerung selbst fand er für seinen gemeinnützigen, zeitgemäßen Plan wenig Verständnis und Unterstützung. Die Regierung erklärte die Räumlichkeiten als ungenügend und scheute die Kosten für den Ausbau derselben; die jungen Leute liebten die Ungebundenheit und konnten sich nur schwer an die von Englerth streng durchgeführte Hausordnung gewöhnen; die Eltern aber meinten in ihrem Unverstande, Englerth wolle sich mit seinen Schülern nur billige Arbeitskräfte verschaffen; „es sei besser, ihre

Digitized by Google

Sprößlinge hackten ihre eigenen Weinberge als die des Herrn Englerth." Auch mochte das hohe Alter, die Kränklichkeit und die allzu ernste Gemütsart des Begründers nachteilig auf den Fortbestand der Weinbauschule einwirken. So kam es, daß der Besuch der Schule von Jahr zu Jahr zurückging: von acht Schülern im Jahre 1874 sank die Schülerzahl auf sieben im Jahre 1875, sodann auf fünf und 1877 auf vier, womit das Ende der Schule erreicht war. „Die Weinbauschule ist eingegangen", so klagt Englerth im Nachtrage zu seinem Testamente vom 25. Nov. 1879. „Verkennung meines guten Willens und meiner Opfer und mißgünstige Vorkommnisse veranlaßten die Auflösung gegen meinen Willen." Doch wollte er selbst bis über den Tod hinaus seinem Lieblingsplane treu bleiben und vermachte deshalb in dem erwähnten Testaments-Nachtrage dem landwirtschaftlichen Vereine von Unterfranken drei Vierteile seines Vermögens nebst seinem Wohnhause mit der Auflage, eine Weinbauschule mit dem bleibenden Sitze in diesem Hause ins Leben zu rufen. Für den Fall aber, daß sein Wohngebäude nicht wieder Sitz der Weinbauschule werde, vermachte er dasselbe der Gemeinde Randersacker mit der Bedingung, eine Kinderbewahranstalt und Mädchenschule dort ins Leben zu rufen, wo unter Leitung von Ordensschwestern die Randersackerer Jugend als die edelsten Rebenschößlinge an Leib und Seele behütet würden, während die Mütter ihren Beschäftigungen auf den Weinbergen obliegen.

Diese Bestimmung ist in Geltung getreten. Die Gemeinde Randersacker hat das Vermächtnis ihres edlen Sohnes mit Dank entgegen genommen und die mit demselben verbundene Auflage getreulich erfüllt. Im Jahre 1882 zogen, von der Gemeinde gerufen, die opferwilligen Töchter des hl. Franziskus aus dem Mutterhause S. Maria Stern, Augsburg, in Englerths Wohnhaus ein, wo sie in zwei Mädchenschulen, in der Handarbeitsschule und in der Kinderbewahranstalt noch jetzt segensreich wirken. Aber auch der landwirtschaftliche Verein Unterfrankens ging nicht leer aus. Durch eine notarielle Vergleichsurkunde vom 11. Juli 1881 mit dem Neffen und Haupterben Englerths, Sebastian Englerth junior, Gastwirt in Randersacker, erhielt dieser Verein eine Abfindungssumme von 20000 Mark, welche als Grundstock für eine fränkische Weinbauschule dienen sollte. Im Jahre 1901 wurde diese im nahen Veitshöchheim errichtet und hat seitdem längst den Beweis für Englerths testamentarisch niedergelegte Ansicht erbracht, daß eine solche Schule für Franken ein „zweckdienliches Bedürfnis" sei.

Digitized by Google

Englerth muß nach den obigen Darlegungen als Haupturheber, als Vorkämpfer dieser Schule angesehen werden. Mit Recht hat Englerths Bildnis dort einen Ehrenplatz, seine Lebensarbeit wird dort fortgesetzt, seine Gedanken werden dort verwirklicht.

Dagegen blieb eine andere für Englerths Charakter sehr bezeichnende Anordnung des Testamentes mit Recht unausgeführt, nämlich die Bestimmung, daß er nur ein einfaches, bald wieder umzulegendes Grab haben wolle. „Meinen Körper", so schrieb er, „soll die Erde bedecken, will einfach in der Reihe begraben werden, mein Grab soll ein gewöhnliches Kreuz zieren; es soll mir kein Monument errichtet werden, nur wenigen redlichen Menschen in kurzem Andenken sein." Diese Anordnung ist wohl ein ehrendes Zeugnis für Englerths übergroße Bescheidenheit; aber ihre Ausführung wäre bei der Bedeutung dieses Mannes gegen den Verstorbenen undankbar und gegen die Nachwelt ungerecht gewesen. Denn das Andenken solcher Männer muß erhalten bleiben, den Spätgeborenen als Vorbild und Mahnung. So ruhen denn seine irdischen Überreste auf dem Friedhofe seiner Heimat in der Gruft der Familie Englerth, an der Seite seiner Eltern, deren Ruhm es bleiben wird, einen solchen Sohn dem Frankenlande geschenkt und erzogen zu haben. Englerths Geist aber lebt segensvoll fort in seinen Werken; sein Forschen und Mühen, sein Planen und Mahnen ist nicht umsonst gewesen; sein Name verdient, mit Ehrfurcht und Dank genannt zu werden, solange im Frankenlande die Rebe grünt.

Quellen: Englerths literarischer Nachlaß, enthaltend Vorträge, Briefkonzepte, Zeitungen und Notizen aller Art, ruht im Pfarrarchiv zu Randersacker als Leihgabe seines Großneffen Dr. med. Adam Englerth. Vgl. ferner Beilage zu Nr. 8 des „Fränkischen Weinbau" 1880. — Dr. Ziegler im Bayerland, 35. Jahrg. 1924 Nr. 14. Seite 363 f.

Schriften: Deutscher Weinbau und Weinhandel, Würzburg 1859. — Die Übergangssteuer 1852. — Dr. Galls Weinveredlung 1856. — Geschichte der fränkischen Weinkultur 1859. — Die Façon-Weine 1860. — Fränkischer Weinbau 1872. — Der Bayer- oder Donauwein, Stadtamhof 1876. — Die in Franken zu empfehlenden Rebensorten 1878. — Eine Anlage von Rotweintrauben 1878. — Schutz des deutschen Weinbaues 1879.

† Dr. P. Kilgenstein (Randersacker bei Würzburg).

Digitized by Google

15. Essenwein, August Ottmar von,

Architekt, Direktor des Germanischen Museums zu Nürnberg
1831—1892.

Mögen auch in unserem durch natürliche Grenzen nur schlecht geschützten, ringsum stets von Feinden bedrohten Deutschland, das so oft das Kriegstheater und der Tummelplatz fremder Horden und Heere gewesen ist, Völker und Stämme häufiger und gründlicher durcheinandergeschüttelt worden sein als in manchem anderen Lande des alten Europa, so sollte doch die Frage nach der Blutmischung, nach der mutmaßlichen Stammesangehörigkeit den natürlichen Ausgangspunkt einer jeden, von höheren und allgemeineren Gesichtspunkten geleiteten Lebensbeschreibung bilden. In diesem kurzen biographischen Abriß über August Ottmar von Essenwein, dessen Andenken durch das von ihm so mächtig geförderte Germanische Museum in Nürnberg für immer mit der fränkischen Erde verknüpft ist, kann freilich nur mit wenigen Worten hervorgehoben werden, daß die Familie Essenwein mit Wahrscheinlichkeit dem alemannischen Volksstamme zugeteilt werden muß. Ein M. Georg Esenwein, fraglich ob zur Familie E. gehörig, begegnet schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts als Diaconus zu Beilstein im württembergischen Oberamte Mosbach: dessen Sohn Matthäus, (1620—1672), gleichfalls Theologe, war nachmals fürstlicher Rat zu Hirschau und Landschafts-Assessor, und von einem anderen Matthäus Esenwein aus Bahlingen besitzen wir eine medizinische Abhandlung de generatione hominis ex verme d. h. aus dem sperma (Tübingen 1723).

Der Großvater August Ottmars, Jakob Friedrich Essenwein, war am 25. Dezember 1762 zu Rastatt geboren und starb am 17. Mai 1840 in Baden-Baden, wo er das Buchbinderhandwerk ausgeübt hatte. Seiner am 7. März 1791 geschlossenen Ehe mit Elisabeth Kah (geb. 1. Aug. 1766, gest. 9. Juli 1834) waren zehn Kinder entsprossen darunter als siebentes Joseph, August Ottmars Vater, und als zehntes Maria Anna (geb. 1809), die nachmals den Sohn der genialischen Dichterin Helmina von Chezy, einer Enkelin der Anna Luise Karschin, den gleichfalls als fruchtbaren Schriftsteller bekannten Wilhelm von Chezy ehelichte und deren aus dieser Verbindung entsprossene Tochter Erny (geb. 28. August 1836 in Baden-Baden, gest. 26. Oktober 1914 zu Nürnberg) 1860 die Gattin August Essenweins werden sollte.

Joseph Essenwein war am 7. März 1802 geboren und vermählte sich am 9. Mai 1830 als Registrator bei der großherzoglichen Ober-

Digitized by Google

forstkommission in Karlsruhe mit Sophie Wichtermann (1811—1859) aus Karlsruhe, der Tochter eines Küfermeisters und nachmaligen Wirtes daselbst, erlag aber bereits am 10. August 1833, da er sich zur Erholung von einem Lungenleiden in Baden-Baden aufhielt, einem Blutsturz. Der ältere seiner beiden Söhne, unser August Ottmar, war am 2. November 1831 in Karlsruhe geboren, während der jüngere erst nach des Vaters Tode zur Welt kam und, von Kindheit an epileptischen Anfällen unterworfen, 1849 sechzehnjährig starb. Auch von diesem Bruder Fritz bewahrt die Familie Essenwein noch zahlreiche Handzeichnungen, die in Anbetracht der Jugend ihres Urhebers auf ein nicht geringes künstlerisches Talent desselben schließen lassen.

Andere zum Teil ganz vortreffliche Zeichnungen, insbesondere landschaftliche Aquarelle, im Besitze der Geschwister Essenwein in Nürnberg rühren von Christoph Wichtermann her, einem Bruder der Mutter August Ottmars, welcher sich, da sich seine Schwester durch den frühen Tod des Gatten bei einer Witwen- und Waisenpension von insgesamt 148 Gulden 30 Kreuzer jährlich in die drückendste Notlage versetzt sah, alsbald der vaterlosen Knaben annahm. Aber die Verhältnisse blieben gleichwohl noch dürftig genug, und mehr freilich mit einem gewissen Stolz als mit Bitterkeit hat E. in späteren Jahren wohl gelegentlich erzählt, daß er sich, nachdem er den Elementarunterricht im elterlichen Hause empfangen, sein erstes Schulgeld durch Anfertigung von Papp-Wandkörben für ein Geschäft in Durlach selbst habe verdienen müssen.

Um so staunenswerter ist der geistige Aufstieg, den uns nun dieses Leben zeigt, das man auch nachmals, da sein Träger zu Konzessionen wenig geneigt war, keineswegs vom Glücke übermäßig begünstigt nennen kann. Ein überragender Intellekt und ein eiserner alles bewältigender Fleiß sind in Verbindung mit zielbewußtem Handeln und glühender Liebe zur Sache, zu dem selbst gewählten Beruf, zu seiner Mission auf Erden, die Fittiche gewesen, die Essenwein durch eine oft widerwillige Welt zu seinen Erfolgen getragen haben.

Nach Absolvierung des Lyzeums in Karlsruhe, das er von 1837 bis 1847 besucht hatte, widmete er sich an der polytechnischen Schule und der Bauschule seiner Vaterstadt, dann seit November 1852 als Eleve der königlichen Akademie der Künste in Berlin dem Studium der Architektur, das er im persönlichen Umgange mit erprobten Meistern des Faches, durch Besuch ihrer Ateliers und auf wieder-

Digitized by Google

holten ausgedehnten Ferienreisen mit Eifer zu vertiefen trachtete. Auf einer seiner Reisen durch Norddeutschland (1852) wurde gleichzeitig der Grund zu einem ersten bedeutsamen wissenschaftlichen Werke dem über „Norddeutschlands Backsteinbauten im Mittelalter" gelegt, das im Frühjahr 1856 vollendet vorlag und, wie der Verfasser selbst in einer autobiographischen Eingabe aus dem Jahre 1863 hervorhebt, den Zweck verfolgte, „die charakteristischen Verschiedenheiten der Konstruktionen und Formenbildung des Backsteinbaues von dem Hausteinbaue als Folge der Einflüsse des Materials darzulegen."

Inzwischen war Essenwein gemäß einer Aufforderung des Baudirektors Hübsch, der neben Baurat Eisenlohr und den Professoren J. Hochstetter und Wilhelm Stier in Karlsruhe sein hauptsächlichster Lehrer gewesen war, in die badische Hauptstadt zurückgekehrt, wo er vom Juni bis September 1853 bei der Zivil-Bau-Direktion und von Dezember 1853 bis Februar 1854 bei dem Architekten Joseph Winder als Zeichner beschäftigt war. Es handelte sich dabei namentlich um die Pläne zum Neubau des Karlsruher Hoftheaters sowie der großherzoglichen Gewächshäuser und Festsäle. In die Jahre 1854 und 55 fällt Essenweins erster Aufenthalt in Wien. Vom April bis Juni 1854 war er bei Professor Ludwig Förster daselbst mit einem Jahresgehalt von 600 Gulden als Architekt angestellt, vom November 1854 bis Januar 1855 arbeitete er im Atelier des k. k. Professors der Baukunst Carl Roesner. Die Zwischenzeiten waren zumeist wieder mit Reisen in Süddeutschland und Österreich und gleichzeitigen unermüdlichen Studien ausgefüllt. Von März bis Juni 1855 unterzog er sich in Karlsruhe der theoretischen und praktischen großen Staatsprüfung, aus der er als „großherzoglicher Baupraktikant" hervorging. „Größere Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und seinen Examinatoren über die höheren Ideale und die Aufgaben der Architektur für unsere Zeit," so berichtet er selbst über das Ergebnis, „hatten das theoretische Examen eher zu einer Kontroverse als zu einer Prüfung gemacht, gaben aber Veranlassung, daß sich der Examinand mit der bescheidenen Note „hinlänglich befähigt" begnügen mußte."

Eine große Reise durch Belgien, Holland und Frankreich (Pariser Weltausstellung), dann im Winter 1855 auf 56 ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Köln, wo er an einem Konkurrenzprojekt für die Kathedrale in Lille arbeitete, das auch durch ehrenvolle Anerkennung ausgezeichnet wurde, schlossen sich an. Über seine Kölner Zeit hat uns namentlich Aug. Reichensperger, mit dem E. dortselbst befreundet wurde, berichtet. Reichensperger war es auch, der ihn mit den am

Digitized by Google

Dombau tätigen jungen Baubeflissenen Friedrich Schmidt, dem nachmaligen Erbauer des Wiener Rathauses, und Vinzenz Satz, dem späteren Dombaumeister in Linz an der Donau, bekannt machte. „Am engsten," schreibt Reichensperger, „schloß er sich Ersterem an, übrigens ein sehr zurückgezogenes, nur dem Studium gewidmetes Leben mit seiner Mutter führend, welche ihn nach Köln begleitet hatte. Er war damals von zarter, schwächlich erscheinender Körperbeschaffenheit, zog Milch den geistigen Getränken vor, weshalb er manche Neckerei von Seiten des derben, lebensfrischen Schmidt zu bestehen hatte."

Im Juni 1856 ging er dann mit einem ihm von seiner badischen Behörde behufs weiterer Ausbildung bewilligten dreijährigen Urlaube wiederum nach Wien und arbeitet während des ersten halben Jahres daselbst im Atelier Ferstels mit an den Plänen für den Bau der Votivkirche. „Dabei hat sich Herr Essenwein," schreibt Ferstel in dem vom 14. Jänner 1857 datierten Zeugnis, „ebenso durch seine Gewandtheit im Zeichnen wie durch sein tüchtiges Verständnis der Formen und durch sein gründliches Wissen mir und der Sache nützlich erwiesen."

Mit dieser Tätigkeit in unmittelbarster Nähe und unter den Augen des bedeutenden Wiener Gotikers, dessen Einfluß auf die späteren Werke Essenweins als ausübenden Architekten und Kirchenrestaurators nicht zu verkennen ist, schließen die eigentlichen Lehrjahre des Künstlers ab und mit seiner am 16. Januar 1857 erfolgten Anstellung als „Ingenieur dritter Klasse" bei der Zentraldirektion der k. k. privilegierten österreichischen Staats-Eisenbahn-Gesellschaft beginnt in dem neuen „großen und ehrenvollen Wirkungskreise" eine sich von Jahr zu Jahr selbständiger und umfangreicher gestaltende Tätigkeit in allen Zweigen des Hochbaus namentlich auf den weiten Besitzungen der Gesellschaft im Banate, wo zahlreiche Kirchen, Amtsgebäude, Hallen, Koloniehäuser u. s. w. nach Essenweins Plänen ausgeführt wurden, wie denn z. B. auch Anlage und Erbauung des ganzen Ortes Franzdorf — die Kirche aus Findlingssteinen in frühgotischem Stil (1860—61) — wesentlich von ihm herrührt. Daneben beschäftigten ihn andauernd eine ganze Reihe privater Aufträge, Bauten, Projekte, Restaurierungsarbeiten, wie Entwurf und Ausführung einer Kuppelkirche für die nicht unierten Griechen zu Anina in Südungarn sowie anderer griechischer Kirchen zu Padina Matje (1858), zu Papsalva und Cerowa bei Reschitza, der im Übergangsstil gehaltenen Kirche zu Lébeny, der Kirche zu Stützenhofen (1863), einer Haus-

Digitized by Google

kapelle für den fürstbischöflichen Palast zu Trient, woselbst er auch für Dom und Schloß Wiederherstellungspläne auszuarbeiten und ihre Ausführung zu überwachen hatte. Andere Restaurierungsarbeiten größeren Stils bezogen sich auf die Kirche zu St. Gilgen bei Comburg in Württemberg. Überall zeigte sich in diesen Werken der historisch gebildete und feinfühlig nachschaffende Architekt, der getreue Schüler Heinrich von Ferstels und des Viollet-Leduc, dessen große geschichtliche Kompendien das Evangelium und zugleich das Arsenal der Gotiker jener Tage waren.

Doch nicht allein im Konstruktiven und Künstlerischen der Architektur zeigte er sich nun als gereifte Kraft; auch dem Kunstgewerbe wandte er sich eben in diesen Jahren unter dem Einfluß und in Verbindung mit Rudolf von Eitelberger in steigendem Maße zu und viele hunderte von sorgfältig in Farben ausgeführten Entwürfen und Vorlagen namentlich zu kirchlichen Einrichtungsgegenständen und Geräten sind in der Folgezeit seiner reich blühenden Künstlerphantasie entsprossen, unter seinen unermüdlichen Händen hervorgegangen, Zeichnungen und Aquarelle, die zumeist deutlich die Neigung und Wahlverwandtschaft ihres Urhebers zum Geiste der romanischen und frühgotischen Kunst verraten und die sich in Mengen namentlich im Besitze seiner Kinder erhalten haben. Unter den auch zur Ausführung gekommenen Werken dieser Art sind die Gesamtausstattung oder einzelne Gegenstände, insbesondere Altäre, Paramente, Glasgemälde in den Kirchen zu Franzdorf, Leiden bei St. Nikolaus in Ungarn, Perchtoldsdorf unweit Wien (Glasgemälde, neugotischer Kronleuchter 1861), Pfaffenhofen an der Ilm (Altäre, Votivbild, Antependium, Kommunionbank, Leuchter und verschiedene Goldschmiedearbeiten, 1862), St. Gilgen (siebenarmiger Leuchter), Echternach (Altar), Ahrweiler (Altar, ausgeführt von Balk in Aachen 1862), für den Dom zu Trient (Glasgemälde), S. Antonio in Padua (Glasgemälde) u. a. m. hervorzuheben, von Einzelheiten etwa der Entwurf zu einer prächtigen Leinendamast-Tischdecke romanischen Stils in Blau und Rot (1861), zu einem Tafelaufsatz mit vier Elephanten, zu einer Bowle, der auch zur Ausführung gekommene Buchdeckel für das kostbare Album, das die Mechitaristendruckerei dem Kaiser Franz Josef gelegentlich seiner Vermählung widmete, ein romanisierender Crucifixus (1862 ausgeführt von Goldschmied Bisko in Aachen) und noch vieles andere zu nennen. Und im nahen Zusammenhang mit den Grundsätzen der Wiederherstellung und der Innenausstattung von Kirchen steht vor allem auch Essenweins Schrift über „Die innere Ausschmückung

Digitized by Google

der Kirche Groß-St. Martin in Köln" als Manuskript gedruckt, Graz 1864, in erweiterter Fassung Köln, dann Nürnberg 1866, die sich vorwiegend mit den für die Ausschmückung der altehrwürdigen Kölner Kirche vorgeschlagenen Bilderkreisen befaßt und uns zugleich einen Einblick in das religiöse Empfinden des Verfassers gewährt. In der katholischen Weltauffassung erzogen und ihr lebenslang die Treue haltend war doch Essenwein wohl zu keiner Zeit frömmlerisch oder auch nur im eigentlichen Sinne kirchengläubig und dadurch in der Freiheit seines Denkens behindert. Seine Verehrung für die katholische Religion und seine Anhänglichkeit an die Mutter Kirche entsprang vielmehr, wie das genannte Schriftchen deutlich erkennen läßt, in erster Linie der Bewunderung des nach Größe der Konzeption und nach weihevoller Schönheit dürstenden Künstlers für den einheitlichen, gewaltigen Aufbau der katholischen Gedanken- und Empfindungswelt, für die das ganze Leben durchdringende sakrale Kultur des hohen Mittelalters. „Es mag", sagt er in der genannten Schrift, „auf den ersten Blick uns modernen Menschen überraschend vorkommen, in der Kirche so manches scheinbar Profane mit Heiligem gemengt zu sehen. Für das Mittelalter gab es nichts Profanes; alles geht von Gott als der Urquelle aus und bezieht sich wieder auf ihn. Die Schöpfung ist sein Werk und sie ist berufen, ihn zu loben; die Erde und das Meer, Wind, Wolken und Feuer, alles soll Gott den Allmächtigen loben, und die Welt in ihrer Gliederung der menschlichen Stände, in dem Wechsel des Schicksals ist Ausfluß der göttlichen Vorsehung; diese leitet die Geschicke des Menschen; die christliche Religion zeigt ihm den rechten Weg und warnt ihn vor den Irrwegen, in die er geraten kann; sie zeigt ihm künftigen Lohn und Strafe, und so gehört auch das ganze Menschenleben in seinem Wechsel von Glück und Unglück, die Bahn zwischen Tugend und Laster in den christlichen Bilderkreis. Die Kirche und der Staat sind Gewalten, die Gott gesetzt hat, die Menschen an seiner statt zu regieren, sie zur zeitlichen und ewigen Wohlfahrt zu führen; alle ihre Bezüge gehören daher in den Bilderkreis. Und wie Gott die Welt von Anbeginn regiert hat und bis ans Ende regieren wird, so bezog auch das Mittelalter die ganze Geschichte auf Gott als einzigen Mittelpunkt . . ."

Diese bekenntnishafte Stelle, die in Essenweins kunstgeschichtlichen Schriften manche Parallele hat, ist vor allem auch ein Zeugnis für sein aus der Geschlossenheit religiöser Anschauung heraus geborenes sehnsüchtiges Streben nach Vereinheitlichung der Kultur und dieser starke, drängende Zug zur Synthese drückt sich auch in seinen späteren

Digitized by Google

Werken und Handlungen überall aus, die Kraft seines Wollens bestimmend und so seine Erfolge wesentlich bedingend.

Zugleich verrät gerade seine Arbeit über die innere Ausschmückung der Kirche Groß-St. Martin die erneute Beschäftigung mit historischen und ästhetischen Fragen, eine gründliche Versenkung auch in die Kirchenschriftsteller wie in die kunstgeschichtliche Literatur, und eben diese Richtung auf das Historische nehmen auch die meisten seiner sonstigen Veröffentlichungen aus jenen Jahren, seine zahlreichen Aufsätze in den Mitteilungen der k. k. Kommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler im Jahrbuch dieser Gesellschaft, in der „Gewerbehalle" und anderen Zeitschriften, unter welchen Abhandlungen die über die Einwirkung des Baumaterials auf die Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst, über das Prinzip der Vorkragung, sowie über die Entwicklung des Pfeiler- und Gewölbesystems in der Kirchenbaukunst des Mittelalters besonders erwähnt zu werden verdienen, und vor allem sein vortreffliches Werk über die mittelalterlichen Kunstdenkmäler der Stadt Krakau, dessen Manuskript, wie die Schrift über Groß-St. Martin jedoch erst in seiner neuen Wirkungsstätte, in Graz, zum Abschluß gelangte.

Denn wenn auch seine Tätigkeit im Dienste der Staats-Eisenbahngesellschaft, in der er es inzwischen zum „Bureau-Chef im Bureau für Hoch- und Straßenbauten der Sektion für Berg- und Hüttenwerke, Forste, Domänen und Fabriken" gebracht hatte, gerade infolge der ausgedehnten Reisen durch die gesamte österreichisch-ungarische Monarchie, die sie nötig machte, seine Kenntnisse und seinen Gesichtskreis außerordentlich erweitert hatte, so weckte doch, wie er selbst in der mehrerwähnten Eingabe schreibt, eben diese „angestrengte Tätigkeit der amtlichen Stellung die Besorgnis, daß es ihm auf die Dauer nicht wie bisher möglich sein dürfte, allen neueren Fortschritten auf dem wissenschaftlichen Gebiete zu folgen und so auf der Höhe der Anschauung zu bleiben." Hinzutrat „die Überzeugung, daß eine bloß praktische Tätigkeit ohne eine damit Hand in Hand gehende theoretische Weiterbildung den Architekten schnell geistig altern und erlahmen läßt."

So hatte er sich denn schon zu Beginn des Jahres 1863 um den neu zu besetzenden Lehrstuhl für Hochbau (Landbauwissenschaft) an dem k. k. polytechnischen Institute zu Wien beworben, aber vor Moriz Wappler, der die Stelle erhielt, zurückstehen müssen. Ein schöner Erfolg seines reichen Wirkens war dagegen im folgenden Jahre seine Berufung als Stadtbaurat nach Graz, welche Stellung

Digitized by Google

er ein Jahr später mit der eines Professors für Hochbau an der technischen Hochschule daselbst vertauschte. Außer durch seine Bau- und Lehrtätigkeit erwarb er sich in Graz noch besondere Verdienste durch die Begründung des Steiermärkischen Vereins zur Förderung der Kunstindustrie, die, wie in einer Denkschrift vom Jahre 1877 ausdrücklich hervorgehoben wird, wesentlich Essenweins Werk war. Diesem Verein und einer von demselben 1864 veranstalteten Ausstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse älterer und neuerer Zeit sind verschiedene seiner damaligen Veröffentlichungen gewidmet, die die Ausdehnung seines Interesses und seiner Kenntnisse, insbesondere auch auf die Denkmäler des alten Kunsthandwerks deutlich genug bekunden. Als ein Zeichen seiner ungemeinen Vielseitigkeit mag hier ferner noch ein nur in autographierten Exemplaren verbreiteter baupolitischer Vortrag über „Die Notwendigkeit einer Reform der österreichischen Bauordnungen“ (Dezember 1864) Erwähnung finden, in dem es ihm besonders um die Beseitigung einiger sehr rigoroser Bestimmungen in Bezug auf Solidität des Baumaterials und auf Feuersicherheit und im Zusammenhang damit um eine Verbilligung des Wohnens im eigenen Hause zu tun war. „Die Beurteilung unserer Baugesetze,“ schreibt er darüber an Reichensperger, „zeigt Ihnen, wie wenig ich als Hüter derselben am Platze gewesen wäre. Die österreichischen Baubeamten und Architekten schaarten sich um ihr Palladium, als welches sie die Bauordnung ansahen. Ich hatte heftige Anfechtungen zu erleiden, ja die Architekten und Ingenieure hielten eigens mehrere Sitzungen, um mich totzuschlagen, wobei es zweifelhaft blieb, ob es mehr dem „finsteren Mittelalter“ galt, dessen Anhänger ihre Bauordnung angegriffen hatte, oder dem „Ausländer“. Ich überstand indeß das Totschlagen glücklich, ohne sonderliche Schmerzen zu fühlen, hätte aber nicht gedacht, daß Eifer und Beschränktheit die Herren so weit führen könnten. . .“

Die zielbewußte Tatkraft und der frische Wagemut, die aus allen diesen Unternehmungen und Bestrebungen sprachen und weit über die schwarz-gelben Grenzpfähle hinaus Beachtung fanden, mußten dann gerade Essenwein wie keinen anderen für einen Posten empfehlen, der sich eben um diese Zeit im Reich erledigte, für die Stelle des ersten Direktors des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg.

Das Germanische Museum, wie die allgemein übliche Abkürzung des offiziellen Namens lautet, war auf das langjährige, unermüdliche Betreiben des Freiherrn Hans von und zu Aufseß, seines eigentlichen

Digitized by Google

Kapelle mit dem Leonhardschor, Kapitelsaal und Dormitorium der Augustinermönche, die an das Karthäuserkloster angebaut wurden und als malerischer Baukomplex aus der Zeit der Gotik dem Museum zu hoher Zierde gereichen (1872—1875). Der mächtig aufstrebenden Ostwand des Augustinerbaus wurde der phantastische, südlich anmutende offene Wendeltreppenturm nach Essenweins eigenem Entwurfe vorgelagert, die Mittel zu dieser ganzen ansehnlichen und kostspieligen Erweiterung bis auf den letzten Pfennig durch besondere Stiftungen wie auch durch eine Lotterie von Künstlern gespendeter Kunst-Gegenstände aufgebracht. Durch so bedeutende Erfolge gewonnen, gab dann auch die Reichsregierung ihre anfangs beobachtete Zurückhaltung auf und wandte dem Museum und seinem rührigen Direktor 120 000 Mark zu, die vor allem dem neu aufgeführten Ostbau zu gute kamen, zu dessen nördlichem Flügel, dem „Viktoriabau", gelegentlich des 25jährigen Jubiläums des Germanischen Museums (1877) der Grundstein gelegt wurde, während die Richtfeier des südlichen Traktes, des „Friedrich-Wilhelmbaues" drei Jahre darauf (1880) in Gegenwart des deutschen Kronprinzen, nachmaligen Kaisers Friedrich, von statten ging, Doppeltreppe und Mittelbau erst im Frühjahr 1884 vollendet werden konnten. Entsprechend der Bestimmung der beiden Flügel, die Gipsabgüsse von Denkmälern des früheren und des späteren Mittelalters aufzunehmen, wurde der nördliche in romanischem, der südliche in gotischem Stile ausgeführt, und wie diese Architektur, so verraten auch die gleichfalls nach Entwürfen Essenweins ausgeführten Wand- und Glasmalereien wiederum den verständnisvollen und zugleich schöpferischen Kenner der alten Kunst.

Aber, wie Essenwein anläßlich der Feier des 25jährigen Bestehens ausgeführt hatte, noch immer blieb „Vieles zu tun, um das Germanische Museum dahin zu führen, wohin es strebt, es zum Stolze und zur Freude der Nation, zum sicheren Horte der Wissenschaften zu machen," und so sahen denn die achtziger Jahre noch eine ganze Reihe größerer und kleinerer Bauten entstehen, wie insbesondere den wiederum auf Kosten des Deutschen Reiches erstellten Saalbau für die umfangreiche steinzeitliche Sammlung, die der Berliner Landgerichtsrat Alexander Rosenberg dem Museum vermacht hatte (1884) und den Südbau, der jetzt die Hauptteile der ansehnlichen Waffensammlung, dazu eine Flucht alter getäfelter Zimmer sowie Bureauräume, die Direktorwohnung samt dem in seinem Stil an die Vorstellung und Schilderung frühmittelalterlicher Hallen- oder Palasbauten anklingenden Sitzungssaal umschließt (1887—1888). Über-

Digitized by Google

dies führte die Übergabe des Stadtmauertraktes vom Sterntor bis Karthäusertor samt Zwinger und Stadtgraben seitens der Stadt Nürnberg (1883), die ihren kostbaren Kunstbesitz bereits acht Jahre früher als bedeutungsvollste Leihgabe dem Germanischen Museum übergeben hatte, zu noch weiter ausgreifenden Plänen für den Ausbau und Zusammenschluß des ganzen Gebäudekomplexes und hinderte auch die noch so angespannte, schwierige und komplizierte Berufstätigkeit den unermüdlich schaffenden Geist des genialen Mannes nicht, sich daneben noch anderen Bauunternehmungen oder Wiederherstellungsarbeiten zuzuwenden, worunter ihm der Erweiterungsneubau des Nürnberger Rathauses mit seinem mehr zierlich heiteren als ernsten, für unser Klima und unsere nordische Art kühn und schwungvoll und frei wirkenden Säulenhof (1884—89) das Ehrenbürgerrecht der Stadt eintrug. Der Bau birgt auch (seit 1897) ein treffliches Denkmal Essenweins (Halbfigur) von der Hand Heinrich Schwabes. Daneben ist, abgesehen von einzelnen kleineren Bauten z. B. dem in echt Essenweinscher Backstein-Gotik aufgeführten Wohnhause Lange Zeile 30, vor allem noch seiner ausgedehnten und tiefgründigen Restaurierungs- und Erneuerungsarbeiten zu gedenken, wie sie sich namentlich auf die Nürnberger Frauenkirche (seit 1878), das Münster zu Konstanz (1879), den Dom zu Braunschweig (1881) und die Gereonskirche in Köln bezogen. Über diese, bei denen es sich insbesondere auch um eine Auffrischung, Ergänzung, Neubelebung der monumentalen (Wand- und Glas-) Malereien und des plastischen Schmuckes handelte, hat sich Essenwein auch in besonderen Schriften ausführlich vernehmen lassen. Er legt darin seinen auf religiöser und künstlerischer Überzeugung sich gründenden, von profundem geschichtlich-archäologischen Wissen gestützten Standpunkt in Fragen der Denkmalspflege und der Erneuerung alter Bauwerke dar, wie er ihn auch sonst in Tat und Wort und Schrift vertreten hat und wie ich ihn teilweise bereits oben zu kennzeichnen versucht habe. Bei aller Ehrfurcht vor den großen Werken der alten Meister und möglichster Schonung des Erhaltenen glaubte er doch umfassender Ergänzung und völliger Erneuerung im alten Stile an Stelle des nicht mehr Vorhandenen oder gänzlich Ruinösen die Berechtigung nicht bestreiten zu sollen, wenn nur solches Nachschaffen von künstlerischem Feingefühl, tiefem historischem Erkennen, einem gründlichen Erfassen der Gesetze und Bedingungen des alten Kunstwerkes getragen werde. „Selbst die Bestrebungen, Neues im alten Stile zu schaffen", sagt er in anderem Zusammenhange und mehr allgemein gesprochen einmal

Digitized by Google

(Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1873 Spalte 369 f.), „stehen der rein wissenschaftlichen Forschung nicht so ferne, als es auf den ersten Blick erscheinen möchte, weil gewiß nur der Künstler wirklich Gediegenes in irgend einem bestimmten Stile wird komponieren können, der durch ernstliches Studium des Entwicklungsganges die Bedeutung und den Wert der Formen hat erkennen lernen und so das Gesetz gefunden, nach welchem sich dieselben gebildet haben und nach welchen sie wieder gebildet werden müssen, wenn sie den Geist des Stiles wiedergeben, wenn sie harmonisch sein sollen. Wenn talentvolle Künstler mitunter glauben, ihrem Talente und Kunstgefühl allein vertrauen zu können, so machen, wenn nicht sie selbst, doch andere die Erfahrung, daß das Talent allein, ohne Studium nicht ausreicht. Aber auch auf der anderen Seite ist für die gelehrten Forscher auf diesem Gebiete künstlerisches Gefühl unerläßlich, weil es sich hier um eine Sprache handelt, deren Grammatik nicht so klar zu Tage liegt, wie die, welche uns das Verständnis der Schriftsteller ermöglicht, weil die Formensprache eine Grammatik hat, die oft nur dann verstanden werden kann, wenn sie gefühlt wird, und weil ohne Verständnis der tiefstliegenden Feinheiten der Formensprache die richtige Würdigung eines Gegenstandes, das Wichtigste für die historische Forschung, unmöglich ist. In eigenem Schaffen innerhalb eines Formenkreises liegt aber der Prüfstein, wie weit jemand in diesen Formenkreis bereits eingedrungen ist. Nur das selbständige Sprechen einer solchen Formensprache im Leben zeigt, ob einer sie vollständig innehat."

Wenn nun auch die Grundsätze, nach denen wir restaurieren, sich im Laufe der letzten Jahrzehnte und bis auf die Gegenwart vielfach und wesentlich gewandelt haben, wenn insbesondere die Feinfühligkeit dem alten Denkmal und dem in ihm zum Ausdruck kommenden geistigen Gehalt gegenüber noch eine entschiedene Zuspitzung erfuhr, wenn die Scheu vor dem fremden Genius und die Einsicht in die Schwierigkeiten deutlichen und restlosen Erkennens gerade den bedeutendsten unserer Restauratoren und Denkmalspfleger von Jahr zu Jahr größere Zurückhaltung auferlegt haben, daher heute umfassende nachschaffende Ergänzungen, wie sie Essenwein etwa an der Frauenkirche vorgenommen hat, kaum mehr gutgeheißen werden können, vielmehr als Verfälschungen empfunden werden, so ist doch zu bedenken, daß Essenwein mit am Anfang dieser Entwicklung steht, und daß sich in ihm, dem ganz historisch gerichteten, schaffensfreudigen Architekten, dem genialen Menschen, viele Eigenschaften verbanden,

Digitized by Google

die eine glückliche Lösung auch schwieriger Wiederherstellungsfragen zu gewährleisten schienen und in der Tat häufig das Richtige, zum mindesten das der Anschauung und dem Wissen seiner Zeit Gemäße getroffen haben. So wollen wir denn auch nicht verschwören, ob sich nicht die Auffassung der Zukunft in manchen Punkten wiederum dem künstlerischen Bekenntnis Essenweins zu einer Fortentwicklung auf dem Boden großer Überlieferungen und aus dem innigen Vertrautsein mit den in den alten Stilen waltenden Gesetzen heraus annähern werde.

Und wie seine künstlerische Betätigung, die übrigens auch für die Innenausstattung des Kölner Domes, bei dem tatkräftigen und erfolgreichen Eintreten für die Erhaltung Alt-Nürnbergs, zumal der einzigartigen Stadtmauern, in zahlreichen Gutachten und unausgesetzter Teilnahme an so vielen anderen seine Zeit und sein Volk bewegenden künstlerischen Fragen in immer kraftvolle und entschiedene, oft genug entscheidende und glückliche Wirksamkeit trat, so begleitete Essenwein auch seine eigentliche Berufstätigkeit, alle Phasen seiner weitgespannten museologischen Unternehmungen mit seine Pläne, Absichten und Ergebnisse eingehend begründenden und darlegenden Abhandlungen und Büchern. Unter ihnen seien hier nur das grundlegende Werk über die „Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen" (1872—1877), das Buch über die „Holzschnitte des 14. und 15. Jahrhunderts" (1874) und das über die kunst- und kulturgeschichtlichen Denkmale des Germanischen Museums (1877), dazu der kulturgeschichtliche Bilderatlas (1883), die größeren Abhandlungen über „Hans Tirols Darstellung der Belehnung Ferdinands I. mit den österreichischen Erblanden durch Kaiser Karl V. auf dem Reichstage zu Augsburg" (in den „Mitteilungen" 1887 und auch in einer Sonderausgabe erschienen) und über „Die Helme aus der Zeit vom 12. bis zum Beginne des 16. Jahrhunderts im Germanischen Museum" („Mitteilungen" 1892) namentlich angeführt, dazu mehrere hundert kleiner und kleinster Aufsätze und Besprechungen, die nur summarische Erwähnung finden können. Nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Museum stehen die von Essenwein bearbeiteten Abschnitte in dem „Handbuch der Architektur", nämlich die in einen fast philosophisch gehaltenen „theoretischen Teil" und in einen von hohem welthistorischen Standpunkt aus behandelten „geschichtlichen Teil" zerfallende „Einleitung" zu dem ganzen Werke, sowie die Abschnitte über mittelalterliche Kriegsbaukunst und mittelalterlichen Wohnbau.

Schon die genannten Veröffentlichungen lassen erkennen, daß insbesondere der Waffensammlung des Museums von früh an seine

Digitized by Google

ganze Liebe zugewandt war. Und wie diese Abteilung durch bedeutende Stiftungen und große Ankäufe, durch systematischen Ausbau und sorgfältige Ergänzungen unter der Leitung Essenweins erst zu dem wurde, was sie heute darstellt, nämlich zu einer der lehrreichsten und gewähltesten Sammlungen ihrer Art, so hat er ähnlich auch die wundervolle und reichhaltige Gewebesammlung und nicht minder die Sammlung der Musikinstrumente, die Uhrensammlung, die vor- und frühgeschichtlichen Abteilungen, die Sammlung der Gipsabgüsse u. a. eigentlich erst geschaffen, das so volkstümliche pharmazeutische Museum und das Handelsmuseum ins Leben gerufen, die Sammlung der Hausgeräte, das Kupferstichkabinett, das Archiv nach den verschiedensten Richtungen hin ausgebaut, die übrigen Abteilungen und Sammlungen durch zahlreiche wertvolle Einzelerwerbungen oder Leihgaben, die dem ganz in seiner Arbeit, in seiner Sendung aufgehenden Manne freudig anvertraut wurden, in hervorragendem Maße bereichert, wozu auch die von ihm begründete Stiftung zur Erhaltung von Nürnberger Kunstwerken, deren Anfänge in das Jahr 1882 fallen, hilfreiche Hand bieten mußte.

Bei alle diesem eifrigen und oft beinah hastigen Erraffen blieb sich Essenwein der höheren Ziele, wie auch der eigentlich museologischen Gesichtspunkte vollkommen bewußt. Zu den verschiedensten Zeiten hat er auch darüber seine Gedanken und die Richtlinien seines Handelns in größeren Abhandlungen oder kleineren Artikeln und eingestreuten Notizen und Bemerkungen veröffentlicht und eine Zusammenfassung und Darstellung gerade seiner museologischen Anschauungen, wie er sie u. a. auch in seinen Aufsätzen „Über die Anlage kleiner Museen“ (vgl. „Anzeiger“ 1867, Spalte 127 ff.) niedergelegt hat, würde wohl auch heute noch von Nutzen sein können, die vorliegende Biographie aber allzu sehr beschweren. Ich beschränke mich daher hier auf ein kurzes Zitat aus den rückschauenden Ausführungen über seine Tätigkeit, die Essenwein fast 20 Jahre nach seinem Amtsantritt als I. Direktor folgendermaßen charakterisierte:

„Das bloße Streben nach finanzieller Ordnung“, so sagt er („Anzeiger“ 1884, Seite 5), „ohne die allseitig auf große Fortschritte gerichteten Hoffnungen zu erfüllen, hätte die Anstalt um ihre eifrigen Freunde, hätte sie also um ihre Hilfsquellen gebracht. Das Programm des neuen Vorstandes ergab sich deshalb von selbst: Er wollte all das pflegen und erhalten, was allseitige Teilnahme und Anerkennung gefunden, vor allem die Mittel zur Erreichung solcher Ziele verwenden, die, wenn damals versäumt, später nicht mehr erreicht

Digitized by Google

werden konnten; er wollte also vor allem die Sammlungen mehren, statt zufällig zusammengekommener Stücke, die als Illustration eines unsichtbaren Systems dienten, systematisch angelegte Sammlungen herstellen, die eine wissenschaftliche Einheit bilden, alles zum Studium notwendige Material bieten sollten, wollte dagegen alles mindestens zurückstellen, dessen Wert von Autoritäten angezweifelt oder das zu jeder Zeit nachgeholt werden könnte," womit in erster Linie Katalogisierung, Repertorisierung und überhaupt die innere Durcharbeitung gemeint war. Immerhin ist aber auch unter Essenweins Direktion eine ganze Reihe z. T. noch heute brauchbarer Spezialkataloge zur Ausgabe gelangt, wie er denn mit der größeren Fülle und Abrundung der einzelnen Abteilungen und Sammlungen auch diesem wichtigen Gebiete museologischer Tätigkeit ein gesteigertes Interesse zugewandt zu haben scheint. Denn Essenwein war seiner ganzen intuitiven und zugleich frisch zugreifenden und im eminenten Sinne tatkräftigen und jeden Vorteil nutzenden Natur nach nichts weniger als ein Prinzipienreiter oder gar ein Pedant. Schon 1867 (vgl. „Anzeiger", Spalte 326) im Beginn des Kampfes gegen das System seines Vorgängers hatte er ausgeführt: „Institute, die sich in alle Ewigkeit gleichmäßig fortentwickeln und ebenso nach *einem* Grundplan fortarbeiten sollen, sind ein Unding; die Nachwelt läßt sich von uns keine Gesetze vorschreiben, ebensowenig als wir dies von den Vorgängern dulden." Er selber hat im Laufe seiner Wirksamkeit nie die so nötige Selbstkritik verloren, ist stets zu Wandlungen und Verbesserungen, wie sie eben die Umstände mit sich brachten, bereit geblieben. Seine Ziele aber, wesentlich darauf gerichtet, auf allen Gebieten des Lebens, der deutschen Kultur und Kunst, an der Hand der Denkmäler den Entwicklungsgang deutlich sichtbar werden zu lassen, waren unausgesetzt die höchsten, weitgestecktesten, wie er es gleichfalls bereits 1867 in seiner Abhandlung „Über die Anlage kleiner Museen" ausgesprochen hatte: „Je großartiger die Anstalt ist, um so ferner kann der eigentliche Zielpunkt liegen, wenn er nur überhaupt absehbar ist; je kleiner sie aber ist, um so näher müssen die Ziele liegen." („Anzeiger" 1867, Spalte 326.) Und „das Germanische Museum," so sagt er um die gleiche Zeit an anderer Stelle („Anzeiger" 1867, Spalte 1) „ist das letzte, äußerlich sichtbare und greifbare materielle Einheitsband: möge das Volk es als Ehrensache betrachten, dieses einzige Gut auszustatten, daß es ein wirkliches Ehrenmal deutscher Wissenschaft werde!"

Aber trotz dieses oft wiederholten und keineswegs wirkungslos

Digitized by Google

verhallenden Appells, bei aller opferfreudigen Liebe und Begeisterung, die dem sich unter Essenwein so machtvoll entwickelnden Museum aus allen Kreisen entgegengebracht wurde und es im Zusammenhang mit dem ihm eingepflanzten starken Impuls und dem romantischen Schimmer, der es umgab, zu dem weitaus volkstümlichsten unter allen deutschen Museen gemacht hat: von der gewaltigen Anstrengung und entsagungsvollen Mühe und Arbeit, die fortgesetzt erforderlich waren, um das stattliche Schiff dauernd flott zu erhalten, um die Schulden zu tilgen, alle Verwaltungskosten zu bestreiten, die zahllosen ausgezeichneten Erwerbungen zu betätigen, die großen Summen für die Neubauten aufzubringen und zu diesem Zwecke das Interesse an der Anstalt und ihrer Entwicklung nicht nur wach zu erhalten, sondern immerfort zu steigern, immerfort neue Einnahmequellen zu erschließen, von diesem stets nebenhergehenden, weit ausgreifenden, unermüdlichen, aufreibenden Wirken Essenweins vermag man sich nur schwer einen richtigen Begriff zu machen.

Wenn man aber von den Werbereisen liest, die nötig waren, wenn man von den großen Stiftungen hört, die ins Leben zu rufen „der Überredung goldener Zunge" oder richtiger Essenweins faszinierender Persönlichkeit und seiner völligen Hingabe an die Sache gelang — auch die Zusammenbringung und Stiftung der reichen Volkstrachtensammlung des Museums geht noch wesentlich auf seine Anregung und Mitwirkung zurück —, wenn man bei verschiedenen seiner großen Unternehmungen die einzelnen Vorgänge genau verfolgt, so muß wohl jedem klar werden, daß Anstrengungen und Aufregungen solcher Art nur auf Kosten der Nervenkraft, auf Kosten der Gesundheit gehen konnten.

So mußten bald Lotterien oder kleine Aktienunternehmen ins Werk gesetzt werden; daneben galt es unausgesetzt neue Pflegschaften zu begründen, wobei er sich bei den Deutschen im Auslande wohl auch (1871) der Vermittlung des Auswärtigen Amtes bediente. In die Jahre 1869 (Herbst) und 1874 fallen Essenweins zwei Reisen nach Konstantinopel, auf deren erster er auch Rhodus aufsuchte, um von dort und aus den Museen der türkischen Hauptstadt auf einem vom Österreichischen Lloyd zur Verfügung gestellten Schiffe jene gewaltigen ehernen Geschützrohre des 16. Jahrhunderts heimzuholen, die Sultan Abdul Aziz auf Betreiben des deutschen Kronprinzen, des nachmaligen Kaisers Friedrich, dem Germanischen Museum als Geschenke in Aussicht gestellt hatte und die seit jenen Tagen zu den Hauptzierden der Waffensammlung des Museums zählen. Und welche Schwierigkeiten

Digitized by Google

stellten sich zunächst der Erwerbung der fürstlich Sulkowskischen Sammlung in den Weg, bei der es sich wiederum im wesentlichen um eine glänzende Vermehrung der Waffensammlung handelte und durch die infolge einer merkwürdigen Verkettung von Umständen sich ansehnliche Bestände des 1806 verschleuderten reichsstädtisch Nürnbergischen Zeughauses nach ihrem Ursprungsort, der alten Stadt an der Pegnitz, zurückfanden! In diesem Falle mußten von einem Tag auf den andern 206,363 Mark als Kaufpreis bar erlegt werden, obwohl die Museumskasse im Augenblick, wie so oft, über keinerlei Mittel verfügte. Um die bedeutsame Erwerbung zu ermöglichen, traten aber auf Betreiben Essenweins und seines Freundes, des Direktors Max Meier von der Vereinsbank, die Vorstände der Nürnberger Banken in der Nacht zu einer gemeinsamen Sitzung zusammen und schossen nach Aufstellung eines Abzahlungsplanes am andern Morgen dem bedeutenden Museumsleiter und genialen Manne, dem sie unbedingt vertrauten und der dieses Vertrauen auch in schönster Weise rechtfertigte, die erforderliche Summe vor (1889; nach der Erzählung des † Bankdirektors Meier).

Zu alle dem kam noch, daß sich immer mehr die Notwendigkeit herausstellte, wenigstens die Verwaltung von den Zufälligkeiten der freiwillig gespendeten Mitgliederbeiträge und Stiftungen zu lösen und auf eine zuverlässige Grundlage zu stellen. Auch der schwierigen Aufgabe einer solchen Neuorganisation, bei der es darauf abgesehen war, das Deutsche Reich, den Staat Bayern und die Stadt Nürnberg zu einer gemeinsamen Aktion, zur Übernahme der Verwaltungskosten zu vereinigen, hat sich Essenwein alsbald mit dem ganzen Eifer, dessen sein starkes Temperament fähig war, unterzogen und bereits aus dem Jahre 1884 datiert seine Denkschrift über „Die Sicherstellung der Zukunft des Germanischen Museums", in der die Grundlinien der Neugestaltung dargelegt sind.

Aber dieses Werk vermochte er nicht mehr zu Ende zu führen. Mitten in der Arbeit daran brach er zusammen, nachdem er sich schon Jahre hindurch nur noch mit Mühe aufrecht erhalten, nur noch mit Aufbietung aller Kräfte dem näher und näher schreitenden Allüberwinder Trotz geboten hatte.

Die ersten Spuren einer hochgradigen, durch geistige Überanstrengung hervorgerufenen Erkrankung des Nervensystems und ebenso die frühesten Anzeichen eines ernsten Herzleidens lassen sich bis in den Anfang des Jahres 1888 zurückverfolgen. Schon im Spätherbst war seine Gesundheit so erschüttert, daß er einen längeren

Digitized by Google

Urlaub nehmen mußte in der Hoffnung, „in einem milderen Klima recht bald jene Kraft wiederzuerlangen, die es mir gestattet, dauernd zu den mir so lieb gewordenen, aber freilich durch ihre Verschiedenartigkeit, wie durch die mit ihnen verbundene große Verantwortlichkeit so aufregenden Geschäften zurückzukehren“ (vgl. „Anzeiger“ II, 282). Aber die Erholungsaufenthalte in Miltenberg, Bozen, Schwäbisch-Hall, Gries bei Bozen, Neustadt an der Hardt konnten wenig mehr nützen; Herz und Nerven waren zu verbraucht. So zwang ihn im Herbst 1891 eine neue schwere Erkrankung wiederum zur Amtsniederlegung und zu einem abermaligen mehrmonatlichen Urlaub. Als er aus diesem, den er in Neustadt a. d. H. verbracht hatte, leidlich erfrischt und gestärkt zurückgekehrt war, versuchte er mit unverwüstlicher Lebensenergie noch einmal, die Geschäfte wieder aufzunehmen. Da traf den Rastlosen, da er eben die vorbereitenden Schritte zur Einberufung des Verwaltungsausschusses, der über die Zukunft des Germanischen Museums beraten und beschließen sollte, tat, an seinem Schreibtisch ein Schlaganfall, dem er wenige Tage darauf, am 13. Okt. 1892 erlag. Mit seiner Witwe trauerten drei Söhne und eine Tochter an seiner Bahre.

Von seinem Familienleben ist in diesen Blättern kaum die Rede gewesen. Es trat auch völlig hinter der gewaltigen Last beruflicher Obliegenheiten, der Sorge um das Museum, dazu künstlerischen und kulturellen Bestrebungen der verschiedensten Art zurück, und selbst das eigene materielle Wohl, wie die Fragen eines ausreichenden Ruhegehalts und der Hinterbliebenenversorgung sind von dem ganz an seine großen Ziele hingegebenen Manne dauernd vernachlässigt worden. Dabei konnte er, zumal wo es der Erreichung dieser Ziele diente, von bestrickender Liebenswürdigkeit sein, wie er denn auch als ein gesellschaftliches Talent ersten Ranges von fast kindlicher Heiterkeit und Offenheit, „mitteilsam bis zur Unklugheit“ geschildert wird. So hatte er viele, viele gute Freunde und auch an Ehren und Ehrungen hat es ihm nicht gefehlt. Eine große Zahl gelehrter Gesellschaften und historischer Vereine verliehen ihm die Ehrenmitgliedschaft, so u. a. das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt a. M. (1877) und die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands zu Riga (9. Dezember 1884), letztere „in Anerkennung der Verdienste, die er sich als Direktor des Germanischen Nationalmuseums um diese auch für die kulturgeschichtlichen Bestrebungen unserer Gesellschaft hoch bedeutungsvolle Anstalt erworben hat,“ die Universität Erlangen — und zwar in frühem Erkennen seiner überragenden

Digitized by Google

Tüchtigkeit bereits im Jahre 1872 — den Titel eines Doctor philosophiae honoris causa »quod et de Musei Germanici Norimbergae constituti rebus ordinandis augendisque optime meritus est et libris de historia artium humanique cultus editis ingenium atque doctrinam egregia cum laude probavit.«

Von der Verleihung des Ehrenbürgerrechts durch die Nürnberger Stadtvertretung ist bereits oben die Rede gewesen. Nicht minder freute ihn aufrichtig die Anerkennung, die sein erfolgreiches Streben im Dienste und zum Besten einer großen und guten Sache von Seiten der bayerischen Staatsregierung und der Krone durch Verleihung des Kronenordens, mit dem der persönliche Adel verbunden war, und des Geheimratstitels fand. Aber sein Inneres, sein eigentlichstes Wesen berührten alle diese Dinge kaum. Sein ganzes Sein war nur auf die Arbeit gerichtet, die ihm durchaus Bedürfnis war, die ihm höchsten Genuß und reinstes Glück bedeutete, ja im Laufe seines Lebens und Schaffens fast etwas von Begriff und Charakter des Selbstzwecks angenommen hatte.

So können wir über sein gesamtes Leben den lateinischen Spruch setzen, der auf seinem, ihm von der Stadt Nürnberg gestifteten Grabstein auf dem St. Johannisfriedhofe in Erz gegossen steht:

»Inserviendo consumor«.

Vieles zu dem vorstehenden Artikel wurde unmittelbar aus den Familienpapieren, aus Akten, Urkunden, Briefen und Handzeichnungen geschöpft, die mir die Geschwister Karl und Katharina Essenwein in Nürnberg in liberalster Weise zur Verfügung stellten, wofür ihnen auch an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt sei. Anderes ist aus den Akten des Germanischen Museums geflossen. Im übrigen verweise ich auf manche Abhandlung, Notiz oder sonstige Auslassung Essenweins selbst z. T. von autobiographischem Charakter in den Veröffentlichungen des Museums, zumal dem „Anzeiger", sowie auf die Literatur über das Museum unter Essenweins Direktion und im einzelnen auf:

Hans Bösch im Anzeiger des German. Nationalmuseums 1892 S. 69 ff. und in der Allgemeinen Deutschen Biographie XXXXVIII S. 432 ff. — Friedrich Fischbach in der Didaskalia 1892, Nr. 262. — August Reichensperger im Deutschen Hausschatz 1892/93, Nr. 4. — Theodor Hampe in der Festschrift „Das Germanische Nationalmuseum von 1852 bis 1902", S. 86 ff. und in Thieme und Beckers Allgem. Künstlerlexikon, Bd. XI S. 44 ff. — Georg Frhr. v. Kreß in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 1902, S. 133 f. — Zeitschrift für bildende Kunst III, 185 und Kunstchronik I, 62; VII, 152; VIII, 190; X, 61; XIII, 341, 708; XVI, 253, 456, 565 (zumeist von R. Bergau). Kunstgewerbeblatt IV, 28 f.

Theodor Hampe (Nürnberg).

Digitized by Google

16. Forster, Helene von,
Philanthropin und Verfechterin der Frauenrechte
1859—1923.

Das alte Patrizierhaus auf dem Ägidienberg in Nürnberg ziert eine Gedenktafel mit der Inschrift:

Der Förderin edlen Frauenstrebens,
der Kämpferin für Frauenrecht
Helene von Forster
zu stetem Gedenken
16. 11. 1923.

In diesem Hause, Ägidienplatz 33, wohnte, lebte, arbeitete, strebte, sang und dichtete Helene v. Forster. Im Hause daneben, in dem Schmidmer'schen Anwesen, das mit scharfer Ecke an das von Volkammer-Forster'sche stößt, wurde sie am 27. August 1859 als die älteste Tochter des Fabrikbesitzers und Kommerzienrats Schmidmer, eines in der Handelswelt Nürnbergs hochangesehenen Mannes, und seiner Frau Nanette, geb. Lotz aus Coburg, geboren. In diesem Hause verlebte sie ihre Kindheit mit ihren Geschwistern Georg, Eduard und Else, umgeben von all dem Schönen und Guten, Reichen und Vornehmen, das ein Leben von Weite und Ausdehnung verhieß. Aus diesem Elternhaus führte sie ein nur kurzer Weg hinunter über den Ägidienberg, vorbei an dem Pellerhaus und an dem Denkmal Melanchthons, in das Port'sche Erziehungsinstitut, zu dessen eifrigsten und begabtesten Schülerinnen sie alsbald zählte. Und wenn die Ferien winkten, da ging es weiter nach Coburg, wo sie im großelterlichen Hause des Staatsrates v. Lotz, ganz besonders geliebt von der Großmutter, frohe Kindertage verlebte und neue Eindrücke gewann.

Als die Zeit des „Port'schen" abgelaufen war, kam Helene Schmidmer, dem Herkommen entsprechend und der Forderung des „guten Tones" gemäß in ein Pensionat nach Lausanne. Hier sollte ihr der letzte Schliff für das gegeben werden, was die damalige Zeit von einem Mädchen ans gutem Hause verlangte: Etikettemäßiges Benehmen nnd feines Französisch. Aber Helene Schmidmer war ein zu freier Mensch, als daß sie sich je von dem Herkommen hätte einschnüren lassen, und viel zu gut veranlagt als daß sie von den erworbenen Kenntnissen einen überflüssigen Gebrauch gemacht hätte. Um mit den französischen Sprachkenntnissen zu prunken war sie auch eine zu gute Deutsche.

Ihre Mitschülerinnen liebten sie, bewunderten ihre Dichtergabe

Digitized by Google

und freuten sich ihrer Liebenswürdigkeit und ihrer schlichten Art, die auch in späteren Jahren nie der alten Kameradinnen vergaß. Die Treue gehörte mit zu ihren schönsten Eigenschaften; in unverbrüchlicher Freundschaft war sie groß. Und stark war auch ihre Liebe. Das junge geistvolle, blühende Mädchen zog die Augen so manches Freiersmannes auf sich; Ihre Hand und ihr Herz schenkte sie aber dem einen, dem jungen Arzt Sigmund v. Forster, aus angesehener alteingesessener Nürnberger Familie. Sie war 24 Jahre alt, als sie in der Ägidienkirche gegenüber dem Elternhause mit dem Manne ihrer Wahl für immer verbunden wurde.

Eine neue Welt tat sich ihr auf. Die Tochter des Handelsherrn zog in das Haus des Augenarztes. Leid, viel Leid und der Menschheit ganzer Jammer öffnete sich. Der junge hochbegabte Arzt, selbst ein Menschenfreund und tief durchdrungen von dem Ernst und der Größe seines Berufes, führte sie in seine Kunst und in seine Wissenschaft ein. Sie wurde zur Mitarbeiterin am Studiertisch, zur Gehilfin im Operationssaal. Sie war die Trösterin und Pflegerin der vielen Patientinnen, die von weit und breit aus dem Lande kamen und sich der Forster'schen Augenklinik mit restlosem Vertrauen überließen. Was war die „Frau von Forschter" nicht dem einfachsten Bauersmann, der schlichtesten Bürgersfrau! Unendlich viele Segenswünsche strömten aus allen Schichten in die Augenheilanstalt zum Dank für das wiedergewonnene Augenlicht, zum Dank für all die Herzenswärme, zum Dank für den lichten Humor, der seine Strahlen in so viele Seelen goß und sie wieder hell und froh machte. Humor, ja Humor, den hatte „unsere Forsterin"! Mit ihm konnte sie binden und lösen und jede Lage überwinden, in ihm verriet sich ihre geistige Überlegenheit. Wenn die Widersacher — und auch solche gab es — lauerten und hofften sie in Verlegenheit zu setzen: eine schlagfertige Pointe „und da lagen die Blätter von Glase, zerbrochen im grünen Grase." Helene v. Forster lachte sich ins Fäustchen und Hans Widerporst schwieg und lachte — nicht. Der Spieß ward umgekehrt. So habe ich sie in manchem Strauße gesehen, in ruhiger Selbstbeherrschung sich nie verlierend. Auf dem Heimweg von solchen Kämpfen haben wir dann zusammen herzlich gelacht.

An der Seite ihres Mannes reifte die junge Frau zu wissenschaftlichem Denken und Streben und Forschen. Auf den Ärzte- und Naturforscherversammlungen, bei den Tagungen der Anthropologen war sie ein gern gesehener Gast, der auch mutig eingriff in die Erörterungen und im intuitiven Erfassen der Probleme eine Fähigkeit erwies und

Digitized by Google

zu Folgerungen kam, deren sich nicht jeder Stubengelehrte erfreuen durfte. Köstlich war es dann anzuhören, wenn Helene v. Forster in der Manier von Hans Sachs beim Festmahle alle die großen und kleinen Äskulape zusammenfaßte und manchem sein Spiegelbild zeigte, was er war und was er schien, wenn sie lobte und geißelte, ein bischen verlegen und ein bischen stolz machte — aber immer mit Anmut und Würde, nie verletzend, und niemand mochte ihr böse sein, selbst wenn er sich getroffen fühlte.

Das Dichten lag ihr im Blut. Wenn sie in einer „Festdichtung für den 18. Januar 1890" die Bevölkerung Nürnbergs einladet, Mittel für die armen Kinder zu spenden, denen Licht, Luft und Sonne fehlt, und die hinausgeführt werden sollen in „Ferienkolonien", wenn sie in einer Gelegenheitsdichtung „Wenn" die Hochzeit eines lieben Freundes verherrlicht, immer weiß sie den richtigen zum Herzen gehenden Ton zu treffen, zu rühren und, wo es nötig, selbst zur helfenden Tat die Menschen aufzurufen.

Kein Wunder, daß Helene v. Forster bei den „Pegnesen" eine große Rolle spielte. Hier war sie Anregerin, Dichterin, Vortragskünstlerin und Schauspielerin zugleich.

Als Helene v. Forster in die Frauenbewegung eingetreten war, galt ihr erstes Bemühen der Errichtung eines Arbeiterinnenheims. Für diesen Gedanken wird wieder ihre Kunst fruchtbar gemacht. Als im Frühjahr 1896 ein großer Bazar vom Verein Frauenwohl in Nürnberg gehalten wurde, da erschienen alte und neue Lieder von ihr unter dem Sammelnamen „Im Freilicht". Ihre „Stimmungsbilder aus Nürnberg", reich illustriert, führen hinein in die Kleinwelt Nürnbergs, auf den Wochenmarkt und auf den Trödelmarkt, in die kleinen Wirtschaften mit den alten Stammgästen und zu vielem andern, was die alte Noris aus ihrer Vergangenheit erzählen kann. — Dann stehen wir auf dem Johannis-Kirchhof, diesem einzigartigen Friedhof, wie ihn keine andere Stadt aufzuweisen hat. Es ist Johannistag und alles eilt herbei, Gaben der Liebe niederzulegen auf die alten grauen Steine. Die Menschen verteilen sich zwischen den Gräbern, nur bei der alten Holzschuher-Kapelle, wo die großen Toten ruhen, ist niemand. Hier liegt die große Vergangenheit Nürnbergs und harrt fröhlicher Urständ. Die Gräber liegen im Schatten, nur auf das Grab Albrecht Dürers fällt ein zitternder Sonnenstreifen. Aus der Stadt herüber ertönen die Glocken und aus dem Geläute schallt es und klingt es „Johannistag, Johannistag"!

Nicht vergessen seien ihre kleinen dramatischen Arbeiten, „ein Festspiel zum zweiten bayrischen Frauentag in Nürnberg" und ein

Digitized by Google

anderes, „Im Hauſe Martin Behaims“ zum XVI. Geographentag in Nürnberg. Jenes führt uns alle die Frauen vor, die einſt im Rahmen ihrer Zeit geglänzt, die Kaiſerin Kunigunde, Charitas Pirckheimer die Gelehrte, die Krauſin, die Pfinzingerin, die Naturforſcherin Buchner und endlich die Malerin Kleemen. Dieſe Frauen von einſt zeigen der Frau der Zukunft den Weg:

„Nehmt nur die Bahn nach aufwärts, ſchreitet mutig
Dem Werden einer neuen Zeit entgegen.
Und wendet ſich zum Fluge Euer Schritt,
Mit Adlerfittichen ſchweb ich voran,
Allzeit voran und weiſe Euch die Richtung!
Kehrt nur den Blick nach oben ſonnenwärts!“

Das andere Feſtſpiel führt in das Haus Martin Behaims, des Seefahrers und Geographen, der den „Erdapfel“ konſtruiert und ſich Weltberühmtheit gewonnen hat. In die Handlung, in deren Mittelpunkt der gewaltige Behaim ſteht, ſchlingt ſich ein duftiges Liebesidyll mit fröhlichem Ausgang.

Die Geſchichte des Anteils Helene v. Forſters an der Frauenbewegung in Deutſchland iſt mit meinen eigenen Lebensſchickſalen verflochten. 1886 hatte ich als junge Lehrerin den „Mittelfränkiſchen Lehrerinnenverein“ gegründet; die Tagung des Allgemeinen Deutſchen Frauenvereins in Augsburg im Jahre 1887 und die Gründung des Allgemeinen Deutſchen Lehrerinnenvereins drei Jahre ſpäter, an der ich perſönlichen Anteil nahm, hatten mich der Frauenbewegung immer näher gebracht und ſchließlich in mir die Abſicht gezeitigt, die Bewegung auch nach Nürnberg zu tragen, dem Allgemeinen Deutſchen Frauenverein auch hier eine Stätte zu bereiten. Ich ſetzte mich mit verſchiedenen maßgebenden Perſönlichkeiten in Verbindung, fand aber mehr Achſelzucken als Verſtändnis. Da wandte ich mich eines Tages an Frau v. Forſter mit der Anfrage, ob ſie den Vorſtandsdamen des Allgemeinen Deutſchen Frauenvereins behilflich ſein wolle, eine Tagung in Nürnberg im Herbſt 1893 zu veranſtalten. Sie empfing mich darauf mit der ihr eigenen liebenswürdigen Grazie und wir hatten ein Geſpräch, das ſich über eineinhalb Stunden hinzog. Immer wieder bat ſie mich zu bleiben, immer wieder ließ ſie ſich von den Frauen und ihren Taten erzählen. „Wie ſchön muß es ſein, ſie einmal zu ſehen und ſprechen zu hören,“ meinte ſie.

Trotzdem äußerte ſie manche Bedenken gegen eine Tagung noch in dieſem Jahre, hauptſächlich weil 1893 in Nürnberg die Tagung der Naturforſcher und Ärzte ſtattfinden ſollte, für die ſie eine große

Digitized by Google

Aufgabe zu übernehmen hatte. „In zwei Jahren wollen wir es wagen und bis dorthin recht fleißig arbeiten," war das Endergebnis unserer Unterhaltung.

Mein Bericht an Louise Otto-Peters, die 1. Vorsitzende des Vereins, fiel nun zwar negativ, aber doch voll Zuversicht für die Zukunft aus. Die 2. Vorsitzende, Auguste Schmidt, die eben damals in Italien weilte, wollte ich bewegen, die Rückreise über Nürnberg zu nehmen und bei Frau v. Forster auf die Gründung eines Frauenvereins hinzuwirken. Während ich auf eine Antwort wartete, kam ein Brief von Louise Otto-Peters: „Bange machen gilt nicht, wir kommen doch."

Frau v. Forster, die sich durch eifrige Lektüre mehr und mehr in die Frauensache vertiefte, erklärte sich nun auch damit einverstanden, nur bat sie, daß die Versammlung erst im Oktober 1893 abgehalten werden möge, da es ihr ganz unmöglich sei, sie — eben wegen der Naturforscherversammlung — eher vorzubereiten.

Nun ging es an fröhliches Arbeiten. Auguste Schmidt und Mathilde Weber, die Gattin des Universitätsprofessors Weber aus Tübingen, die eben eine Petition um Ärztinnen an den Reichstag gerichtet hatten, waren zu Ende Mai nach Nürnberg gekommen. Ihr erster Besuch galt dem Hause auf dem Ägidienberg. Sie waren entzückt von der Aufnahme, die sie im Forster'schen Kreise gefunden hatten. Schon am Nachmittag, bei einer Besprechung in der Villa Reif war das Programm für die künftige Tagung im wesentlichen festgestellt und Helene v. Forster aufgefordert einen Vortrag über „Die Frau als Gefährtin des Mannes" zu übernehmen. Sie sagte bereitwillig zu.

Nun begannen die äußeren und inneren Vorbereitungen für die kommende Haupttagung. Bürgermeister Dr. v. Schuh und dessen Frau zeigten lebhaftes Interesse. Was in der Stadt zu den „Gebildeten" zählte, ward gewonnen, eine „Propagandakommission" eingesetzt, die fleißig arbeitete.

Der 21.—23. Oktober 1893 sah die erste Frauentagung in Nürnberg. Gekommen waren Auguste Schmidt, Henriette Goldschmidt, Mathilde Weber, Marie Loeper-Houselle, Hedwig von Alten, Auguste Förster, Marie Stritt, Thekla Gumpert, Marie Bohn, Marie Hecht, Betty Naue, lauter Namen von Klang. Leider konnten Louise Otto-Peters und Helene Lange nicht erscheinen. Bedeutsame Vorträge wurden gehalten; am meisten war man aber auf den der Frau v. Forster gespannt, die Nürnberger, weil sie sie bisher nur als Dichterin, Darstellerin und als Dame der Gesellschaft gekannt, die Aus-

Digitized by Google

wärtigen, weil sie begierig zu erfahren, was der Neuling bringen werde und welche Hoffnungen auf ihn zu setzen seien.

Helene v. Forster griff frisch hinein ins volle Menschenleben, schöpfte aus eigenster Erfahrung, sprach lebendig und seelenvoll. Der Erfolg war für sie. Sie hatte alle Herzen gewonnen. Die Frauen erkannten, daß hier eine Kraft stehe, eine vollwertige Mitarbeiterin, eine Persönlichkeit, die in glaubensvoller Hingabe an die Sache selbst zum Opfer ihres Ichs bereit war.

Der Frauentag verlief glänzend. Aber damit war es noch nicht getan. Das Begonnene mußte fortgesetzt, der Enthusiasmus in feste Bahnen gelenkt werden. Henriette Goldschmidt schrieb nach der Tagung: „Nun hoffen wir, daß den schönen Taten die guten folgen." Ein „Komité" wurde eingesetzt, gebildet aus allen Schichten der Bevölkerung; auch zwei Arbeiterfrauen waren darunter. Am 16. November 1893 wurde der Verein „Frauenwohl" gegründet. Helene v. Forster begrüßte, Emilie Reif und Sophie Stich sprachen über die ideellen und materiellen Ziele. Mir war die Satzung vorbehalten. Der große Straußsaal war dicht besetzt von Frauen aus allen Schichten Nürnbergs, besonders aber den obern, denen durch die persönliche Berührung mit den Frauen eines neuen Glaubens ein neues Licht aufgegangen war. Helene v. Forster wurde zur ersten Vorsitzenden erwählt.

Ihre gewinnende, tatkräftige Persönlichkeit war die beste Gewähr für das Aufblühen des Vereins, der allerdings in ganz andere Bahnen gelenkt wurde als wir anfangs zu gehen gedachten. Von außen kam der Anstoß zur Errichtung von Abendnähkursen für Arbeiterinnen. Das war weniger geistig als die Gymnasialkurse für Mädchen, die um jene Zeit in Karlsruhe, Leipzig und Berlin bereits eingerichtet worden waren, und die auch wir planten. Aber diese Abendkurse, die allmählich das ganze Gebiet weiblicher Hand- und Hausarbeit umfaßten und ihren Höhepunkt in Sprachkursen für Englisch und Französisch erreichten, wurden bald bekannt und Hunderte, später Tausende von Frauen und Mädchen dankten ihnen eine gründliche Ausbildung.

Sehr bald wurde Helene v. Forster nach verschiedenen bayerischen und nach anderen deutschen Städten gerufen, um Vorträge zu halten und die Abendkurse wurden überall als segensreiche Einrichtung verspürt. Sie zeigten, daß auch Frauen organisieren können und daß in den Stopf-Näh-Flick-Bügel-Kleidermach- und anderen Kursen keinerlei staatsumwälzende Absichten lägen und keine Tendenzen verfolgt

Digitized by Google

würden, die über „echte Weiblichkeit" hinausgingen und in schnöde „Emanzipation" einmünden. Helene v. Forster, die die wissenschaftliche Mitarbeiterin ihres Mannes in der Augenklinik und auf dem weiten Feld frühgeschichtlicher Forschung war, konnte mit mir manchmal recht herzlich über die Philisterei beiderlei Geschlechtes lachen, die mit dieser Arbeit so zufrieden war. Aber es war gut so und „zeitgemäß".

Mehr vertieft war die Arbeit in der Frauenortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, die im Anschluß an die Hauptversammlung gegründet worden war. Auch hier hatte Helene v. Forster den ersten Vorsitz. Hier wurden die großen Probleme erörtert und in die Tiefe geschürft.

Zu Ostern 1894 kam die Einladung aus Berlin zur Gründung eines Bundes deutscher Frauenvereine. Frau v. Forster und ich wurden als Delegierte zur Gründungsversammlung gewählt und reisten am Ostermontag dahin ab. Nun lernte sie Helene Lange kennen und die beiden Helenen fanden und verstanden sich schnell. Diese erste Begegnung war der erste Anfang einer Freundschaft, die die beiden Frauen zu fester kameradschaftlicher Arbeit verband und in gegenseitiger Verehrung zusammenhielt. Helene Lange war von da ab öfters Gast des Forster'schen Hauses.

Bei der Gründungssitzung hatte sich „unsere Forsterin" — so nannten wir sie im vertrauten Kreise — wiederum die Herzen aller gewonnen. Sie wurde sogar in den Vorstand des Bundes gewählt. Hinter ihrem Rücken telegraphierte ich dies Ereignis ihrem Mann, wohl wissend, wie er sich darüber freute. Ganz in Begeisterung loderten die Herzen aller auf, als sie beim Festmahl dem neuen Bunde einen dichterischen Weihegruß darbrachte.

So wuchs Helene v. Forster immer mehr hinein in alle Gebiete der Frauenfrage und trat mit immer größerer Energie auch für ihre letzten Ziele ein. Es fehlte natürlich nicht an Angriffen offener und versteckter Art und das Prädikat der „Verrücktheit" wurde uns beiden zuteil.

Seit 1894 gehörte Helene v. Forster zu den ständigen Besucherinnen aller Frauentagungen und wurde später zur II. Vorsitzenden sowohl des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins als auch des Bundes Deutscher Frauenvereine gewählt. Auch verschiedene internationale Frauenkongresse hat sie besucht und fand auch bei den auswärtigen Vertreterinnen Schätzung und Anerkennung.

Seitdem Frau v. Forster ein Töchterchen besaß, wuchs noch ihr Interesse an den Fragen der Erziehung und des Unterrichts. Ihre Stellung als Frau und Mutter brachte es mit sich, daß sie mildernd

Digitized by Google

und versöhnend einwirkte, wo Härten und Auswüchse der jungen Bewegung Widerspruch erweckten; gerade dadurch hat sie der Frauenbewegung viele Freunde zugeführt.

Im Jahre 1901 tagte in Nürnberg der Bayerische Frauenverein, dessen Seele sie war. Ein Jahr später kam der Bayerische Lehrerinnenverein, dessen Verhandlungen sie vom ersten bis zum letzten Augenblick verfolgte und deren hervorragendste Teilnehmer sie beim Abschiedessen in gebundener Rede kennzeichnete, indem sie der Leiden und besonders der „Freuden" der Lehrerinnen gedachte, die eben gesteigert worden waren, da der bayerische Landtag sie mit einer Aufbesserung von „der Märker drei" bedacht hatte. In das schallende Gelächter mußte auch der anwesende Oberbürgermeister der Stadt, Dr. v. Schuh, der bisher alle die Pointen mit ernster Miene entgegengenommen, einstimmen. — Aber so hat sie hundertmal gewirkt und erquickt, bei Frauentagungen, bei Kongressen, da die Leuchten der Wissenschaft aller Länder versammelt waren, bei den Germanenfesten und zuletzt noch bei der Tagung der Frauenortsgruppe des Richard Wagner-Verbandes deutscher Frauen.

Auf Einladung des Mittelfränkischen Lehrerinnenvereins kam 1911 der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein, an dessen Spitze Helene Lange stand, zu einer Tagung nach Nürnberg. Auch diesmal bekundete sich ihr lebhaftes Interesse. Sie begrüßte die Tagung im Namen der Nürnberger Frauenvereine, wie ihr Mann im Namen der Volksbildungsvereine, in denen beide gleichfalls gemeinsam arbeiteten, den Willkomm bot. Helene Lange und Dr. Gertrud Bäumer waren ihre Gäste und den vielen namhaften Teilnehmerinnen aus dem ganzen Reiche war sie selbst die interessanteste Erscheinung.

Es folgten noch schöne Tage und Jahre friedlichen Schaffens und anregender Erfolge. Aber dann kam das Jahr 1914 und das Ringen um Heimat und Vaterland, ja um Blut und Leben. Helene v. Forster mit ihrer Gabe zu organisieren, mit ihrem Willen zu helfen, war auf dem Platze. An die Spitze des Vereinslazarettes vom Roten Kreuz gestellt, das im „Museum" untergebracht war, wirkte sie, ausgerüstet mit den Erfahrungen aus der Augenklinik ihres Mannes, mit besonderem Erfolg unter den Unglücklichen, die der Krieg des Augenlichts beraubt hatte. Ihr Humor, ihre Darbietungen aus den verschiedensten Gebieten des Wissens entflammten denen ein inneres Licht, denen das äußere geraubt worden war. Bis zur Räumung des Lazarettes — nicht viel weniger als fünf Jahre — hat sie hier schweren Pflichten genügt und tausend Dank empfangen.

Digitized by Google

Gleichzeitig schuf und vollendete sie ihr größtes Werk, das man ihr Mantelwerk nennen könnte, die Zusammenfassung aller der Einrichtungen, die sie im Laufe der Jahre geschaffen hatte und die unter dem Namen: „Schulen des Vereins Frauenwohl“ in einem von diesem Verein erworbenen stattlichen Haus an der Färberstraße untergebracht waren. Im September 1916 wurde das Haus mit den verschiedenen Anstalten von der Frauenarbeitsschule bis zum Wirtschaftslehrerinnen-Seminar feierlich in Gegenwart der staatlichen und städtischen Behörden und vieler geladener Gäste eingeweiht. Was hier für das weibliche Geschlecht an Bildungsmöglichkeiten geschaffen worden war, war eine Leistung, die den Namen der Begründerin, Helene v. Forster, vor dem Vergessen sichern konnte. Was sie für die Blüte dieser Anstalten hatte tun können, hat sie getreulich getan. — Aber dann kamen die Nachkriegsjahre mit ihren wirtschaftlichen Wirren und Katastrophen. Der erforderliche Aufwand konnte nicht länger aus privaten Mitteln bestritten werden, die Stadt vermochte die Schulen nicht zu übernehmen und so mußten sie zum tiefsten Schmerz der Schöpferin eingehen.

Die Schöpfung Helene v. Forsters blieb aber doch ein Beweis, daß auch während des Weltkrieges die geistigen Interessen des deutschen Volkes und besonders der deutschen Frauen nicht eingeschlummert oder gar zu Boden gesunken waren. Ja vielmehr durfte die deutsche Frau erleben, daß nun ihre Tätigkeit auf allen Gebieten tatsächlich anerkannt wurde, da sie an die Stelle des Mannes in Haus und Hof, Fabrik und Arbeitsstube trat und den neuen Aufgaben meist auch gerecht wurde. Die Männer erfuhren, daß die Frau im Laufe der Jahre, nicht zuletzt durch die Schulung, die sie in den Frauenvereinen gewonnen hatten, fähig geworden waren, im Leben, d. h. auch außerhalb des Hauses, in Gemeinde, Schule, Kirche und in öffentlichen Anstalten, ihren „Mann zu stellen“. Die Frauen ihrerseits wurden sich aber bewußt, daß sie einen Anspruch hätten, als gleichwertig mit dem Manne auch im politischen Leben zu gelten.

Der Kampf um die Emanzipation der Frau wachte wieder auf. Am 4. November 1918 fanden gleichzeitig in allen Teilen des deutschen Reiches Kundgebungen der Frauen zur Erlangung des Frauenstimmrechtes statt. Die Frauen Nürnbergs tagten im Künstlerhaus; aber die Meinung über den Erfolg der Kundgebung war sehr geteilt. Da kam der Zusammenbruch und am 9. November mit der Ausrufung der Republik die Verkündigung des Frauenstimmrechts. Was jahrelange Arbeit vorbereitet, aber nicht fertig gebracht hatte, das

Digitized by Google

wurde das Geschenk eines Tages. Die Frauen waren mit einem Schlag aus der Gebundenheit zur Freiheit gekommen, sie waren eine politische Macht geworden durch ihre Zahl und durch die Lebendigkeit, mit der sie die neuen Ideen erfaßten. Helene v. Forster war auch hier rasch zur Tat; sie sammelte und ordnete. Gerade an dem Tag, da der Verein Frauenwohl das 25jährige Jubiläum hätte feiern können, traten wir zu einer großen Sitzung zusammen. Wohl waren die Frauen beglückt über die politische Errungenschaft, aber alsbald setzte die Scheidung der Geister ein. Helene v. Forster bekannte sich zur Republik und zur Demokratie.

Als Kandidatin der demokratischen Partei trat sie im Juni 1919 als Stadträtin in den Stadtrat zu Nürnberg ein. Mit andern Frauen zusammen brachte sie in dessen Verhandlungen einen neuen Ton. Überall anregend lag ihr vor allem das weibliche Erziehungs- und Schulwesen im Sinn; Kunst und Wissenschaft fanden bei ihr verständnisvolle Förderung, die Wohlfahrtspflege, besonders die Blindenfürsorge, war ihr Herzensangelegenheit; in den Sitzungen des Waisenrates fehlte sie nicht. Parteifanatismus war ihr wesensfremd; vielmehr suchte sie stets Brücken zwischen den Gegensätzen aufzurichten und gab sich alle Mühe, auch den Frauen aus der sozialdemokratischen Partei gerecht zu werden. Ihre Rastlosigkeit und ihr Pflichtgefühl gönnten ihr kaum Urlaub und noch zu ihrem letzten Krankenlager ließ sie sich die Akten bringen, bis die Kräfte versagten. Bei der Enthüllung der Gedenktafel an ihrem Wohnhaus konnte Oberbürgermeister Dr. Luppe ihres anregenden Wirkens im Stadtrat gedenken und Zeugnis ablegen von der schönen und feinen Weiblichkeit, die sie auch im öffentlichen Wirken nie verließ. — Wie schade, daß ihr ein längeres Wirken im Dienste der Gemeinde nicht gegönnt war. Ihr reiches Wissen, ihre Vielseitigkeit, ihr lebendiges Erfassen aller Probleme, dazu ihre Feinfühligkeit und ihre Frauenwürde, die sich immer treu blieb, hätte sie noch vieles schaffen und wirken, ausgleichen und versöhnen lassen!

Helene v. Forster war großzügig in allem, was das weite Leben betraf, dabei aber ernst und streng. Darin war sie echt deutsch, wie ihr überhaupt ein starkes Nationalgefühl innewohnte. Als im Jahre 1917 von mir eine Frauenortsgruppe des Vereins für das Deutschtum im Ausland ins Leben gerufen wurde und ich sie bat, in den Vorstand einzutreten, da mußte sie sich wegen der Überfülle von Arbeit versagen. Aber für den Ausschuß ließ sie sich gewinnen und wenn es ihr nur einigermaßen möglich war, besuchte sie die Sitzungen, die

Digitized by Google

ernsten Veranstaltungen und die heiteren Zusammenkünfte. Die Vereinsabende mit Deklamationen zu verschönern war sie mit Freuden bereit.

Es war ihre letzte Liebe und ihre letzte Treue, die sie mir erwies. Denn treu war diese seltene Frau. „Wenn einer Treue üben und Freundschaft halten kann", dann war sie es!

Aber auch dieses Leben voll Liebe und Treue ging zu Ende. Sie, die unüberwindlich schien in ihrer heitern Lebenskraft, fiel einem tückischen Leiden zum Opfer, das weder die ärztliche Kunst noch Gattenliebe und Tochterpflege überwinden konnte. Am 21. März 1923 schloß sie ihr arbeitsreiches Leben ab. Was an ihr vergänglich war, wurde auf dem Johannisfriedhof in der v. Forster'schen Familiengruft der Erde übergeben. Es war ein strahlender Frühlingstag, da sich der schwere dunkle Trauerzug aus dem Tor der Kapelle, in der die Trauerfeier stattgefunden, zum Grabe bewegte und dort Kranz neben Kranz sich senkte und Rede um Rede die Dahingegangene pries. Alle Stände und Parteien, alle Bekenntnisse und Menschenschicksale hatten sich an dem offenen Grabe vereint und eine Klage war um den Verlust, den alle erlitten hatten. Aber die Erinnerung an sie lebt und die Liebe, die sie gesäet, wird nimmer aufhören.

Dr. Bertha Kipfmüller (Nürnberg).

17. Göpfert, Franz Adam,
Katholischer Theologe, Professor der Moraltheologie.
1849—1913.

Göpferts Eltern waren ehrsame Schmiedseheleute in Würzburg. In dem Hause Kärnergasse 26, das zur Zeit der Neffe Martin Völker inne hat, wurde er am 31. Januar 1849 geboren. Der talentvolle Knabe durfte studieren. Zwei Jahre lang besuchte er die Lateinschule in Würzburg; dann kam er 1861 an die zu Aschaffenburg als Freizögling des kgl. Studienseminars daselbst. 1867 erhielt er das Reifezeugnis des Gymnasiums mit der seltenen Auszeichnung der goldenen Preismedaille, „weil er in allen Klassen des vierjährigen Gymnasialkurses in allen Fächern und in jeder Hinsicht vor seinen Mitschülern sich ausgezeichnet hat." Darauf bezog er die Universität seiner Vaterstadt und oblag 1867—71 dem Studium der Philosophie und Theologie. An der Alma Julia hatte er Männer von hochgefeierten Namen, wie Heinrich Denzinger, Joseph Hergenröther, Franz Hettinger zu Lehrern, im Priesterseminar den idealen Renninger zum Regens. Das

Digitized by Google

waren vier Männer, die ihre theologische Bildung zu Rom im deutschen Jesuitenkolleg (Germanikum) empfangen hatten, und sie blieben für Göpfert auf Lebenszeit Muster und Vorbilder, feste Glaubensüberzeugung, treukirchliche Haltung, idealen, opfermutigen Hochsinn, innerliches Leben, wissenschaftliche Strebsamkeit zu vereinigen. Am 5. August 1871 zum Priester geweiht, arbeitete er in der Seelsorge als Kaplan zu Kitzingen mit großem Eifer, bis er im Mai 1872 an schweren Lungenblutungen erkrankte. In längerem Urlaub, den er zumeist in Tölz verbrachte, gelang es seiner im übrigen kräftigen Körperkonstitution und seinem eisernen Willen, das heimtückische Leiden anscheinend gänzlich zu überwinden. 1873 in das zwei Jahre vorher ins Leben gerufene bischöfliche Knabenseminar Kilianeum zu Würzburg als Subregens berufen, setzte er die theologischen Studien fort und promovierte 1876 summa cum laude auf Grund der Dissertation „Die Katholizität der Kirche, eine dogmengeschichtliche Studie" (Würzburg 1876). Diese Schrift war schon 1871 als Bearbeitung der damals gestellten Preisaufgabe in Angriff genommen, aber zur Preisbewerbung nicht eingereicht worden.

Schon 1879 wurde G. zum Universitätsprofessor ernannt. Das war eine große Überraschung auch für ihn selbst und für die theologische Fakultät. Denn er hatte die Berufung in keiner Weise angestrebt und war auch seitens der akademischen Stellen gar nicht in Betracht gezogen worden. Wie kam es trotzdem zu seiner Ernennung? Sehr selten dürfte ein solcher Fall in der Geschichte des akademischen Berufungswesens vorkommen. Der Moral- und Pastoralprofessor Dr. Franz Joseph Stein hatte den bischöflichen Stuhl des heiligen Burkardus bestiegen. Zur Wiederbesetzung der erledigten Professur brachte die Fakultät unterm 4. März 1879 vier Kandidaten in Vorschlag: den Regens Dr. Renninger als Ordinarius, für den Fall aber, daß ein außerordentlicher Professor ernannt werden solle, Dr. Ludwigs in Regensburg, den Privatdozenten Dr. Stahl und Dr. Körber jun. in Bamberg. Der akademische Senat begutachtete die Liste. Aber dem Ministerium waren die Vorgeschlagenen nicht genehm. In der Hauptsache hing das mit der Kirchenpolitik des Ministers Lutz zusammen. Dieser wandte sich an Bischof Stein. Der wies auf den jungen G. hin, den er kurz zuvor (am 16. August 1879) zum Assistenten an seinem Priesterseminar ernannt hatte. So wurde denn im November 1879 gegen alle Erwartung G. als ao. Professor für Moral- und Pastoraltheologie berufen. Rasch gewann er das volle Vertrauen der Fakultät. Sie beantragte im Juli 1883 einhellig seine

Digitized by Google

Beförderung zum Ordinarius mit der Begründung, G. habe „sich als ein höchst strebsamer, anregender, tüchtiger und bei der akademischen Jugend beliebter Lehrer erwiesen“ und „durch seine 1883 veröffentlichte größere Schrift über den Eid auch seine wissenschaftliche Regsamkeit und Begabung mehr als zur Genüge dokumentiert.“ Am 28. November 1884 erfolgte die Beförderung. Nach dem Tode Hettingers (1890) erhielt er auch den Lehrauftrag für Homiletik und zwei Jahre darauf als weiteres Nominalfach das der christlichen Sozialwissenschaft.

Was er in den 67 Semestern 1879—1913 im akademischen Beruf und neben diesem Beruf gearbeitet und geleistet hat, geht über das gewöhnliche Maß weit hinaus.

Als Lehrer hatte er eine große Stundenzahl von Vorlesungen und Übungen. Dazu kam die Durchsicht der allwöchentlichen homiletischen Skizzen und Ausarbeitungen der Kandidaten. Unermüdlich war seine Sorgfalt vor allem darauf gerichtet, die theologische Jugend für die Bedürfnisse des seelsorgerlichen Wirkens möglichst gut auszurüsten. Es lag ihm daran, den Hörern klare Grundsätze und sichere Regeln für die sittliche Beurteilung der vielgestaltigen und vielverwickelten Erscheinungen des wirklichen Lebens in die priesterliche Laufbahn mitzugeben. Die Hunderte seiner Schüler rühmten dankbar immer wieder, daß Göpfert es verstanden habe, die Begriffe und Grundsätze der praktischen Theologie klar und bestimmt vorzutragen und deren zuverlässige Anwendung auf die verschiedensten Verhältnisse und auf die im Fluß der Zeit neu auftauchenden Fragen zu lehren.

Als Schriftsteller entfaltete Göpfert eine ausgedehnte Tätigkeit. Der obengenannten Doktorschrift folgte das „St. Kilianus-Büchlein“, eine Lebensbeschreibung des Frankenapostels und seiner Gefährten nebst Gebeten und Liedern (Würzburg 1902), die Monographie „Der Eid“ (Mainz 1883), die Gedächtnisrede auf den Prälaten Hettinger (Würzburg 1890), die Veröffentlichung der geistvollen „Pastoraltheologie“ seines ehemaligen Regens Dr. Renninger (Freiburg 1893). Die Herausgabe dieses Werkes, das der Verfasser für Herders „Theologische Bibliothek“ bearbeitet und im wesentlichen abgeschlossen hatte, durch Göpfert war ein Akt der Pietät gegen den entschlafenen Freund, der todkrank ihn darum ersucht und ihm volle Freiheit bei der Drucklegung gegeben hatte. G. wahrte den Text, erhöhte aber durch viele Zusätze erheblich den Wert des Buches, das als bedeutende, in mancher Hinsicht originelle Leistung gerühmt wurde. Ungemein zahlreich waren die kleineren Arbeiten, vornehmlich Besprechungen von lehr-

Digitized by Google

reichen Pastoral- und Moralfällen. Die Linzer theologisch-praktische Quartalschrift enthält in 31 Jahrgängen (1883—1913) Beiträge von Göpfert; ins Kirchenlexikon von Hergenröther-Kaulen schrieb er die Referate über „Disputation" (3, 1833—56), „Furcht" (4, 2137—2142), „Stahl, Bischof von Würzburg" u. a. m. Sein wissenschaftliches Haupt- und Lebenswerk ist die „Moraltheologie" in drei Bänden (Paderborn 1897; [7] 1913), ein Bestandteil von Schöninghs „Wissenschaftlicher Handbibliothek". Aus langjähriger Lehrtätigkeit und steter Fühlungnahme mit dem praktischen Leben hervorgegangen, fand das Werk in den Kreisen des Seelsorgerklerus außerordentlich günstige Aufnahme und weiteste Verbreitung. Das lag an der Zuverlässigkeit der theoretischen Orientierung auf der Grundlage des folgerecht durchgeführten Probabilismus und an der Reichhaltigkeit von praktischen Entscheidungen und Weisungen, ferner daran, daß in jeder Neuauflage die jeweils neuesten Arbeiten der Fachliteratur berücksichtigt und aktuelle Fragen der kirchlichen und staatlichen Gesetzgebung sowie des sozialen Lebens beleuchtet wurden. Auch Fachkritiker anderer Auffassung über Aufgabe, Methode und Einzelfragen der Moraltheologie (z. B. über die Beurteilung der Strafgesetze) haben das Werk als ein „in seiner Art wirklich gutes und höchst verdienstvolles Moralwerk" (Theol. Quartalschrift 1911, 642) anerkannt.

Als Seelsorger und Gewissensberater praktisch zu wirken, war für Göpfert ein Herzensbedürfnis, ein starker Drang, der ihn zu erstaunlich großer Arbeitslast außer und neben dem akademischen Lehramt befähigt hat. Er war 1882 bis 1892 Universitätsprediger, gleichzeitig sowie eine Reihe von Jahren vorher und nachher Präses der marianischen Akademiker-Kongregation zur Pflege des religiösen Lebens, in Stadt und Land ein vielbegehrter Festprediger, im Verein mit einigen anderen Weltpriestern der Diözese ein eifriger Volksmissionär, solange die Gesundheit es gestattete; und er schonte dabei nicht die Zeiten der Erholung und der Ferien.

Mit großem Eifer wirkte er für die eucharistische Bewegung, für den eucharistischen Priesterverein, für die Missionsvereinigungen. Als Gutachter und Berater in schwierigen Gewissensfragen wurde er mündlich und schriftlich, auch aus weiter Ferne, stark in Anspruch genommen und er war jederzeit gern bereit, Rat, Belehrung und Trost zu geben.

Schließlich ist der Arbeitsfülle zu gedenken, die Göpfert als Vorstand des Vereins zur Erbauung einer Kirche in der Würzburger Sanderau von 1888 bis zu seinem Tode bewältigt hat. Daß diesem rasch aufblühenden neuen Stadtteil rechtzeitig ein großartiges Gotteshaus er-

Digitized by Google

stand, ein monumentaler Prachtbau, im romanischen Stile kunstgerecht aufgeführt und ausgestattet, dem Andenken des Würzburger Bischofs St. Adalbero (Grafen von Lambach † 1090) geweiht, war hauptsächlich das Werk der zielbewußten, energischen Obsorge des Kirchenbauvereinsvorstandes. Außerordentlich viel Zeit, Mühe und Geld hat Göpfert auf dieses sein zweites Lebenswerk verwendet. Opferwillig schenkte er hiefür seit 1888 alle seine Meßgelder und Schriftstellerhonorare, 1898, als der Bau ins Stocken geriet, hochherzig sein Privatvermögen (26 000 Mk. auf einmal), zuletzt auch seinen Nachlaß.

Woher nahm Göpfert die Zeit, um so viele und so verschiedenartige Arbeit erfolgreich leisten zu können? Mit fester Willenskraft hat er die Zeit möglichst ausgenutzt. Gewöhnlich stand er sehr früh auf — im Sommer um 4, im Winter um 5 Uhr —, nach Tisch machte er einen Spaziergang; alle übrige Zeit war mit kurzen Unterbrechungen der Arbeit gewidmet. Zur Erholung war allwöchentlich ein Nachmittagsausflug — häufig in den Guttenberger Wald oder ins Pfarrhaus nach Zellingen —, in den großen Ferien ein Gebirgsaufenthalt von vier Wochen bestimmt. Der Überfülle angestrengter Arbeit war jedoch auch seine kräftige Naturanlage auf die Dauer nicht gewachsen. Von einer Volksmission im Oktober 1903 zurückgekehrt, fühlte er sich leidend; das alte Übel (Lungenblutungen) regte sich wieder. Mit eisernem Willen setzte er seine Berufsarbeit fort. Aber von Februar bis Ende April 1904 rang er mit dem Tode. Wider Erwarten der Ärzte blieb er am Leben. Im Sommer 1904 stellte sich ein Rückfall des tückischen Leidens ein. Nun war seine Kraft anscheinend gebrochen. Doch die Pflichttreue hielt ihn im Amte. Noch 13 Semester harrte er in den Arbeiten des Berufes aus. Im Frühjahr 1913 fühlte er sich sehr erschöpft und suchte wie öfter in Gries bei Bozen Kräftigung. Er glaubte sie auch gefunden zu haben und hatte am 18. April die für den andern Tag geplante Heimkehr vorbereitet und nach Hause gemeldet; da ward er beim Abendtisch vermißt und man fand ihn im Zimmer tot infolge Herzlähmung. So erfolgte sein Ausscheiden aus der Universität wie 34 Jahre vorher sein Eintritt in dieselbe unvermutet rasch und doch für die Näherstehenden nicht ganz unerwartet. Die sterbliche Hülle wurde nach Würzburg in die Adalberokirche und von da am 22. April feierlich auf den Friedhof zur Beisetzung überführt, jedoch nach Einholung der Genehmigung in die genannte Kirche zurückgebracht, um darin zwischen dem Choreingang und der Seitenkapelle die letzte Ruhestätte zu finden.

Digitized by Google

Göpfert war eine durch und durch konservative Natur, gegen neue Anschauungen auf theologischem Gebiet mißtrauisch und ablehnend. Ein schlichter, fester, zuverlässiger Charakter, ging er gerade und aufrecht seinen Weg. Er schmeichelte nicht, sein offenes Wort, mitunter schroff klingend, war stets wohlgemeint. Im Privatverkehr offenbarte er ein kindlich einfaches, heiteres Gemüt. Von mancher Seite wurde er verkannt; aber die Nähertretenden fanden nur die Schale manchmal etwas rauh, ihn selbst streng gegen sich, mild gegen andere, bedürfnislos für sich, hilfsbereit für jedermann und reichlich spendend für gute Zwecke. Den jugendlichen Idealen treu bleibend war er ein unermüdlicher, tüchtiger Arbeiter im Dienste der Kirche, der Wissenschaft und des Gemeinwohls. Nach Ehren nicht strebend wurde er zu Neujahr 1896 mit dem kgl. bayer. Verdienstorden vom hl. Michael IV. Klasse, 1913 mit demselben III. Klasse ausgezeichnet und am 22. November 1909 zum päpstlichen Hausprälaten ernannt.

Kurze Nekrologe über Göpfert schrieben: 1) Ein Ungenannter (Geistl. Rat Gymnasialprofessor Dr. Beda Löhr, der Testamentar G.s) im „Fränkischen Volksblatt" Nr. 92 vom 21. April 1913; 2) Univ.-Prof. Dr. Braun: Gedächtnisrede beim akademischen Trauergottesdienst am 9. Mai 1913 (Würzburg, Fränkische Ges.-Druckerei, 1913); 3) Seminarregens Dr. Staab im Vorwort der 7. Auflage des 2. Bandes der Moraltheologie (Paderborn, Schöningh, 1914). — Die Schrift „Der Eid" fand eine Besprechung im „Literarischen Handweiser" Nr. 339, S. 398 vom 10. Juli 1883 mit dem Vorwurf, Göpfert habe einen neueren französischen Autor stark benützt, ohne ihn zu zitieren. Diese Behauptung war irrig. Vielmehr war dieser Autor, der sich an Suarez angelehnt hatte, Göpfert gar nicht zugänglich gewesen, G. aber hatte seine Quellen, Thomas von Aquin, Suarez u. a. jeweils genau angegeben. Das Mißgeschick des Rezensenten hatte zur Folge, daß die Fakultät, den am 13. Juli gefaßten Beschluß, Göpferts Beförderung zu beantragen, am 17. Juli wieder aufhob. Hiervon erfuhr Göpfert durch eine „Privatmitteilung" und klärte durch Schreiben vom 18. Juli die Fakultät auf: Es liege nicht in seinem Interesse, den unvorsichtigen, vielleicht leichtfertigen Rezensenten auch öffentlich zu beschämen. Deshalb habe er sich mit dem vom Redakteur vorgeschlagenen Modus der Berichtigung einverstanden erklärt. Auch ihm sei alles daran gelegen, daß die Ehre der theologischen Fakultät entweder durch seine Rechtfertigung oder aber durch sein Ausscheiden aus der Fakultät gewahrt bleibe. Nun beantragte die Fakultät am 23. Juli die Beförderung. In Nr. 340 des Handweisers vom 24. Juli S. 448 erschien die Berichtigung seitens der Redaktion. Das ist ein lehrreiches Beispiel, wie im akademischen Leben die Irrung eines Rezensenten Verwirrung und Schaden anrichten kann. — Rezensionen über Göpferts Moraltheologie schrieben u. a. Becker (Z. f. kath. Th. 1898, 150 bis 157; Katholik 1910 II 151 f.), Anton Koch (Lit. Rundschau 1901, 79 ff.; 1906, 277; 1910, 243; Th. Q.-Schr. 1911, 642 f.), Lehmkuhl (Stimmen aus M. Laach 52, 336; 59, 207 ff.), Schindler, (Öst. Lit. bl. 1897, 131; Allg. Lit. bl. 9, 715). — Göpfert referierte über Schindler, Lehrbuch der Moralth. (Th. Rev. 1908, 19 ff.)

Dr. Valentin Weber (Würzburg).

Digitized by Google

18. Güll, Friedrich Wilhelm, Volksschullehrer und Kinderliederdichter 1812—1879.

Güll Friedrich, der Dichter der Kindheit, ist ein Sohn Ansbachs, der Stadt, die auch den von Lessing gerühmten, früh verstorbenen Cronegk, den weisen Anakreontiker Uz, den sprachgewandten, schönheitsdurstigen Platen ihre Söhne nennen darf. Hier wurde er am 1. April 1812 geboren. Sein Vater Christoph Joseph Güll, (geb. 1785), Sohn eines Hofgalanteriearbeiters, war selbst Goldschmied und seine Mutter Margarete Regina, eine geborene Zunbrunn, war die Tochter eines markgräflichen Hoflakais und nachmaligen Appellationsgerichtsboten. Die Zeiten waren schlecht, die wirtschaftlichen Verhältnisse der Neuvermählten gering; schon im November 1813 erlag der junge Goldschmiedmeister einem zehrenden Fieber. Die väterliche Freude am Schönen und an seiner Gestaltung war aber auf den Sohn, unseren Dichter übergegangen. In seinem späteren Lebensalter schrieb dieser einmal an seinen Freund, den Dichter Lohmeyer: „Ich erinnere mich einer Äußerung meiner Mutter, die einst, als ich ihr meine ersten (dichterischen) Versuche mit den mancherlei Verbesserungen vorlas, sagte: „Du bist doch dein „erbeter" Vater. Wenn ich manches Mal an einem Sonntag Nachmittag gemeint habe, er soll mit mir spazieren gehen, so gravierte er noch an einem Trauring eine Efeuranke hinein, indem er mir erwiderte: „Ich muß auch für mich etwas haben!"

Und mit Stolz sang der Sohn später:

„Ein Goldschmied war mein Vater,
War mein Großvater schon
Und eine Goldschmiedsader
Pocht auch in mir, dem Sohn."

1816 ging die junge Witwe eine zweite Ehe mit dem Schneidermeister Johann Leonhard Reissinger ein. Der ehrenfeste, charaktervolle Mann wurde dem jungen Güll ein wirklicher Vater. Schon vor Eintritt in die Volksschule mußte der Knabe sich in der Werkstatt und unter Aufsicht des Meisters die Anfangsgründe des Schulwissens aneignen. Von Spielsachen erfreuten sich die Bleisoldaten der besonderen Gunst des phantasiebegabten Knaben und so manche Dichtung des Erwachsenen erinnert an diese jugendliche Vorliebe. Mit offenen Augen schaute der Junge in die ihn umgebende Welt und wahrlich! seltsam genug war sie. „Ich habe noch", so schreibt der Dichter Ende der 70er Jahre an Lohmeyer, „gepuderte Perücken und Haarzöpfe, gestickte Atlasfräcke,

Digitized by Google

weiß und blau geringelte Seidenstrümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen gesehen. Alte Junggesellen in altmodischem Wertherhabit und alte Jungfern im Kostüm à la Josephine, Schulmeister mit dreieckigem Hut und hohem spanischen Rohr, Korporäle, am Säbelkorbe noch den Haselnußstecken, und Dutzende von fast unbeschreiblichen Stadtoriginalen. Dazu all die wandelnden markgräflichen Hofruinen in Ansbach, der Hofheiduck, der Kammermohr, der höheren, höchst wunderlichen Chargen gar nicht zu gedenken!"

Allein nicht nur diese geheimnisvolle Welt hatte es ihm angetan. Mit leidenschaftlicher Liebe hing er an der heimatlichen Natur und nichts war ihm lieber als in ihr herumstreifen zu können und die Wunder Gottes zu schauen. Und diese Liebe zur Natur ließ ihn mit der Zeit all die heimlichen Reize der fränkischen Landschaft, den sanften, lieblichen Zauber ihrer Höhen und Täler, ihrer Wälder, Wiesen und Felder ahnen und auskosten. Hier schon mögen die Stimmungen heiteren Ernstes und träumerischen Friedens, welche die Landschaft atmet, an seine Seele gepocht haben, die Stimmungen, welche wir in seiner späteren Lyrik sich entfalten sehen. Zeitlebens blieb ihm der Verkehr mit der Natur der Jungbrunnen zur Erneuerung seiner körperlichen und geistigen Kraft.

Eine neue Quelle reiner Freuden erschloß sich ihm, als er in einer Dachkammer des väterlichen Hauses Weises Kinderfreund, Tausendundeinenacht, Fenelons Telemach, Gellerts Fabeln, Campes Robinson gefunden hatte und sich in sie vertiefen konnte.

Als Zehnjähriger war der begabte Knabe in die Realschule seiner Vaterstadt gekommen und machte im Lesebuch die erste Bekanntschaft mit Lessing, Goethe, Schiller und Uhland. Inzwischen waren die elterlichen Verhältnisse infolge immer stärker auftretender Kränklichkeit des Stiefvaters mißlicher und mißlicher geworden. Da mußte denn der junge Güll seine heißen Wünsche nach akademischen Studien zu Grabe tragen und, der bitteren Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, Lehrer werden.

Nach der damals üblichen Vorbereitung in seiner Vaterstadt besuchte Güll von 1829—31 das im ehemaligen Universitätsgebäude untergebrachte Seminar Altdorf.

Schon 1831 sehen wir ihn als Hilfslehrer in dem benachbarten Flachslanden gegen ein monatliches Einkommen von 4 Gulden 30 Kreuzer 120 Kinder unterrichten. Der zweijährige Aufenthalt in diesem großen fränkischen Dorfe wurde für seine dichterische Entwicklung von allergrößter Bedeutung. Hier beobachtete er das Volk bei seiner Arbeit

Digitized by Google

und seinen Vergnügungen, lernte seine schlichte Art zu denken, die Einfachheit, Treffsicherheit und Plastik seines Ausdruckes kennen, seine Gemütstiefe, seinen schalkhaften Humor und vor allem die selbständige Bedeutung der heimatlichen Mundart und des Volksliedes schätzen. Was Wunder, wenn die mit Dichteraugen ins Leben sehende Seele des Jünglings von des Volkes kindlich naiver, schalkhaft biederen Art und Sprache gefangen wurde und Schätze für Leben und Dichten sammelte, welche weder Motten noch Rost fressen! Hier regte seine dichterische Gestaltungskraft schon ihre Schwingen; allein seine Versuche lehnten sich nach der breiten Anlage und Moral noch an den Zeitgeschmack an.

1833 wurde er als Schulgehilfe in seine Vaterstadt Ansbach berufen und schon 1834 wurde er Lehrer an der dortigen kgl. höheren Töchterschule. 1835 verehelichte er sich mit der Ansbacher Seifen- und Lichterfabrikantentochter Amalie Birkmeyer. Sie hatte eine gute Bildung genossen, hatte Sinn und Verständnis für Poesie und die Bestrebungen ihres Mannes und wurde ihm so ein treuer Kamerad. Um die Jahreswende 1841/42 siedelte die mit drei Kindern gesegnete Familie nach München über, wo Güll eine Lehrerstelle an der evang. Schule erhalten hatte. Hier wirkte er bis zu seiner Ruhestandsversetzung im Jahre 1877.

Im Spätjahr 1836 erschien bei Liesching in Stuttgart ein einfaches Gedichtbändchen mit dem Titel „Kinderheimat in Bildern und Liedern von Friedrich Güll. Mit einem Vorwort von Gustav Schwab." Gülls eigenes Vorwort zeigt ihn als guten Kenner des kindlichen Wesens und als Pädagogen mit offenen Augen. Gustav Schwab, der schwäbische Dichter, dem der Anfänger sein Erstlingswerk zur Prüfung vorgelegt hatte, schrieb in seinem Vorwort: „Je unmittelbarer und unbewußter das Kind empfindet und geistig genießt, desto mehr ist scheinbare Unmittelbarkeit und Bewußtlosigkeit das unerbittlich verlangte Erfordernis eines Kinderliedes . . . . . Die vorliegenden Lieder . . . schienen dem Verfasser dieser Zeilen . . . . . so viel kindliche Unbefangenheit zu atmen und besonnenes Dichtertalent zu verbergen, die Lehren, die darein verflochten sind, mit so wenig Lehrermiene und so viel Laune vorzutragen, daß ihm ihr dichterischer Wert ebensowohl als ihr pädagogischer unzweifelhaft deuchte."

Die aus 33 Nummern und einem Anhang mit 14 Sprüchen und Gebeten bestehende Liedergabe des fränkischen Dichters rechtfertigt das ihr gewordene Lob. Die überwiegende Zahl der Dichtungen beschäftigt sich mit der Tierwelt, mit dem Verhältnis einzelner Tiere zum Menschen, besonders zum Kinde, und zueinander. Einige haben kindliche Spiele

Digitized by Google

und Wünsche, z. B. „Der kleine Rekrut“, und „Bleisoldaten“, auch Märchenstoffe, z. B. „Vom Däumling“, und endlich Weihnachten und Ostern zum Gegenstande. Nur erst ganz vereinzelt treten Stoffe aus dem später von ihm so gern behandelten Kreise der Kinderstube auf, nämlich in dem Gedichtchen „Vom Maienkäferlein“ und dem Ammenspruch „Vom Hirten“.

Die Eigenart Güllscher Muse finden wir hier sowohl nach der stofflichen als auch nach der formellen Seite schon in entschiedener Ausprägung. Einfache Stoffe und Vorgänge der Natur, die kleinen Dinge der Umwelt werden von ihm sinnig und warmherzig erfaßt und ins Gold echter Poesie getaucht. Aus den paar Gebetlein spricht gläubig vertrauende Frömmigkeit. Die Sprache ist kindlich schlicht, höchst anschaulich, dem Volke abgelauscht und durchsetzt mit vielen mundartlichen, der Darstellung etwas Bodenständiges gebenden Wendungen. In den Gedichten sprudelt harmloser, schalkhafter Humor, der sich am Kleinen so recht von Herzen freuen kann, und eine „heitere Jugendlichkeit“ gibt ihnen das Gepräge. Charakteristisch sind die prächtigen, humordurchtränkten Gedichtschlüsse von packender Knappheit. Das Lehrhafte ist nirgends aufdringlich. Manche Gedichte, wie „Vom Schmunzelkätzchen und Bullenbeiß“, atmen geradezu dramatisches Leben. Die Darstellung bedient sich der schlichten Zwei- oder Vierzeiler mit nur vier, drei oder weniger Versfüßen, eines durchsichtigen Reimschemas ohne jegliche Verwickelung, der häufigen Verwendung des Stabreimes und prächtigster Lautmalerei zur Nachahmung der Tierstimmen und der Geräusche vieler Vorgänge. Ganz besonders aber fällt uns die leichte Beherrschung der Form und die sich nicht genug tun könnende Reimfreude auf, wie sie uns schon aus den gereimten Überschriften entgegentritt. Dreiviertel aller Gedichtüberschriften der Kinderheimat von 1836 sind gereimt. Wer erinnert sich nicht aus seiner Kindheit auf die Titel: Vom Bauern und den Tauben darf's Büblein alles glauben. — Kommt her und seht, o weh, o weh!, wie übel geht's dem Mann von Schnee! — Wie die Kinder übers Böcklein schelmisch lachen und sich übers Zottelröcklein lustig machen — und dgl. mehr.! Von der Hochschätzung der Mundart durch unseren Dichter zeugt die Tatsache, daß so manches seiner Gedichte ursprünglich mundartliche Fassung hatte. Er selbst weist einmal darauf hin, wie herzlich und anheimelnd sich anhöre: „Wie das Finkle das Bäuerle im Scheuerle besucht!“ Hin und wieder findet sich manch unreiner Reim; allein er erweckt den Anschein der Volkstümlichkeit.

Zu dem von Friedrich Rückert herausgegebenen Erlanger Musen-

Digitized by Google

almanach für das Jahr 1838 steuerte Güll elf Gedichte bei und erntete dafür des Herausgebers Anerkennung. 1840 ließ er sechs Weihnachtslieder erscheinen: Ein Brief vom Christkindlein — Die Uhr — Vom Riesentöchterlein — Pelzemärtel — Vom Büblein auf dem Eis — So höret jetzt alle zwei was vom April und was vom Mai. — Sie sind in die 1846 erschienene erheblich erweiterte Auflage der „Kinderheimat" übergegangen. Diese Auflage wies schon 57 Gedichte auf, darunter das launige „Kletterbüblein", sowie Sagen- und Märchenstoffe. Außerdem brachte sie 12 Sprüche, vier Gebete und eine Anzahl Spiel- und Ammenreime sowie Rätsel. Diesen hat Güll zeitlebens eine besondere Vorliebe entgegengebracht. Sein Ruhm als Kinderdichter war begründet und seine schlichten Verse sind ein Quell jugendlicher Freude und kindlichen Frohsinns geworden.

Mit der Anerkennung, die der Dichter fand, hielt die Entwicklung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse leider nicht Schritt. Acht Kinder, von denen die schmerzgebeugten Eltern drei allerdings schon im jugendlichen Alter ins Grab sinken sehen mußten, wollten ernährt und gekleidet sein. Die karge Besoldung reichte dazu bei weitem nicht aus und die graue Sorge pochte an die Türe. Da galt es zu erwerben und Güll mußte unter Zurückstellung all seiner Lieblingspläne neben der gewissenhaften und pflichtgetreuen Bewältigung seiner Schularbeit sich in zahlreichen Privatstunden mühen und seine Kraft verbrauchen.

Wohl gelang es seiner pädagogischen Tüchtigkeit, ausgezeichnete Erfolge bei seinen Schülern zu erzielen; wohl hielt man ihn für würdig acht Jahre lang zwei Prinzessinnen, die Töchter des Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, zu unterrichten; wohl ermöglichte ihm das Vertrauen reicher Eltern die Errichtung eines Privatkurses zur höheren Bildung von Mädchen: allein dem dichterischen Gestalten war dieses Ringen um das tägliche Brot auf einem vom dichterischen Schaffen abseits liegenden Gebiete nicht förderlich. Gülls Leben in München war ein aufreibender Kampf zwischen Pflicht und Neigung und schwer litt der zart besaitete Mann unter dem klaffenden Zwiespalt zwischen seinen Herzenswünschen und der Nötigung des Tages. Gewiß schenkte dem bis ins Alter Tag für Tag sich gewissenhaft auf den Unterricht vorbereitenden Lehrer auch das Gelingen der Berufsarbeit so manche schöne und erhebende Stunde und von seiner Liebe zu den ihm anvertrauten Kindern zeugt das launige Gedichtlein „Ein Brief" (Kinderheimat 3. Gabe. Für unsere Kleinen. Seite 68). Trotz aller Liebe aber, die er gab und erfuhr, trotz aller Fürsorge für seine Familie empfand er nicht selten den Zwang, seine besten Kräfte zum Brot-

Digitized by Google

erwerb verbrauchen zu müssen, als eine auf ihm ruhende schwere Last. So schrieb er in einem Briefe vom 2. April 1863 an seine als Erzieherin in Warschau weilende Tochter Mathilde: „Bei mir geht es auch, die oft eintretende Müdigkeit abgerechnet, ganz gut. Nur möchte ich, wenn dieser und der nächste Abendkurs zu Ende geführt sind, also in 4½ Jahren, mit den Erträgnissen meiner Schule ausreichen und so im wahren Sinne des Wortes „leben" können . . . . . Außerdem will ich dann keine Privatstunden mehr geben und lieber noch an ein 3. Bändchen der Kinderheimat denken. Wir müssen uns eben möglichst einschränken." Ja, er schränkte sich ein mit den Seinen. Am 27. März 1863 hatte er an genannte Tochter geschrieben: „Ich komm' in kein Konzert, in kein Theater, ja den ganzen Winter hindurch nicht einmal zu den Zwanglosen."

Wenn Gülls poetische Ader trotz solch mißlichen Verhältnissen, die ihm auch nicht bescheidene Muse zu künstlerischem Schaffen gönnten, nicht versiegte, so beweist das nur die Stärke seiner dichterischen Begabung. Seine Dichtungen wurden meist in nächtlicher Weile geboren und häufig konnte er nur „in den Aufzeichnungen seiner Tagebücher die Seelen künftiger Lieder fesseln und Gedanken flüchtig skizzieren, die nie Form und Gestalt gewinnen sollten", berichtet Lohmeyer von ihm. „Konnte ich jemals eine freie Stunde willkommen heißen", schrieb er diesem in einem seiner letzten Briefe, „so war ich zu müde und erschöpft, um das Gedachte und Empfundene frisch gestalten zu können, und die rechte Stimmung kehrte mir nicht wieder."

1859 erschien eine neue Sammlung von Gedichten Gülls unter dem Titel „Kinderheimat in Liedern von Friedrich Güll. 2. Gabe. Scherz und Ernst für jung und alt. Mit Bildern nach Zeichnungen von Hugo Bürkner." Das Büchlein war der leutseligen Königin Marie zugeeignet, die Güll gewogen war und auch mehrfach seinem Unterricht beigewohnt hatte. In diesem sehr gut ausgestatteten Büchlein, dessen Bilder an die gemütvollen Darstellungen L. Richters gemahnen, zeigt sich noch mehr als in der 1. Gabe der Einfluß eines glücklichen Familienlebens. Die Gedichte sind der Kinderstube, dem heiteren und beseligenden Spiel der Eltern mit ihren Kindern entsprossen. Sie atmen reine Kindlichkeit und Natürlichkeit. Bald sprudeln sie über in fröhlicher Laune, bald stellen sie sich mit lehrhafter Miene vor das begriffsstutzige Dummköpflein, bald mit drohend erhobenem Finger vor den kleinen Sünder hin. Sie umfassen den ganzen Umkreis kindlichen Seins, begleiten das Kind aus dem Bette, in die Schule, zu Tisch, zum Spiel und wieder ins Bett. Wo anders als in der

Digitized by Google

Kinderstube kann „Der erste Zahn", „Beim Haarflechten", „Wenn der kleine Schelm nicht ins Bett will", „Walt' Gott!" geschaut sein! Die Kinderstube war Gülls Lernstube. „So etwa vier Kinder", schreibt er einmal, „bringen erst ein rechtes Leben ins Haus, besonders abends, wenn sie dem Vater am Halse hängen oder auf dem Schoß hocken, und wenn er, ob er will oder nicht, mit ihnen scherzen, singen, spielen und sonst noch allen möglichen Schabernack treiben muß. Dann haben die Bücher auch ihren Feierabend, der zunächst der Mutter und den Kindern, dann aber auch ihrem Besitzer zugute kommt . . . . . Das Reiten auf des Vaters Schulter oder Huckepack auf seinem Rücken oder eine Kutschenfahrt im umgekehrten Schemel oder Schaukeln in der Eltern verschlungenen Armen ist auch gar zu lustig. Wenn dann mit dem Plaudern allmählich die abendliche „Bilderschau" kommt, was ist das erst ein Jubel, sich so in einen Richterschen Holzschnitt, etwa in einen Sonnenuntergang, hineinzusinnieren und dann wieder alles Mögliche herauszusingen und -sagen und -plaudern! Da muß der Handwerksbursch johlen, der Postknecht blasen, der Schäfer dudeln, da müssen Schafe und Lämmer blöken und von der fernen Stadt her die Domglocken in tiefen, schwellenden Tönen summen usw."

Die 2. Gabe der „Kinderheimat" zeigt uns den Dichter von einer neuen, allerdings verwandten Seite. In einem Anhange wendet er sich an die Erwachsenen und wahrlich! er hat ihnen etwas zu sagen. Er bringt da Perlen lyrischer Dichtung von bestrickendem Wohllaute und nicht auszuschöpfendem Stimmungsgehalte, sei es, daß er uns den Reiz des Frühlings, die beseligende, sabbatliche Stille eines Sonntagmorgens oder die mondscheindurchflutete, gottgesegnete Regungslosigkeit einer Sommernacht ins Herz singt. Dabei ist seine Lyrik modern im besten Sinne, ist durchaus gegenständlich und gibt nur die Vorgänge, deren Stimmungsgehalt in unserer Seele zum Schwingen kommen soll.

Die im erwähnten Anhange veröffentlichten Gedichte waren zum Teil schon 1850 bei Braun und Schneider unter dem Titel erschienen: „Neue Bilder für Kinder von Tony Muttenthaler mit Liedern von Fr. Güll." Das Büchlein enthält 30 meist formvollendete und tief empfundene Gedichte mit 31 charakteristischen Illustrationen.

Endlich 1875 veranstaltete Güll, um seinen Liedern noch weitere Verbreitung zu verschaffen, eine billige Ausgabe unter dem Titel: „Kinderheimat in Liedern von Fr. Güll. Volksausgabe. 3 Gaben in einem Bande". Sie erschien bei Bertelsmann in Gütersloh und enthielt unter 150 Liedern auch einzelne neue, dann Schul- und Ammen-

Digitized by Google

reime, Gebete, Glückwünsche und einen ganzen Nußwald von Rätseln. Es hieße Eulen nach Athen tragen, über diese an „Scherz und Ernst, Lust und Leid, Ahnen und Glauben, Lieben und Hoffen" so reiche Welt der Jugend noch Worte zu verlieren. Das Werk ist ein unvergänglicher Schatz der deutschen Familie geworden.

Neben den Sorgen um das tägliche Brot machten auch mancherlei Schicksalsschläge dem Dichter das Leben schwer und zermürbten seine Nervenkraft. 1860 verlor er seines Hauses Seele, seine tüchtige Frau, 1862 einen hoffnungsvollen Sohn, 1872 eine glücklich verheiratete Tochter, der er die wundervollen Distichen auf den Grabstein setzte:

„Frieden über dein Grab, umweh'n es die Blüten des Frühlings
Oder das fallende Laub oder der wirbelnde Schnee.
Frieden träufe der Morgen, es taue der Abend dir Frieden,
Jeder Gedanke an dich flüstre dir selige Ruh!"

1876 mußte er auch seinen vorletzten Sohn ins Grab sinken sehen.

So wurde es um den Dichter allmählich einsamer. Aus den geselligen Kreisen zog sich der vom Schicksal Geprüfte immer mehr zurück. Doch hatte der Mann mit dem Kindergemüte ein ausgesprochenes Bedürfnis nach Geselligkeit besessen. Seine künstlerischen Neigungen und Leistungen hatten ihn in Verkehr gebracht mit namhaften Künstlern und Gelehrten. Ich nenne nur die Namen Aurbacher, Geibel, Kerner, Schwab, Uhland, Rückert, Giesebrecht und Riehl. Er wurde auch Mitglied der „Zwanglosen", einer Abendgesellschaft von vorwärts strebenden Künstlern und war gern gesehener Gast bei ihnen. Allein seine Besuche wurden immer seltener. Die eigene Brotarbeit und wirtschaftliche Lage sowie die gesellschaftliche Einschätzung seines Standes ließen ihn immer mehr den geselligen Freuden abhold werden. Was soviele mit robusterem Empfinden als etwas Unabänderliches hingenommen, die tatsächliche Verkennung ihrer Lebensarbeit und deren Segen fürs gemeine Wohl, das mußte dem zarter veranlagten Dichtergemüte wie ein fressendes Feuer in die Seele brennen.

Und doch war gerade sein Lehrerleben reich an inneren nnd äußeren Erfolgen! Schon 1849 erhielt er eine Regierungsbelobung für seine Leistungen, 1859 die silberne und 1876 die goldene Ehrenmünze des Verdienstordens der bayerischen Krone. 1859 hatte König Max dem Dichter der „Kinderheimat" eine bescheidene Jahrespension bewilligt, und als 1876 die Überreichung der goldenen Ehrenmünze in feierlichem Akte an Güll erfolgte, ehrte die Stadtgemeinde München den vorzüglichen Lehrer und Kinderdichter durch eine Ehrengabe von 1500 Mark.

Digitized by Google

Als Güll 1877 in den Ruhestand trat, war seine Kraft bis auf den letzten Rest verbraucht, sodaß er nichts dichterisch irgendwie Belangreiches mehr schaffen konnte. „Die Stimmung, die Spannkraft kehrten dem ermüdeten Manne nicht mehr zurück und mit stiller Wehmut sah er auf die Fülle des Unvollendeten und im Keime schon Verwelkten, das er nun nicht mehr zu einem schönen Leben erwecken konnte" (Lohmeyer). „Es liegt mir", so schrieb Güll, „jene Naivität, mit der eine ziemliche Anzahl Kinderheimatlieder gedacht ist, ganz fern. Ein Gedicht wie „Bäuerlein, Bäuerlein, tik, tik, tak" zu ersinnen, wäre mir jetzt eine pure Unmöglichkeit."

Wenige Tage vor Weihnachten 1879 warf ihn eine Lungenentzündung nieder und schon am 23. Dezember, als man in deutschen Gauen das Fest der Liebe und Kinderfreude rüstete, als wieder zahlreiche Bescherungstische die „Kinderheimat" trugen, da tat ihr Sänger den letzten Atemzug. Die Weihnachtsglocken, deren Klang er so gern in gläubiger Gewißheit gelauscht, läuteten in sein Grab.

Die Sichtung und Verwertung seines reichen literarischen Nachlasses hatte Güll seinem norddeutschen Dichterfreunde Julius Lohmeyer übertragen. Dieser stellte eine 3. Gabe der Kinderheimat „Für unsere Kleinen" zusammen, ein Büchlein, das mit Ehren neben seinen Vorgängern bestehen kann. Er sammelte und gab bei Dürr in Leipzig 1881 auch Gülls zahlreiche Sprüche unter dem Titel „Leitsterne auf der Lebensbahn, ein Spruchbrevier für jeden Tag des Jahres" heraus. Der stattliche Band ist ein unerschöpflicher Schatz praktischer Lebensweisheit und zeigt uns Güll als einen helläugigen und scharfsinnigen Beobachter des menschlichen Lebens und Strebens. Die goldenen Früchte werden in fein ziselierten silbernen Schalen geboten und können nicht warm genug empfohlen werden. Endlich danken wir dem nimmermüden Freunde Gülls das „Rätselstübchen" (Glogau, Flemming), eine Sammlung seiner da und dort verstreuten Rätsel. Hunderte von ihnen hat der Mann, dem der Schalk im Herzen saß, zeitlebens erdacht und in angenehme Form gebracht. Sie sind eine liebe, geistbildende Unterhaltung für unsere Jugend, eine Schulung des Witzes und Verstandes geworden.

Ein Rückblick auf Gülls Lebenswerk zeigt uns, daß seine Lyrik von bestrickendem Reize ist, seine Sprüche als Zeugnisse einer reifen Lebensauffassung die weiteste Verbreitung und Beherzigung verdienen, daß in seinen Rätseln ein Schatz von Witz und Kinderfreude liegt; allein seine Bedeutung als Dichter ist unvergänglich verankert in seinen Kinderliedern. Sie sind in ihrer Ursprünglichkeit, Natürlichkeit, herz-

Digitized by Google

haften Erfassung des kindlichen Wesens und in ihrem harmlosen Humor geradezu unübertrefflich, sind der Ausfluß einer eigenartigen, durch keine Kunst zu ersetzenden Begabung. Nicht besser können sie charakterisiert werden als durch ihres Verfassers eigene Worte: „Mir selber kam ich stets so vor, als wär' ich bald da bald dort mit meiner Seele in irgend ein Kind hineingeschlüpft um mit meiner Zunge all das schwätzen und plaudern und singen zu können, was das kleine Volk träumend und tändelnd aussinniert." Seine unnachahmlichen Kinderlieder erschließen uns eine leuchtende Welt der Reinheit und Lauterkeit, der Klarheit und Sonnenhaftigkeit. Sie sind uns Erwachsenen der Zaubersang aus der seligen Kindheit, der Jungbrunnen, der uns den entstellenden Staub des Alltags vom Antlitz wäscht und uns wieder Kinder werden läßt mit Kindern. Diesen aber bleiben Güll's Schöpfungen ein unversieglicher Quell herzlichster Freude, ein edler Führer durchs Jugendland hinein ins Leben. Dichter kommen und gehen und auch Kinderlieder sind nicht selten; Güll's Bedeutung aber bleibt und mit Recht hat man ihn den König des Kinderliedes genannt.

Quellen: Friedrich Gärtner: Friedrich Güll. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. München, Kellerer 1890. — Julius Lohmeyer: Ein Erinnerungsblatt. Zuerst veröffentlicht in der Monatsschrift „Deutsche Jugend", abgedruckt in „Kinderheimat in Liedern" von Friedrich Güll. 3. Gabe, Gütersloh, Bertelsmann. — Dr. Johannes Orth: Friedrich Güll, Gedächtnisrede zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Mittelfränkischer Schulanzeiger 1912. — Notizen und Güllsche Briefe, von seiner Enkelin Frau Rohr-Wenz zur Verfügung gestellt.

Dr. Johannes Orth (Ansbach).

19. Hammer, Christian Friedrich, Major, Kartograph, Mitbegründer des „Korrespondent von und für Deutschland" 1760—1838.

Die Familie Hammer läßt sich über eine Reihe von Verwaltungsbeamten in adeligen Diensten, Schullehrern, von denen einige die Universität besucht hatten, einer nebenher das ehrsame Schneiderhandwerk betrieb, und endlich mehreren Bergleuten zurückverfolgen bis zu einem Pfarrer Gregor Hammer, der im Jahr 1570 in Königswarth in Böhmen starb. Von dem „lateinischen Präzeptor" Martin Hammer (geb. 1594) heißt es, daß er um seines evangelischen Glaubens willen verfolgt wurde; dessen Sohn Kilian kommt im Jahre 1679 als Schulmeister nach Neudettelsau und von da an breitet sich die zahlreiche und stets wanderlustige Familie im Fränkischen aus.

Digitized by Google

Christian Friedrich Hammer wurde am 10. Dezember 1760 zu Neunstetten in Franken als Sohn des Berlichingschen Amtsvogtes Georg Heinrich Hammer und dessen Frau Charlotte, der Tochter von Hammers Amtsvorgänger Göz geboren. Christian war das älteste lebende Kind von neun Geschwistern, was auf sein Schicksal nicht ohne Einfluß bleiben sollte; denn schon in jungen Jahren nahm er ernsthaft teil an den Sorgen der Eltern und das Gefühl der Verantwortlichkeit für seine Geschwister begleitete ihn durch sein ganzes Leben.

Der Knabe wurde streng und gottesfürchtig erzogen. Er erhielt gründlichen Unterricht erst in der Dorfschule, dann von dem Ortspfarrer Klatt und endlich mit seinen Brüdern und Vettern zusammen von verschiedenen Hauslehrern, auch im Lateinischen, Griechischen, Hebräischen und Französischen. Frühzeitig zeigte er besondere Neigung zum Zeichnen, zu Geometrie und Geographie.

Schon mit vierzehn Jahren kam Christian als Inzipient zu seinem Onkel, dem fürstlichen Kammerrat und Rentmeister Göz in Wertheim. Dort hatte er Gelegenheit sich im Kameral- und Rechnungswesen, sowie in praktischer Geometrie zu üben und sich durch Privatstunden weiterzubilden.

Im Juli 1780 nahm er, ungern aus Wertheim entlassen, eine „faborable" und für die Zukunft aussichtsreichere Skribentenstelle in Breitenlohe an, wo verschiedene Messungen und geometrische Arbeiten ihm einen „namhaften Nebenverdienst" abwerfen sollten. In dem einsamen Steigerwalddörfchen, das nur aus zehn Häusern, Schloß und Kirche bestand, tröstete sich der mit Amtsgeschäften und Privatstudium überbürdete 20jährige damit, daß „wir Menschen der Arbeit wegen auf die Welt gesetzt" sind und daß „Gesellschaft ihn von der Arbeit abhalten könnte." In dieser Zeit litt Hammer öfters an Fieberanfällen, die „von den Weihern herkommend" durch Chinarinde geheilt wurden, und nennt in einem Briefe an den ihm zeitlebens besonders nahestehenden Bruder Friedrich Ludwig (vgl. diese Lebensläufe, II. S. 167 f.), der unterdessen die Universität Straßburg bezogen hatte, „Gesundheit die beste Gabe vor uns Wanderer unter Fremden." Er sehnt sich nach dem Studium auf der Universität, das ihm der Vater versprochen hatte, aber für das die Mittel nicht aufzubringen waren, nach einem Freunde, dem er sich mitteilen könne, und klagt über die Schwermut, die ihn quälte, so daß er sich sogar den Tod wünschte.

Zwei Jahre später wurden Rittergut und Amt Breitenlohe an das gräfliche Haus Castell verkauft und mit Burghaslach vereinigt, wo Hammer nun acht ebenfalls arbeitsreiche Jahre ver-

Digitized by Google

bringen sollte. Doch hatte er von dort aus Gelegenheit, öfters nach Nürnberg zu kommen und auch die seinen, jetzt in Rechenberg, zu besuchen. Auch in Burghaslach fand er Zeit zu Privatstudien und freute sich über die vom Bruder in Straßburg erbetenen französischen Briefe. So war er neunundzwanzig Jahre alt geworden und hatte nie aufgehört zu sparen und zu lernen, um wenigstens auf ein bis zwei Jahre noch eine Universität besuchen zu können. Endlich entsagte er den Seinen zuliebe diesem Herzenswunsch, wenn auch mit dem bitteren Gefühl, in den Augen der Welt, die nichts von den in rastlosem Wissensdrang mit eigener Kraft erworbenen Schätzen weiß, zeitlebens als ein »illiteratus« zu gelten und die Aussicht auf eine höhere Stellung aufgeben zu müssen. Doch hält er es weiter für seine Pflicht, „den möglichsten Grad von Glück zu erreichen." Um diese Zeit suchte ihn der Geheimrat und Castellsche Kanzleidirektor von Zwanziger, den Hammer schon länger kannte und schätzte, als Sekretär für sich zu gewinnen. Noch zögert der gewissenhafte junge Mann, seinen bisherigen Vorgesetzten zu verlassen, ohne für passenden Ersatz gesorgt zu haben. Da bietet sich ihm eine Stellung, die er nicht ausschlagen kann. Constantin Fürst zu Löwenstein-Wertheim ernannte ihn „in Rücksicht seiner ihm gerühmten Geschicklichkeit und Fleißes" im September 1791 zu seinem Rentmeister in Püttlingen in Lothringen. Daß die Verwaltung der „dasigen Revenüen, Güter, Waldungen und Gebäude" in Anbetracht der Zeitläufte keine leichte sein würde, war vorauszusehen. Daß er sein Amt zur Zufriedenheit des Fürsten ausfüllte, geht daraus hervor, daß dieser den trotz seiner ganz auf dem Lande verbrachten Jugend gewandt und sicher auftretenden jungen Mann im Januar 1793 als Vertrauensperson nach Paris schickte, um wegen der Entschädigung für die lothringschen Güter zu unterhandeln. Dort wurde Hammer Augenzeuge von der Hinrichtung Ludwigs XVI. Die seit dem 21. Januar immer kritischer werdende politische Lage machte aber den Verhandlungen ein jähes Ende. Hammer kehrte nach Lothringen zurück, wo jedoch die fürstlichen Güter schon beschlagnahmt waren. Er suchte dem Fürsten dadurch nützlich zu sein, daß er es durchsetzte, als Sequestrationsbeamter der Republik dort zu bleiben. Doch bald zwangen ihn die „Robespierre'schen harten Gesetze", die die Gefangennahme aller Fremden anordneten, zu entfliehen. Zusammen mit einem deutschen Förster Kuhn gelang es ihm, in Bauerntracht durch die französischen Vorposten an der Saar und nach allerlei Abenteuern schließlich glücklich am 3. November nach Heubach zu kommen.

Digitized by Google

Der Fürst von Löwenstein errichtete damals ein Jägerkorps für holländischen Sold. Da Hammers jüngerer Bruder Karl, dem er eine Stelle als Quartiermeister mit Oberleutnantscharakter bei demselben verschafft hatte, auf Werbung zurückbleiben mußte, so reiste er selbst im Sommer 1794 mit dieser Truppe zu Schiff den Main und Rhein hinab bis Köln, dann zu Land nach Holland, wo er die erste Einrichtung und die Geldgeschäfte bei den Generalstaaten besorgte. Zu seiner Freude konnte er bei dieser Gelegenheit ganz Holland kreuz und quer durchreisen. Trotz des schnellen Vorrückens der Franzosen unter Pichegru über die gefrorene Waal gelang es ihm im Dezember 94 mit den einkassierten Geldern Frankfurt zu erreichen, wo ihn der Fürst erwartete. Nach einem Besuch bei seinen Eltern ging er mit Einwilligung des Fürsten, diesmal im Auftrage des fränkischen Kreises, wegen einer Fuhrenstellung für die preußische Armee wieder auf sechs Wochen nach Frankfurt. Mittlerweile war das Löwensteinsche Jägerregiment in englischen Sold gekommen und er sollte es unter vorteilhaften Bedingungen als Hauptmann und Regimentsquartiermeister begleiten. Da aber seine Kreisgeschäfte nicht beendigt waren und Zwanziger ihm abriet, so blieb er „mit großem Verdruß und Unwillen des Fürsten davon", obwohl ihm, wie er sagt, „die Geschäfte in London und der Aufenthalt auf den amerikanischen Inseln vieles Vergnügen bereitet hätten."

Am 11. Juni 1795 wurde Hammer mit Oberleutnantscharakter und gutem Gehalt, wenn auch zunächst provisorisch, von dem fränkischen Kreis zu Nürnberg „zu allerhand Geschäften, sonderlich aber bei dem Quartiermacheramt und Kriegskommissariate" angestellt. Schon zu dieser Zeit verfertigte er als tüchtig anerkannte Landkarten, zunächst des fränkischen Kreises, teils nach eigenen Aufnahmen an Ort und Stelle, teils mit Zuhilfenahme älterer oft schwer zugänglicher Werke.

Im August 1796 finden wir ihn wieder in Paris. Die fränkische Kreisversammlung hatte mit General Jourdan, dem Führer der damals im fränkischen Kreise vordringenden berüchtigten Sambre- und Maasarmee, einen günstigen Vertrag über Kontribution und sonstige Behandlung des Landes abgeschlossen. Plötzlich widerrief Jourdan denselben mit der Begründung, daß man ihn schon vor seiner Ratifikation bekannt gegeben habe. Hammer hielt dies übrigens für eine Maßnahme gegen „die preußische Umsichgreifung und Wegnahme aller in den beiden Markgrafentümern liegenden Länder." Um die Ratifikation trotzdem zu erlangen wurde eine Deputation nach Paris gesandt, bestehend aus Zwanziger, von Rhodius und

Digitized by Google

Hammer als »Secrétaire de Légation du Cercle de Franconie.« Die Verhandlungen verliefen günstig (unterdessen waren ja auch die Franzosen von Erzherzog Karl zu schleunigem Rückzuge gezwungen worden) und die Gesandten kehrten über Colmar, wo sie Hammers Bruder Friedrich Ludwig einen nächtlichen Besuch abstatteten, und Basel nach Nürnberg zurück. 1797 wurde Hammer zum fränkischen Kreiskassier ernannt und erhielt 1798 den Hauptmannscharakter. Er zweifelte zwar an der Fortdauer der Kreisverfassung und damit seiner Stellung, doch sah er der Zukunft in Ruhe entgegen. Im April 1798 schrieb er: „Das Schicksal unseres Vaterlandes sei, welches es sei. Es wird immer Köpfe und Hände zur Arbeit brauchen und ich werde ihm in jeder Verfassung treu zu dienen suchen."

Zusammen mit seinem und seines Bruders gemeinsamem Freunde, Christians späterem Schwager Gmelin, dem Sekretär bei Geheimrat von Zwanziger, speiste er bei einer Madame Uhl und führte ein ruhiges Junggesellenleben, dem er treu zu bleiben sich den Anschein gab. Als er jedoch im März 1799 dem Bruder im Elsaß zum „guten, braven Weibchen" Glück wünscht, deutete auch er Heiratsgedanken an. Nur die unsicheren Verhältnisse hielten ihn noch ab, einen eigenen Hausstand zu gründen. Endlich am 4. August 1801 wurde er mit Fräulein Jakobine von Löffelholz getraut. Obwohl es „im guten Deutschland ohngeachtet des Friedens bedenklich aussieht," kam nun für ihn eine schöne Zeit. Noch hatte der gute 75jährige aber Jünglingskraft zeigende Vater aus Rechenberg, der auf geschäftlichen Reisen öfter nach Nürnberg kam, kurz vor seinem Tode die 1802 geborene Enkelin Charlotte sehen können. Das Jahr 1805 schenkte dem Ehepaar wieder ein Töchterlein Magdalena und 1811 den langersehnten Sohn Wilhelm. Diese drei Kinder wuchsen zur Freude der Eltern auf und der zärtliche Vater gesteht, daß er kein größeres Vergnügen kennt als das, was sie ihm bereiten.

Hammer selbst hatte bisweilen trotz seines gesunden und blühenden Aussehens, so besonders im Sommer 1802 über Schwindel, Kopfweh und Nervenschwäche zu klagen. Da er, wie er sagte, die Stadtluft nie gut ertragen konnte, verbrachte er einige Zeit auf dem Landgute des Generals von Eckart mit Fischfang und Jagd, die er bis ins hohe Alter liebte. Am meisten Freude aber bereitete ihm ein schöner Garten vor den Toren Nürnbergs, den er mit Lust und Liebe anbaute und in dem die Familie später sogar im Winter wohnte. Dabei wurde die Tätigkeit des Kartenzeichnens nicht vernachlässigt. Im Oktober 1803 war die Karte des fränkischen Kreises fertiggestellt

Digitized by Google

und Hammer hatte von dem berühmten Homännischen Verlag 200 bare Louisd'or dafür erhalten. Erscheinen konnte die Karte jedoch erst, als die neuen Grenzen zwischen Preußen, Bayern und Franken bekannt waren. Außerdem waren bereits folgende Karten veröffentlicht: „Gegend des fränkischen Kreises um Nürnberg", „von Würzburg", „von Hohenlohe und Limburg", „vom Lauf der Tauber". Karten von Bamberg und Bayreuth sollten als Fortsetzungen der Würzburger Karte demnächst erscheinen. 1806 hat er eine Karte vom südwestlichen Deutschland in Arbeit, welche die neuen Königreiche Bayern, Württemberg und das Kurfürstentum Baden, Würzburg, Aschaffenburg, kurz das Land zwischen dem Rhein und den österreichischen Staaten bis an die sächsische Grenze auf einem Blatt enthalten soll.

Wechselnde Truppendurchzüge und Einquartierungen hatten ihm mannigfaltige Arbeit gebracht. Hammer lernte der Reihe nach die Generale Barbou, Simon, Murat, dessen Betragen gegen die Stadt besonders gelobt wird, Frère, mit dem er freundschaftlich verkehrte, Werle, Drouet, Bernadotte, Mortier u. a. kennen. Erleichtert wurden ihm die Schwierigkeiten seines Amtes durch die immer wieder von ihm hervorgehobene strenge Manneszucht der Franzosen, die Artigkeit und Menschlichkeit ihrer Offiziere.

Auch ein privates Unternehmen hatte Hammer zwei Jahre lang viel Zeit gekostet. Im September 1804 war die Ankündigung einer neuen Zeitung erschienen, die sich zuerst „Fränkischer Kreiskorrespondent", vom 1. Januar 1806 an „Korrespondent von und für Deutschland" nannte, und deren Unternehmer der Kurhessische Kreisgesandte Graf Taube, der Hohenlohe-Waldenburgische Gesandte von Schaden und Hammer waren. Letzterem scheint die Sache nicht eitel Freude bereitet zu haben; denn er preist sich im Jahre 1807 glücklich, nichts mehr mit der „vermaledeyten Zeitung" zu tun zu haben, die ihm 1300 fl aus seinem Beutel gekostet hat.

Lange hat Hammer den Untergang dessen vorausgesehen, „was man damals noch deutsches Reich nennen konnte." Das Jahr 1806 brachte das Ende desselben und damit auch das Ende der Kreisverfassung und seiner Stellung. Es war zwar in den Rheinischen Bundesakten der Diener und Gläubiger der Reichskreise gedacht worden; aber in welcher Weise deren Ansprüche geregelt werden sollten, blieb lange unentschieden. Endlich im Jahre 1808 wurde Hammer in aller Form als k. Major à la suite pensioniert (1804 hatte er Majorscharakter erhalten) und zwar mit vollem Gehalt, der von „allen 15 souverains" zu gleichen Teilen bezahlt wurde.

Digitized by Google

Bis jetzt hatten ihm die schwierigen Auseinandersetzungen noch viel zu schaffen gemacht. Nun aber vermißte der 48jährige kräftige Mann seinen Beruf und unglücklicherweise erschwerten ihm seine schwächer werdenden Augen gerade sein Lieblingsfach, das Kartenzeichnen. Da er überdies befürchten mußte, einen Teil seines Vermögens zu verlieren, das er bei dem damals infolge der politischen Verhältnisse sehr schlecht stehenden Haus Zwanziger untergebracht hatte, trug er sich sogar eine Zeitlang mit dem Gedanken, sich ein Landgütchen zu erwerben, um auf alle Fälle gesichert zu sein, „falls der Rheinbund verkrachen und ihm dadurch sein Gehalt verloren gehen sollte."

Obwohl es nicht soweit kam, sollte er doch nicht über Langeweile zu klagen haben. Er war eifrig beteiligt an der Gründung der Gesellschaft „Museum" in Nürnberg, deren neugebautes Haus am 1. Oktober 1810 eröffnet wurde. Ein Jahr vorher hatte Hammer das Vergnügen gehabt, den Kronprinzen von Bayern kennen zu lernen und von ihm mit Auszeichnung behandelt zu werden. Allerlei Gäste besuchten sein Haus und schließlich hatten die Ereignisse der Zeit mancherlei Arbeit im Gefolge. Im Jahr 1814 bringt der Graf Lasteyrie, dem Hammer in Nürnberg als Cicerone gedient hat, einen Brief nach Straßburg, in dem es heißt: „Erleichtert atmet alles auf, befreit vom fremden Joch — und das heimische wird der Wiener Congreß hoffentlich erträglich gestalten." Hätten die Waffen der Alliierten nicht so gute Fortschritte gemacht, so hätte er sich selbst von der Verteidigung des Vaterlandes nicht ausgeschlossen. Jedoch trugen ihm die Jahre 1814 und 1816 Geschäfte ein, die er so lästig und lebensgefährlich nennt wie einen Feldzug: die Direktion der Einquartierungen, die erst aus Truppen, dann aus Gefangenendurchmärschen bestehen. Besonders die unentgeltliche Verpflegung der ungeheuren nordischen Armee war keine Kleinigkeit für die Stadt. Viel Elend bekam Hammer bei dieser Gelegenheit zu sehen. Zufrieden zog er sich danach wieder in seinen Garten zurück, „entfernt von dem politischen Unwesen." Er freute sich zwar des Einflußes zum Bessern, den die französische Revolution immerhin auf die deutschen Zustände gehabt hat, der freimütigen Publizität, die schon manches Gute gewirkt; aber er ist jeder Übertreibung abhold und tadelt die Ähnlichkeit, die unser deutsches Wesen immer mehr mit dem französischen annimmt, besonders aber unruhige Köpfe wie Görres. Er möchte für seine alten Tage nicht durch eine Revolution glücklich werden und zweifelt, ob für seine Kinder eine große Glückseligkeit dabei herauskommen könnte.

Doch wird das Töchterchen Lotte nach Straßburg geschickt, um

Digitized by Google

sich den richtigen Accent im Französischen anzueignen und sich weiter in Handarbeiten und in der französischen Küche zu unterrichten, da „bei uns Deutschen darauf gesehen wird, daß Frauenzimmer, auch selbst von höherem Stand, dergleichen verstehen." Auch der Sohn Wilhelm besuchte, ehe er im Jahr 1828 auf die Akademie nach Erlangen kam und dann noch mehreremale, als junger Jurist den Onkel in Straßburg. Am 4. August 1826, obwohl schon über die herannahenden Infirmitäten des Alters seufzend, veranstaltet Hammer zur 25ten Wiederkehr seines Hochzeitstages ein kleines Fest für seine jungen Leute, die die Nacht fröhlich durchtanzen. Noch ist er stolz darauf, seine Weinstöcke selbst beschnitten und über einen Carolin dadurch erspart zu haben. Seit dem Jahre 1816, wo seine alte Mutter starb, ja früher, als zwei seiner Neffen, das Los von vielen anderen Tausenden teilend, nicht mehr aus dem russischen Feldzug zurückkehrten, auch in der Familie seiner Frau ein Todesfall nach dem andern eintrat, klagte er, daß der Tod die Familie gleichsam umringt habe, da das Sterben gar kein Ende nehme. Aber er sollte noch alle seine Geschwister, im Jahr 1837 auch seinen Lieblingsbruder Friedrich Ludwig vor sich hingehen sehen. Er selbst starb am 7. September 1838 an einer „Lungenlähmung", nachdem er mehrere ähnliche Anfälle glücklich überstanden hatte, bis zuletzt geistig rege und an allen Vorgängen in Familie und Vaterland lebhaftesten Anteil nehmend.

Ihn überlebten außer seiner Frau seine Töchter Charlotte, die unverheiratet im Jahr 1862, und Magdalena, die als Witwe des Unterleutnants Fischer 1867 starb, sowie sein Sohn Wilhelm, der, zuletzt Bezirksgerichtsdirektor in Fürth, mit einer Freiin Auguste v. Holzschuher verheiratet keine Nachkommen hinterließ.

Vielseitig begabt und unermüdlich fleißig, redlich und gewissenhaft bis zur Pedanterie, sparsam und nüchtern bei aller Wärme des Gemütes hatte H., ohne sich aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen, mit seltener Elastizität und Vorurteilslosigkeit in allen Ereignissen jener stürmischen Zeiten das Gute zu erkennen und das Schlechte zu verwerfen gewußt und war niemals müde geworden in der Liebe für die Seinen und sein Vaterland.

Besonders sein Hauptwerk, seine zahlreichen Karten haben seinen Namen bekannt gemacht. Man wirft ihnen bisweilen vor, daß sie noch gleich den anderen Karten jener Zeit die Geländedarstellung vernachlässigen und infolge der allzu zahlreichen Ortsnamen unübersichtlich seien. Aber was Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit anlangt,

Digitized by Google

bedeuten sie einen großen Fortschritt, und er selber, immer ein Mann des praktischen Lebens sagt, daß er hauptsächlich auf richtige Zeichnung der Straßen, Poststationen u. s. w. gesehen habe, um vor allem brauchbare Reisekarten herzustellen, was ihm wie wohl keinem Kartographen seiner Zeit gelungen ist.

Im Text noch nicht genannte Werke:

Karten von „Fürstentum Eichstädt", „Untermainkreis", „Obermainkreis", „Rezatkreis", „Württemberg", „Karte der alten Welt", „Europäische Türkei mit besonderer Berücksichtigung der neuen Gestaltung von Griechenland", „Europa", „Deutschland", „Bayern in 2 Blättern", „Tabellarische Übersicht der geographischen Einteilung und politischen Verfassung des fränkischen Kreises", (Nürnberg 1802) „Kärtchen von der Gegend um Nürnberg mit besonderer Berücksichtigung auf die Position der Kaiserl. schwedischen Armee und deren Verschanzungen i. Jhr. 1632".

Quellen: Tagebücher von Friedrich Ludwig Hammer. Briefe Christian Hammers an denselben und sonstige Familienpapiere. — Allgemeine deutsche Biographie Bd. 10 S. 480 ff. — Neuer Nekrolog der Deutschen 1838. II. Teil S. 799 ff. – Nürnbergisches Gelehrtenlexikon Bd. VI. S. 22.

Emma Reinsch (Erlangen).

20. Hauser, Kaspar, der „rätselhafte Findling" 1828—1833.

Unter die stattliche Schar all der Männer und Frauen, die, aus Franken stammend oder doch in Franken wirkend, sich durch geistige Bedeutung und segensreiches Schaffen einen Platz in diesen „Lebensläufen" gesichert haben, mischt sich, aller Talente und Verdienste bar, ein junger Mensch, der an dieser Stelle blos deshalb nicht fehlen darf, weil sein Schicksal und der daran entzündete Kampf der Meinungen für das Frankenland der Biedermaierzeit überaus bezeichnend sind.

Seine Geschichte ist unendlich oft erzählt worden. In vielen Darstellungen überwuchert das Unrichtige und Erfundene. Daraus erwächst hier die Aufgabe, die unbestreitbaren Haupttatsachen wiederzugeben und darauf eine kritische Auseinandersetzung mit den ihnen widersprechenden Ansichten zu gründen.

Es war am Pfingstmontag, dem 26. Mai 1828 nachmittags gegen 4 Uhr, da tauchte in Nürnberg ein 16- oder 17jähriger Bursche auf, der sich „Kaspar Hauser" nannte, aber nicht angeben konnte oder wollte, woher er kam der Fahrt. Er war, als er anlangte, bestaubt, wie einer, der einen längeren Marsch hinter sich hat. Nichtsdesto-

Digitized by Google

weniger blieb er, eine Erholungspause im Stalle des Rittmeisters v. Wessenig abgerechnet, bis gegen 1/2 11 Uhr nachts auf den Beinen; er war also kräftig und ausdauernd. Er konnte reden und verstand, was man ihm sagte, ja er vermochte aus dem Vernommenen Schlüsse zu ziehen. Nur war der Schatz seiner Begriffe nicht groß: was eine Wache sei, was Krieg, das war ihm sichtlich unklar. Wohl aber waren ihm die wichtigsten Umgangsformen bekannt. Sein Anliegen, „ein Reiter zu werden, wie sein Vater einer gewesen," brachte er ziemlich ungeschickt vor; doch stand ja auch in den Schriftstücken, die er vorwies, daß er beim 6. Chevauxlegersregiment, wo sein verstorbener Vater gedient habe, eintreten wolle. Das mißlang ihm freilich. Denn der Rittmeister ließ ihn einfach auf die Polizeiwache führen. In dem Verhör, dem man ihn hier unterwarf, antwortete er auf die üblichen Fragen, zeigte, daß er Geld kannte, etwas lesen und Gebete herplappern konnte; schließlich schrieb er seinen Namen mit Tinte und Feder und bei künstlichem Lichte auf.

Das sind im Großen die Feststellungen des ersten Tages, die man sich einprägen muß, um daran die späteren Behauptungen zu messen.

Der Junge wurde zunächst in einem Gelasse des Vestnerturmes, dann ebenda bei der Familie des Gefängniswärters Hiltel untergebracht. Er wurde rasch der Gegenstand allgemeiner Neugier und das Ziel zahlloser Besucher, die unbekümmert um seine Gegenwart ihre Vermutungen über ihn austauschten. Schon vom zweiten Tage an hatte er es jedoch aufgegeben, den Fragern treuherzig Rede zu stehen, wohl weil er bemerkte, daß er mit jeder Antwort nur neue Fragen hervorrief; zunächst war er störrisch und schweigsam geworden, allmählich ging sein anfänglich nur unbehilfliches Betragen ins Kindische über. „Er ist", so heißt es in dem Gutachten des Stadtgerichtsarztes Dr. P. S. K. Preu vom 3. Juni 1828, „wie ein halbwilder Mensch in Wäldern erzogen worden."

Das war also die ursprüngliche Auffassung. Sie mußte wenig später unter dem Einflusse des Bürgermeisters Binder, der mit Hauser Verhöre anstellte und vertrauliche Unterhaltungen pflog, einer anderen Platz machen, deren gedruckter Niederschlag in der Bekanntmachung des Magistrats der Stadt Nürnberg vom 7. Juli 1828 vorliegt. Diese von Binder unterzeichnete Bekanntmachung enthält die wesentlichen Bestandteile der landläufigen Erzählung. Was später noch dazu kam, was Hauser selbst in seinen gerichtlichen Vernehmungen und in den verschiedenen Fassungen seiner Eigenlebensbeschreibung hinzugefügt hat, sind nur einzelne Ausschmückungen und Versuche,

Digitized by Google

Widersprüche zu beseitigen. Der kurze Sinn der letzten Fassung ist der, daß Kaspar in einer Zeit, an die er sich nimmer erinnerte, also spätestens in seinem dritten Lebensjahre, in ein dunkles oder dämmeriges Gelaß eingesperrt und da etwa 14 Jahre lang einsam in halbliegender Stellung gefangen gehalten worden sei; während des Schlafes habe er seine Nahrung, nur Wasser und Brot, erhalten, sei er gereinigt, mit frischer Wäsche versorgt worden, habe man ihm Haare und Nägel geschnitten — die Tiefe des Schlafzustandes wurde durch die Vermutung erklärt, daß ihm Opium gereicht worden sei —; erst kurz vor seiner Befreiung habe er im Fluge schreiben und lesen, das Stehen und Gehen sogar erst auf dem Marsche nach Nürnberg gelernt.

Von der Richtigkeit dieser Angaben überzeugt, schickte man sich an, ihn ins Leben einzuführen und zu „erziehen", und zwar übergab man ihn zu diesem Behuf zunächst dem noch jungen, aber schon im Ruhestande befindlichen Gymnasialprofessor G. F. Daumer, einem belesenen, aber weltfremden und gänzlich unkritischen Gelehrten und Dichter, der sich mit allen möglichen Wissenschaften abgab. Daumer konnte es sich nicht versagen, das angeblich unberührte Naturkind zu homöopathischen und magnetischen Versuchen zu benützen, und da er von der durch Binders Bekanntmachung gestützten Voraussetzung ausging, daß es weder Begriffe, noch Sprache noch Fertigkeiten nach Nürnberg mitgebracht habe, so schickte er sich an, ihm alles von Grund auf beizubringen. Anfangs machte der Schüler rasche Fortschritte, dann aber trat ein Stillstand ein; über ein gewisses bescheidenes Maß hinaus war er weder jetzt noch später zu fördern. Dagegen bemerkte der Lehrer an ihm mit Schrecken eine wachsende Neigung zur Unaufrichtigkeit. Am Morgen des 17. Oktober 1829 hatte Daumer wegen dieses Fehlers wieder einmal eine Auseinandersetzung mit seinem Zögling, und am Mittag des gleichen Tages fand man Kaspar mit einer stark blutenden Stirnwunde auf. Der Verwundete erzählte, er sei von einem schwarzen Manne überfallen, mittels eines Hiebmessers verletzt und dann noch mit Worten bedroht worden und habe sich hierauf angsterfüllt und fassungslos in den Keller geflüchtet. Gerichtliche Untersuchung gegen den unbekannten Attentäter wurde eingeleitet. Sie mußte nach einiger Zeit wegen völliger Ergebnislosigkeit eingestellt werden.

Nach kürzerem Aufenthalte in dem Hause eines menschenfreundlichen Magistratsrats namens Biberbach siedelte Hauser zu seinem Vormund, dem Freiherrn Gottlieb von Tucher, über. Hier wurde er strenger gehalten, insbesondere wurde der Andrang neugieriger Besucher

Digitized by Google

eingeschränkt. Indes gelang es damals trotzdem einem Engländer, seine Bekanntschaft zu machen. Es war Lord Philipp Henry Stanhope. Dieser gewann ihn bald außerordentlich lieb und setzte es durch, daß ihm der sogenannte Findling Ende 1831 zur Pflege und Erziehung überlassen wurde. Der Lord verwandte beträchtliche Geldmittel darauf, das Geheimnis, das über Kaspars Herkunft schwebte, zu lüften. Unter anderm bezahlte er die Kosten für eine Reise nach Ungarn, da die Laute dort gesprochener Sprachen in Kaspars Gehirn Erinnerungsbilder geweckt zu haben schienen. Die Ergebnislosigkeit dieser Reise versetzte, wie Stanhope vor Gericht unter Eid angegeben hat, seinem Glauben an Kaspar den ersten Stoß, dessen Hang zur Unwahrhaftigkeit verletzte seine fanatische Wahrheitsliebe und schließlich wurde er, nach England zurückgekehrt, durch seine Angehörigen und Freunde auf die zahlreichen Unstimmigkeiten in der Geschichte seines Schützlings aufmerksam gemacht. Er gab daher den Plan einer Verbringung nach England auf, erfüllte aber bis zuletzt die übernommenen geldlichen Verpflichtungen.

Er hatte Kaspar nach Ansbach verbringen lassen, in das Haus des pedantisch-strengen Lehrers Johann Georg Meyer, und den Gendarmerieoberleutnant Joseph Hickel zum „Spezialkurator" bestellt. Der berühmte Kriminalist Paul Johann Anselm von Feuerbach, Präsident des Appellgerichts daselbst, sollte die Oberaufsicht führen, und dieser brachte den jungen Mann als unbezahlten Hilfsschreiber bei seinem Gerichte unter. Das Ansbacher Werkeltagsdasein behagte dem hübschen, lebenslustigen Jüngling wenig. Nur der Verkehr in der besten Gesellschaft und im Kreise der Beamtentöchter brachte einige Abwechslung. Aber auch dieser Glanz drohte sich zu verflüchtigen, als die Neugier gestillt war und die Hoffnung auf eine Adoption durch den Lord zerrann.

Da trat das Ereignis ein, das die Entwicklung jäh unterbrach. Am 14. Dezember 1833 kehrte Hauser mit einer Stichwunde in der linken Seite aus dem Hofgarten zurück. Die Ärzte nahmen die Sache anfänglich leicht. Nachdem sie mit der Sonde nicht weit hatten eindringen können, verpflasterten sie die Wunde und überließen alles Sonstige der Mutter Natur. Eine Gerichtskommission erschien und erhielt auf Befragen folgende Schilderung aus Hausers Munde: Er sei am Morgen, wie schon einmal und zwar am 11., in der Eingangshalle des Gerichtsgebäudes von einem Unbekannten angesprochen und namens des Hofgärtners zur Besichtigung des artesischen Brunnens eingeladen worden; der Aufforderung folgend habe er dort niemanden

Digitized by Google

gefunden und sei hierauf gegen das Denkmal des Dichters Uz zu gegangen; hier habe ihn ein bärtiger Mann im Alter von etwa 50 bis 54 Jahren angesprochen, ihm einen Beutel überreicht und, als er darnach griff, den Stich in die Seite versetzt.

Es fanden im ganzen drei Vernehmungen statt, die letzte am 17. Dezember vormittags. Am Abend des gleichen Tages verschlechterte sich das Befinden in einer Weise, die das Schlimmste befürchten ließ. Der Patient war stellenweise bewußtlos und um 10 Uhr starb er „ohne harten Todeskampf". Die Leichenöffnung ergab, daß der in einer Länge von 4 Zoll schief nach abwärts verlaufende Stich Herz, Zwerchfell, Leber und Magen verletzt hatte; durch Austreten des Mageninhalts war eine eitrige Entzündung hervorgerufen worden, die den Tod herbeiführte.

Die gerichtliche Untersuchung ist mit Umsicht und Sorgfalt vorgenommen worden. Trotzdem war das Ergebnis gleich Null. Das Kreis- und Stadtgericht Ansbach faßte es unter dem 11. September 1834 in die Worte zusammen, man könne sich „des begründeten Zweifels nicht erwehren, ob ein Mord von fremder Hand an Hauser verübt, ob überhaupt ein Verbrechen an ihm begangen wurde". Das sind in der Tat die beiden Kernfragen. Und zwar kommen mindestens drei Verbrechen in Betracht: die Gefangenhaltung, der Nürnberger Mordversuch von 1829 und das Ansbacher Attentat von 1833.

Versucht man mit dem Rüstzeug der geschichtlichen Kritik dem wahren Sachverhalt näher zu kommen, so werden die drei Fälle zunächst nicht isoliert, sondern im Zusammenhang zu würdigen sein. Da stellt sich denn heraus, daß sie alle drei Eines gemeinsam haben: Einzige Quelle für den ihnen zu Grunde liegenden Sachverhalt sind die Erzählungen Hausers. Die historische Methode zwingt uns, diese wie jede andere Quelle auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen. Es gab eine Zeit, da setzte man die Quellenberichte mosaikartig zusammen und wog sie erst da kritisch gegen einander ab, wo sie sich widersprechen. Die neuere Methode verwirft dies Verfahren. Sie sagt: eine Quelle, die sich da, wo sie sich durch andere kontrollieren läßt, als unglaubwürdig erweist, verdient auch für die Angaben keinen Glauben, bei denen sie einzige und unkontrollierbare Quelle ist. Wenden wir diesen Grundsatz auf den Fall Hauser an! Wir kennen Hauser als gewohnheitsmäßigen Lügner. Alle, die ihm nahe traten, darunter seine besten Freunde und Verteidiger, bestätigen seine Lügenhaftigkeit: der Rottmeister Wüst, der Aktuar Röder, der Polizist Blaimer, Professor Daumer, die Familie Biberbach, Baron Tucher,

Digitized by Google

Lord Stanhope, gar nicht zu reden von Oberleutnant Hickel und Lehrer Meyer.

Für ihren Quellenwert iſt es gleichgültig, wie ſeine Lügen moraliſch zu beurteilen ſind, ob als entſchuldbare Kinderlügen oder als die unentſchuldbaren Lügen eines voll verantwortlichen Erwachſenen. Lügen ſind Lügen, und es macht für die Frage der Glaubwürdigkeit keinen Unterſchied, ob ſie von einem Kinde oder einem Erwachſenen herrühren. Sie beweiſen in dem einen wie in dem anderen Falle die Unzuverläſſigkeit von Erzähler und Erzähltem. Man könnte Hauſers Berichte ſomit auf Grund der Feſtſtellung ſeiner Verlogenheit ohne Weiteres als Quelle verwerfen und es heißt, ein Übriges tun, wenn wir ſie nun auch noch an den Maßſtäben der Möglichkeit und der Wahrſcheinlichkeit nachprüfen.

Hauſer behauptet, von Kindesbeinen an bis kurz vor ſeinem Eintreffen in Nürnberg, alſo ungefähr von ſeinem dritten bis zu ſeinem ſiebzehnten Lebensjahre in einem finſteren oder dämmerigen Gelaſſe eingeſperrt geweſen zu ſein. Man frage ſich: Wenn ein kleines Kind fortgeſetzt bei Waſſer und Brot in einem lichtloſen Raume gefangen gehalten wird, was iſt die Folge? Die Antwort kann nur eine ſein: es wird dahinſiechen und ſterben. Angenommen aber, daß ein außergewöhnlich kräftiges Kind eine 14jährige Dunkel- und Einzelhaft lebend überſtünde, in welchem Zuſtande wird es herauskommen? Ein ſolches Menſchenweſen wird den Kerker geiſtig verblödet verlaſſen und körperlich ſo elend ſein, daß es ſeine Befreiung nicht lange überlebt. Nicht umſonſt hat man das Wort „Gefängnisfarbe" geprägt. Nun verzeichnet aber Hauſers Signalement, das der Binderſchen Bekanntmachung angehängt iſt, unter ſeinen Kennzeichen ausdrücklich „geſunde Geſichtsfarbe". Das Gleiche beſtätigen die Zeugen, die ihn am Tage ſeines Auftauchens geſehen haben. Nach Blaimer ſah er „wohl blaß aus, hatte jedoch friſche Augen"; Hiltel fand ſeine Geſichtsfarbe „friſch"; dasſelbe ſagt der Aktuar Hüſtlein mit den Worten: „Er hat ganz geſund ausgeſehen, aber doch eine bleiche Geſichtsfarbe gehabt." Und nach Wüſt hatte er „eine geſunde Geſichtsfarbe; keineswegs aber ſah er matt oder blaß aus .... mir hat vielmehr geſchienen, daß Hauſer eher ſehr viel an der Luft als daß er eine Zeitlang eingeſperrt geweſen wäre".

Hauſer will ferner die ganzen vierzehn Jahre in halbliegender Stellung auf Stroh zugebracht haben. Und doch weiß jeder halbwegs Kundige, daß Kranke ſelbſt auf dem weichſten Lager nach einigen Wochen ſchon ſich „aufliegen", das heißt ſich die Haut an den Liege-

Digitized by Google

flächen abschürfen. Bei Hauser war davon keine Spur zu bemerken. Seine Füße waren laut Hiltels Aussage „nicht wund, jedoch sehr aufgelaufen"; hätten sie nicht, wenn er des Gehens ungewohnt war, Blasen aufweisen müssen? Hätten nicht seine Organe nach 16jährigem Nicht-Gebrauch zum Stehen, Gehen, Sprechen ungeeignet sein müssen? Statt dessen will er glauben machen, er habe in einer Lektion in einem dunklen Raume schreiben gelernt, hierauf in einer zweiten lesen und schließlich in einigen Minuten das Gehen! Auch die weiteren Ausschmückungen verraten nur allzu deutlich ihren Ursprung in Notlügen. Daran hatte der arglose Kaspar anfangs nicht gedacht, daß man ihn fragen werde, wer ihm zu essen gebracht, wer ihm die Wäsche gewechselt und die Nägel geschnitten, wie und wo er seine Notdurft verrichtet habe. Die oft wiederholten Opiumgaben, die zur Erklärung herangezogen wurden, hätten mit der Zeit einen Mann zerrüttet, ja umgebracht, um wie viel eher ein Kind, und die Reinlichkeitsgeschichte trägt ihre Widerlegung in sich: bekanntlich wird jeder sich selbst überlassene Mensch unreinlich, ein denkunfähiges Kind bleibt es, — das ist unbestreitbar. Der schon genannte Dr. Preu erklärt Kaspars Sehschärfe damit, daß dieser „lange Zeit des Einflußes des Tageslichts und der Einwirkung des Tageslebens auf die Sinne entbehrt" habe. Der gegenteilige Schluß wäre richtig gewesen: Hätte das junge Menschenwesen jahrelang ununterbrochen in einem engen Raume geweilt, so hätte es, wie in der Gefangenschaft die von Natur weitsichtigen Wüstentiere, kurzsichtig werden müssen. Und einer der bei der Leichenöffnung beteiligten Ärzte erblickte in der auffallenden Größe der Leber und in der Kleinheit des Gehirns einen Beweis für lange Einsperrung; aber er ließ unerörtert, ob Beides nicht auch andere Ursachen haben kann. Wo kämen wir hin, wenn wir von all unseren Mitmenschen, die eine zu große Leber und ein zu kleines Hirn ihr eigen nennen, annehmen müßten, sie seien in ihrer Kindheit jahrelang eingesperrt gewesen?

Nein! Es ist nicht anders: die ganze Geschichte von der Gefangenhaltung Kaspar Hausers ist ein Märchen. Er war nie widerrechtlich eingesperrt und daher kann man auch seinen Kerker nie und nirgends ausfindig machen.

Die beiden angeblichen Mordversuche vom 17. Oktober 1829 und vom 14. Dezember 1833 müssen mit einem Unfall zusammengehalten werden, der sich am 3. April 1830 im Biberbachschen Hause zutrug. Kaspar war da eben wieder wegen einer Lüge gescholten worden und hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen; da vernahm man einen

Digitized by Google

Schuß: die Herbeieilenden fanden Kaspar mit kleinen Verletzungen an der rechten Kopfseite und er behauptete, die an der Wand hängende Pistole sei herabgefallen und losgegangen. Das Mitleid war wieder rege und die Unzufriedenheit besänftigt. Ganz ähnlich ereigneten sich auch die blutigen Vorfälle von 1829 und 1833 nach Auseinandersetzungen, die es Kaspar als wünschenswert erscheinen ließen, aus der Rolle des Getadelten in die des Gefährdeten, Mitleidbedürftigen überzugehen. Auch gekränkte Eitelkeit spielt mit. Wenn anders er sich in Nürnberg selbst verletzt hat, so bewog ihn neben den schon erwähnten Gründen sicherlich auch der Drang, wieder von sich reden zu machen und der Gleichgültigkeit der Welt zu begegnen. Bei der letzten Verwundung aber ist es einleuchtend, daß er aus den für ihn unerträglichen Verhältnissen herauswollte und daß er beabsichtigte, dem Grafen Stanhope die Überzeugung beizubringen, er sei in Ansbach und überhaupt auf dem Kontinent seines Lebens nicht sicher. Ein so hohes Ziel zu erreichen, genügte kein kleines Mittel. In Nürnberg hatte ein Schnitt ausgereicht. Nun aber hatte ihn die Schrift des Kriminalisten Merker belehrt, daß eine Hiebwaffe in seinem Fall ein verdächtiges Werkzeug sei und daher griff er zur Stichwaffe. Ihre Verwendung zu erleichtern, ging er trotz der Kälte ohne Mantel. Rock, Weste, Unterjacke und Hemd setzten dem Stich starken Widerstand entgegen, er mußte Kraft anwenden; aber als er die warme Haut traf, hätte er bremsen müssen, das unterließ er, und so ging es wie in dem Heineschen Gedicht, er „stach sich ein bischen zu tief". Ohne Ahnung von der Gefährlichkeit der Wunde eilte er nach Hause: der Ansbacher Bürger, der ihm als erster begegnete, fand sein Daherkommen „ganz lescher (!)".

Überhaupt ist Hausers Verhalten höchst verdächtig. 1829 wie 1833. In beiden Fällen ruft er nicht um Hilfe. Zu Nürnberg geht er nicht in den Oberstock, wo er Menschen weiß, sondern nach unten, in die Richtung, nach der der angebliche Mordgeselle verschwunden war und wo er Gefahr lief, ihm wieder in die Hände zu fallen. Noch vernunftwidriger handelt er in Ansbach. Er kommt zum Brunnen, findet niemanden. Da wäre doch jeder andere in die nahe Hofgärtnerswohnung gegangen und hätte gefragt: „Man hat mich doch eingeladen, warum ist niemand zur Stelle?" Er aber läuft nach dieser Unterlassung — für die Angst und Schrecken noch nicht als Ursache angegeben werden können — in die Nähe des Uz-Denkmals. Wozu? „Das war mein gewöhnlicher Spaziergang." Diese Ausrede stimmt nicht. Denn es war ihm verboten, ohne Schutz in den Hofgarten zu gehen, und wenn

Digitized by Google

er auch das Verbot manchmal übertreten haben sollte, zur Gewohnheit konnte das nicht werden. Und wenn — Schnee und Regen, war das ein Wetter zum Spazierengehen? Viel wahrscheinlicher ist ein anderer Grund. Unfern des Uzschen Denkmals standen zwei Steine, die im Sommer eine Bank zu tragen hatten; auf einem solchen Steine sitzend konnte sich Hauser den Stich leichter beibringen als im Stehen. Nach empfangenem Stich flüchtet er sich nicht in die Orangerie, wo gearbeitet wurde, nicht zum Hofgärtner, nicht in die Arme der Begegnenden, nein, er läuft an allen vorbei zu seinem strengen Erzieher, und der Beutel ist ihm wichtiger als Wunde und Attentäter. Später aber erkundigt er sich nicht mehr danach und verlangt nicht zu wissen, was darin ist. Und das soll nicht den Verdacht wecken, er habe den Beutel und dessen Inhalt schon ganz genau gekannt?

Den Gipfel der Unbegreiflichkeit aber würden, wenn Hausers Darstellung richtig wäre, der oder die Mörder erklimmen. Nehmen wir an, es habe sich beide Male um ein und dieselbe Person gehandelt. Tollkühn wäre sie gewesen, das muß man ihr lassen, aber zaghaft und unklug dazu. Begibt sich das eine wie das andere Mal bei hellem Tage in die reine Mausefalle. Denn das war sowohl das Haubenstrickersche Haus auf der Schütt in Nürnberg wie der Ansbacher Hofgarten. Hauser brauchte blos von der Wiederholung der Einladung ein Wort zu sagen, und es genügte die unauffällige Beobachtung der drei Eingänge, um den Attentäter zu fassen. Außerdem war der ganze Garten in der blätterlosen Jahreszeit von den Nachbarhäusern aus vollständig zu überblicken. Weiter! Der Unbekannte erwartet sein Opfer nicht an dem Orte, wo er es hinbestellt hat, sondern auf gut Glück ganz wo anders. Woher weiß er, daß Hauser des Schneetreibens ungeachtet gerade diesen Weg einschlagen werde? Zum zweiten Male hat ihn der Mordgeselle in der Hand und wieder begnügt sich derselbe mit einer Verwundung, wieder läßt er den Wehrlosen laufen, und wieder riskiert er, daß ihm ein lauter Hilferuf Verfolger auf die Fersen hetzt. Ist das glaubhaft, ist das wahrscheinlich? Zum Schluß würde sich der Mörder noch über eine Hauptregel aller vorbedachten Verbrecher hinweggesetzt haben, nämlich die, keinerlei Gegenstände, die auf ihre Spur führen können, am Tatorte oder in der Hand des Opfers zurückzulassen. Ganz ohne Not hätte er den vielberufenen Beutel mit seinem zwecklosen Inhalt mitgebracht und dem arglosen Kaspar übergeben. Und wirklich liefert diese Unvorsichtigkeit den wertvollsten Fingerzeig zur Ausmittelung des Täters.

Der lilafarbene Beutel ist eine typische weibliche Handarbeit und

Digitized by Google

paßt gut in die Reihe der zahlreichen Damenspenden, die sich in Hausers Nachlaß gefunden haben. Zwar konnte Lehrer Meyer nicht mit Sicherheit behaupten, ihn je in Hausers Besitz gesehen zu haben, und die gerichtlichen Nachfragen in Wien und Nürnberg ergaben, daß er weder von der Kaufmannsfrau, die während des Nürnberger Volksfestes mit Kaspar geliebelt hatte, noch von der Biberbachschen Tochter stammte. Aber der Untersuchungsrichter war galant genug, nicht auch bei den Ansbacher Beamtenstöchtern nachzuforschen. . . . . Als der Beutel geöffnet wurde, kam ein Zettel daraus zum Vorschein und die Ehefrau Meyers stellte sofort fest, daß er genau so eigentümlich in Dreieckform gefaltet war, wie Hauser seine Briefe zu falten pflegte. Der Zettel war in Spiegelschrift beschrieben und enthielt die rätselhaften Worte: „Hauser wird es euch ganz genau erzählen können, wie ich aussehe, und wo her ich bin. Den (!) Hauser die Mühe zu ersparen, will ich es euch selber sagen, woher ich komme — — Ich komme von von — — — der Baiernschen Gränze — — Am Flusse — — — Ich will euch sogar noch den Namen sagen: M. L. O." Der Stil erinnert in Ton, Aufbau und einzelnen Wendungen auffallend, an einer Stelle sogar wörtlich, an den Brief, den Kaspar $5^1/_2$ Jahre vorher nach Nürnberg mitgebracht hatte und ganz genau kannte, wenn er ihn nicht gar selbst geschrieben hat. Der grammatikalische Fehler „den" statt „dem" kommt in seinen Schreibheften und sonstigen Schriften häufig vor, der Gebrauch von „selber" statt „selbst" ist in seinen Eigenlebensbeschreibungen die Regel. Daß er sich mit Spiegelschrift abgegeben, war seinen Hausgenossen nicht bekannt, es ist aber zwei Menschenalter später festgestellt worden. Kurz, es deutet alles darauf hin, daß Hauser den Zettel selbst geschrieben, die Bestellungen in den Hofgarten und den Überfall erfunden und sich die Verletzung selbst beigebracht hat.

Verschwindend klein ist im Vergleich zu den Gründen, die auf die eben vorgetragene Ansicht führen, die Zahl der Spuren, die nach anderer Richtung weisen. Wieder wie seinerzeit (1829) in Nürnberg meldeten sich Leute, die irgendwen Verdächtigen gesehen haben wollten: das Gegenteil wäre, besonders in Anbetracht der ausgesetzten Belohnung, verwunderlicher. Aber bald waren diese Aussagen zu unbestimmt, bald paßte das Signalement nicht, bald ergaben sich Widersprüche in den Zeitangaben und zu sonstigen Tatsachen. Würden Fremde die Hand im Spiele gehabt haben, so müßte man annehmen, daß der eine, der am 11. und am 14. die Einladung ausgerichtet haben soll, und der andere, der eigentliche Mordbube, nach ihrem jeweiligen Auf-

Digitized by Google

treten spurlos verschwunden wären. Denn in Ansbach, der Kleinstadt, in der in jener verkehrsarmen Zeit und noch dazu im Winter jeder Fremde auffallen mußte, haben sie nicht übernachtet und in einem Umkreis von zehn Stunden sind alle Wirtshäuser und Fremdenbücher kontrolliert worden, auch eine mehrmalige Durchsicht der Paßregister hat stattgefunden, um die Überschreitungen der Landesgrenze festzustellen, — und nichts hat sich ergeben, kein auftauchender Verdacht sich erhärten lassen. Auch die Ergebnislosigkeit dieses Teiles der Untersuchung befestigt also die Annahme, daß sich Hauser selbst verwundet hat. Die Sucht, Aufsehen und Mitleid neu zu erregen und aus den engen Ansbacher Verhältnissen herauszukommen, überwand seine angeborene Feigheit und Wehleidigkeit. Allerdings: umbringen wollte er sich nicht. Die viel umstrittene Frage: Selbstmörder oder nicht? ist ebenso wie die andere: Betrüger oder nicht? viel zu enge gefaßt. Es gibt noch Zwischenstufen. Wenn zu Betrug wie zu Selbstmord die Absicht erfordert wird, dann ist Kaspar Hauser weder ein Betrüger noch eine Selbstmörder. Denn er ist nach Nürnberg gekommen, um Soldat zu werden, und nicht mit dem Vorsatz, mit einem schlau ersonnenen Lügengewebe die Welt ans Narrenseil zu bekommen und Zeit seines Lebens daran herumzuführen. Und wenn es zum Begriff des Selbstmords gehört, daß einer sich in der Absicht, seinen Tod herbeizuführen, körperlich schädigt, dann ist Kaspar Hauser auch kein Selbstmörder. Denn er wollte — das ist bezeugt — leben und das Leben genießen: hätte er geahnt, daß er seinem Dasein durch sein Spiel mit dem Tode ein vorzeitiges Ziel setzen werde, — er hätte wohl auf andere Wege gesonnen, um von Ansbach wegzukommen.

Gering, äußerst gering sind die Aussichten, daß einmal ein Zufall das Rätsel von Hausers Herkunft eindeutig lösen werde. Immerhin ermöglichen die Akten einige Folgerungen. Daraus, daß nie nach einem Entflohenen seines Alters und Aussehens gefragt worden ist, wird man schließen, daß er seinen Ziehvater mit dessen Willen verlassen hat, ja von ihm selbst nach Nürnberg geschickt oder verbracht worden ist: in dem Wunsch, den unnützen Esser beim Militär versorgt zu wissen, liegt ein glaubhafter Beweggrund vor. Daß der Junge an keiner festen Wohnstätte, in keiner Schule vermißt wurde, deutet darauf hin, daß er nicht aus den Kreisen der seßhaften Bevölkerung herkam, sondern von fahrenden Leuten stammte. Die rauhe Mundart, die er sprach und zeitlebens nicht ganz abgelegt hat, weist ebenso wie die bei ihm gefundene Traktätchenliteratur auf ein Wandergebiet, das von Salzburg über das Inntal bis nach Böhmen reichte. Die

Digitized by Google

Versuche, bei denen Hauser eine schwache Kenntnis des Ungarischen und des Polnischen gezeigt haben soll, beweisen gar nichts: denn der Gardeleutnant, der die Entdeckung gemacht haben will, beherrschte diese Sprachen viel zu wenig, um durch den Tonfall frühe Erinnerungen wecken zu können. Überhaupt haben die ungezählten Experimente — auch die auf medizinischem und okkultistischem Gebiet —, denen Hauser unterworfen wurde, das eine gemeinsam, daß man nie weiß, ob die angegebenen Wirkungen in der Tat eingetreten sind oder nur vorgespiegelt wurden; man kann nur sagen, daß viele von ihnen so beispiellos sind, daß man entweder an ungeheuerliche Übertreibungen oder an Täuschung glauben muß. Das eine wie das andere braucht nicht planmäßig geschehen zu sein. Die geringe Begabung Hausers schließt ein folgerichtiges Handeln nach einem vorbedachten Plane aus. Er wollte den Leuten gefällig sein, indem er auf ihre Ideen einging und ihnen die Antworten gab, die sie erwarteten, und die Erfahrung lehrte ihm, daß das zu seinem Vorteil war. So langte er bald an einem Punkte an, von dem aus er nicht mehr zurück konnte, wollte er nicht aus den behaglichen Verhältnissen wieder in ein unstetes Vagabundenleben hinausgestoßen oder gar als Betrüger verfolgt und bestraft werden. So erklären sich schon die ersten Auskünfte, die er dem liebenswürdigen Bürgermeister gab. Sie waren, wie es in einem von Feuerbach unterzeichneten amtlichen Schreiben wohl mit Recht heißt, „dem angeblichen Opfer unmenschlicher Behandlung auf die künstlichste Weise abgefragt, vielleicht auch oft nur erraten"; so war es auch mit den magnetischen Versuchen und mit der homöopatischen Behandlungsweise, bei der Hauser Beeinflussungen zu verspüren vorgab, wie solche weder vor noch nach ihm jemals in gleicher Stärke bei einem Lebewesen nachgewiesen worden sind. Daß er gewisse mediale Eigenschaften besessen habe, zur Suggestion durch andere und durch sich selbst hervorragend geeignet gewesen sei und über eine außergewöhnliche Schärfe von Gesichts- und Geruchssinn, mit einem Worte über eine gewisse anormale Veranlagung verfügt habe, soll nicht in Abrede gestellt werden. Das war ja wohl einer der Hauptfehler in der Behandlung des Falles, daß man alles auf die vermutete Kindheitsentwicklung zurückführte, ohne je bei seinen Lebzeiten die Frage auch nur anzuschneiden, ob er nicht ein in physischer und psychischer Beziehung entartetes Individuum sei. Erst im Jahre 1857 schlug ein dänischer Professor, Eschricht mit Namen, diesen Weg einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise ein. Seine Diagnose, die auf Idiotismus lautete, ist indessen abzu-

Digitized by Google

lehnen. Heute, wo wir den Komplex von Erscheinungen, die unter dem Namen Hysterie zusammengefaßt werden, genauer kennen, darf, ja muß man aus den nachgewiesenen Symptomen auf eine hysterische Erkrankung schließen. Nicht allein die schon erwähnte Suggestibilität und gesteigerte Sinnes-Empfindlichkeit gehört dahin, sondern auch Hausers fortgesetzt zu Tage tretende Eitelkeit, sein Talent, sich bei allen Menschen, auf die es ihm ankam, einzuschmeicheln und sie durch Liebenswürdigkeit zu bezaubern, vor allem aber seine durch zahllose Beweise belegte Lügenhaftigkeit, seine Freude am Lügen um des Lügens willen. Pseudologia phantastica heißen die Fachleute diese Art hysterischer Erkrankung. Nicht um einen gerissenen Betrüger handelte es sich also, sondern um einen armen Kranken, den die Umstände und eine unverständige Umwelt auf die abschüssige Bahn gedrängt haben, die seiner Anlage nur allzu gut entsprach und auf der es nach den ersten Schritten kein Halten mehr gab.

Sein Auftreten fiel in die Zeit, da die Ideen der romantischen Schule anfingen Gemeingut zu werden, in eine Zeit, in der der herrschende Polizeidruck es unratlich erscheinen ließ, sich viel mit politischen Angelegenheiten zu befassen, und daher die Hoch und Nieder angeborene Sensationslust begierig nach dem ihr unversehens gebotenen scheinbar unpolitischen Nährstoff griff. Dazu eine gesellschaftliche Umgebung, die gutmütig, neugierig, leichtgläubig und klatschsüchtig war. Aus solcher zeitlicher und örtlicher Bedingtheit erklärt sich Vieles, nicht zum mindesten auch die Entstehung jener Schauermär, nach welcher Kaspar Hauser ein erbberechtigter Fürstensohn gewesen wäre, der, in der Wiege mit einem sterbenden Bauernkind vertauscht, in Einzelhaft auferzogen und beim Eintritt ins Jünglingsalter hilflos und unerfahren in die rauhe Welt hinausgestoßen, sein junges Leben als Opfer verbrecherischer Höflinge und mißverstandener Staatsbelange unter Mörderhand hätte lassen müssen. Nachdem unzählige andere Vermutungen sich als ungereimt erwiesen hatten, ist man nämlich, nach Feuerbach gegen Ende 1829, auf die Vorstellung verfallen, Kaspar Hauser sei personengleich mit dem am 29. September 1812 geborenen und nach amtlicher Angabe am 16. Oktober desselben Jahres verstorbenen Erbprinzen von Baden. Anfänglich stützte sich die Annahme lediglich darauf, daß Kaspars wahrscheinliches Alter ungefähr zu ihr stimmte und daß es sowohl in Baden wie in Bayern hohe und höchste Personen gab, denen nicht allein das Verschwinden des Erbprinzen, sondern überhaupt die reiche Ernte, die der Tod unter den aus ebenbürtiger Ehe stammenden männlichen Nachkommen

Digitized by Google

des ersten Großherzogs von Baden hielt, entweder wirklich zum Vorteil gereichte oder doch große Vorteile zu versprechen schien.

Die auf den ersten Blick bestechende Verknüpfung bekannter Ereignisse hält kritischer Würdigung nicht stand. Im entscheidenden Punkte, da, wo es sich um die Verwirklichung bayerischer Ansprüche auf badische Gebietsteile handelt, steht sie sogar in geradem Widerspruch zu weltgeschichtlichen Tatsachen. Das Meiste, was in diesem Zusammenhange immer wieder behauptet wird, ist gefabelt. So ist es nicht richtig, daß im bayerischen Justizministerium eine eigene Abteilung zur Bearbeitung des Hauser-Falles eingerichtet worden sei. Der Fall hat auch nicht das Augenmerk Ludwigs I. in ganz besonderem Maße auf sich gezogen: die Akten zeigen vielmehr ganz deutlich, daß der König die ihm in der Sache erstatteten Berichte weder mit größerer noch mit geringerer Anteilnahme erledigte als alle anderen Geschäfte, die ja in jenen patriarchalischen Zeiten noch im allerweitesten Umfange der Krone vorgelegt zu werden pflegten. Es ist ja wahr, die gehäuften Todesfälle im Hause der Zähringer haben der ursprünglich unebenbürtigen Nebenlinie auf den badischen Thron verholfen. Aber die Unterstellung, daß die Stammutter dieser Linie oder ihre Helfershelfer den 1812 geborenen Erbprinzen beseitigt oder irgend eine Schuld auch nur an einem jener Todesfälle gehabt hätten, ist ohne jeglichen Beweis in die Welt gesetzt worden. Anfangs schob man sogar den so schwer Beschuldigten die Beweislast zu. Späterhin suchte man Begründungen aus allen Ecken und Enden zusammen. Sie und die daraus abgeleiteten Schlüsse gehen alle auf Stelzen und lassen sich weder mit der Wirklichkeit noch mit den Denkgesetzen in Einklang bringen; durch eine so plumpe Fälschung, wie es das in einer Züricher Broschüre (1892) veröffentlichte Handbillet ist, werden sie nur noch unglaubhafter.

Das unbewiesene und unbeweisbare Gerücht findet sich gedruckt erstmalig 1834 in einer Schmähschrift, die den badischen Flüchtling Garnier zum Verfasser hatte; Garnier hat später in einem ausführlichen Protokoll zugestanden, daß seine Angaben erfunden sind. Allein sie waren mittlerweile in zwei spottschlechte Romane übergegangen, die 1834 und 1840 erschienen sind, und werden seitdem samt den Ausschmückungen der beiden Romanschreiber immer und immer aufs neue als geschichtliche Wahrheit aufgetischt. Literaten und Politiker niedersten Ranges bemächtigten sich ihrer: je nach ihrer Einstellung wollten damit die einen von ihnen dem liberalisierenden und kleindeutsch gesinnten badischen Hofe schaden, die andern das als reaktionär

Digitized by Google

und preußenfeindlich verschrieene Bayern vor der Öffentlichkeit herabsetzen. Neue Nahrung erhielt die Verleumdung, als im Jahre 1852 (in „Feuerbachs Leben und Wirken" Band 2, Leipzig 1852, S. 319 bis 333) das ursprünglich geheime Memoire veröffentlicht wurde, in dem schon zu Anfang 1832 kein Geringerer als Feuerbach die badische Hypothese verfochten hatte. Umsonst wurden und werden den Feuerbach-Gläubigen all die Tatsachen entgegengehalten, die seine Beweisführung völlig entkräften: daß nämlich erstens ein eigenhändiger Brief von ihm (Urschrift im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, wohin sie als Beilage einer Note der bayerischen Gesandtschaft vom 19. April 1830 gelangt ist) vorliegt, in dem er unter dem 8. April 1830 das boshafte Gerücht als eine „jedes juridisch-tatsächlichen Anhaltspunktes ermangelnde romantische Sage" bezeichnet, daß er zweitens nach einem Selbstzeugnis vom 9. März 1832 (Feuerbachs Leben und Wirken Bd. 2, S. 334 f.) zur Zeit der Abfassung des Memoire schon ein schwer kranker Mann war, der sich nicht mehr im Vollbesitze seiner geistigen Kräfte befand, daß er drittens nur von einer „moralischen" Gewißheit gesprochen und ausdrücklich zugegeben hatte, daß sein Beweis „vor keinem Richterstuhle ein entscheidendes Gewicht haben würde", und daß er viertens im Dezember 1832 mit der ihm eigenen Beredsamkeit eine ganz andere Lösung als höchst wahrscheinlich verteidigte und somit damals von seiner im Februar geäußerten „sehr starken menschlichen Vermutung" nichts mehr wußte oder nichts mehr wissen wollte.

Für die menschliche Würdigung Hausers stützt man sich daneben auf die wort- und gefühlreichen Aufsätze und Bücher Daumers, die der kritische Leser nur mit der größten Vorsicht und im Zusammenhalt mit der gesamten sonstigen Schriftstellerei ihres Verfassers benützen wird; je älter dieser merkwürdige „Erzieher" Hausers wurde, desto mehr vergoldete ihm die Erinnerung die Figur seines gewesenen Zöglings, und ein Gleiches gilt auch von Hausers zeitweiligem Vormund, dem Baron Tucher, der sich 1872 in der Tagespresse zur Sache geäußert hat. Ein Strafprozeß, der in den achtziger Jahren zu Regensburg wegen einer Hauserschrift durch zwei Instanzen ging, wirkte zunächst eindämmend. Aber eine neue Hochflut kam, als im zweiten und dritten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts sich verschiedene Schriftsteller von Rang und Namen des Stoffes bemächtigten. Den Dichtern ihr gutes Recht! Sie können und dürfen einer Gestalt ihrer Phantasie einen geschichtlich überlieferten Namen beilegen oder historische Erscheinungen so schildern, wie sich diese in ihrer Vorstellung spiegeln.

Digitized by Google

Nur sollte die Grenzlinie scharf betont und nicht Dichtung für Wahrheit ausgegeben werden. Das ist die Klippe, an der Klara Hofer („Das Schicksal einer Seele. Die Geschichte von Kaspar Hauser. Unter Berücksichtigung der neuesten Feststellungen." Nürnberg 1924) gescheitert ist, als sich ihre Phantasie an der Hoffnung, den Kerker Hausers entdeckt, ja im eigenen Besitz zu haben, entzündet hatte. —

Hausers körperliche Erscheinung beschreibt eine gerichtliche Niederschrift vom 22. November 1830 wie folgt: er mißt 5 Fuß 5 Zoll, ist gesund genährt und die Haltung seines Körpers ist ungezwungen, sein Gesicht ist rund, aber platt geformt, von gesundem und blühendem Aussehen, das Haupthaar fein, von lichtbrauner Farbe und gelockt, der Mund gewöhnlich, jedoch schön geformt, die Zähne vollständig, unbeschädigt und hübsch gereiht, der Blick seiner blauen Augen ist hell und unbefangen . . . ., die Nase ist klein, die Haut weich, schwielenlos (was auch bei den inneren Händen der Fall ist) und leicht verwundbar, seine Stimme ist weich und die Sprache unausgebildet, sein Gang ist schwankend und sein Benehmen kindlich und anständig.

Ansbach besitzt neben vielen anderen Hauser-Andenken zwei Monumente, die an ihn erinnern. Beide tragen, dem Zeitgeschmack entsprechend, lateinische Inschriften, trefflich in ihrer Form, maßvoll und wohlüberlegt in ihrer Fassung. Auf dem Gedenkstein im Hofgarten liest man: Hic occultus occulto occisus est XIV Dec. MDCCCXXXIII. Und auf seinem Grabmal im Friedhof stehen die Worte: Hic iacet Casparus Hauser aenigma sui temporis ignota nativitas occulta mors MDCCCXXXIII.

Quellen und Literatur sind zum Teil schon im Vorausgehenden genannt. Es gibt ausführliche Zusammenstellungen darüber von J. Petzholdt im „Neuen Anzeiger" für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft (1859—1884) und von J. Braun im Buchhändler-Börsenblatt (1901—1908). Seitdem ist so viel dazu gekommen, daß man die Gesamtzahl der über Hauser erschienenen Aufsätze, Broschüren und Bücher mit rund 1000 nicht zu niedrig veranschlagt. Der Laie steht diesem Wust ratlos gegenüber und die wenigen nicht von Dilettanten herrührenden Schriften gehen darin für seinen Blick spurlos unter. Und doch gibt es auch deren einige. Da hat schon zu Hausers Lebzeiten ein Berliner Polizeirat J. F. K. Merker sich vom kriminalistischen Standpunkte zu dem Falle geäußert und 1830—35 unbeirrt und scharfsinnig, aber erfolglos eine nüchterne Auffassung vertreten. Ernsthafte medizinische Gesichtspunkte führte, wie schon erwähnt, der Kopenhagener Professor D. F. Eschricht ins Feld (1857) und im Jahre 1876 kam in der Person O. Mittelstädts ein ausgezeichneter Jurist zu Wort („K. H. und sein badisches Prinzentum"). Auf ihren Bahnen wandelt Antonius von der Linde in seinem 1887 herausgekommenen zweibändigen Werke; der leiden-

Digitized by Google

schaftlich-polternde Ton, in dem es geschrieben ist, ist das gerade Gegenteil einer wissenschaftlichen Darlegung und raubt auch den gesunden Anschauungen, die darin vorgetragen werden, viel von ihrer Durchschlagskraft. — Die amtlichen Akten haben sich in großer Zahl und in bedeutendem Umfange erhalten; aber leider fehlt unter ihnen schon seit den 30er Jahren der älteste Aktenbündel — er hat ungefähr 200 Schriftstücke enthalten — und mit ihm die aufschlußreichste Quelle. Den wesentlichen Inhalt der noch vorhandenen Akten hat Julius Meyer zuerst bekannt gemacht („Authentische Mitteilungen" 1872; 2. Aufl. 1913); die treffliche Auswahl verrät den praktischen Juristen, jedoch beherrschte er die Technik der Edition nicht und die Eigenmächtigkeiten, die er sich den Texten gegenüber erlaubte, werden durch die Rücksicht auf seinen Vater, den letzten Erzieher Hausers, zwar erklärt, aber nicht gerechtfertigt. Einwandfreier sind die Texte, die H. Pies in der Lutz'schen Memoirenbibliothek bietet (bis Ende 1925: 2 Bände, 301 und 320 S.). Doch ist auch er nicht unvoreingenommen. Das zeigt sich schon in der Auswahl und in der Gruppierung des Stoffes. Um nur die Haupteinwände zu nennen: An die Spitze stellt er Feuerbachs „K. H., Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben eines Menschen" (1832) und Auszüge aus Daumers Schriften, also gerade solche Auslassungen, durch welche die ganze Verwirrung angerichtet worden ist; dadurch wird erzielt, daß der ungeübte Leser schon voller Vorurteile an die eigentlichen Aktenauszüge herantritt. Und unter den „Augenzeugenberichten" läßt Pies die nachgelassenen Aufzeichnungen Hickels weg. Seine Begründung hiefür ist unstichhaltig: der Umstand, daß der schriftstellerisch unbehilfliche Gendarmerieoffizier die in dem damaligen Schrifttum beliebte Form fiktiver Briefe gewählt hat, berechtigt nicht, dem Leser, der sich ein eigenes Urteil bilden will, ihren Inhalt vorzuenthalten. Man wird zum Ersatz auf die von Julius Meyer besorgte Ausgabe der Briefe (Ansbach 1881) zurückzugreifen haben. Ähnlich anfechtbar ist das Verfahren desselben Pies, bei den Literaturangaben die Zeitungsartikel grundsätzlich wegzulassen; denn gerade zu der Hauser-Frage bringen einige Zeitungs- und Zeitschriften-Aufsätze belangreichere Aufschlüsse als die von ihm ausschließlich berücksichtigten Veröffentlichungen in Buchform: ich erwähne zum Beispiel nur den Artikel von Eduard Berend „Erbprinz oder Betrüger?" (im „Uhu" 1925 Heft 6, S. 69 ff.) und darf vielleicht in diesem Zusammenhange auch meinen eigenen Vortrag nennen, über den in der „Einkehr" (Unterhaltungs-Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten) Nr. 24 vom 25. März 1925 berichtet ist und aus dem ich einige Abschnitte mit geringen Abänderungen in meine obigen Ausführungen übernommen habe.

Ivo Striedinger (München).

21. Held, Johann Christoph, Schulmann 1791—1873.

Johann Christoph Held wurde am 21. Dezember 1791 in Nürnberg geboren. Vater und Großvater waren mittlere Beamten der Reichsstadt und auch die Mutter, die schon 1802 starb, entstammte diesen Kreisen; sie war befreundet mit der Familie Merkel und so

Digitized by Google

kamen die Kinder — es war noch eine etwas jüngere Schwester da — oft in dieses angesehene Haus, dessen ältester Sohn, der spätere Marktvorsteher und Landtagsabgeordnete Johann Merkel, im Jahre 1818 Helds Schwester heiratete. 1799—1809 besuchte Held das Gymnasium und gedachte ursprünglich die Rechte zu studieren. Doch wandte sich seine Neigung später den humanistischen Studien zu, hauptsächlich unter dem Einfluß seines Lehrers Rehberger und des Neusprachlers Penzenkuffer, dem Held seinen grammatischen Sinn zu verdanken glaubte; auch der Philosoph G. F. W. Hegel, seit Dezember 1808 Rektor des Gymnasiums, und der spätere Erlanger Philologieprofessor Lud. Heller interessierten sich für ihn. So bezog er 1809 die Universität Heidelberg, wo G. F. Creuzer und der junge F. A. Böckh lehrten; besonders von ersterem angezogen studierte er dort vier Semester, die er durch eine Reise in die Schweiz unterbrach. In Erlangen, wo er die nächsten beiden Semester verbrachte, war er vorwiegend auf Privatstudien angewiesen, da Harles nicht mehr las; er trat hier dem Korps Franconia bei, wie er überhaupt ein Freund flotten Studentenlebens war. Hierauf folgten zwei Semester in Leipzig bei dem großen Gottfried Hermann; neben dem Studium des Plinius, Demosthenes und der französischen Literatur widmete er sich dort besonders der Musik, die er immer eifrig gepflegt hat. Am Befreiungskrieg teilzunehmen verbot ihm der Vater; so kehrte er 1813 zurück und bestand im Herbst mit vorzüglichem Erfolg die Prüfung vor einer Kommission unter Hegels Vorsitz in Nürnberg. Das Jahr 1813 brachte ihm auch die Bekanntschaft des von Heidelberg kommenden Ludwig Döderlein, mit dem er sich dank den gemeinsamen Beziehungen zu Creuzer rasch befreundete; bald begann ein Briefwechsel, der reich an Aufschlüssen über das Leben der beiden Gelehrten ist und erst mit Döderleins Tod (1863) aufhörte. Anderthalb Jahre war Held dann in München als Hofmeister beim Grafen v. Seydewitz; viel Anregung boten ihm dort Fr. Thiersch, der ihn auch zu seiner Erstlingsarbeit über Plutarchs Leben Alexanders d. Gr. veranlaßte, Niethammer und K. J. F. Roth, damals Oberfinanzrat, später Oberkonsistorialpräsident. Privatunterricht und eigene Studien füllten die Zeit bis Ende April 1815 aus, wo er ans Bayreuther Gymnasium berufen wurde, zunächst als Verweser der beiden „Mittelgymnasialklassen". Dieser Anstalt hat er seitdem ununterbrochen angehört; zwar dachte er im Anfang einmal daran, infolge der zu schmalen Bezahlung, einem Ruf nach Frankfurt am Main zu folgen, aber eine bescheidene Aufbesserung vermochte ihn zu halten. Später wurde er auch Kreisscholarch und

Digitized by Google

Rektor der Kreis-Landwirtschafts- und Gewerbeschule, 1835 Rektor seines Gymnasiums, das er noch bis 1867 leitete. Er starb am 21. März 1873.

Seit 1816 mit einer Tochter des Kulmbacher Lycealrektors Zehelein verheiratet, hatte Held elf Kinder, darunter fünf Söhne, von denen einer früh starb; die andern sind alle etwas Tüchtiges geworden. Von den Töchtern haben fünf geheiratet.

Als Held nach Bayreuth kam, stand Jean Paul auf der Höhe seines Ruhmes; bald traten die beiden einander näher, ja der Dichter scheint schon auf Helds Berufung nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. Am 26. März 1815 schrieb er an Niethammer über die bevorstehende Neubesetzung des sogenannten Mittelgymnasiums: „es ist durchaus ein kräftiger, mit klassischem Geist ausgerüsteter Mann eilig notwendig, der der Oberklasse reife Lehrlinge zuschickt; ja sogar einer von einigem literarischen Rufe, der nach außen auf das Vertrauen der Eltern wirkt . . ". (Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. F. Richter, III, 1863, S. 277). Die 2. Auflage des „Katzenberger" besaß Held mit Jean Pauls eigenhändiger Widmung; nach dem Tode des Dichters pilgerte er gerne nach der „Rollwenzelei", um dort im Jean Paul-Zimmer zu arbeiten. Auch mit dem übrigen Bayreuth unterhielt er gute Beziehungen in der Form der ortsüblichen Wirtshausgeselligkeit. Er ist nicht mehr viel aus seiner neuen Heimat herausgekommen. 1830 mußte er zur Vergleichung einiger Plutarchhandschriften nach Paris reisen, das ihn von Ende August bis Mitte November festhielt; die 1831 veröffentlichten Briefe aus Paris geben ein anschauliches Bild der damals unter den Nachwehen der Julirevolution besonders interessanten Stadt. Sonst kam er nur gelegentlich nach Nürnberg zu seinem Vater oder in die fränkische Schweiz, um dort mit Döderlein zusammenzutreffen, einmal auch nach Thüringen bis zur Wartburg. Der Politik blieb er meist fern; doch verschob er 1848 eigens wegen der Wahlen eine geplante Reise und schloß sich der Sicherheitsgarde an.

Harmonie war bezeichnend für Helds Charakter. Die Energie des scharfsinnigen Mannes war wohltuend gemildert durch gemütvolles Wesen; er war streng gegen sich selbst und gewissenhaft ohne Pedanterie, religiös ohne dies zur Schau zu tragen. Seine Organisationsgabe verschaffte ihm als Schulleiter und zugleich seiner Anstalt weit über Bayreuth und Franken hinaus Ansehen und er konnte es sich leisten in jener Leidenszeit des bayerischen Mittelschulwesens zu den Experimenten der Regierung seine Meinung unverhohlen zu äußern,

Digitized by Google

selbst in den bösen vierziger Jahren. So gewann der aufrechte Mann die Hochachtung der Fachgenossen und M. Lechner konnte ihn in seiner Grabrede den geistigen Mittelpunkt der bayerischen Gymnasiallehrer nennen. Für Held waren die klassischen Studien Mittelpunkt der Bildung, nicht bloß wegen der ästhetischen und ethischen sondern auch wegen der historischen Bedeutung der antiken Kultur; doch war ihm das Gymnasium nicht die alleinseligmachende Bildungsanstalt (s. Jahresbericht des Gymn. Bayreuth 1864—65, S. 16 f.). Wie sehr er sich die Zuneigung seiner Schüler erworben hatte, zeigte das 200jährige Stiftungsfest des Gymnasiums im Jahre 1863, das zu einer förmlichen Huldigungsfeier für den Rektor wurde; 1860 schickten ihm u. a. seine ehemaligen Schüler in Regensburg (darunter kein Philologe!) eine künstlerische Glückwunschadresse zum 25jährigen Rektoratsjubiläum. Er wußte eben mit eigenem Können den Schülern zu imponieren und sie durch sicheres, wissenschaftlich gegründetes Einprägen der sprachlichen Grundlagen zur Aufnahme der antiken Kulturgüter empfänglich zu machen.

Helds wissenschaftliche Schriftstellerei ist meist aus der Praxis der Schule hervorgegangen und für diese berechnet. Von München brachte er freilich den Plan einer kritisch-exegetischen Gesamtausgabe von Plutarchs Lebensbeschreibungen mit; aber schon 1819 äußerte er, jetzt sei er davon abgekommen, weil ihn die Hingabe an den Beruf nicht dazu kommen lasse, auch fehle es ihm in Bayreuth an den Büchern. So erschien im Laufe der Jahre als Frucht der Pariser Reise wenigstens eine Ausgabe des Timoleon und Aemilius Paulus, die von der Kritik nicht mit ungeteiltem Lobe aufgenommen wurde, und mehrere Untersuchungen dazu. Glücklicher war er mit seinen Schulausgaben von Caesars Bellum Civile und Bellum Gallicum. Auch über Sophokles, Platon, Horaz, Plinius hat er geschrieben, meist Programmabhandlungen. Zum Besten gehören die „Schulreden", deren erster Band 1853, der zweite 1866 erschienen ist. Sie fanden allgemeinen Beifall und sind immer noch lesbar, zumal die Mehrzahl nie veraltende Fragen des Mittelschulbetriebs klar und nüchtern behandelt. Interessant ist der Vergleich mit den 1843 erschienenen „Reden und Aufsätzen" L. Döderleins, zumal bei Reden über verwandte Gegenstände; Döderlein gibt selbst in einem Briefe an Held vom 30. August 1846 eine launige Gegenüberstellung, an der mancherlei ernst genommen werden kann, z. B. „Held hat plus lucis, D. plus luminis. . . . H. will mehr belehren und Zeugnis geben, D. denkt an den Effekt . . . H's Reden sind zu lang, D. besitzt die Haupt-

Digitized by Google

tugend, auf das Sitzfleisch des Publikums Rücksicht zu nehmen"; Unterschiede, die gewiß im Charakter der beiden Gelehrten ihren tieferen Grund haben. Held war wohl die geschlossenere Persönlichkeit bei seiner Beschränkung auf den Beruf des Lehrers und Schulleiters, sonst vorwiegend rezeptiv, Döderlein mehr produktiv, dabei der Vielseitigere aber Unruhigere. Doch war Held weit von Einseitigkeit entfernt, wie er z. B. regen Anteil an den literarischen Neuerscheinungen der Zeit nahm. Und ein Gesamtbild seiner Persönlichkeit darf die musikalische Seite nicht vergessen; er hat sogar öfters Kompositionen und Aufsätze in Musikzeitschriften mit gutem Erfolg veröffentlicht.

Quellen: Karl Fries, Dr. Johann Christoph von Held. Ein Lebensbild. Programm des Gymnasiums Bayreuth 1873—74, 1874—75, 1875—76 (40, 57, 68 Seiten); sehr ausführlich und besonders wertvoll durch den größtenteils abgedruckten Briefwechsel Helds mit Döderlein; geht rein chronologisch vor; auch Helds Schriften sind alle aufgezählt, leider nicht an einer Stelle. — H. in der Allg. Deutschen Biographie 11, S. 680—81. — Oberfr. Zeitung 6, 1873, Nr. 72 S. 1—2. — J. C. Held rectoratum ante hos XXV annos susceptum Gymnasium Norimbergense 4. Mai 1860 gratulatur interprete D. H. Heerwagen. Nürnberg 1860. — J. C. Held, Briefe aus Paris. Sulzbach 1831. — Eine lateinisch geschriebene Vita aus dem Jahre 1813, wohl für Prüfungszwecke verfaßt, die Fries erwähnt ist verloren. — Für einige mündliche Mitteilungen bin ich Helds jüngstem Sohn, Herrn Senatspräsidenten a. D. Otto Held in München (geb. 1836) zu großem Dank verpflichtet.

Ein Handschrift-Facsimile bringt Fries in seinem 3. Programm. Zwei vorzügliche Porträts sind im Besitze der Familie. Außer einigen Jugendgedichten hat die Familie nichts Handschriftliches mehr von Held, auch nicht von den vermutlich zahlreichen Kompositionen. Dagegen besitzt sie noch eine Abschrift des handschriftlichen Lebenslaufes von Helds Vater, Nikolaus Adam Held, mit den wichtigsten Daten der Familiengeschichte.

Friedrich Bock (Nürnberg).

22. **Heßler**, Franz, Dr. phil. et med., Erforscher der altindischen Heilkunde 1798—1890.

Heßler Franz erblickte als Sohn einfacher Bauersleute, des Konrad Heßler und seiner Ehefrau Maria, geborenen Glaab, am 13. Oktober 1798 im unterfränkischen Krombach das Licht der Welt. Er besuchte das Aschaffenburger Gymnasium, um nach kurzem Besuch der Würzburger Universität, an der er Franz Berks, Andreas Metz,

Digitized by Google

Ambr. Rau, Peter (v.) Richarz, Franz Lothar Sorg, Johannes Schoen, Joh. Jakob Wagner, vor allem aber den als Professor des Persischen und des Sanskrit wirkenden Benediktiner Othmar Frank (1770—1840), den Verfasser der ersten deutschen Sanskritsprachlehre, mit Eifer gehört, ging er, in der Absicht seine hier erfolgreich begonnenen sprachlichen Studien fortzusetzen, nach Heidelberg. Hier zogen ihn hauptsächlich die Vorlesungen des berühmten Sprach- und Altertumsforschers Friedrich Creuzer (1771—1858) und des Pädagogen Friedrich Heinrich Schwarz (1766—1837) an. Nach einjährigem Aufenthalt (1823/24) kehrte Heßler nach Würzburg zurück und vertauschte, vermutlich aus Vermögensrücksichten, seine Sprachstudien mit denen der Heilkunde und der Naturwissenschaften. Gleichzeitig verschaffte er sich als Hofmeister im Hause des Reichsrates Joseph Frhrn. v. Würtzburg († 1865) den nötigen Lebensunterhalt. Im Mai 1827 suchte er schriftlich bei der philosophischen Fakultät Erlangen um die Doktorwürde nach, wobei er eine 20 Quartseiten starke »De antiqua inter Alexandrinos quae viguit philologiae indole (ungedruckt im Universitätsarchiv zu Erlangen) handelnde Arbeit einreichte. G. E. A. Mehmel und J. W. A. Pfaff sandten ihm darauf mehrere Fragen, die Heßler persönlich nach Erlangen beantwortet zurückbrachte und gleichzeitig um Zulassung zur mündlichen Prüfung bat. Am 18. September 1827 wurde ihm »rite« die philosophische Doktorwürde verliehen. Im folgenden Jahr trat er, nachdem er seine medizinischen Studien abgeschlossen hatte, als Assistenzarzt des vierten Stadtbezirkes in Würzburg ein und war dort zwei Jahre lang unter den Professoren Georg Vend (1767—1839) und Friedrich August Ruland (1776—1846) tätig, um sich im November 1830 mit einer Schrift »De antiquorum Hindorum medicina et scientiis physicis, quae in Sanscritis operibus exstant« (Wirceburgi, 1830) auch den medizinischen Doktorhut zu erwerben und die damalige Prüfung für den gerichtsärztlichen Staatsdienst sowie die sog. „Proberelation" vor der Prüfungskommission in Bamberg mit der „Note der Eminenz" zu bestehen. Hierauf begleitete er als Leibarzt zwei Jahre hindurch den in Deutschland reisenden russischen Grafen Wielhorsky auf dessen Fahrten, bis er 1833 eine Anstellung als Landgerichtsarzt zu Miesbach in Oberbayern fand. Verschiedener dort angetroffener Mißhelligkeiten wegen erbat und erhielt er bereits im nächsten Jahre die gleiche Dienststelle in dem Städtchen Wemding im Ries, wo er 28 Jahre lang die medizinische Tätigkeit in allen Zweigen der Arzneikunde ausübte und zugleich als Badearzt wirkte. Hier in der Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit

Digitized by Google

vollendete er ohne jede Fühlungnahme mit der Wissenschaft und unbekümmert um ihre Ergebnisse, das große Werk, das damals seinen Namen weit über seinen Schaffenskreis hinaus bekannt machte: die lateinische Übertragung der Heilkunde des altindischen Arztes Susruta. In dem „Āyurveda" betitelten Buch dieses Zeitgenossen des Griechen Galenos ist ein vollständiges Lehrgebäude der altindischen Heilmittel enthalten. Der Inder Srí Madhusudana Gupta hatte davon 1835—1836 zu Kalkutta eine zweibändige Ausgabe des Urtextes veranstaltet, die Heßler seiner Übersetzung zugrunde legte. Ohne die einschlägigen Arbeiten andrer Forscher, vor allem Th. A. Wise, der mit seinem »Commentary of the Hindoo System of Medicine« (Kalkutta, 1845) die wichtigsten Aufschlüsse über den gleichen Gegenstand geliefert hatte, heranzuziehen, machte sich Heßler, mit allen Fehlern und Schwächen des Selbsterlerners behaftet, an die Lösung der gewaltigen Aufgabe. 1844 erschien der erste Band bei Ferd. Enke in Erlangen unter dem Titel »Susrutas Āyurvéda: Id est Medicinae Systema a Venerabili D'Hanvantare demonstratum a Susruta discipulo compositum. Nunc primum ex Sanscrita in Latinum sermonem vertit, introductionem, annotationes et rerum indicem adjecit Franc. Hessler«. In drei Teilen wurde das Werk vollständig; zwei 1852 und 1855 erschienene Hefte brachten als »Commentarii« die nötigen Erläuterungen. Schon bei der Ausgabe des zweiten Bandes war die Anteilnahme, die man der wissenschaftlichen Wirksamkeit Heßlers in Bayern widmete, so allgemein in naturwissenschaftlichen Kreisen, daß ihn die physikalisch-mathematische Klasse der Münchener Akademie der Wissenschaften auf Antrag von Philipp Franz v. Walther (1782—1849) und Joh. Nep. v. Ringseis am 19. Juli 1848 zum korrespondierenden Mitglied erwählte. Aber so lebhaft das Verständnis war, das H. bei seinen Fachgenossen fand, so abfällig und schonungslos war die Beurteilung, die ihm die Indologenwelt zuteil werden ließ. Albrecht Weber (1825—1902), der große Berliner Sanskritforscher, stellte ohne alle Rücksicht die Fehler und Irrtümer an den Pranger, die Heßlers Susruta-Ausgabe aufwies. Er nannte in einer Besprechung (vgl. seine „Ind. Streifen", II. Bd.) das Werk ein „totgeborenes Kind", das „alles nachträgliche Bürsten und Reiben nicht zum Leben erwecken" werde. Über den Verfasser selbst urteilte er, daß er „immerhin ein recht guter Arzt sein mag, von der Indischen Philologie aber, wie von philologischer Arbeit überhaupt, nur sehr schwache Begriffe" besitze. So berechtigt die Kritik vom streng sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkt aus ist, so wenig wird sie einem unbestreitbar bestehenden Ver-

Digitized by Google

dienst gerecht, das sich Heßler mit seiner Arbeit erwarb. Denn er wollte damit doch vorzugsweise der Heilkunde dienen, indem er die altindische Anschauung über die Erkennung der Heilung von Krankheiten der ärztlichen Wissenschaft nutzbar machen wollte. Wenn auch die Philologie von seiner Tätigkeit geringen oder gar keinen Gewinn zog, wenn auch die an die Übersetzung des Susruta sich anknüpfende wissenschaftliche Betätigung umsonst war, so ward doch mit der Übertragung des Ayurveda zum erstenmal die Welt der Aerzte auf dieses gewaltige Werk aufmerksam, das bis heute, nachdem die englischen Übersetzungen des Deutschen R. F. A. Hoernle und des Briten Kunte Bruchstücke geblieben sind, noch in keiner mustergültigen, von der Allgemeinheit verwertbaren Ausgabe vorliegt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Heßler das Alter der indischen Heilkunst weit überschätzte, ein großer Fehler, auf den schon bei seiner Wahl in die Akademie der Münchener Orientalist Markus Josef Müller (1809—1874) in seinem Gutachten warnend hingewiesen hatte (Heßlers „angebliche Beweise lassen sich leicht widerlegen und als grundlose Anschauungen erkennen". Akten der Akademie.)

In einem an K. F. Ph. v. Martius aus Wemding unterm 6. Juni 1852 gerichteten Schreiben bewarb sich Heßler um die Wahl zum auswärtigen Mitglied der Akademie an Stelle des verstorbenen F. A. v. Schreiber in Wien. Er begründete sein Gesuch damit, daß er seit seiner Ernennung zum korr. Mitglied die letzte weit schwierigere Abteilung des Susruta erklärt und die materia medica genauer und ins einzelne gehend bearbeitet, wobei ihm, hauptsächlich für den botanischen Teil des Werkes, zahlreiche kostspielige Hilfsmittel vonnöten gewesen seien. Seine Arbeit sei, bis auf die bald erscheinende Erläuterung, fertig und habe auch überraschende Anerkennung gefunden,[1]) sodaß er nunmehr von gelehrter Seite gedrängt werde, auch den Tscharaka zu übersetzen und zu erklären. Zu diesem Zwecke müsse er um einen längeren Urlaub nachsuchen, um in London aus den Handschriften Auszüge zu machen. „Nach der Bearbeitung des Susrutas und Tscharakas ist dann erst die Möglichkeit gegeben, den Einfluß der ältesten indischen Medicin und Naturwissenschaften auf die Systeme der Jonischen Naturphilosophie und Hippokratischen Medicin näher zu bestimmen", fährt er in seinem Schreiben fort und

[1]) Er verweist auf Besprechungen im Provincial . . . . Journal, ed. by R. J. Nicholl Streeten, Worcester, 1846, vol. 3, Nr. 14, S. 160 und 1848, Nr. 15, S. 408; Neue Jenaer Allg. Lit. Ztg., 1848, Nr. 86, S. 343; Korrespondenzblatt usw., Nr. 34, S. 539; Isis, 5. Heft, Sp. 539, 1848.

Digitized by Google

endet es mit der Versicherung, daß die Akademie, wenn sie ihn zum auswärtigen Mitglied „erhebe", ihn nicht nur in seiner Tätigkeit bestärken, sondern auch dem In- und Ausland zu erkennen gebe, daß sie solche schwierigen Unternehmungen gewürdigt wissen wolle. Auf Grund dieser eignen Bewerbung wurde H. dann auch von Ringseis und Martius am 7. Juli 1852 wirklich zum auswärtigen Mitglied vorgeschlagen, wobei die beiden Gelehrten in ihrem Gutachten betonten, daß Heßler „überdies den Ruf eines ungemein glücklichen und in weiten Kreisen thätigen Arztes, und zwar in der größten Ausdehnung des ärztlichen Berufes" genieße.

Im Jahre 1862 verließ H. seine Wirkungsstätte in Wemding, um als Bezirksarzt 2. Klasse nach Geisenfeld überzusiedeln. Dort waltete er, ohne übrigens weiter wissenschaftlich tätig zu werden, noch elf Jahre lang getreulich seines Amtes und trat am 17. April 1873 als 75jähriger in den erbetenen Ruhestand. Auf dringliches Bitten des Wemdinger Stadtrates versah er dort nochmals fünf Jahre hindurch den Dienst des Amtsarztes, um dann schließlich 1878 München zu seinem dauernden Wohnsitz zu wählen. K. v. Voit erzählt anziehend, wie in diesem Jahre ein altmodisch, aber sorgfältig gekleideter Greis sich dem Klassensekretär der Akademie Franz v. Kobell, als der pensionierte kgl. bayr. Bezirksarzt Dr. Franz Heßler und als auswärtiges Mitglied vorstellte, mit dem Begehr, den Satzungen gemäß mit seiner Übersiedelung nach München in die Reihe der ordentlichen Mitglieder aufgenommen zu werden. Niemand wußte etwas von der Zugehörigkeit Heßlers zur Akademie, bis man aus den Akten ersah, daß es mit seinen Angaben volle Richtigkeit habe. Die folgenden Bände der Sitzungsberichte enthielten denn auch mehrere Beiträge aus seiner Feder über altindische Heilkunde, wie überhaupt Heßler nur selten den Sitzungen der Akademie sich fernhielt. Im übrigen lebte er, völlig abgesondert von der Umwelt, zusammen mit seiner Frau Sabine, geb. Speuer (geb. 1797), bis ihm am 8. August 1885 der Tod seine treue Lebensgefährtin entriß und den hochbetagten kinderlosen Greis allein zurückließ. Er bezog ein bescheidenes Stübchen in der abgelegenen damaligen Bogenhauser, der heutigen Oettingen-Straße 8, wo schwere Nahrungssorgen seine letzten Lebensjahre trübten, nachdem er unverschuldeter Weise fast sein ganzes in mühsamer, ehrlicher Arbeit errungenes Vermögen verloren hatte. Am 15. (nicht 17.) Juni 1890 beschloß Heßler ohne vorausgegangene Krankheit völlig vereinsamt und vergessen seine Tage. Als die Akademie von seinem Hinscheiden Kenntnis erhielt, hatte er bereits in der Südostecke des

Digitized by Google

Haidhauſer Friedhofes in der äußeren Wiener Straße ſeine letzte Ruheſtätte gefunden. Ohne das Geleit trauernder Angehöriger und Freunde war ſeine ſterbliche Hülle in den Schoß der Erde verſenkt worden. So erwarben die Mitglieder der mathematiſch-phyſikaliſchen Klaſſe der bayeriſchen Akademie Heßlers Grabſtätte und ließen zu ſeinem Andenken daſelbſt einen einfachen Stein ſetzen.

Schriften: Dissertatio inauguralis.: De antiquorum Hindorum medicina et scientiis physicis, quae in Sanscritis operibus exstant. Autore Francisco Heßler, Krombacensi, Philosophiae et Medicinae Doctore. Wirceburgi, 1830. Typis C. G. Becker, Univers. Typographi. 21. S. 8. — Susrutas Ayurvédae. Id est Medicinae Systema a Venerabili D'Hanvantare Demonstratum a Susruta discipulo compositum. Nunc primum ex Sanscrita in Latinum sermonem vertit, introductionem, annotationes et rerum indicem adjecit Franciscus Heßler. Erlangae, Ferd. Enke. 4°, I. Band, 1844, VIII, 206 S.; II. Band, 1847, VIII, 248 S.; III. Band, 1850, VI, 186 S. — Commentarii ad adnotationes in Susrutae Ayurvedam. Fasc. prior, continens Susrutae aetatem et medicinae systema. Lex. 8°. Erlangae, 1852, IV, 24 S. — Fasciculus II.: continens notas ad totum Susrutae Ayurvedam. Erlangae, 1855, X, 107 S.

Abhandlungen: Gelehrte Anzeigen der k. bayr. Akademie der Wiſſenſchaften. 36. Band, 1853, S. 36, 41. — In den Sitzungsberichten der bayr. Akademie, phyſikaliſch-mathematiſche Klaſſe: 1883, S. 364–371: Über die Materia medica des älteſten indiſchen Arztes Tſcharaka. — 1884, S. 325–332: Über Entwicklung und Syſtem der Natur nach Gangadhara, des Scholiaſten des Tſcharaka. — 1887, S. 43–52: Über Naturgeſchichte der alten Inder; ebenda, S. 137–150: Allgemeine Überſicht der Heilkunde der alten Inder. — 1888, S. 267–276: Beiträge zur Naturphiloſophie der alten Hindu. — 1889, S. 153 bis 166: Generelle Überſicht der Heilmittel in dem Ayurvéda des Susrutas.

Quellen: Taufbuch der Pfarrei Krombach; Mitteilungen des Standesamtes München I und des Münchener Einwohneramtes; Perſonal-Akten Heßlers bei der bayeriſchen Akademie ſowie Sitzungsprotokolle (gütige Auszüge von Hrn. Geheimen Rat Prof. Dr. Ernſt Kuhn, München); perſönliche Erinnerungen des Hrn. Geh. Rates Kuhn an Heßler; Promotionsakte im Erlanger Univerſitätsarchiv (Mitteilungen von Hrn. Bibl. Sekretär K. Wagner, Erlangen). — Nachruf von K v. Voigt in den Sitzungsberichten der mathem.-phyſikal. Kl. der bayr. Akad. der Wiſſ., 1891, S. 139–146 (mit zahlreichen irrigen Angaben!) — (Joſef) v. Kerſchenſteiner: Zur Erinnerung an Dr. Franz Heßler, Münchener Mediziniſche Wochenſchrift, 1890, Nr. 27, vom 8. Juli, S. 472–473 (mit falſchen Geburts- und Sterbeangaben, als lebensgeſchichtliche Quelle wertvoller.) — ADB, 50. Band, 1905, S. 282 (J. Pagel, lediglich Auszüge aus dem vorhergehenden Aufſatz mit allen Unſtimmigkeiten).

Franz Babinger (Berlin).

Digitized by Google

23. Hezel, Johann Wilhelm Friedrich, Orientalist und Bibelforscher 1754—1824.

Johann Wilhelm Friedrich Hezel[1]) entstammt einer altfränkischen, um Königsberg seßhaften Familie, die der evangelischen Kirche schon manchen Geistlichen gestellt hatte (vgl. z. B. J. W. Krauß: Antiquitates Franconiae, Hildburghausen, 1755, S. 218, 319: Joh. Hezel aus Königsberg, † 1658 als Pfarrer zu Herreth; E. v. Steinmeyer, Altdorfer Matrikel, Würzburg, 1912, 2. Teil, S. 291). Er kam im fränkischen Königsberg als Sohn des zweiten Stadtpfarrers und Rektors der Schulen Georg Christian H.[2]) und der Elisabeth Christine, geb. Ehrhard, am 16. Mai 1754 zur Welt. Seine erste Ausbildung erhielt er in der Schule seiner Geburtsstadt; aber während er bis zu seinem 13. Lebensjahr wegen seines flüchtigen, zerfahrenen Wesens im Lernen nur unbedeutende Fortschritte machte, bereitete ihm die Musik um so mehr Freude. Gar bald wußte er unter der trefflichen Anleitung des wackern Stadtorglers Joh. Hch. Natz (geb. am 6. Februar 1738 zu Königsberg), soweit Bescheid, daß er „auf der Orgel dasiger Kirche den Generalbaß spielen" konnte. Auch erlangte er ziemliche Geschicklichkeit im Drechseln und in der Buchbinderei, Beschäftigungen, die seinen von Natur aus zarten Körper stärkten und kräftigten. Die Aufmunterung des Vaters, der ihm oftmals das Beispiel berühmter Gelehrter vorhielt, und die Anregung der verständigen Mutter, „die einen edlen Stolz in ihm weckte und ihn zu mancherlei Leistungen in Poesie und Prosa bei sparsamem Lob anreizte", bewirkten zusammen mit seinem Oheim, Joh. Philipp Sondermann, ritterschaftlichem Rechtsbeirat und Kassenwart zu Baunach, daß er hinfür emsiger den Wissenschaften oblag. Der Vater selbst unterrichtete ihn in den notwendigen Nutzfächern sowie im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen; seine fernere Ausbildung aber verdankte er besonders dem in Halle herangewachsenen Rektor Johann

[1]) Auf seinen frühesten Schriften nannte er sich „Hetzel", auf späteren Wilh. Friedrich Hezel, auf der zuletzt erschienenen Arbeit schreibt er sich „von Hezel".

[2]) Georg Christian H. wurde am 7. Mai 1719 zu Königsberg in Franken als Sohn eines Schreinermeisters geboren, war seit 1762 Diakon in seiner Vaterstadt, ehelichte am 22. August 1752 zu Gemünda a. Kreck (Oberfr.) Elisabeth Christine, Tochter des dortigen Fürstl. Würzburg. Pfarrers Adam Georg Ehrhard, und starb am 20. Dezember 1771 zu Königsberg. Sein Amtsnachfolger wurde Johann Gg. Rosenmüller (1736—1815), der rationalistische Theologe und Vater des berühmt gewordenen Orientalisten Ernst Friedr. Karl R. (1768—1835).

Digitized by Google

Martin Södel (geb. am 4. Juli 1713 in Königsberg), einem gebildeten und denkenden Lehrer. Unter ihm versuchte sich Hezel in lateinischen, griechischen und selbst hebräischen Versen, anderseits aber ward ihm in der Nähe dieses Mannes eine gewisse Ängstlichkeit und Schüchternheit eingepflanzt, die er späterhin nur mit Mühe überwand. Anfangs September 1772, als er sich gerade auf der Reise nach Wittenberg zur dortigen Hochschule befand, lernte er im Postwagen den Obersetzer der rudolstädtischen Druckerei Schirach kennen, der ihm dringend zum Besuche der Jenaer Universität riet, wo eben der jugendliche, aber im Fache der morgenländischen Gelehrsamkeit bedeutende Professor Johann Ernst Faber (geb. im Februar 1745, gestorben im April 1774) aus Kiel eingetroffen sei. Hezel zögerte um so weniger diesem Vorschlag zu folgen, als er mit Empfehlungen an ihn versehen ward, und eilte um Michaelis nach Jena. Dort lehrte noch der treffliche Kenner des Hebräischen Ernst Jakob Danov(ius) (1741 bis 1782), dem er außer J. E. Faber seine meisten Kenntnisse verdankte; von diesem ging auch die Anregung aus, sich der akademischen Laufbahn zu widmen.

Schon im Jahre 1774 trat Hezel mit einer Schrift „Gedanken über den babylonischen Stadt- und Thurmbau" hervor. In seinen Nebenstunden erteilte er dem älteren Sohn des Hofrates Ernst August Nicolai (1722—1802) Unterricht, 1775 ward er Hofmeister bei dem Landschaftsdirektor Freiherrn v. Imhoff auf Hohenstein bei Koburg, wo er mit dem Titel eines Schloßpredigers ohne im übrigen verordnet zu sein, jeden Sonntag in der Burgkapelle predigte. Bereits im September des gleichen Jahres aber verließ er diese gastliche Stätte, um seine akademischen Studien in Jena wieder aufzunehmen. Nachdem ihn Johann Gg. Walch (1693—1775) unentgeltlich zum Doktor der Philosophie befördert hatte, ließ er sich noch im selben Jahr als Privatdozent nieder und begann mit berühmten Fachgenossen in briefliche Fühlung zu treten. Die kärglichen Einnahmen indessen regten in dem wenig Bemittelten den Wunsch nach Verbesserung seiner Lage, die er am ehesten durch ausgiebigere schriftstellerische Tätigkeit herbeizuführen hoffte. Zunächst plante er die ganze Heilige Schrift, vorab die schwereren Stücke, in einer deutschen Erläuterung herauszugeben. Bald waren an tausend Vorausbesteller gefunden und Hezel, auf der Suche nach einem ruhigen Wohnsitze zur Ausarbeitung seines Werkes, kehrte Jena den Rücken.

Mittlerweile, 1776, hatte ihm sein eigentlicher Landesherr, Herzog Ernst Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, den Titel eines Hofrates

Digitized by Google

verliehen, eine für den kaum 22jährigen etwas frühe Auszeichnung, die er wohlweislich ein volles Jahr geheim hielt. 1778 machte er in Begleitung des Mediziners und (durch seine Vermittlung!) nachmaligen Gießener Landarztes und Professors Johann Salomon Ernst Schwabe (1754—1824; vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, II. Jg., 1824, 1. Heft, S. 1112, Ilmenau, 1826) eine Reise nach Hildburghausen über Ilmenau, wo Schwabes Elternhaus stand. In der Familie des Diakons und Superintendanturadjunkten Joh. Wilhelm Schwabe und dessen Ehefrau Dorothea Elisabeth, (geb. Crusius zu Gießen) lernte Hezel die am 8. Jan. 1755 geborene einzige, verstandes- und herzensgebildete Tochter des Hauses, Charlotte Henriette [1]) kennen und lieben. Die bald darauf, im Juni 1778, erfolgte glückliche Verbindung mit ihr befestigte in ihm den Entschluß, in Ilmenau eine Zeitlang zu verweilen. Damals erfuhr er eine neue Auszeichnung durch den Fürsten Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, der ihm am 14. Juni 1778 die Würde eines Hof- und Pfalzgrafen und damit u. a. das Recht verlieh, Doktoren zu ernennen. Von dieser Vergünstigung machte er denn auch ausgiebigen Gebrauch, freilich ohne in der Wahl immer die nötige Vorsicht anzuwenden, sodaß er z. B. noch in seinen 1816 erschienenen „Paläographischen Fragmenten" zu einer längeren Verteidigung seiner in Altona ausgestellten zahlreichen Doktorbriefe sich veranlaßt sah.

Nach dem 1780 erfolgten Tod seines Schwiegervaters erbte er in anmutiger Gegend auf dem sogenannten Neuhammer unweit Ilmenau ein Gütchen, wozu ihm der Landesherr noch den anstoßenden Teil des Ehrenberges schenkte, den er hierauf urbar machen ließ. So verlebte er sechs volle Jahre in der herrlichsten ländlichen Muße, um schließlich einem am 3. Mai (27. Juni) 1786 ergangenen Ruf als Professor der morgenländischen und biblischen Sprachen zu Gießen Folge zu leisten. Über den anfänglich empfundenen Trübsinn, der ihn beim Vertauschen des Landlebens mit der Stadtluft anwandelte, half ihm die Erlaubnis, sich des landgräflichen Marstalles und der Reitbahn zu bedienen, sowie die Geschicklichkeit seines Freundes, des Stabsarztes und Professors Georg Thom (1757—1808) hinweg.

Am 24. November 1793 wurde er, nachdem er schon 1788 zum Hessisch-Darmstädtischen Geheimen Regierungsrat ernannt worden

[1]) Sie war, wie ich in Chr. G. Kayser's Vollständ. Bücher-Lexikon, 3. Teil, Leipzig, 1835, S. 139 sehe, auch als Schriftstellerin tätig, indem sie 1779 zu Ilmenau in 4 und 8 ein „Wochenblatt für das schöne Geschlecht" erscheinen ließ, ein Unternehmen, das es freilich nicht über vier Hefte hinaus brachte.

Digitized by Google

war, zum Definitor beim Geistlichen Konsistorium bestellt und am 15. September 1800 wurde ihm außerdem das Amt eines Universitätsbibliothekars übertragen. Am 13. September 1801 berufen, ging er jedoch kurz darauf mit einem Gehalt von 2000 Rubel und dem Titel eines Kaiserlich Russischen Wirklichen Hofrates als Professor der alttestamentlichen Schriftauslegung und der morgenländischen Sprachen nach Dorpat. Während er anfänglich über beide Fächer las, beschränkten sich ab 1813 seine Vorträge auf Orientalia. Außerdem eröffnete er eine mit etwa zehn Lehrern besetzte Erziehungsanstalt, die freilich nach zwei Jahren wieder ihren Betrieb einstellen mußte. Dafür versuchte er sein Glück mit der ihm eignen Rührigkeit, die nie bei seinem eigentlichen Geschäftskreis stehen blieb, eine einträgliche Rumfabrik, wo er durch Nachahmung echten Rums gute Geschäfte erzielte. Außerdem veranlaßte und leitete er den Bau einer von ihm erdachten Mühle, die vermittelst eines Getriebes mehrere Werke in Bewegung setzte. Auch schlug er vor, in holzarmen Gegenden Häuser, vor allem Kasernen, aus Stampferde zu errichten. Er selbst ging mit seinem Beispiel voran, indem er sich ein Gartenhaus auf dem Domberg bei Dorpat, halb aus Holz, halb aus Stampferde aufführen ließ und außerdem in mehreren Schriften und Flugblättern die Vorzüge der von ihm erfundenen Bauart anpries. Nachdem er noch zum Kaiserlich Russischen Kollegienrat ernannt und als Ritter des Ordens der hl. Anna den russischen Adelstand erhalten hatte, erbat er im Januar 1820 seine Entlassung, die ihm dann auch mit vollem Gehalt (2500 Rubel) erteilt wurde. Vier Jahre später, am 12. Juni (nicht 1. Februar!) 1824 (nicht 1829) segnete er in Dorpat das Zeitliche in seinem Hause im Domgraben an der Ecke der nach ihm benannten Straße.

Nachdem ihm seine Gattin[1]) schon am 3. April 1817 im Tod vorausgegangen war, überlebten ihn außer zwei Töchtern zwei Söhne, von denen der jüngere in russische Heeresdienste trat. Der ältere, 1831 zu Dorpat verstorbene Joh. Karl Wilh. Friedr. v. Hezel, (geboren am 9. August 1786 zu Gießen), war Dr. phil. (1808), von 1812—1819 Universitätssyndikus, dann Stadtsyndikus sowie Mitglied des Konsistoriums und Rechtsanwalt zu Dorpat. Er entfaltete auf rechtswissenschaftlichem Gebiet, meist in lateinischer Sprache, eine rege

[1]) Vgl. über sie: J. G. Meusel, Gel. Teutschl., XXII. Bd., S. 750; ferner Strieder's Grundlage zu einer Hess. Gel. Gesch., XVIII, S. 227. — Lit. Anzeiger 1798, Nr. 58. — C. W. A. v. Schindel: Deutsche Schriftstellerinnen (Leipzig 1823), I. Bd., S. 213. — Recke und K. E. Napiersky: Allg. Schriftst.-Lex., II. Bd. (Mitau, 1829), S. 279.

Digitized by Google

schriftstellerische Tätigkeit. (Vgl. über ihn: Jh. Fr. v. Recke und K. E. Napiersky: Allg. Schriftsteller und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Liev-, Esth- und Kurland. Mitau, 1829, 2. Band, S. 279 bis 280. Nachträge: 1. Bd., Mitau, 1859, S. 263.)

Joh. Wilh. Friedr. v. Hezel war noch Ehrendoktor der Theologie (1805, Dorpat), sowie Mitglied der Lateinischen Gesellschaft zu Jena, der Korrespondierenden Literärischen Gesellschaft zu Mainz, der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, sowie seit 1818 der Deutschen Sprachgesellschaft zu Berlin.

Seiner ganzen wissenschaftlichen Entwickelung und Richtung nach waren für Hezel die morgenländischen Sprachen lediglich ein Hilfsmittel zur Deutung der Heiligen Schrift, vorzüglich des Alten Bundes. So ließ er sich bei Abfassung seiner sämtlichen orientalistischen Arbeiten nur von jenem Gesichtspunkt leiten. Fast unübersehbar sind die Erzeugnisse seiner allzeit fertigen Feder und allen haftet als Hauptmerkmal die Flüchtigkeit ihrer Entstehung an. Daneben spricht sich, meistens in den Vorreden, eine oft abstoßende Selbstüberschätzung und lästige Anpreisung seiner vielen neuen Entdeckungen aus. Von allen seinen Schriften, die längst der Vergessenheit anheimgefallen und überholt sind, dürfte seine hebräische Sprachlehre die vorzüglichste sein. Freilich verliert er sich in dem Bestreben, die Ähnlichkeit der verwandten Sprachen zur Vervollständigung grammatischer Kenntnis und zur gründlicheren Erklärung und tieferen Begründung der hebräischen Sprachformen nach dem Beispiele andrer Orientalisten, wie Albert Schultens und J. D. Michaelis, vergleichend heranzuziehen, auf den gefährlichen Abweg, ausschließlich das Arabische zu beachten. Indem er so die übrigen semitischen Sprachen gänzlich vernachlässigte, mußte er in seiner Einseitigkeit allerlei verkennen und mißdeuten, Fehler und Mängel, die besonders von Wilh. Gesenius tadelnd vermerkt wurden. Auch hatte man mehrere seiner Arbeiten als geistige Diebstähle bezeichnet, wobei man als Quelle die Hefte seines Lehrers J. E. Faber bezeichnete (vgl. z. B. Hirt's Wittemberg. Oriental. Bibl., 3. Teil, S. 69 ff.), sodaß er sich mehrmals (so in der Vorrede zur Hebr. Sprachlehre) in auffallend breiter Ablehnung der Angriffe erwehren mußte. Seine syrische und chaldäische Sprachlehren enthalten keinerlei neue und eigne Forschungen, geben vielmehr die Ansichten früherer Gelehrter, zunächst Michaelis, wieder. Dagegen verdient seine arabische Grammatik Hervorhebung vor den übrigen fabrikmäßig hergestellten Büchern. Unter Zugrundelegung der bekannten Arbeiten von Th. Erpenius, Hirt und Michaelis gibt er darin in

Digitized by Google

leicht faßlicher, wenn auch nicht für den Anfänger geeigneter Darstellung eine gedrängte Übersicht über das Arabische; eine, freilich gründlich umgearbeitete zweite Auflage erschien nach seinem Tode (1825) und bewies die Beliebtheit und Brauchbarkeit seiner Leistung. Seinen „Paläographischen Fragmenten" hat schon W. Gesenius in einer eingehenden Besprechung in der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung (1816, Nr. 153—155) nicht viel Gutes nachgerühmt; es ist ein sonderbares Machwerk voll unbewiesener Behauptungen ohne Tiefe und Unbefangenheit der Untersuchung. Was seine Schriften zur Erlernung der klassischen und neueren Sprachen betrifft, so hat die Folge ihren Eintagswert bewiesen; nur wenige unter ihnen vermochten sich als Lern- und Übungsbücher eine Zeitlang zu halten und Neuausgaben zu rechtfertigen.[1])

Schriften: Gedanken über den babylonischen Stadt- und Thurmbau. Hildburghausen, 1774. 8°. — Erleichterte arabische Grammatik, nebst einer kurzen arabischen Chrestomathie zur Übung im Lesen und Übersetzen. Jena, 1776. 8°. — Geschichte der hebräischen Sprache und Literatur. Nebst einem Anhange, welcher eine kurze Einleitung in die mit der hebräischen Sprache verwandten orientalischen Dialekte enthält. Halle, 1776. 8°. — Ausführliche hebräische Sprachlehre, nach berichtigten Grundsätzen durch sorgfältige Vergleichung der übrigen morgenländischen Dialekte. Halle 1777. 8°. — Neue Übersetzung und Erklärung des hohen Liedes Salamonis. Nebst zwei Briefen an einen Staatsmann an einem herzogl. sächsischen Hofe über einige interessante Gegenstände der Bibel. Leipzig und Breslau 1777. 8°. — Erklärung des Sündenfalles und des Schweren in Mosis Erzählungen von Kains und Abels Opfer und Henochs Ausgang aus der Welt. Jena 1777. 8°. — Probe meiner herauszugebenden, sich selbst erklärenden Bibel. Ilmenau, 1779. 8°. — Nöthige Verbesserungen und Zusätze zu meiner erleichterten arabischen Grammatik. Jena. 1780. 8°. — Versuch einer biblischen Critik des Alten Testaments von ihrem ersten Ursprung bis auf die gegenwärtige Zeit. Halle 1780. 8°. — Über die Quellen der mosaischen Urgeschichte. Halle 1780. 8°. — Die Bibel: Altes und Neues Testament mit vollständigen erklärenden Anmerkungen. 1. Theil: Die 5 Bücher Mosis. Lemgo 1780. 8°; 2. Auflage verb. daselbst 1788. — 2. Theil: Buch Josua bis Buch der Könige. Ebenda 1781; 2. verb. Aufl. 1788. 8°. — 3. Theil: B. der Chronik bis B. Hiob. Ebenda 1782; 2. verb. Auflage (nebst einer neuen Übersetzung des Buches Hiob) 1790. 8°. — 4. Theil: Die Psalmen. Ebenda 1783. — 5. Theil: Die Sprüche, der Prediger und das hohe Lied Salamonis und der Prophet Jesaias. Ebenda 1784; 2. verb. Aufl. 1791. 8°. — 6. Theil: Neue Übersetzung des Propheten Jesaias und die Erläuterung der drei übrigen großen Propheten, des Jeremias und dessen Klagelieder Ezechiel und Daniel. Ebenda 1785. 8°. — 7. Theil: Die 12 kleinen Propheten. Ebenda 1786. 8°. — 8. Theil: Die 4 Evangelisten. Ebenda 1787.

[1]) Eine gründliche Übersicht über die wissenschaftlichen Leistungen Hezels mit eingehender, sachlicher Würdigung gibt A. G. Hoffmann in Ersch' und Gruber's Allgem. Encykl. 2. Sektion, 7. Teil, 1830, S. 382—389.

Digitized by Google

8°. — 9. Theil: Apostelgeschichte, Briefe Pauli an die Römer, die beiden Briefe Pauli an die Korinther. Ebenda 1790. 8°. — 10. und letzter Theil: Brief Pauli an die Galater bis zur Offenbarung St. Johannis. Ebenda 1791. 8°. — Unter Hezels Aufsicht und mit seiner Vorrede erschien auch: Die Bibel, Altes u. Neues Testament nach Luthers deutscher Übersetzung mit schicklichen Parallelstellen und kurzen erläuternden Anmerkungen, aus dem Hezelschen Bibelwerke gezogen von Wilh. Schenk, 1. Theil, 1. und 2. Abteilung: Vom 1. Buch Mose an bis zu den Büchern der Chronik. Lemgo, 1787. 8°. — (Der Anhang zu diesem Werk stammt nicht von Hezel). — Anweisung zum Hebräischen, bei Ermanglung alles mündlichen Unterrichts. Weimar 1781. 8°. — J. C. W. Dietrichs hebräische Grammatik für Anfänger, mit vielen Zusätzen und Verbesserungen herausgegeben. Lemgo 1781. 8°. — Biblisches Reallexicon, über biblische und die Bibel erläuternde alte Geschichte, Erdbeschreibung, Zeitrechnung, Alterthümer und morgenländische Gebräuche, Naturlehre, Naturgeschichte, Religionsgeschichte, Isagogik, Onomatologie der in der Bibel vorkommenden interessantesten Personen u. s. w. 1. Bd. Leipzig 1783; 2. Bd. Leipzig 1784; 3. Bd. Leipzig 1785. 4°. — Lehrbuch der Critik des alten Testaments. Leipzig 1783. 8°. — Syrische Sprachlehre usw. nebst den nöthigen Paradigmen in Tabellen. Lemgo 1783. 4°. — Anweisung zur arabischen Sprache, bei Ermanglung alles mündlichen Unterrichts, nach des Verfassers erleichterter arabischen Grammatik und Chrestomathie. 1. Theil, Leipzig 1784. 8°. — Dialogen zur Erläuterung der Bibel für gebildete Layen aus den drei in Teutschland geduldeten christlichen Religionsparteien, zur Verhütung fernerer Spötterei über Bibel und Religion. 1. Bd., 1. und 2. Hälfte. Leipzig 1785. 8°. — Die Bibel in ihrer wahren Gestalt für ihre Freunde und Feinde. 1., 2. Stück. Halle 1786. 8°. (Die übrigen Stücke sind von Professor Dr. J. G. F. L neu in Gießen verfaßt). — Vorrede zu F. W. Schwabes kleiner hebräischen Bibel. Detmold und Mayenburg 1787. 8°. (Friedrich Wilhelm Schwabe, Pfarrer zu Wolfstädt im Weimarischen, war einer der drei Schwäger Hezels). — Anweisung zum Chaldäischen, bei Ermanglung des mündlichen Unterrichts. Weimar 1787. 8°. — Vorschläge zur besseren Aufnahme der orientalischen biblischen Literatur im katholischen Deutschland. Journal von und für Teutschland, 1787, 10. Stück, S. 281 ff. 1788, 8. Stück, S. 157 ff. — Kürzere hebräische Sprachlehre für Anfänger. Dortmund und Mayenburg. 1787. 8°. — Vorrede zu J. G. F. Leun: Handbuch zur cursorischen Lectüre, A. B. Lemgo 1788. 8°. — Novi foederis volumina sacra virorum clarissimorum opera ac studio e scriptoribus graecis illustrata edidit vol. I. Halae. 1788. 8°. — Geneseos ex Onkelosi paraphrasi chaldaica quatuor priora capita, una cum Danielis Cap. II. chaldaice; scholis suis chaldaicis destinata. Lemgoviae 1788, 8°. — Carminum arabicorum specimen I. scholis suis arabicis destinatum. Lemgoviae 1788. 8°. — Syrische Sprachlehre, durchaus nach seiner hebräischen eingerichtet, nebst den nöthigen Paradigmen in Tabellen. Lemgo 1788. 4°. — Paradigmata der hebräischen Zeitwörter und Nennwörter. Gießen 1789. 4°. — Orion. Ein Blatt für Bibel und Religion. 1. Bd., 1. St., Gießen 1788; 2. St. ebenda 1790. 8°. — Der Schriftforscher, in einem Sonntagsblatte, zur Ehre der Offenbarung. 1. Jhrg., 1.—4. Heft, Gießen 1791; 2. Jhrg. 1.—3. Heft, ebenda, 1792, 1793. 8°. — Anleitung zur Bildung des Geschmacks für alle Gattungen der Poesie. 1. Theil: Von der epischen Poesie; 2. Theil: Von der dramatischen Poesie. Hildburghausen 1791. 8°. — Die allgemeine Judenbekehrung oder die Möglichkeit, die Juden mit Vernunft und Billigkeit zu Christen und nützlichern und glücklichern Staats-

Digitized by Google

bürgern zu machen. Ein Verſuch. 1. Lieferung. Gießen 1792. 8°. — Entwickelung der ſchweren bibliſchen Begriffe: Geiſt und Fleiſch. Gießen 1792. 8°. (S. A. aus dem 2. Jhrg. des Schriftforſchers). — Praktiſche Anleitung zur Erklärung des N. T. für Anfänger im Exegetiſchen, Vorleſungen über das Evangelium Johannis und die ſchwerſten kleinen pauliniſchen Briefe, als Beilage zu ſeinem Bibelwerk. 1. Hälfte: Das Evangelium Joh. Frankfurt a. M., 1792. 8°. — Allgemeine Nominal-Formenlehre der hebräiſchen Sprache, zur Sicherung und Erleichterung dieſes Sprachſtudiums. Halle 1793. 8°. — Critiſches Wörterbuch der hebräiſchen Sprache. 1. Bd., 1. St., Halle 1793. 8°. — Institutio Philologi hebraei, tironibus scripsit. Halae 1793. 8°. — Hebräiſche Lehrſtunden, eine Beilage zu des Verfaſſers hebräiſcher Sprachlehre, für Anfänger und deren Lehrer. Duisburg 1793. 8°. — Vorrede zu Gg. L. Gebhardts Bibl. Wörterbuch über die ſämtlichen heiligen Bücher des alten und neuen Bundes. Lemgo 1793. 8°. — Ohne Namensangabe: Vorleſungen über die Federſche Logik und Metaphyſik, für Anfänger auf Schulen und Univerſitäten. Lemgo 1793. 8°. — Geiſt der Philoſophie u. Sprache der alten Welt. 1. Theil. Lübeck und Leipzig 1794. 8°. — Über Griechenlands älteſte Geſchichte und Sprache. Ein Verſuch. Weißenfels und Leipzig 1795. 8°. — Ausführliche griechiſche Sprachlehre, nebſt Paradigmen der griechiſchen Deklinationen und Conjugationen in 35 Tabellen. Weißenfels und Leipzig 1796. 8°. — Neuer Verſuch über den Brief an die Hebräer, in Kritiken über die Überſetzung von Morus, als Beilage zu derſelben. Leipzig 1795. 8°. — Über das größere Zeitmaß vor der Fluth. In: Allgem. Teutſches Orakel. 1. Heft, Frankfurt 1797. — Der Hauslehrer nach Raff's Lehrart. Ausgearbeitet von einer Geſellſchaft pädagogiſcher Gelehrten und herausgegeben von W. Fr. Hezel. 1.—2. Theil: Der kleine Lateiner, oder unter dem beſonderen Titel: Der ſich ſelbſt lehrende kleine Lateiner, oder: Lateiniſche Lehrſtunden, als Leſebuch für Kinder, nach der Methode des Hrn. G. C. Raff. 3. Theil: Der ſich ſelbſt lehrende kleine Franzoſe, oder: Franzöſiſche Lehrſtunden, ein Leſebuch für Kinder, nach der Methode des Hrn. G. C. Raff. Altenburg 1797. 8°. — Die Pſalmen, neu überſetzt. 1. Bd.: Pſ. 1.—41, nebſt Critiken über die Mendelsſohn'ſche Pſalmenüberſetzung, Altenburg 1797. 8°. — Grammatiſche Aetiologie der franzöſiſchen Sprache, als Beilage zu den alten und neuen franz. Sprachlehren. Leipzig 1798. 8°. — Le petit Mercure françois, contenant des nouvelles politiques avec celles de musique et de modes à l'usage de la jeunesse de l'un et de l'autre sexe. Gießen 1798. 8°. — Politiſcher Mercur oder neueſte Zeitgeſchichte, ein Leſebuch zur Übung für franzöſiſch Lernende, mit deutſchen Anmerkungen, ſowohl über die Sprache als über die vorkommenden hiſtoriſch-geographiſchen, ſtatiſtiſchen und antiquariſchen Gegenſtände. 1.—4. Theil, Gießen 1799. 8°. — Die Kunſt auf die möglichſt geſchwindeſte Art franzöſiſch ſprechen und ſchreiben zu lernen. Vier Kurſe und Anhang zur Berichtigung, Ergänzung und praktiſchen Übung der bis jetzt erſchienenen Kurſe. Gießen 1798 bis 1800. 8°. — Kürzere griechiſche Sprachlehre für Schulen, nebſt vollſtändigen Paradigmen der Nenn- und Zeitwörter in 35 Tabellen. Weißenfels und Leipzig 1799 und (ohne Paradigmen) 1803. 8°. Practiſcher Unterricht im Franzöſiſchen. 2 Theile Bremen 8°. — Neue Warnung für alle Richter, nie dem Scheine zu trauen und nie zu raſch zu verdammen, Gießen 1800. 8°. — Die Pſalmen, neu überſetzt . . . 1800. 8°. — Allgemeine franzöſiſche Sprachlehre für Deutſche. 13 Hefte, gr. 8°. Chemnitz 1801. — Hagar in der Wüſte, ein kleines Drama, franzöſiſch und deutſch, zur Übung der franz. Sprache. Gr. 8°. Gießen 1801. —

Digitized by Google

Neue exegetische Untersuchung über die schwierigen Stellen in Pauli Briefen an die Galater, Cap. 6, 11—14; in den Briefen an die Epheser, Cap. 1, 11—14 u. Cap. 5, 1—4, 1808 8°. — (S. A. aus Schriftforscher, 1. Stück, Nr. 2) — Kleines französisches Complimentirbuch, welches die im gemeinen Leben gewöhnlichsten Fragen, Antworten und Complimente enthält. Eine Beylage zum Hezelschen Elementarwerk. Gießen 1801. 8°. — Moralisches Taschenbuch oder Anweiser für die Jugend auf der Reise durchs Leben. Mit einer Vorrede von C. G. Salzmann. Hamburg 1802. 16°; Altenburg 1808. 16°. — Progamm zu der Tabula recitationum oder dem ersten lateinischen Praelectionscatalog der Universität Dorpat. Den 1. August 1802. Dorpat. — Nachricht für Aeltern und Erzieher in den Russisch Kaiserlichen Staaten. Nebst dem Plane des neuen Lehr- und Erziehungs-Institutes in Dorpat. Nr. 1 und 2. Dorpat 1802. 8°. — Nachrichten von dem Hezelischen Lehr- und Erziehungsinstitute in Dorpat. Dorpat 1803. — Pädagogische Tabellen nach Niemeyers Grundsätzen. Erste Tafel. Riga 1803 8°. — Kleines französisches Übungsbuch für solche, welche (auch wohl ohne mündlichen Unterricht) bald französisch sprechen lernen wollen. 1. Bändchen. Riga 1803. 8°. — Englisches Elementarwerk oder erleichterte practische englische Sprachlehre, zugleich für diejenigen, welche diese Sprache ohne mündlichen Unterricht erlernen wollen. Leipzig 1804. 8°; Neuauflage: Leipzig 1811. — Neue hebräische Sprachlehre für Anfänger, zunächst für die Lehranstalten in den vier teutschen Russisch Kaiserlichen Gouvernements Liefs-, Cur-, Esth- und Finnland. Dorpat 1804. 8° — Erläuterungen einiger auserlesener Oden des Pindar, für Anfänger und ungeübte Lehrer, mit besonderer Rücksicht auf die Bildungsweise der griechischen und lateinischen Sprache, nach Hemsterhuis, Valkenaer, Lennep, Scheids und des Verfassers eigenen Grundsätzen, mit beigefügtem Text der erläuterten Oden. Riga 1805. 8°. — Einleitung in die allgemeine Sprachlehre, mit besonderer Rücksicht auf die Deutsche, als Leitfaden zum Vorbereitungsunterricht der Jugend, welche neue Sprachen grammatisch lernen soll, und zugleich zur Verstandsübung entworfen. Dorpat und Riga 1805. 8°. — Programm: Einige Worte über die Nothwendigkeit, die Veranstaltung und Einführung einer neuen kirchlichen Übersetzung der Bibel nicht länger zu verschieben. Dorpat 1805. — Programm: Probe eines für eine neue kirchliche Bibelübersetzung anzulegenden Magazins. Dorpat 1805. — Zuruf an Rußlands Völker zur Einführung nicht nur schönerer und wärmerer, sondern auch dauerhafterer, feuersicherer und doch sehr wohlfeiler Häuser, nebst Bekanntmachung eines sicheren Mittels Gebäude von Leimensteinen gegen die nachtheiligen Wirkungen der Nässe zu schützen. Dorpat 1805. 8° — Beiträge zur Vervollkommnung der Bauart mit gestampfter Erde mit besonderer Rücksicht auf ihre Anwendbarkeit im Norden, vorzüglich in den Russisch Kaiserlichen Staaten. 1. und 2. Theil. Dorpat 1806. 8° — Kurze Beschreibung der 4. und besten Hezelschen Erdstampfmaschine nebst kurzer Anleitung zur leichten und wohlfeilen Verfertigung vortrefflicher Erdquader, mit welchen man sehr wohlfeil schöne, trockene, im Winter warme und im Sommer kühle, folglich gesunde und dauerhafte Gebäude jeder Art bauen lassen kann. Dorpat 1805. 8°. — Der Russische Volksfreund, ein Blatt zur Beförderung des Gewerbefleißes, des Wohlstandes und der häuslichen Glückseligkeit der Völker des russischen Reiches. 1.—8. Stück. Dorpat 1807. — Neue unversiegbare Quelle des Wohlstandes der Völker des russischen Reichs oder die Wichtigkeit der Maiskultur. 1807 für die Russisch Kaiserlichen Staaten, aus neuen Ansichten und Erfahrungen gezeigt. Dorpat 1807 (S.-A. aus dem Russischen

Digitized by Google

Volksfreund). — Die Bergrede und das Gebet Jesu, als Probe einer neuen Übersetzung der ganzen Bibel. Dorpart 1808. 8°. — Die Bibel des Neuen Testaments oder die ehrwürdigen Urkunden der christlichen Religion als ächte und einzige Quelle derselben. Übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben, mit einer Skizze einer Theorie der Kunst zu übersetzen und einer Nachschrift. Dorpat und Leipzig 1809. 8°. — Programm: Diatribe de monetae arabicae incunabilis a Macrizio Arabe monte conceptis. Dorpat 1809. — Nachricht für diejenigen, welche schnell, feuerfest, schön und doch sehr wohlfeil zu bauen wünschen. Dorpat 1809 8°. — Paläographische Fragmente über die Schrift der Hebräer und Griechen. Berlin 1816. 8°. — Einige Proben alter Latinität aus dem Jugendalter der Sprache mit Erläuterungen. Dorpat 1817. 8°. — Biblia hebraica parva, exhibentia dicta classica SS. Librorum Vet. Testamenti. Hebraice scholarum in Ruthenia florentium usibus inservitura. Dorpat 1818. 8°. — Second Avertissement, occasionné par plusieurs demandes qui m' ont été faites. De 'l arrangement extérieur et intérieur de mon Institut pour l' éducation de la jeunesse mâle de 7 jusqu' à 17 ans. (o. O. u. J., Dorpat, um 1802).

Größere Zeitschriftenaufsätze: (außer den schon genannten): Kurze Anleitung für Baulustige, welche schnell, schön, dauerhaft und doch wohlfeil bauen lassen wollen, oder die verbesserte Pisékunst in einer leichten und deutlichen Übersicht, zunächst dem Norden gewidmet: Neues ökonomisches Repertorium für Livland III. Jahrg., 3. Heft. Dorpat 18 . — Ein Brief über das Uralphabet der Griechen: Karl V. Morgensterns Dörptsche Beiträge. II. Band, Dorpat 1815. — Eine Reihe Aufsätze, besonders über Verwendung der Stampferde, erschien in der „Dörptschen Zeitung".

Handschriftlich hinterlassene Arbeiten: 1) Curae critico-numismaticae in S. R. (J. G. Chr.) Adleri Museum Cuficum Borgianum et in Ill. (Th. Chr.) Tychsenii Descriptionem numorum orientalium, in Academia regia Gottingensi adservatorum. — 2) Revision der hebräischen Sprachlehre, eyne Beylage zu allen bis jetzt vorhandenen Lehrbüchern, zugleich als Versuch einer Aetiologie der hebräischen Grammatik. — 3) Systematis grammatici linguae hebraeae historico criticum. — 4) Institutiones linguae Persicae, ita adornatae, ut vel viva doctoris voce destituti qui fuerint, sine negotio eam addiscere queant. — 5) Synchromatische Tabellen über die Geschichte der Chalifen und der gleichzeitigen Dynastien der Araber, mit kurzen Notizen; zur bequemeren Übersicht der Geschichte der Araber und zur Erleichterung des Studiums der arabischen Grammatik. — 6) Interpres Hebraeus. — 7) Ätiologisches System einer praktischen hebräischen Sprachlehre. — Außerdem hinterließ er noch mehrere druckfertige Handschriften, deren genauer Titel indessen unbekannt ist. Einige wurden von ihm selbst zum Druck „ins Ausland" gesandt, über deren Schicksal er jedoch ohne Nachricht blieb. (Vgl. J. F. v. Recke und K. E. Napiersky: Allg. Schriftsteller- und Gel.-Lexicon, II. Band, S. 291; ferner über seine letzten Arbeiten: v. Morgensterns Dörptsche Beyträge I, 209, 250; III, 247, 498.)

Quellen: Auszüge aus dem Taufbuch zu Königsberg, gefertigt von Hrn. Stadtpfarrer Epler. Selbstverfaßter Lebenslauf Hezels in F. W. Strieder's Grundlage einer hess. Gelehrten- und Schriftstellergeschichte. 18. Bd. (Marburg 1819), S. 222 ff. — F. A. Schmidt: Neuer Nekrolog der Deutschen. (Ilmenau 1826), 2. Jg., 2. Heft, S. 1150—1158. — Böckel's Neuestes Archiv für Pastoral-

Digitized by Google

wissenschaft. (Berlin 1826), 2. Bd., S. 389 ff. — Ostsee-Provinz-Blätter, 1824, S. 108. — Joh. R. G. Beyer: Allg. Magazin für Prediger (Leipzig), 6. Bd., 4. Stück, S. 416 ff. (mit Hezels Bildnis!) — Kirchen- und Ketzer-Almanach. Haeresiopel. — J. G. Meusel: Gel. Teutschland, III. T., S. 317—321; IX. T. S. 587—588; XI. T. S. 355; XIV. T. S. 135—136; XVIII. T., S. 166—167 (lückenhaftes Schriftenverzeichnis!). — v. Morgenstern's Dörptsche Beyträge. 1. Band, S. 209, 250; 3. Band, S. 247, 498. — H. Doering: Die gelehrten Theologen Deutschlands. 1. Bd., S. 728—737 (voller Fehler!). — J. F. v. Recke und K. E. Napiersky: Allg. Schriftsteller und Gelehrten-Lexicon der Provinzen Liev-, Ehst- und Kurland. (Mitau 1829) 2. Band, S. 280—292; Nachträge 1. Band, (Mitau 1859), S. 263 (sehr gewissenhaft!). — J. S. Ersch und J. G. Gruber: Allg. Encykl., 2. Sekt., 7. Teil (Leipzig 1830), S. 381—384 (A. G. Hoffmann, Jena). — ADB. 12. Band (Lpz. 18), S. 381—382 (G. M. Redslob). — Johs. Frey: Die theolog. Fakultät der kaiserl. Universität Dorpat, 1802—1806 (Reval 1905), S. 107 ff. (mit Hezels Bildnis und Schriftenliste (unvollst.!) — Die Universität Gießen von 1607—1907. (Gießen 1907), 1. Band, S. 432.

Franz Babinger (Berlin).

24. Hörber, Adam,

Dichter des Rothenburger Festspieles der „Meistertrunk" 1827—1905.

Die armen Webersehеleute Johann Sebastian und Anna Babette Hörber in Rothenburg o. Tauber haben es sich wohl nie träumen lassen, daß ihr Sohn Adam, geb. am 30. Juni 1827, einst als Dichter des Festspieles „Der Meistertrunk" von hohen und höchsten Persönlichkeiten aus aller Herren Länder besucht und gefeiert würde. Oft erzählte Hörber in späteren Jahren, wie bitter enttäuscht er manchmal als kleiner Junge vom Bäcker heimkam, weil dieser ihm die übliche „Dreingabe" verweigerte oder ihm gar kein Brot verabreichte, da der letzte Laib noch nicht bezahlt war. So sehr mußten diese Webersleute mit jedem Groschen rechnen, daß es ihnen nicht einmal möglich war, den Sohn, der durch seine Geistesgaben alle Schulkameraden überflügelte, nur einen Schreiber werden zu lassen, denn die verdienstlosen Lehrjahre in diesem Berufe hätten zu lange gedauert. So kam er denn als er die Volksschule und 1 Jahr Gewerbeschule besucht hatte, zu einem tüchtigen Glasermeister in die Lehre. Seine Eltern konnten für seine geistige Ausbildung wenig tun; aber was sie ihm mit auf den Weg gaben, das bildete doch eine solide Grundlage für sein späteres Leben: einen einfachen geraden Sinn, der ihn überall beliebt machte, eine große Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, eine Gewissenhaftigkeit bis ins Kleinste und einen guten Blick für gediegene Wertarbeit.

Digitized by Google

Nicht nur der alte Handwerksbrauch sondern auch eine tiefe Liebe zur Natur führten den jungen Glasergesellen drei Jahre auf die Wanderschaft. Die Sächsische Schweiz, Thüringen und besonders die Gegend von Blaubeuren hatten es ihm angetan und manchmal triebs ihn, Erlebtes und Erdachtes in Versen festzuhalten, die echtes Naturgefühl, reinste Wanderfreude und oft einen erfrischenden Humor atmen. Er, der mit offenen Augen durchs Leben ging, der den Nöten des Nächsten allzeit herzliche und hilfsbereite Teilnahme entgegen brachte und doch auch wieder der Fröhlichste unter Fröhlichen sein konnte, fand allenthalben liebevolle Aufnahme und wenn er auch, wie es ihm später einmal in Schonach (Schwaben) passierte, von einem allzu diensteifrigen Landjäger verkannt und als „gefährliches Subjekt verarretiert" wurde, so hat solch ein Erlebnis sein Dichterrößlein erst recht zu munteren Capriolen veranlaßt. Mit reichen Kenntnissen von Land und Leuten und vielen neuen Erfahrungen in seinem Glasergewerbe kehrte er in seine Heimat zurück.

In den Jahren 1849—1852 diente er im Chevauxlegersregiment in Dillingen. Wie sehr er mit Leib und Seele Soldat war, wissen wir weniger aus schriftstellerischen Ergüssen als vielmehr aus seinen mündlichen Erzählungen. Wie leuchteten noch dem Siebzigjährigen die Augen, wenn er Kindern und Enkeln seine fröhliche Soldatenzeit schilderte!

Im Jahre 1856 bestand er in seiner Vaterstadt die Meisterprüfung mit Auszeichnung, übte zuerst im Hause seiner Eltern das Glaserhandwerk aus, brachte es aber bald durch überaus große Sparsamkeit und Tüchtigkeit soweit, sich ein eigenes Häuschen (Galgengasse 47) zu erwerben. Aber immer noch war Schmalhans Küchenmeister im Hause des biederen Glasers und seine treue Lebensgefährtin Susanne, geborene Preininger, die er nach siebenjähriger Verlobungszeit 1858 als seine Gattin heimgeführt hatte, trug ihr redliches Päcklein Mühen, Sorgen und Entbehrungen mit ihrem Eheherrn. Trotzdem brachten sie es fertig, ihren drei Kindern die beste Ausbildung zuteil werden zu lassen, die in jenen Zeiten überhaupt möglich war. Das, nach dem sich der Vater in seiner Jugend vergeblich gesehnt hatte, sollte seinen Kindern nicht vorenthalten werden, so schwer es den beiden Eltern oft auch ging. Da galt es nun in erster Linie Geld zu verdienen und man konnte den fleißigen Glaser schon früh 4 Uhr im grünen Schurz an seiner Hobelbank hantieren sehen, sich bis Feierabend kaum ein Stündchen für seine Mahlzeiten gönnend. Und wenn die Arbeit im Stadtgebiet nicht reichte, dann nahm er sein Glaserkästlein

Digitized by Google

auf den Rücken und wanderte, wie einst in seiner Handwerksburschenzeit, hinaus in die umliegenden Ortschaften, oft weit ins Württembergische hinein, und wenn es galt, auf irgend einem Kirchturm, sei er noch so hoch und die Kletterpartie noch so waghalsig, eine zerbrochene Scheibe zu erneuern — der Glaser Hörber stieg hinauf und brachte alles wieder in Ordnung.

Nur nach Feierabend, wenn Diamant und Hobel ruhten, hatte er Zeit seinen stets regen geistigen Hunger zu stillen. Wie fleißig und mit welch scharfem, gesundem Urteil er las, davon zeugen noch heute dickleibige Folianten und Stöße von alten Akten im Rothenburger Stadtarchiv, wo man unvermutet auf geistvolle Randbemerkungen von Hörbers Hand stößt. Seine Vorliebe für alte Bücher und sein sicheres Verständnis für deren Wert, bezw. Unwert, ließen ihn auch manches schöne Stück, das der Unverstand der Menschen schon der Vernichtung anheim geben wollte, noch zu rechter Zeit retten. Von neueren Dichtern war es besonders Schiller, den er sehr gründlich studierte, nachdem er das Glück hatte, eine vollständige Ausgabe seiner Werke von einem Verwandten zu erben. Sein Lieblingsbuch aber bis ins späte Alter blieben Taulers Predigten, die seiner tiefen innerlichen Frömmigkeit am meisten entsprachen.

Dieselbe Sicherheit wie in der Beurteilung von Büchern zeigte er auch beim Sammeln von Altertümern, noch dazu in einer Zeit, wo die Bürger einer Kleinstadt an gediegenen Werken der Kleinkunst, ja auch der Architektur, Bildhauerei und Malerei im allgemeinen noch recht achtlos vorbeigingen. War es ein Wunder, daß einer, der weitschauender war als alle andern, der die Liebe zur Heimatkultur zu wecken verstand mit Wort und Schrift, gar bald das Vertrauen seiner Mitbürger gewann und in allen wichtigen Gemeindefragen zu Rate gezogen wurde? Über 30 Jahre (von 1869—1900) war er Mitglied der Stadtverwaltung und 22 Jahre lang vertrat der einfache, gewissenhafte und kluge Mann die Interessen seiner Vaterstadt im mittelfränkischen Landrat. Dort fand er reichlich Gelegenheit mit geistig hochstehenden Männern des Frankenlands in persönlichen Verkehr zu treten, und gar oft entspann sich ein reger Briefwechsel zwischen ihnen und dem schlichten Glasermeister. Und als er, den die Liebe zur Vaterstadt geistige und körperliche Kräfte zu verdoppeln schien, dem geliebten Rothenburg sein Bestes, das Festspiel „der Meistertrunk“ gab, da kamen alljährlich Fürsten und hohe Herren, bekannte Dichter und Künstler aus allen Gauen Deutschlands, ja auch aus dem Ausland in das gemütliche Stübchen im Hörberhaus, um mit dem alten Meister

Digitized by Google

ein geruhiges Plauderstündchen zu halten. In den siebziger und achtziger Jahren stand er auf der Höhe seiner Schaffenskraft, aber immer mußte er, wenn ihm irgend eine öffentliche Anerkennung zuteil werden sollte, durch Überredung soweit gebracht werden, daß er sich ihr nicht noch im letzten Augenblicke entzog; denn seinem geraden Sinn widerstrebte es für das, was er selbstverständliche Pflichterfüllung nannte (nämlich für eine restlose Anspannung all seiner Kräfte zum Wohle des Ganzen), noch besonders aus der Reihe seiner Mitmenschen hervorgehoben zu werden. Als höchste Ehrung erhielt er im Jahre 1902 die Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Freilich fehlte es Hörber nicht an Neidern, denn seinen Aufstieg verfolgte gar mancher kleinliche Spießbürger mit bitteren Gefühlen im Herzen und da Hörber zwar stets mit seinem Takt, aber immer mit rückhaltloser Offenheit und sehr häufig mit einer kräftigen Prise gutmütigen Spottes die Finger in manche Wunde des Gemeindewesens legte, entstand auch, sehr vereinzelt, ein richtiger Feind. Die vielen Bedenken zu zerstreuen, die finanziellen und technischen Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich ihm vor der ersten Aufführung seines Festspiels in den Weg stellten, dazu gehörte eine ganz besondere Zähigkeit und eine große Liebe zu seinem Werk. Aber was er ersehnt hatte, das durfte er noch erfüllt sehen: Sein geliebtes, schönes altes Tauberstädtchen blühte auf in seltenem Glanze, in kultureller, künstlerischer und geistiger Hinsicht. Seine Anregungen auf schulischem Gebiet, seine Vorschläge zur architektonischen Verschönerung des Stadtbildes, seine Sorge für Erhaltung wertvoller Erzeugnisse der Heimatkunst, seine Maßnahmen zur Hebung des Handwerkerstandes, seine Bemühungen um geistige Genüsse für die Bevölkerung (Vorträge, Pflege der Musik u. s. w.) — all dies fiel auf fruchtbaren Boden — und wenn sein Festspiel nur der Hälfte aller Besucher, die je zur Tauberstadt wallfahrteten, die Augen geöffnet hat für die Schönheit der Heimat und die Herzen warm gemacht hat in der Liebe zum deutschen Vaterlande, dann ist sein Leben doch mehr als Mühe und Arbeit gewesen. Seine Vaterstadt hat ihm in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste das Ehrenbürgerrecht verliehen, an seinem Geburts- und seinem Wohnhaus eine Gedächtnistafel anbringen lassen und ihm nach seinem Tode auf dem Friedhofe ein prächtiges Denkmal errichtet. Sein Bild, von Professor Linderum-München gemalt, das Adam Hörber mitten in der Arbeit in seiner Glaserwerkstätte darstellt, erhielt einen Ehrenplatz im Sitzungssaale des Rothenburger Rathauses, den noch eine ganze Reihe anderer Gemälde, Szenen und Persönlichkeiten aus dem Festspiel schmückt.

Digitized by Google

Adam Höber starb am 28. Oktober 1905, nachdem über ein Jahr lang sein allzeit schaffender Geist sich in eine ganz ihm eigene Ideenwelt eingeschlossen hatte, die ihm seine Umgebung fremd erscheinen ließ und eine unstillbare Sehnsucht nach einer fernen Heimat in seinem Herzen wachrief. Stundenlang konnte der 78jährige, körperlich noch rüstige Mann im glühendstem Sonnenbrand wie einst als junger Glasergeselle ohne Rast und Ruh fortwandern, bis ihn endlich ein Höherer dem gesuchten Ziele zuführte.

Unter seinen nachgelassenen Werken sind leider nur noch ganz wenige Vorarbeiten für sein Festspiel erhalten. Neben einigen unvollendeten kleineren dramatischen Sachen aus Rothenburgs Geschichte finden sich ein paar Novellen, die ebenfalls ortsgeschichtlichen Vorwurf haben. Reiseeindrücke, Berichte über den Besuch von Ausstellungen (z. B. Wien, Nürnberg) zeigen, wie ihm Herz und Sinn für alles Gute, Schöne und Echte jederzeit offenstand und wenn ihm besondere Ereignisse die Feder in die Hand drückten, dann fanden sie in Gedichten ihre Auslösung, von denen sich allmählich ein ganzer Band ansammelte. Meist sind es Gelegenheitsgedichte (zu Königsbesuchen, Geburtstagen, Dankesbezeugungen), die wohl über das bei solchen Anlässen gewohnte Mittelmaß hinausragen, aber uns moderne Menschen, denen der Inhalt eben nicht mehr aktuell ist, weniger interessieren. Oft aber erheben sich seine Verse zu Schiller'schem Schwung und einer dramatischen Gestaltungskraft, die ein glänzendes Zeugnis von seinem echten Poetentum gibt, wie z. B. im „Turmkreuz". Geistvoll sind seine gereimten Gedankensplitter und ganz köstlich seine humorvollen Dialektgedichte.

Sein ganzes Schaffen war getragen von dem Gedanken, den er den 1. Bürgermeister Bezold in seinem Festspiel zum Ausdruck bringen läßt mit den Worten:

„Mein ganzes Sein, mein ganzes inn'res Wesen,
Die ganze Kraft setz' ich mit Freuden ein!
Du, Vaterstadt, bist alles mir gewesen,
Mein Ein und Alles sollst du immer sein!"

Martha Faber (Rothenburg).

25. Holzner, Joseph,
katholischer Theologe und Philosoph,
Rektor des Lyzeums in Aschaffenburg
1806—1871.

Von den Gründungen Karl Theodor von Dalbergs, des großmütigen Förderers der Aschaffenburger höheren Bildungsanstalten, hatte

Digitized by Google

sich das Lyzeum als der Überrest der vordem bestehenden Aschaffenburger Universität bis in die siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts heraufgerettet. Der verhältnismäßig lange Bestand der Anstalt, der die bayerische Regierung nach dem Erwerb des Aschaffenburger Territoriums herzlich wenig Interesse entgegenbrachte, läßt sich aus einem vordringlichen wissenschaftlichen Bedürfnis nicht erklären, da den Studierenden aus den neuen Gebietsteilen in der nahen Würzburger Hochschule reichlich Gelegenheit zum Betriebe der philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien gegeben war. Wenn das Lyzeum trotzdem eine so lange Lebensdauer aufzuweisen hatte, so war dies das unbestreitbare Verdienst seiner Lehrer, die, Männer von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, ihre ganze Lebensarbeit der Anstalt widmeten. Zu diesen Männern, die dem Lyzeum schon von den kritischen dreißiger Jahren an bis unmittelbar zu dessen Aufhebung sein charakteristisches Gepräge gegeben haben, gehört unstreitig der letzte Rektor der Anstalt, Dr. Joseph Holzner.

Er war geboren als das älteste Kind minderbemittelter Schäfflerseheleute am 21. März 1806 in Hohenwart in Oberbayern. Von dort siedelte er alsbald mit seinen Eltern in das benachbarte Schrobenhausen über, in dessen Volksschule er seine erste Bildung empfing, kam dann am 1. November 1817 auf die Lateinschule nach München und 1823 an das Gymnasium nach Neuburg an der Donau, wo er im Jahre 1825 als 2. unter 33 Schülern absolvierte. Seine akademischen Studien betrieb er an den Universitäten Landshut und München, die besonderen theologischen Berufsstudien am k. Lyzeum zu Dillingen. In allen Prüfungen erwarb er sich die erste Note. Am 3. Juli 1829 zum Priester geweiht kam er am 18. Juli als Kaplan nach Aichach in Oberbayern. Hier widmete er sich mit Hingabe den Arbeiten der Seelsorge in Kirche und Schule, wovon uns seine erhaltenen Predigten, Homilien, Christenlehren, Katechesen laut berichten, und oblag mit seltenem Fleiße dem Studium philosophischer und theologischer Fragen. Sein ausgesprochener Hang zur Beschäftigung mit der Philosophie und sein gründliches Studium der philosophischen Zeitströmungen sowie namentlich die Freundschaft des gesinnungsverwandten Arztes und nachmaligen Professors an der Universität Würzburg, des Hofrates Dr. von Marcus, lenkten bald die Aufmerksamkeit der allerhöchsten Stelle auf den strebsamen jungen Gelehrten und König Ludwig I. berief den noch nicht achtundzwanzigjährigen Kaplan am 2. Dezember 1833 zum Professor der Philosophie an das k. Lyzeum Aschaffenburg.

Holzner hatte bei dem Antritte der Professur noch nicht einmal

Digitized by Google

einen akademischen Grad aufzuweisen — er promovierte erst 1836 in Würzburg aus der Theologie auf grund der Arbeit Mundus a Deo creatus —, hatte sich auch noch nicht schriftstellerisch betätigt; allein König Ludwig tat mit der Wahl Holzners zum Professor der Philosophie einen ebenso glücklichen Griff wie bei anderen ähnlichen Gelegenheiten. Holzner trug in der philosophischen Sektion Psychologie, Logik, Metaphysik, Ethik, Ästhetik, Rechts- und Religionsphilosophie vor, nach dem Gebrauche der Zeit an der Hand gedruckter Kompendien; aber schon bald hatte er seine eigenen Konzepte erarbeitet, wie der Jahresbericht des Lyzeums von 1837 sorgsam vermerkt.

Es war dem Professor Holzner nicht darum zu tun, ein neues philosophisches System zu begründen oder subjektive Anschauungen, gewagte Hypothesen und unhaltbare Vermutungen zu vertreten, wie er auch nicht danach haschte, durch äußeren Glanz des Vortrags seinen Hörern zu gefallen. Sein akademisches Lehramt weihte er vielmehr der philosophia perennis unter genauester Prüfung der herrschenden Zeitphilosophie. Die idealistische Richtung der Kantischen Philosophie war damals in Fichte, Schelling und Hegel in den Pantheismus ausgemündet, dessen System und Folgerungen den christlichen Gottesbegriff völlig aufgehoben. Angesichts dieser Geistesströmung widmete Holzner reichlich Zeit und Studium einer klaren Bestimmung dieses Begriffes und seiner festen Fundamentierung und ging gelegentlich selbst auf eine direkte Abwehr des Pantheismus, besonders des Evolutionismus Hegels ein. Schon dessen bis dahin unerhörtes methodologisches Prinzip, die Begründung eines philosophischen Systems nicht auf dem strengen Weg der Logik, sondern im freien Spiel der Spekulation, ja die Proklamierung des Widerspruchs als treibenden Faktor in der Natur- und Geisteswelt, mußte einen logisch so strenge geschulten Kopf wie Holzner zum schärfsten Widerstande reizen. Holzner tat dies in seiner vornehmen, sachlichen, wissenschaftlichen Methode, deren Gebäude auf dem festen Fundamente einer reichen Erudition, klaren Fragestellung und unerbittlichen Logik ruhte. Zum Beweise hiefür braucht man nur die erhaltenen Kollegienhefte und die publizierten Aufsätze, namentlich jenen „Über die Beweise vom Daseyn Gottes" einer Durchsicht zu unterziehen. Da Holzner bis zum Jahre 1871 das akademische Lehramt bekleidete, so war es ihm vergönnt, einen stattlichen Kreis von Schülern um sich zu sehen, von denen manche heute noch unter den Lebenden weilen. Dem Verfasser, der mehrere dieser ehemaligen Schüler Holzners um ihr freimütiges Urteil über ihren Eindruck von Holzners Lehrtätigkeit ersuchte, wurde übereinstimmend

Digitized by Google

das gediegene und sichere Wissen, die streng logische Abfolge der Gedanken, der gemessene Vortrag, der überzeugende Ton der Rede, sowie die minutiöseste Pünktlichkeit des akademischen Lehrers gerühmt. Die von Holzner hinterlassenen Handschriften zeugen auch dem Epigonen von der scharf ausgeprägten philosophisch-theologischen Richtung, in der seine geistige und lehramtliche Stärke lag.

Als im Jahre 1839 die theologische Fakultät des Lyzeums aufgehoben wurde und in die freigewordenen Wohnräume der Professoren im ehemaligen Jesuitenkloster dem Sinne der Stiftung entsprechend ein Knabenseminar „als Vorbildungsanstalt für den katholischen Klerus der Diözese Würzburg" eingerichtet werden sollte, betraute die Regierung den Professor Dr. Holzner mit den hiezu nötigen Vorarbeiten und ernannte ihn unterm 28. September 1839 zum Regens des neuen Seminars. Am 27. April 1840 fand die feierliche Eröffnung statt. Übte Holzner als akademischer Lehrer durch sein Können und sein Beispiel auf seine Hörer einen nachhaltigen Einfluß, so leistete er jedenfalls als Erzieher in dem von ihm gegründeten und volle 31 Jahre geleiteten Internate wahrhaft Großes. Nicht nur daß er der neuen Pflanzung ein wohnliches Heim geschaffen — Holzners Name wird auch in der Baugeschichte des Seminars unvergessen bleiben — oder daß er dem jungen Seminar das feste Gefüge einer geregelten Haus- und Tagesordnung gegeben und seinen Zweck durch die Statuten geheiligt hat — Holzners Wirksamkeit ging viel tiefer: seine ganze Persönlichkeit war die Seele der neuen Erziehungsanstalt. Das Wehen seines Geistes ist noch heute in dieser Anstalt lebendig zu verspüren. Wenn Sailer einmal sagt: „Es ist nicht genug den Menschen zu disziplinieren und zu moralisieren, er muß auch divinisiert werden," so hatte Holzner nach dem einhelligen Urteile seiner noch lebenden Zöglinge in seinem ganzen Wesen etwas Unnahbares, Übernatürliches an sich, das die junge ihm anvertraute Welt mit heiliger Achtung vor ihm erfüllte. Schon sein Äußeres war geeignet allen, die in seine Nähe kamen, zu imponieren (Holzner war ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann, den König Ludwig, wie erzählt wird, bei der ersten Begegnung im Schlosse zu Aschaffenburg „am liebsten unter seinen Leibkürassieren gesehen hätte"); erst vollends der gemessene Gang, die Ruhe im Auftreten auch in ernsten und schwierigen Fällen, die Abgewogenheit jedes seiner Worte und besonders der tiefe sittliche Ernst seiner stets gern begehrten geistvollen Exhortationen machten ihn zu einem Erzieher von Gottes Gnaden. Wort und Beispiel fanden sich im ersten und langjährigen Regens des Seminars in idealer Harmonie

Digitized by Google

zusammen. So kann es uns nicht Wunder nehmen, daß seine noch lebenden Zöglinge mit inniger Verehrung von ihrem ehemaligen Seminarvorstande sprechen.

Holzners Tätigkeit erschöpfte sich nicht im akademischen Lehramt und im Seminar. Er versah daneben mehrere Jahre das Amt eines Religionslehrers am Institut der Englischen Fräulein, übernahm schon im Jahre 1841 das Subrektorat der Lateinschule und 1857 in ehrenvollem Auftrag das Rektorat des k. Gymnasiums. Als mit dem Tode des Professors von Hoffmann, der 46 Jahre an der Spitze des Lyzeums gestanden war, im Jahre 1858 das Rektorat dieser Anstalt verwaiste, da ernannte das Ministerium den Professor und Regens Dr. Holzner auch zum Rektor des Lyzeums. Auf Holzners Schultern lastete somit eine schwere Bürde an Ämtern, Arbeit und Verantwortung

Es ist begreiflich, daß einem so vielbeschäftigten Manne trotz des immensen Arbeitseifers keine Zeit mehr übrig blieb zu größeren wissenschaftlichen Publikationen. In seiner Promotionsschrift Mundus a Deo creatus zeigt er jedoch schon eine große Belesenheit auf philosophischem Gebiete und die sichere Beherrschung der philosophischen Grundfrage nach dem Ursprung der Welt. Außerdem verfaßte er zwei Programme: „Über die Beweise vom Daseyn Gottes" (1846) und „über den Zweck" (1854) nach dem Motto: Συνεπλήρωσε τὸ ὅλον ὁ θεός, ἐντελεχῆ ποιησας τὴν γένεσιν.

Wie aus der Fülle der öffentlichen Ämter, die Holzner bekleidete, ersichtlich ist, genoß er das Vertrauen der Staatsregierung in uneingeschränktem Maße. Im Jahre 1864 erhielt er „für seine umfassende und wahrhaft großartige Thätigkeit" den Verdienstorden vom heiligen Michael I. Klasse.

Obwohl Holzner in solch vielbeschäftigter Weise in Anspruch genommen war und obwohl das Amt eines akademischen Lehrers und des Vorstandes einer Erziehungsanstalt von 50 Zöglingen zentrifugale Kräfte in reichem Maße in sich trug, so blieb doch Holzner eine völlig nach innen gekehrte Natur. Alle Äußerlichkeit, sei es Anerkennung oder Popularität, war bei Holzner von vornherein unwirksam. In der Stadt war er darum auch fast nicht bekannt. In ihm waren Geistes- und Willenskräfte in wunderbarem Einklang und schufen aus ihm das Idealbild eines von den humaniora durchtränkten Mannes, in dem die Bildung nach dem Worte des Diogenes ein goldener Kranz ist, der den Adel einer schönen Seele ziert. Holzner war, da er nach dem lauten Zeugnisse seiner Mitarbeiter alle Tätigkeit im verklärenden

Digitized by Google

Lichte des Glaubens betrachtete, wie kein zweiter geeignet, auch andere zu einer hohen sittlichen Lebensauffassung zu erziehen.

Er starb, von der Last der Ämter erdrückt, am 9. Juli 1871 und liegt in Aschaffenburg begraben.

Quellen: 1. Handschriftlicher Nachlaß, im Besitze des Verfassers und von ihm geordnet: a) Übungshefte aus der Gymnasialzeit, b) Kollegienhefte aus Universität und Priesterseminar, c) Predigten, Homilien und Christenlehren aus der Aichacher Zeit (reichhaltig), d) Lesefrüchte aus philosophischen Werken (zumeist aus der Aichacher Zeit), e) Predigten an Aschaffenburger Bürger und Studenten, f) Entwurf zu einem Gebetbuch für Studenten, g) Eigene Kollegienhefte über: Einleitung in das Studium der Philosophie; Philosophie der Religion; Psychologie (fragmentär); Cyrenaische Philosophie; Geschichtsphilosophie; Philosophie des Cartesius; Verschiedenes.

2. Publikationen: a) Mundus a Deo creatus, b) über die Beweise vom Daseyn Gottes, c) über den Zweck. — 3. Qualifikationsbogen (Rektoratsarchiv). — 4. Amtliche Schreiben (Rektoratsarchiv und Registratur des k. Studienseminars). — 5. Leichenrede, gehalten vom Präfekten Heßler, im Besitze der Frau Dr. Schuler, Aschaffenburg (Nichte Holzners). — 6. Die Jahresberichte der k. Studienanstalt Aschaffenburg (Rektorats-Archiv). — 7. Bildnis Holzners im Direktoratszimmer des k. Studienseminars (zeigt H. als Aichacher Kaplan).

Dr. Wilh. Büttner (Rück b. Klingenberg).

26. **Hornthal,** Dr. Johann Peter von, romantischer Dichter, Jurist und Politiker. 1794—1864.

Als in später Abendstunde eines trüben Januartages des Jahres 1864 eine Anzahl von Freunden und Verehrern des berühmten Arztes Johann Lukas von Schönlein nach dem Friedhof zog, um dort dem am Nachmittage Beerdigten unter Fackelbeleuchtung eine ernste echte Trauerfeierlichkeit zu widmen, folgte in einiger Entfernung dem Zuge ein Leichenwagen, der die irdische Hülle eines Landsmannes und Studienfreundes Schönleins in sich barg. Es war dies der kgl. Notar, Hofrat Dr. Johann Peter von Hornthal, der an dem nämlichen Tage vormittags $10^1/_2$ Uhr gestorben war.

Johann Peter von Hornthal war geboren am 4. Dezember 1794 als der Sohn des damaligen Advokaten Franz Ludwig Hornthal und seiner Gemahlin Anna Margaretha, der Tochter des fürstbischöflichen Hofrats und Leibmedikus Johann Phil. Anton Betz. Seine Vornamen verdankt er seinem Taufpaten, dem Kaufmann Johann Peter Raulino, dem späteren Begründer der nach ihm benannten

Digitized by Google

Tabakfabrik (Pfarrmatrikel von St. Martin). Sein Vater (1765—1833), der Sohn eines Rabbiners in Hamburg, hatte, nachdem er der Talmudschule in Fürth entlaufen, beim Fürstbischof Franz Ludwig in Bamberg Aufnahme gefunden und war zur christlichen Religion übergetreten, wobei er einen aus Bestandteilen des Namens seines fürstlichen Taufpaten und dessen Stellvertreters, des Oberstallmeisters Johann Anton von Horneck, zusammengesetzten Familiennamen erhielt. Nach Erledigung seiner juristischen Studien wurde er Advokat und unter der baierischen Regierung Polizeidirektor, oberster Justizrat und Kommissär bei der Schuldenliquidation der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg, 1815 in den erblichen Adelsstand erhoben, 1818 erster Bürgermeister der Stadt Bamberg, 1819 eines der hervorragendsten Mitglieder der Kammer der Abgeordneten. Durch seine außerordentliche Rechtskunde, seinen ausgeprägten Geschäftssinn, seine Redegewandtheit und politische Einsicht hat er sich einen weitverbreiteten Ruf erworben, sich aber auch freilich viele Gegner gemacht.

Geistes- und Verstandeseigenschaften scheint der junge Hornthal von seinem Vater geerbt zu haben; seiner Mutter verdankt er wohl seine dichterische Veranlagung, seinen Sinn für Musik und Kunst und eine gewisse Weichheit des Gemüts. Schon früh zeigte sich seine Begabung. So verfaßte er als zwölfjähriger Knabe einen poetischen Glückwunsch für seinen Vater bei dessen Ernennung zum obersten Justizrat 1. Juni 1806. Bei seinem Abgang vom Gymnasium am 5. September 1812 erhielt er als Primus die silberne Medaille und trug bei der Schlußfeier A. W. Schlegels Pygmalion vor. Mit Schönlein und Birnbaum, die ein Jahr vor ihm absolviert hatten, bezog er die Universität Erlangen (immatrikuliert 1. November) und im Sommersemester 1813 Landshut (12. Mai), wo er jedenfalls den berühmten Rechtslehrer Mittermayer und den Historiker Mannert gehört haben wird. Landshut war damals „eine der frischesten Universitäten", in allen Fakultäten lehrten berühmte Männer. Die Romantik hatte von Heidelberg aus hier ihren Einzug gehalten. 1808 war Brentano mit Savigny und Bettina hier gelandet. Kein Wunder, daß Hornthal hier ganz in der Romantik aufging, deren Ideen er bereits in Bamberg in sich aufgenommen hatte. Dem Kreise der Landshuter Akademiker um Friedrich Ast kann er jedoch nicht mehr angehört haben, wie auch dessen Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst schon im Jahre 1810 eingegangen war. Als dann mit Beginn der Freiheitskriege die patriotische Begeisterung auch in Baiern aufloderte, ließ sich Hornthal von der Bewegung mit fortreißen und schloß sich auch der studentischen Waffen-

Digitized by Google

genossenschaft an, welche sich dem Kronprinzen Ludwig als Freischar für den Feldzug nach Frankreich anbot. Von da an begleitete er die Ereignisse des Befreiungskampfes mit feurigen Gesängen. Im Wintersemester 1814 (immatrikuliert 12. November) bezog er mit Schönlein die Universität Würzburg, wohin ihnen im Sommersemester auch Birnbaum folgte. Hier promovierte er am 21. März 1817 unter dem Vorsitz J. Rudharts. Seine Inauguralfrage handelte „von der Volkstümlichkeit der Gesetzgebung"; seine Abhandlung „Ansichten von den Fideicommissen des Adels" wurde erst 1818 unter dem Titel „Vom deutschen Stammgute" in Göttingen gedruckt (vgl. J. C. Goldmayer, Beyträge zur neuesten Geschichte der königlichen Universität zu Würzburg ꝛc. 1817 S. 105, 106). Im Sommersemester 1817 bezog er dann die Universität Göttingen (immatrikuliert 1. Mai), wo er dann auch noch das Wintersemester zubrachte. Hier scheint er sich mehr mit literarischen und historischen Studien beschäftigt zu haben und besuchte Vorlesungen von Heeren, Eichhorn, Heise und Beneke. Durch ein Senatsreskript vom 30. April 1818 wurde er dann in Würzburg zu drei Probevorlesungen zugelassen und tat sich als Privatdozent für Jurisprudenz auf. Hier schloß er sich dem Kreise an, in dem Behr, Eisenmann, Schönlein, Seuffert, Brendel, Cucumus, Klein u. s. w. verkehrten und dessen Organ das von Eisenmann herausgegebene bayerische Volksblatt war. Auch war er tätiger Mitarbeiter an dem neuen rheinischen Merkur von Martin zu Jena und dem deutschen Oppositionsblatt von Froriep zu Weimar. Sein Wirken in Würzburg dauerte jedoch nicht lange; denn bereits im Jahre 1819 erhielt er einen Ruf als Professor der Rechtswissenschaft nach Freiburg i. Br.

Da nun seine dichterische Betätigung hauptsächlich in diese Periode seines Lebens fällt, so dürfte es angezeigt erscheinen, an dieser Stelle eine kurze Darlegung seines poetischen Schaffens zu geben.

Noch auf der Universität in Landshut dichtete er im Februar 1814 „Germanias Rückkehr", gewidmet dem Kaiser von Rußland und erschienen in der Zeitung für die elegante Welt vom 21. Juli 1814, in welcher er das Wiedererwachen Deutschlands und den Sieg der Freiheit feiert. Mit seinem Freunde M. Birnbaum gab er zur Feier des ersten Jahrestages der Schlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1814 „Blumen der Wiederkehr der alten Zeit, gestreut von P. Hornthal und M. Birnbaum" heraus, welche schwungvolle patriotische Gedichte, darunter „Germania an ihre Söhne den 18. Oktober 1814" enthalten. Am 23. August 1815 kam sein Gedicht „Am Tage der Schlacht vom

Digitized by Google

schönen Bunde den 18. Junius 1815" im Komptoir des Fränkischen Merkurs heraus. Bald darauf erschienen seine „deutschen Frühlingskränze für 1815" in Kommission bei Karl Fr. Kunz, Bamberg 1815. Es war ihm gelungen, den bekannten romantischen Dichter Friedrich Graf von Löben (Isidorus orientalis), den er selbst in einem Sonett als Führer und Meister bezeichnet, als Mitarbeiter zu gewinnen, der auch mehrere seiner besseren Gedichte zu diesem Almanach beisteuerte. Auch K. Friedrich Gottlob Wetzel, der einen großen Einfluß auf sein dichterisches Schaffen ausübte, ging ihm mit Rat und Tat bei der Redaktion der Frühlingskränze zur Hand und lieferte ihm dazu einige Gedichte. — Der zweite Jahrgang der Frühlingkränze für 1816 erschien ziemlich verspätet am 10. Oktober 1816 in der Göbhardtschen Buchhandlung zu Bamberg und Würzburg. Für diesen war es ihm gelungen, außer den oben erwähnten schon mehrere namhafte Dichter zu gewinnen, so Freimund Reimar (Rückert), Schenkendorf, G. Schwab, Varnhagen v. Ense. Justinus Kerner und Uhland, an die sich Hornthal wandte, haben sich wohl wegen der Jugend des Herausgebers und der Unsicherheit des Erfolges nicht beteiligt. Auch für 1817 war ein neuer Jahrgang der Frühlingskränze geplant, den der Buchhändler Lange im Juni herausgeben sollte, der jedoch nicht zustande kam. Noch in einem Briefe vom 5. Mai 1817 hatte er Justinus Kerner zur Mitarbeiterschaft aufgefordert. Da nun Hornthal inzwischen nach Göttingen übergesiedelt war, so gründete er dort eine neue romantische Zeitschrift „die Wünschelrute", für welche ursprünglich der Titel „Deutscher Dichtergarten" vorgesehen war, wie aus einem Brief an Kerner vom 28. August 1817 hervorgeht. Mit Rückert wurde er persönlich bekannt, als er ihn in Ebern, wo dieser damals bei seinem Vater, dem Rentamtmann, verweilte, am 1. September 1815 besuchte. Einen Tag vorher hatten die Freunde den alten Ritter Christian Truchseß von Wetzhausen auf der Bettenburg besucht, den Hornthal auch in einem Sonette feierte.

Überhaupt stellte Hornthal bei jeder Gelegenheit seine dichterische und rednerische Begabung in den Dienst des Vaterlandes. So dichtete er einen Epilog zu dem am 17. Oktober 1816 zur dritten Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig aufgeführten Schauspiel der Caroline Pichler „Heinrich von Hohenstaufen" und verfaßte die Festrede für den 18. Oktober, die auch im Drucke erschien. Mit hinreißendem Schwung fordert er darin die Deutschen auf, nachdem sie die äußeren Feinde niedergeworfen, sich auch im Innern zu einigen und die eigene Freiheit zu erringen, und verlangt eine freie Verfassung, da die Zeit

Digitized by Google

der Unmündigkeit für das deutsche Volk vorbei sei. Und 1817 machte H. eine Eingabe an die deutsche Bundesversammlung in Frankfurt (Göttingen 1817) worin er vorschlug, daß der Jahrestag der Schlacht bei Leipzig als ein politischer Feiertag in ganz Deutschland mit Festgottesdienst, kriegerischen Aufzügen der Landwehr, Preisverteilungen an allen Schulen und wissenschaftlichen Instituten, Freudenfeuern, gemeinnützigen Stiftungen, Denkmalsetzungen u. s. w. gehalten werden solle. Ob er darauf einen Bescheid erhalten hat, wissen wir nicht; jedenfalls hatte seine Eingabe keinen Erfolg. Die goldenen Träume von Freiheit, Einigkeit und Macht Deutschlands gingen nicht in Erfüllung und die hoffnungsvolle Stimmung machte bald der Verdrossenheit, ja der Verbitterung Platz, als die Fürsten die versprochenen Verfassungen nicht gaben und das sogen. Metternich'sche System alle freiheitlichen Regungen unterdrückte.

In Göttingen schloß sich H. einem literarischen Kränzchen von Akademikern an, welche in der Form eines Meistersingervereins als „poetische Schustergilde" die Dichtkunst pflegten, sich ihre Gedichte vorlasen und sie rezensierten, worüber Protokoll geführt wurde. Dabei bedienten sie sich nach dem Vorbilde des Hainbundes allerlei Decknamen. So hieß August von Arnswald „Hans auf der Wallfahrt", Johannes Straube „Johannes Wassersprung", August von Haxthausen „Thannhäuser"; Hornthal selbst scheint den Namen „Liebetraut" geführt zu haben. Um nun die dichterischen Erzeugnisse dieser Gesellschaft auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, gründete H. wieder eine Zeitschrift „Die Wünschelruthe", welche er gemeinsam mit H. Straub herausgab. Die Liebe zur Poesie und zur freien Kunst überhaupt soll in diesem Zeitblatte ihren Ausdruck finden. Hauptsächlich die altdeutschen Bestrebungen und der Sinn für das Volkstümliche sollten gefördert werden. Daher wurden auch mehrere Proben aus dem Mittelhochdeutschen gegeben und zahlreiche Volkslieder, Märchen, Sagen, und Legenden eingestreut. Auch der altdeutschen Kunst, namentlich der am Rhein, brachte man großes Verständnis entgegen. Außer den früheren Mitarbeitern an den Frühlingskränzen, wie Löben, Wetzel, G. Schwab, gelang es dem Herausgeber auch glänzende Namen, wie die beiden Grimm, Brentano und Arnim, Fouqué, W. Hensel, Wilhelm Müller 2c. zur Mitarbeiterschaft zu gewinnen. Hornthal selbst hat einige seiner besseren Gedichte beigesteuert, so das wehmutsvolle Sonett „Nachts", das reizende „Lied", das kraftvolle „Lied vom Eisen", das frische „Wanderlied" und die innigen Lieder „Aus der Fremde" und „In der Rosenzeit". Die Gedichte sind mit

Digitized by Google

„Hornthal" gezeichnet, kleinere Sachen und Rezensionen bloß mit H. Mehrere prosaische Aufsätze, so die Legende Cornelia Bentivogli, Novelle nach Harsdörfer, zeichnet er mit Johannes von der Babenburg. Außerdem gab er Gedichte zerstreut in verschiedenen Almanachen und Zeitschriften heraus, so in Dengels Aurora 1815, Zschokkes Erheiterungen 1815, Kinds Harfe 1816, in den Hesperiden 1816, in Grootes Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst 1816, in Al. Schreibers Cornelia 1819 und in Fouqués Frauentaschenbuch 1819. Von da ab aber trat infolge seiner anstrengenden Berufstätigkeit das dichterische Schaffen, ähnlich wie bei seinen Freunden Birnbaum und August v. Arnswaldt, immer mehr zurück und äußerte sich später nur noch in Gelegenheitsgedichten und bei offiziellen Veranlassungen. Doch gab er noch im Jahre 1825 einen Almanach „Vesta" heraus, der jedoch keine Beiträge von ihm selbst enthält. Eine kurze Würdigung seiner Dichtung findet sich in dem weiter unten angeführten Vortrag.

Am 6. April 1818 wurde die Vakatur zweier Lehrkanzeln der Universität Freiburg i. Br., nämlich die des römischen Rechts und die der allgemeinen Weltgeschichte öffentlich bekannt gemacht. In einem Gesuch vom 8. Mai 1818 bewarb sich H. um den Lehrstuhl des römischen Rechts und in zweiter Linie um den der Weltgeschichte. Unter den 24 Bewerbern kamen als die gefährlichsten Konkurrenten hauptsächlich der damalige baier. Bezirksrichter Amann, ein geborener Freiburger, und Hornthals engerer Landsmann Roßhirt, damals Privatdozent in Erlangen, in Betracht. Das Konsistorium der Universität schlug am 2. November 1818 vor, Amann zum o. Professor der Pandekten oder an zweiter Stelle Roßhirt zu ernennen und dem bisherigen a. o. Professor J. G. Duttlinger den Charakter als Ordinarius zu verleihen, während Hornthal als Professor der Weltgeschichte nominiert wurde. Trotzdem wurde H. durch Entschließung des Großherzogs am 6. Januar 1810 als o. Professor der Rechte für die Lehrkanzel der Pandekten mit 1200 fl Gehalt angestellt und diese Entschließung durch Minister Eichrodt dem Konsistorium am 20. Jan. zugestellt. Mit Befriedigung kann daher der Fränkische Merkur am 28. August 1818 die Berufung von vier baierischen Gelehrten an die badischen Universitäten, nämlich von v. Deuber, Hornthal, Butzengeiger nach Freiburg und von Roßhirt nach Heidelberg verkündigen. Auch Schönlein hatte einen Ruf nach Freiburg erhalten, lehnte aber ab. Man darf wohl annehmen, daß bei diesen Berufungen, namentlich bei der Hornthals, der Staatsrat Philipp Sensburg, ein Bamberger Lands-

Digitized by Google

mann und wohl auch Freund des alten Hornthal, die Hand im Spiel hatte. Doch sollte die Ernennung Hornthals nicht ganz glatt und ohne Protest vor sich gehen. Das engere Konsistorium der Universität erklärte nämlich, daß es H., weil er sich bei seiner Jugend (24 Jahre) keine tieferen Kenntnisse in den Pandekten erworben habe und dazu auch bei seiner vorwiegenden Neigung zur Poesie und Geschichte keine Aussicht sich eröffne, nur zum Professor der Weltgeschichte und zwar primo loco vorgeschlagen habe, und beantragte, den als Professor für die Pandekten in Heidelberg angestellten Roßhirt, da dieses Fach dort schon gut besetzt sei, nach Freiburg und Dr. v. Hornthal nach Heidelberg zu versetzen. Das absprechende Urteil über H. ging wohl von dem Vertreter der juristischen Fakultät im engeren Konsistorium, dem geh. Hofrat Ruef aus, der dem von ihm begünstigten Amann die Stelle zugedacht hatte. Gegen diese Vorstellung protestierten am 24. Februar 1819 die Mitglieder der juristischen Fakultät, gez. Mertens und Rotteck, indem sie erklärten, daß sie ohne ihr Wissen und Willen beschlossen worden sei und daß die Ernennung Hornthals zum Professor des römischen Rechts nur Gefühle des Dankes und der Freude in ihnen erweckt habe. Das engere Konsistorium erklärte daraufhin am 26. Februar, daß es nur nach Pflicht und Gewissen gehandelt habe und für seine Schritte auf Verlangen gewichtige Rechtfertigungsgründe anführen könne. Das Plenarkonsistorium aber wahrte der Eigenmächtigkeit des engeren Konsistoriums gegenüber prinzipiell seine Rechte. Endlich wurde die Sache durch großherzogliche Entschließung vom 25. März dahin entschieden, daß die Ernennung Hornthals zum Professor der Rechte aufrecht erhalten blieb und das Ministerium beauftragt wurde, dem engeren Konsistorium das Mißfallen des Großherzogs an seinem ordnungswidrigen Benehmen und an der Überschreitung seiner Kompetenzen zu erkennen zu geben. Wenn auch das engere Konsistorium sein Urteil über H. später (3. März) dadurch abschwächte, daß es seinen ausgezeichneten Talenten alle Achtung widerfahren ließ und ihn nur, als einen feurigen jungen Mann, wenigstens zur Zeit, als noch nicht so gut wie Roßhirt zum Vortrag der Pandekten geeignet erklärte, so scheint doch etwas Wahres an dem ersten Urteil gewesen zu sein; denn für das Sommersemester 1819 kündigte H. statt der Pandekten bloß Vorlesungen über Rechtsgeschichte und Institutionen an. Damals ersetzte eben patriotische Begeisterung und für Freiheit schwärmender Idealismus in den Augen der Studenten die heutzutage selbst für den Anfänger in der Lehrtätigkeit absolut notwendigen positiven Kenntnisse. Am 13. Mai

Digitized by Google

1819 hielt H. vor dem versammelten Senate seine Antrittsrede: „Andeutungen über Rechtswissenschaft und Gesetzgebung für unsere Zeit", worin er behauptete, daß die Gesetze vom Volk ausgehen müßten, in dem allein die gesetzgebende Macht beruhe. Wie schon aus dem Titel hervorgeht, war der Vortrag gegen Savignys, des Hauptes der historischen Rechtsschule, Abhandlung: „Von dem Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Heidelberg 1814" gerichtet. Auch im Wintersemester 1819 las H. noch keine Pandekten, sondern allgemeine Rechtsgeschichte, Institutionen des römischen Rechts, Erbrecht und über Staatsberedsamkeit.

Als dann Amann an Stelle des in Ruhestand versetzten Hofrats Ruef als Professor des kanonischen Rechts nach Freiburg berufen worden war, las H. im Sommersemester 1820 deutsches Recht und abwechselnd mit Amann Pandekten, in der Weise, daß er selbst den allgemeineren, dieser den speziellen Teil der Pandekten vortragen sollte. Bald bildete er mit seiner Frau den Mittelpunkt eines geselligen Kreises und sein häusliches Glück erhielt seine Vollendung, als ihm ein Töchterchen geboren wurde. Mit Rotteck, Duttlinger, Welker und Liebenstein, den Führern des badischen Liberalismus, wurde er bald eng befreundet und war für die Entwicklung des konstitutionellen Lebens in Baden tätig. Vor mehreren hundert Personen aus der ganzen Einwohnerschaft von Freiburg hielt er Vorträge über Politik und Zeitgeschichte und legte mit mehreren gleichgesinnten Professoren Protest gegen die Karlsbader Beschlüsse ein, weshalb auch ein Untersuchungskommissär nach Freiburg entsendet und ein Verbot jener Vorträge erlassen wurde. 1821 veröffentlichte er ein Werk über die Verfassung und Rechtspflege von England nach Cottu, in dessen Vorrede er besonders Öffentlichkeit der Rechtspflege, Geschworenengerichte, Trennung der Justiz von der Administration, Selbstverwaltung der Gemeinden, Preßfreiheit und freie Verfassung verlangte. 1824 gab er dann mit Schott, dem Haupte der älteren württembergischen Landtagsopposition, eine Bearbeitung von Pouquevilles Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands heraus und war selbst als leitendes Mitglied des badischen Komitees für die Ausrüstung von Freischaren nach Griechenland tätig. Daß man ihm aber schon damals einen Hang zur Intrigue zutraute, beweist der Umstand, daß er am 17. März 1823 gegen ein Gerücht, das ihn der Wühlerei gegen die Wahl Rottecks zum Prorektor bezichtigte, als eine „niederträchtige, hinterlistig gesponnene Lüge" zu protestieren sich gezwungen sah.

Am 23. August 1822 bat H. das Ministerium, ihm nach drei-

Digitized by Google

einhalbjährigem Dienste Gleichstellung mit gleichalterigen, zum Teil sogar jüngeren Kollegen, die ihm an Gehalt und Rang vorgingen, und entsprechende Rangerhöhung zu gewähren. Dieses Gesuch wurde auf das Gutachten des Kurators der Universität v. Türkheim vom 8. September, in welchem sich dieser bei aller Anerkennung der Fähigkeiten Hornthals wegen dessen verhältnismäßig kurzen Dienstleistung gegen eine Gehaltserhöhung aussprach, am 9. Januar 1823 vorläufig abschlägig beschieden und der Bittsteller zur Geduld verwiesen. Auf ein erneutes Gesuch Hornthals vom 4. August 1823 erklärte sich v. Türkheim für dessen Abweisung, da H. weder durch sein Dienstalter noch durch seine Verdienste zu einer Zulage berechtigt sei, die auch die Universitätskasse nicht tragen könne. Diese Abweisung scheint H. als ein kränkendes Mißtrauensvotum empfunden zu haben; denn er reichte am 31. Oktober sein Entlassungsgesuch für Ostern 1824 an das Kuratorium ein, welches er damit begründete, daß Familien- und Vermögensverhältnisse, die zahlreichen Geschäfte häuslicher und anderer Verwaltung, zu deren Führung sein Vater dringend einer Stütze und eines Nachfolgers bedürfe, ihn zu seinem tiefen Bedauern in die Heimat zurückriefen, und knüpft daran die Bitte, es möge ihm vergönnt sein, sich durch Verleihung von Rang und Dienstcharakter als fortdauernd dem Gelehrtenstande angehörig betrachten zu dürfen. Diese Bitte wurde auch am 23. November von der juristischen Fakultät und am 27. von dem Konsistorium befürwortet, welches auch sein Bedauern über den Abgang des verehrten und verdienstvollen Kollegen aussprach. Dagegen bezeichnete der Kurator v. Türkheim in seinem Bericht vom 15. November die in dem Gesuch erbetene Beibehaltung des Professorentitels als ungewöhnlich, hatte aber kein Bedenken gegen Verleihung eines anderen Titels, der jedoch nicht ohne bestimmtes Begehren verliehen werden solle. Die Entscheidung über dieses Gesuch, welches wohl darauf hinausgehe, unbegründeten Verdacht in Bezug auf seinen Charakter und seine politischen Gesinnungen von ihm abzuwenden, wurde dem Großherzog anheimgestellt. Daraufhin wurde das Ministerium d. J. am 8. Januar 1824 ermächtigt, dem Professor v. Hornthal die erbetene Entlassung aus dem Großherzoglichen Dienste in Gnaden zu erteilen und ihm die Höchste Zufriedenheit mit seiner Dienstleistung erkennen zu geben. Da aber in diesem Reskript sein Gesuch um Verleihung eines entsprechenden Rang- und Dienstcharakters unbeantwortet geblieben war, so wandte sich H. am 8. März 24 an das Kuratorium mit der Bitte sein Gesuch um Verleihung des Hofratstitels unterstützen zu wollen. Obwohl

Digitized by Google

der Kurator gegen dessen Bewilligung nichts einzuwenden hatte, da dem Bittsteller vor seiner Entlassung dazu Hoffnung gemacht worden sei, so stellt doch das Ministerium d. J. am 22. März 1824 die Bewilligung der Bitte der Gnade des Großherzogs anheim, indem der Bittsteller nur vier Jahre dem Lande als Professor gedient habe, ein Ausländer sei und sich auch wieder in seine auswärtige Heimat zurückbegeben wolle. Daraufhin wurde das Ministerium am 8. Juni beauftragt, dem bisherigen Professor v. H. zu eröffnen, daß seinem Gesuch um Erteilung des Hofratstitels nicht gewillfahrt worden sei. — Es scheint also doch, daß man höheren Orts mit seiner freiheitlichen Gesinnung und seiner politischen Tätigkeit nicht ganz zufrieden war.

Einigermaßen trösten konnte ihn die Teilnahme der Bekannten und deren Bedauern über seinen Weggang. Am 3. März wurde ihm zu Ehren ein Nachtessen im Zähringer Hof, wozu die ihm befreundeten Kollegen, darunter Amann und Welker erschienen waren und wobei er durch ein Gedicht gefeiert wurde, und am 7. ein solches im Museum veranstaltet. Am 9. fuhr er dann von Freiburg ab. Er selbst hat es nach seiner eigenen Aussage immer als ein Glück betrachtet, daß ihm an der ehrwürdigen Landesuniversität Freiburg eine ihm unvergeßliche, freudenreiche Zeit zu erleben vergönnt war. Er hatte hier in angenehmen gesellschaftlichen Verhältnissen gelebt, in seiner gern ausgeübten Berufstätigkeit einen bedeutenden Einfluß auf die leicht empfänglichen Herzen der studierenden Jugend ausgeübt, seine theoretischen Kenntnisse in der Jurisprudenz erweitert und vertieft, in Gemeinschaft mit liberalen Kollegen und Abgeordneten für Entwicklung des konstitutionellen Lebens gewirkt und sich eine nicht zu unterschätzende Einsicht in die politischen Verhältnisse erworben, die ihm in seiner späteren Laufbahn zu gute kommen sollte. Ein bedeutungsvoller Abschnitt seines Lebens lag hinter ihm. Kleinliche Kränkungen und Zurücksetzungen konnten ihn in seinem Vorwärtsstreben nicht zurückhalten. Mit frischem Mute wandte er sich einer neuen Laufbahn zu.

Nach einem längeren Umweg über Stuttgart, Dinkelsbühl, Ansbach, Nürnberg, wo er mit seinem Vater, und Amberg, wo er mit dem Appellationsgerichtspräsidenten Christoph v. Aretin zusammentraf, dann wieder über Nürnberg und Erlangen traf er am 31. März in Bamberg ein. Nachdem er hier am 11. November 1824 zum kgl. Advokaten ernannt worden war, errichtete er in Gemeinschaft mit seinem Vater ein Büro zur Besorgung juristischer und anderer bei den Justiz- und Administrationsbehörden vorkommenden Geschäfte

Digitized by Google

am 1. November 1824. Der alte H. hatte sich vielfach mit der Regelung des Schuldenwesens von Stadtgemeinden wie Nürnberg und der Reichsritterschaft des Kantons auf dem Gebürg beschäftigt. Insbesondere verlegte er sich darauf die Vermögensverhältnisse verschuldeter Adeligen zu „arrangieren". So übernahm er es 1802, die ungeheure Schuldenmasse von über einer Million Gulden des Freiherrn Karl August von Lichtenstein, des später bekannten Theaterdirektors, Komponisten und Dichters, zu liquidieren, indem er die Gläubiger mit einem aufgenommenen Kapital von einer halben Million Gulden befriedigte (1807). Da aber der Vertrag von dem Appellationsgericht Bamberg nicht bestätigt wurde, so wuchsen die Schulden wieder an, und Hornthal selbst hatte zuletzt ein Guthaben von 95560 Gulden und eine Remunerationsforderung von 8000 Gulden. Wir finden ihn zum Schluß in Gemeinschaft mit dem Freiherrn Karl von Bibra als Mitbesitzer des Gutes und des Patrimonialgerichts von Lahm und der Rittergüter Geiersberg und Schloßwiesen bei Seßlach. Doch muß er die letzteren Güter, wohl nach Befriedigung seiner Forderungen, wieder an die früheren Besitzer abgetreten haben; denn 1822 ist Ludwig v. Lichtenstein, der Sohn des 1804 unter Kuratel gestellten Karl August wieder im Besitze von Geiersberg und Schloßwiesen, während das Rittergut Lahm seit 1819 im Besitze Hornthals und Karls v. Bibra sich befindet. Mit den gewonnenen Geldern scheint sich nun der alte H. neue Güter erworben zu haben. Um 1815 erkauft er einen Hof zu Debring, den er zu einer Musterwirtschaft umgestaltet, und später die Gutsherrschaft zu Graßmannsdorf nebst dem sog. Röckeleinzehent zu Burgebrach. Endlich erkaufte er zu dem von ihm 1795 erworbenen Lucanoschen Hause Nr. 585 an der Seesbrücke 1832 von der Gräfin Dorothea v. Rottenhan geb. v. Lichtenstein noch das Palais Nr. 378 in der Kapuzinergasse. Während der alte H. in dem langwierigen Prozesse zwischen den Marschalkschen Lehens- und Allodialerben die Marschalkische Lehensvormundschaft übernahm, wurde sein Sohn auf Bitten seines früheren Mitschülers August von Kalb, († 1825) des Sohnes der berühmten Charlotte v. Kalb, Rechtsbeistand der Kalbschen Familie und führte den Jahrzehnte andauernden Prozeß im Jahre 1829 mit einem mageren Vergleich für den älteren Sohn Charlottens, Friedrich v. Kalb zu Ende. Auch bei der fränkischen Linie der Grafen Brockdorff auf Schney, die infolge früherer schlechter Verwaltung in ihren Vermögensverhältnissen zurückgekommen waren, unternahm es H. sen. ein Arrangement durchzuführen, mit dem Erfolg, daß ihm Graf Friedrich, der seinem 1815 gestorbenen älterem Bruder

Digitized by Google

Christian fukzedierte, zuletzt 40000 Gulden schuldete, weshalb er auch von dem Grafen in einer Eingabe an den König Max Joseph 1820 als ein selbstsüchtiger Mensch bezeichnet wurde, der unsaubere Manipulationen mache. Trotzdem konnte der Graf sich nicht von ihm losmachen und auch sein Neffe und Nachfolger Alexander behielt den jüngeren H. als Rechtsbeistand bei und dieser war auch Vormund seiner beiden jüngsten Söhne.

Trotz der gewaltigen Arbeitslast, die auf seinen Schultern ruhte, verfolgte der nie rastende Geist Hornthals auch noch literarische, künstlerische soziale und politische Interessen. So gab er im Jahre 1825 einen bayerischen Almanach „Vesta, eine Weihnachtsgabe" heraus. Er wurde Sekretär und später Vorstand des Kunstvereins und lud in dessen Auftrag am 1. Juni 1826 zu milden Gaben für die Griechen ein. Bei der Totenfeier für den ersten Vorstand Dr. Adam Ziegler am 1. März 1827 wurde ein von ihm verfaßter Trauergesang vorgetragen und in einem späteren Kunstvereinsbericht 1843 widmete er ihm einen Nachruf. Bei der Gedächtnisfeier Albrecht Dürers am 18. Juni 1828 verfaßte er ein Gedicht und hielt eine schwungvolle Festrede. Gemeinschaftlich mit seinem Vater erklärt er sich im August 1829 bereit, zur Beförderung der Stenographie Gabelsbergers für drei Jahre einen Beitrag von je 20 Gulden zu leisten. Er ist Mitbegründer des historischen Vereins 1830 und des naturwissenschaftlichen Vereins am 6. Januar 1834, zu dessen Kassier er auch erwählt wurde. An dem Zustandekommen des Theresienvolksfestes vom 8.—12. Juli 1833, sowie bei den folgenden fünf Volksfesten bis 1841 war H. als Mitglied des engeren Ausschusses in hervorragender Weise beteiligt und nahm als solches auch an den Audienzen bei der Königin Therese und bei dem Herzog von Sachsen-Koburg am 24. und 26. Juni 1833 teil. Auch verfaßte er einen Festprolog zu den zur Beschaffung eines Fonds gegebenen Vorstellungen. Leider wurde ihm die Festesfreude durch schwere Trauerfälle getrübt, indem am 5. Juni seine innigst geliebte, von ihm in so viel Gedichten gefeierte Gemahlin nach 15jähriger „ununterbrochen höchst glücklicher Ehe" und am 27. Juni 1833 sein von ihm hochverehrter Vater das Zeitliche segneten.

Getreu seinen Grundsätzen wollte H. sich auch an dem bürgerlichen und politischen Leben beteiligen. Am 17. Oktober 1833 wurde er in das Gemeindebevollmächtigten-Kollegium gewählt und trat 1835 als Vorstand an die Spitze desselben. Auch in den Armenpflegschaftsrat wurde er gewählt und von diesem am 25. November 1833 zum ersten Vorstand ernannt. Auch bei der von seinem Vater im Jahre 1829 ins Leben gerufenen Wohltätigkeitsstiftung zu Ehren

Digitized by Google

seines Gönners und Wohltäters Franz Ludwig von Erthal, für die der alte Hornthal ein Mitaufsichtsrecht für seinen Sohn und dessen Nachkommen erwirkt hatte, ist H. beteiligt. Bereits am 15. Sept. 1833 wird er als Vorstand bezeichnet und lädt am 13. Sept. 1834 in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Fraunberg zum Hochamt und zu der darauf folgenden Verteilung der Unterstützungsgelder von je 50 fl an sechs bedürftige Bürger ein (Bekanntlich hat sein Enkel Emil Marschalk v. Ostheim am 14. Februar 1902 eine Zusatzstiftung von 10000 fl gemacht, damit auch protestantische Bürger dieselbe Summe erhielten ohne das Hochamt besuchen zu müssen). Auch anderen karitativen Einrichtungen lieh er seine Unterstützung. So übernahm er bei der Neukonstituierung des Frauenvereins am 8. März 1832 die Stelle eines Geschäftsführers und später ist er auch an der Gründung der Kleinkinderbewahranstalt beteiligt (1. Oktober 1839).

Nicht zu verwundern ist es, daß H. gemäß seinen schwärmerischen Ideen von Menschheitsbeglückung sich auch der Freimaurerei zuwandte. Da sich in Bamberg damals noch keine Loge befand, so trat er in die Loge „Libanon zu den drei Cedern" in Erlangen ein, der wohl auch sein Vater schon angehört hatte. Diese war durch die von dem Bruder v. Liederskron, Inhaber eines Erziehungsinstituts, hervorgerufenen Streitigkeiten an den Rand des Verderbens gekommen. Man beschloß daher eine neue Stuhlmeisterwahl vorzunehmen und diese fiel auf Bruder v. Hornthal, der eine Entscheidung zu Gunsten des v. Liederskron fällte. Nachdem H. am 9. Juni 1833 definitiv die Stuhlmeisterschaft übernommen hatte, beschloß man wieder ein Johannisfest zu feiern. Da aber v. Liederskron, der selbst wieder Stuhlmeister werden wollte, seinen Wohltäter heftig angriff, weil er seine Interessen nicht genugsam vertreten habe, so beschloß man, da auch H. sein Erscheinen abgesagt hatte, daß dieses Johannisfest das letzte sein solle und daß die Loge zu schließen sei. Als dann H. trotzdem mit mehreren Bamberger Brüdern bei dem Feste am 13. Oktober erschien, wurde er zwar mit einer Hymne in echt freimaurerschem Stile begrüßt, war aber höchst entrüstet, als er von dem ohne sein Vorwissen gefaßten Beschlusse vernahm und verbat sich jede weitere Erörterung darüber. Da er aber trotzdem von Liederskron mit Vorwürfen überhäuft wurde, so forderte er diesen vergebens zum Austritt auf und berichtete darüber an die Großloge zu Frankfurt, welche zu einem gütlichen Vergleiche riet. Das Bestreben des v. Liederskron ging nun darauf hinaus, H. als Stuhlmeister zu beseitigen und selbst wieder die Leitung in die Hand zu bekommen. In einer ohne H.s

Digitized by Google

Vorwissen anberaumten Logensitzung wurde der praktische Arzt Dr. Rosenmüller trotz seiner Jugend zum Meister vom Stuhl ausersehen. H. protestierte zwar energisch gegen eine Neuwahl. Um jedoch Weiterungen zu vermeiden, erschien er auf der am 28. Juni 1834 gehaltenen Loge, in welcher Bruder Rosenmüller wirklich zum Meister gewählt wurde, während H. wegen seiner Verdienste die Würde eines Ehrenmeisters erhielt. Nachdem Rosenmüller die Loge im Jahre 1835 neu organisiert hatte, wurde wieder am 27. September ein Johannisfest gefeiert, bei welchem H. den Vorsitz führte und welches als das Vorspiel einer neuen Ära betrachtet wurde (Dr. Will, Geschichte der Loge Libanon zu den drei Cedern im Orient. Erlangen 1907, S. 158 ff.). Von einem weiteren Wirken Hornthals in der Loge hören wir nichts mehr; er wurde wohl durch seine bald darauf einsetzende politische Tätigkeit und seine sonstigen Geschäfte davon abgehalten.

Um seinen unmündigen Kindern, zumal nach dem Tode der Großmutter, der Hofrätin Pfister (gest. 6. Febr. 1834), eine neue Mutter zu geben, mußte sich H. nach einer zweiten Frau umsehen, die auch Vermögen haben sollte, da sein Kapital meist in vorläufig wenig tragenden Gütern steckte. Eine solche fand er in Ernestine Ritter Edle von Wallemary auf Schloß Neusiedl bei Wien. Ihr Vater war der Armeelieferant und Großfuhrmann Joseph Ritter, welcher die Stelle eines ersten Postmeisters in Wien von dem Erblandpostmeister Grafen Paar erblich und verkäuflich übernommen hatte, eine Stelle, die später auf seinen Sohn, den Feldmarschalleutnant Joseph Ritter v. Wallemary überging (Wiener Extrablatt 1888 Nr. 88). Wahrscheinlich war H. durch Verbindungen, die er von seinem Vater her mit Wien hatte, auf die reiche Erbin aufmerksam gemacht worden. Am 23. Februar 1835 reichte er beim Stadtmagistrat sein Wiederverehelichungsgesuch ein, bat aber dann am 3. Mai in dem Verehelichungszeugnis die zivilrechtlichen Verhältnisse seiner Kinder nicht zu berühren, die er drei Monate nach seiner Verehelichung sicher stellen werde, eine Unregelmäßigkeit, deren Zulassung dem Magistrat später vom Stadt- und Kreisgericht Bamberg verwiesen wurde. Ende März war er selbst in Wien, um seine Verehelichung zu betreiben. Am 28. März 1825 treffen wir ihn in Preßburg, wo er den Erzbischof Ladislaus Pyrker aufsuchte, der ihn in einem Briefe an Jäck am 29. März 1835 als einen sehr interessanten Mann, zu dem er sich besonders hingezogen fühle, bezeichnete. Am 26. Juni wurde H. in Wien mit Ernestine getraut und kehrte am 13. August nach

Digitized by Google

Bamberg zurück. Da ihm seine Braut gleich 20 000 fl Konventionsmünze als väterliches Erbgut zubrachte, so standen ihm bare Geldmittel zur Verfügung. Er kaufte davon im Mai 1836 von der Witwe des fürstl. Kammerdieners Fr. Drausnick das Zeitungsrecht des Fränkischen Merkurs samt Druckerei und Buchhandlung um 12000 fl und verband damit ein literarisch-artistisches Institut. Alle diese Anstalten wurden von ihm in das von seinem Vater 1832 erkaufte Haus in der Kapuzinerstraße, jetzt Nr. 138 verlegt. Das Blatt hatte unter Hegel und Wetzel einen bedeutenden Aufschwung genommen und hatte sich, wie Oken in der Isis 1816 sagte, unter die ersten Zeitungen Deutschlands gehoben, war aber dann aus Mangel sachkundiger Leitung immer mehr zurückgekommen. H. wollte nun die Zeitung zu einem europäischen Blatte machen, das mit dem Nürnberger Korrespondenten und der Allgemeinen Zeitung konkurrieren sollte, und es dünkte ihm kein Opfer groß genug, um zu diesem Ziel zu gelangen. Zu diesem Zwecke mußte er danach trachten, tüchtige Redakteure zu gewinnen und sich bedeutende Korrespondenten in den Hauptstädten Europas, namentlich in Paris und London zu sichern. Die Zeitung sollte im gemäßigt liberalen Sinne gehalten sein und die konstitutionell monarchischen Ideen vertreten, die Hornthal sein ganzes Leben hindurch hochhielt.

Es gelang ihm auch bald, eine tüchtige Kraft für sein Blatt zu gewinnen. Es war dies der quieszierte prot. Pfarrer Dr. Karl Riedel in Nürnberg, welcher im Jahr 1836 ein kurzlebiges Blatt, die Nürnberger Zeitung, redigiert hatte. Diesen schickte er im Jahre 1837 nach Paris und London, um dort die politischen, literarischen und künstlerischen Verhältnisse zu studieren und darüber Berichte zu verfassen. Seine Hauptaufgabe aber war dem Fränkischen Merkur Weltkorrespondenzen zu verschaffen. In der Tat gelang es Riedel, der sich zu diesem Zwecke auch von Varnhagen v. Ense Empfehlungsschreiben verschafft hatte, dem Fränkischen Merkur einige ausgezeichnete Korrespondenten in Paris und London zu gewinnen. Am 18. Januar 1838 ist er wieder von Paris zurück in Bamberg. Damals stand er noch mit H. auf dem besten Fuße. So schreibt er in einem Briefe an Varnhagen v. Ense am 20. Januar 1838 nach einer Schilderung der wenig erfreulichen Verhältnisse in der Heimat: „Von diesen Umständen und Rücksichten geniert, fand ich meinen Freund Hornthal, der mit seinen zum Theil neu gegründeten Blättern, mit redlichem Willen und großer Uneigennützigkeit einen neuen Aufschwung literarischer und journalistischer Thätigkeit hervorrufen wollte". Und von dem Fränkischen Merkur sagt er, daß „er in diesen Wirren, die bayerische Blätter noch

Digitized by Google

auf ihre Spitze zu treiben bestrebt sind, eine würdige Haltung zu bewahren und als Organ der Intelligenz sich zu zeigen bestrebt ist". Das ist freilich ein ganz anderes Urteil über Hornthal und sein Blatt, als wir es weiter unten hören werden. Da aber Riedels Leistungen in der Redaktion H. nicht entsprachen, so kündigte ihm dieser, stellte ihm jedoch frei, gegen Bezahlung Artikel zu liefern was jener aber ablehnte. In Wirklichkeit war es wohl die jungdeutsche Tendenz Riedels, die H. zur Auflösung des Verhältnisses bewog. Da dieser sich auch in der Bezahlung nicht als besonders entgegenkommend zeigte, so kam es zu einer erbitterten Preßfehde zwischen den beiden Männern. Riedel gab eine Broschüre: „Der Fränkische Merkur und Herr J. P. Edler v. Hornthal und mein Verhältnis zu beiden" am 3. Juni 1838 heraus, in welcher er seine Verdienste um den Fränkischen Merkur in das hellste Licht stellt, dagegen H. Unzuverlässigkeit in Erfüllung seiner Verpflichtungen gegen die von ihm gewonnenen Korrespondenten vorwirft. Darauf veröffentlichte H. am 27. Juni 1838 eine Entgegnung unter dem Titel: „Der fränkische Merkur und Herr Dr. Karl Riedel, Ergänzungen", in welcher er die Vorwürfe Riedels zu entkräftigen und den Nachweis zu liefern suchte, daß er seinen Verpflichtungen gegen ihn wie gegen die auswärtigen Korrespondenten vollständig nachgekommen sei. Auf eine Replik Riedels vom 1. Juli: „Schlußworte an den Fränkischen Merkur und Herrn v. Hornthal", worin R. die Schuld an der Vernachlässigung der Verpflichtungen gegenüber den Korrespondenten, welche H. ihm zuschiebt, von sich abwälzt, reagierte H. nicht mehr, wie er es in seiner oben erwähnten Entgegnung angekündigt hatte. Riedel wollte aber eine eklatante Rache nehmen und schrieb deshalb ein häßliches und gemeines Pamphlet „Peter Schlemiel und sein Sohn", Frankfurt u. Leipzig 1839, in welcher er unter mannigfachen Decknamen das Leben und Treiben des alten Hornthal und seiner Eltern schildert. Den jüngeren H. griff er nicht direkt an, wohl um sich gegen gerichtliche Verfolgung von dessen Seite zu sichern und um ihn in dem von ihm so sehr verehrten Vater tödlich zu treffen. In seiner Darstellung von Hornthals (des alten Schlemiels) Vorgehen bei der Liquidation der Dunkelsteinischen (-Lichtensteinischen) Schuldenmasse und in seiner Schilderung von des älteren Hornthals Benehmen als Guts- und Gerichtsherr beruft er sich auf das Werk: „Höchstwichtige Beyträge zur neuesten Literatur in Deutschland ꝛc. Herausgegeben von Antibarbaro Labienus. St. Gallen" 1813 II S. 45 ff. Der Verfasser ist Dr. Michael Weber, damals Appellationsgerichtsdirektor in Bamberg,

Digitized by Google

„ein Mann, der vermöge seiner amtlichen Stellung genaue Kenntnis von allem haben konnte, was Schlemiel betraf". Dr. Riedel vertrieb dieses lang erwartete, vielbesprochene Buch selbst in seiner Wohnung auf dem Kaulberg. Erst anfangs August wurde das Libell, jedenfalls auf Veranlassung Hornthals, beschlagnahmt, so daß bis dahin, wer wollte, seine Neugierde und Schadenfreude befriedigen konnte. Die durch das Stadtkommissariat Nürnberg am 5. August 1839 verfügte und durch die Regierung von Mittelfranken gutgeheißene Beschlagnahme der Schrift wurde durch Ministerialentscheidung vom 5. Sept. 1839 bestätigt. Robert Blum, der spätere Agitator, der die Schrift in der Dresdner Abendzeitung 1839 Nr. 80 rezensierte, weiß damit offenbar nicht recht was anzufangen, meint aber doch, daß alles nur Maske sei, hinter welcher sich eine nicht eben edle Absicht verberge. Dem Vernehmen nach sei die Schrift gegen den Redakteur des Fr. M. Dr. v. Hornthal gerichtet, und es müsse daher den mit dem Stande der Dinge näher Bekannten überlassen bleiben, die Richtigkeit der Porträtierung zu beurteilen. Riedel ging dann nach Berlin, wo er eine Zeitschrift Athenäum herausgab und auch sonst vielfach literarisch tätig war.

Ein erfreuliches Ereignis war es für H., daß am 11. Februar 1838 seine älteste Tochter Anna den Freiherrn Amalius Egid Marschalk von Ostheim heiratete, wodurch er zu einer der ältesten adeligen Familien Frankens in verwandtschaftliche Beziehungen trat.

Gerade zu jener Zeit entwickelte H. eine ganz hervorragende Tätigkeit auf verkehrspolitischem Gebiete. Daß H. bei „Deutschlands großartigster Unternehmung", der Gründung des Donau-Mainkanals, der Ost und West verbinden und Bayern zum Warenlager eines großen Teils des Welthandels erheben sollte, nicht unbeteiligt bleiben konnte, war ohne weiteres bei ihm vorauszusetzen. Die Erbauung des Kanals war nach langen Erwägungen und Vorarbeiten durch Gesetz vom 1. Juli 1834 genehmigt und die Ausführung einer Aktiengesellschaft übertragen worden, mit deren Bildung das Haus Rothschild in Frankfurt a. M. beauftragt wurde. Bei der Eröffnung der 1. Generalversammlung der Aktionäre am 31. Mai 1836 in der Villa Rothschild in Frankfurt war auch H. als Bevollmächtigter mit fünf Stimmen anwesend; er wurde in das Generalkomitee gewählt und bestimmt, die Dankadresse für König Ludwig I. zu entwerfen und damit die Bitte zu verbinden, dem Kanal den Namen Ludwigskanal geben zu dürfen. In der 5. Sitzung der Generalversammlung am 6. Juni 1836 wurde Hornthal, „dessen Anträge, Erörterungen und

Digitized by Google

Bemerkungen die Versammlung stets mit Aufmerksamkeit gewürdigt hat", zum Ehrenmitglied ernannt. Auch an den folgenden Generalversammlungen in den Jahren 1837 und 1838 nahm H. teil. Als dann der Kanal nicht zur ausgemachten Zeit (1843) fertig wurde, löste sich der bisherige Ausschuß in Frankfurt auf und auf der 8. Generalversammlung am 9. Mai 1843 wurde ein neuer Ausschuß gewählt, in welchen auch H. eintrat. Noch bis zum Jahre 1846 war er für den Kanal tätig, bis endlich das ganze Unternehmen an den Staat überging. Bekanntlich haben sich die ausschweifenden Hoffnungen, die man auf den Kanal setzte, nicht erfüllt. Die Beschränktheit der Anlage, der Mangel an Wasserzufluß, die ungenügende Mainkorrektur und insbesondere die Konkurrenz der Eisenbahnen haben sein Aufkommen verhindert. Die Idee aber war groß; unsere Zeit wird sie mit anderen gewaltigeren und zweckentsprechenderen Mitteln durchführen.

Einem so weitschauenden Geiste wie Hornthal konnte, namentlich nach der Eröffnung der ersten Eisenbahn Nürnberg-Fürth in Deutschland 1835, die ungeheure Bedeutung der Eisenbahn für den Verkehr nicht verborgen bleiben. Daher war er lebhaft tätig für den Bau einer Eisenbahn, welche die Verbindung zwischen Nürnberg und Bamberg herstellen und durch die Fortführung bis Hof die Vereinigung mit den sächsischen Eisenbahnen bewirken sollte. Bei der Konstituierung der Eisenbahngesellschaft für die Bahn Nürnberg-Bamberg-Hof am 26. Februar 1836 war er beteiligt und bei der Beratung über die gemeinsamen Statuten für sämtliche Eisenbahnen des Königreichs in München wurde H. als Bevollmächtigter der Nürnberg-Bamberger Eisenbahngesellschaft dorthin abgeordnet (21. August 1836) und spielte auf allen Tagungen der Gesellschaft eine hervorragende Rolle. Mit dem Komiteemitglied Platen von Nürnberg hatte er am 22. Juli 1837 eine Audienz bei König Ludwig und berichtete über die geschehenen Vorarbeiten und deren Vorlage an die Ministerien, worauf der König die Deputation seines besonderen Interesses für die Sache versicherte und sie sehr gnädig entließ. Am 7. Dezember wurde die Subskription der Aktien für Bamberg unter dem Vorsitze Hornthals vorgenommen und dieser war auch am 9. bei der Hauptkonferenz in Nürnberg. Ebenso fungierte er als Mitglied des provisorischen Komitees bei der Generalversammlung am 11. März 1838 und überreichte am 17. Juli dem König in Brückenau an der Spitze einer Deputation eine Dankadresse der Generalversammlung. Am 18. Februar 1839 wurde er wieder in das Direktorium gewählt. Als Mitglied des zur

Digitized by Google

Prüfung der Statuten eingesetzten Ausschusses erstattete er einen Bericht über die vorläufig entworfenen Statuten und deren Motivierung. Trotz aller Bemühungen Hornthals nahm aber die Gesellschaft wohl infolge der den Voranschlag weit übersteigenden Kosten keinen rechten Fortgang. Da die Gesellschaft trotz der erhaltenen Aufforderung den Bau der Eisenbahn innerhalb der gesteckten Frist nicht ausführte, so wurde ihr die Konzession entzogen und die Gesellschaft löste sich am 1. März 1841 auf, worauf die Regierung den Ausbau der Bahn übernahm und ihn 1844 vollendete.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein Mann, der im staatsbürgerlichen Leben eine so bedeutende Rolle spielte wie H., der bei allen kulturellen, sozialen und verkehrspolitischen Bestrebungen und Unternehmungen eine führende Stellung einnahm und dabei große Geschäftsgewandtheit, Organisationstalent, juristischen Scharfsinn und Gesetzeskenntnis verbunden mit einer liberalen Weltanschauung und dem Geiste des Fortschritts an den Tag legte, auch von dem Volke zur Vertretung seiner Rechte im Landtag ausersehen wurde. Am 19. Dezember 1836 wurde daher H. als Abgeordneter des Obermainkreises für die Stadt Bamberg zur Ständeversammlung mit 30 von 34 Stimmen der Wahlmänner gewählt. Bei der Audienz der Abgeordneten des Obermainkreises am 9. Februar 1837 unterhielt sich der König auch mit H. über die Restauration des Domes, den Kanalbau und den Handel von Bamberg und äußerte sich gnädig über das Emporblühen der Stadt und die gute Gesinnung ihrer Bewohner, und bei der Eröffnung des Landtags am 11. Februar war H. bei der Deputation, welche den König an der Treppe des Ständehauses empfing. Am 14. wurde H. in den 2. Ausschuß für Steuern gewählt und erhielt das Referat über die Einnahmen des Staates und die Ausscheidung der Staats- und Kreislasten. Auch anläßlich des Antrags auf Verkleinerung der Landgerichte lieferte er eine Denkschrift über Verfassung und Verwaltung der Landgerichte in Bayern, welche von dem Scharfsinn, der Urteilskraft und der Verfassungs- und Gesetzeskenntnis des Autors zeugt, und die daher sogar den Beifall seiner politischen Gegner, des Grafen von Seinsheim und des Würzburger Staatsrechtslehrers von Moy fand. Er bezeichnet darin die Überlastung der viel zu großen Landgerichte mit allen möglichen Geschäften und Obliegenheiten als den Krebsschaden ihrer Wirksamkeit und betrachtet den Vorschlag ihrer Verkleinerung als ein Palliativmittel, welches das Grundübel nicht beseitige. Das einzige Mittel zu einer wirklich durchgreifenden Verbesserung sieht er in der Tren-

Digitized by Google

nung der Justiz von der Verwaltung, Einheit der Gesetzgebung, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens. Diese Anträge fanden auch die fast allgemeine Zustimmung der Kammer und H. vertrat sie auch in besonderer Beratung vor dem König persönlich. In der 5. Sitzung (1. März 1837) hielt er eine wirkungsvolle Rede gegen das Lotto, von dessen Verderblichkeit er sich in seiner Eigenschaft als Armenpflegschaftsrat in Bamberg überzeugt hatte. Auch unterstützte er warm die Bitte des Bibliothekars Jäck um Gewährung eines Zuschusses von 1000 fl. für die Bamberger Bibliothek. Ebenso sprach er am 17. März über die Verbesserung des seit 1828 eingeführten Instituts der Landräte und am 13. April für den Gesetzentwurf zu Verhütungen gleichmäßiger Erkenntnisse bei dem Oberappellgericht. Ferner beantragt er die Verbesserung der in einem erbärmlichen Zustand befindlichen Staatsstraßen, wobei er auf das warnende Beispiel Frankreichs hinwies, das unter dem Ministerium Villèle die mit 18 Millionen Francs durchzuführende Verbesserung der Straßen unterließ, wofür später 200 Millionen Francs aufgewendet werden mußten. Er stellte einen Antrag für den Entwurf eines allgemeinen Handels- und Gewerbegesetzbuches und die Errichtung von Handelsgerichten und Handelskammern und begründete seinen Antrag durch den Hinweis auf den mächtigen Aufschwung, den der bayerische Handel durch die Gründung des deutschen Zollvereins gewonnen habe. Er sprach ferner für die Aufhebung der Belastung des Grundeigentums und für die Fixation der Zehnten, wobei er mit dem alten Kämpen Ringseis zusammenstieß, dessen Kassandrarufe er mit überlegener Ironie beantwortete. In einem Vortrage über die Unterstützung der Klöster aus Staatsmitteln erklärte H., daß der im Konkordat, Art. VII, gebilligten Wiederherstellung von einigen Klöstern durch die Errichtung von 84 Klöstern überreichlich Genüge getan sei, und sprach sich gegen die Stiftung neuer Klöster, insbesondere von Bettelorden, aus. — Es ist unmöglich hier alle die Anträge, Reden, Gegenreden, Interpellationen Hornthals anzuführen, indem er fast in jeder Sitzung ein paarmal auftrat und sich an allen Verhandlungen aufs regste beteiligte. Jedenfalls war er eines der hervorragendsten Mitglieder der Kammer, einer der wenigen, der sich durch das Studium der englischen und französischen Verfassung eine gründliche Kenntnis von dem Wesen des Parlamentarismus erworben hatte. Seine ungeheure Arbeitskraft setzte ihn in den Stand, drei umfangreiche, mit Dokumenten sorgfältig belegte, von juristischem Scharfsinn und gründlicher Sachkenntnis zeugende Referate für die Kammer zu

Digitized by Google

liefern. Dazu war er ein glänzender Redner; schlagfertig und geistesgegenwärtig verstand er es in der Debatte seinen Gegnern hinauszugeben, wobei er auch die Waffen der Ironie und des Sarkasmus zu gebrauchen sich nicht scheute.

Die Ständeversammlung wurde am 17. November feierlich geschlossen und dabei der Landtagsabschied verkündigt. Während der König mit dem Landtage von 1834, der baierischen chambre introuvable, wegen der Bewilligung der permanenten Zivilliste sehr zufrieden gewesen war, war er über den von 1837, namentlich wegen der Bestreitung des Rechtes der Regierung über die Erübrigungen aus den Staatseinnahmen frei zu verfügen und die Haltung des Ministers des Innern in dieser Angelegenheit, sehr ungehalten. Die Folge davon war der Sturz des Ministeriums Wallerstein und die Berufung Abels, welche eine für Bayern unheilvolle zehnjährige Ära des Absolutismus heraufbeschwor. Die Ungnade des Königs ging auch auf Hornthal über, der als ein Günstling des Fürsten Wallerstein galt und den man als einen Vertreter des Système de bascule bezeichnete, obwohl er seine loyale, königstreue Gesinnung nie verleugnete. Dagegen wurde seine verdienstliche Tätigkeit für die Allgemeinheit wie auch insbesondere für Bamberg von seinen Wählern anerkannt. Denn nach seiner Rückkunft nach Bamberg wurde er am 30. November, wie seinerzeit sein Vater bei der Rückkehr vom ersten Landtag 1819, durch eine Deputation des Stadtmagistrats und der Gemeindebevollmächtigten bewillkommt und ihm die Anerkennung und der Dank der Stadt Bamberg für seine Wirksamkeit bei der Ständeversammlung ausgesprochen (Fränk. Merkur Nr. 335). Als er aber am 12. November 1839 als Abgeordneter für die Ständeversammlung von 1840 in Bayreuth gewählt worden war, wurde er von der Regierung Abel auf Grund des § 44c des Edikts über die Ständeversammlung, wonach Staatsdiener zum Eintritt in die Kammer der Bewilligung des Königs bedürfen, wie so viele andere gerade der Tüchtigsten von dem Landtage ausgeschlossen, obwohl er als vom Staat unbesoldeter Rechtsanwalt nicht als Staatsdiener zu betrachten war. Es war unverantwortlich von der Regierung, daß sie einen der wenigen wirklichen Parlamentarier des Landtags, eine ausgezeichnete Arbeitskraft und einen der fähigsten Köpfe, bloß wegen seiner hie und da hervortretenden, streng innerhalb der Schranken der Verfassung sich haltenden, nur auf das Beste des Staates zielenden Opposition von der politischen Wirksamkeit fernhielt. — H. zog aus dieser Zurückweisung die Konsequenzen. Er suchte am 19. November

Digitized by Google

1840 unter dem Vorwande der Überlastung mit Berufsgeschäften um seine Entlassung aus dem Kollegium der Gemeindebevollmächtigten und des Armenpflegschaftsrates nach, damit, wie er selbst in der „Erklärung" S. 2, sagt, durch seine jenem überall machtvoll einschneidenden Ministerium unwillkommene Person seiner Vaterstadt keinerlei Nachteil zugehen möge. Die Folgen der Ungnade machten sich auch bald für Hornthal persönlich geltend, indem seinem Blatte wegen irgend eines mißliebigen Artikels der Postdebit am 22. Juni 1840 entzogen wurde. Da nun der Fränkische Merkur hauptsächlich auf auswärtige Abonnenten angewiesen war, so war dies für das Blatt von den schwersten Folgen und stellte sogar den Fortbestand desselben in Frage, weshalb sich auch H. alle mögliche Mühe gab die Aufhebung des Verbots zu erwirken. Wenn ihm deshalb der spätere Universitätsprofessor in Jena, Dr. Siebert, ein Freund Riedels, in einem Briefe an Varnhagen von Ense vom 16. Dezember 1840 Lakaientum und Kriecherei vorwirft, so ist dies nicht ganz gerechtfertigt; denn wenn infolge des Verbotes der Fränkische Merkur, in dessen Verlag er sein Geld gesteckt hatte, einging, so war damit sein und seiner Familie Vermögen größtenteils verloren. Bald zeigte sich auch schon die Wirkung des Verbotes, indem H. sich gezwungen sah, die Zeitung seit 14. August mit um die Hälfte herabgesetzten Abonnementspreisen und in kleinerem Formate erscheinen zu lassen. Erst nach fast halbjähriger Dauer des Entzuges wurde der Postdebit wieder freigegeben. Die Regierung aber hatte ihren Zweck erreicht, indem die Opposition in dem Blatte immer mehr zurücktrat, sodaß Biedermann in der Deutschen Monatsschrift, 1843 S. 157, sagen konnte: „Der Fränkische Merkur führte lange Zeit einen ernsten Kampf mit der Zensur und der Pfaffenwirtschaft, verhält sich aber jetzt mehr passiv".

Nach seinem Abgang von der politischen Schaubühne widmete sich H. wieder mehr seinem Verlage sowie gemeinnützigen Bestrebungen und großen Aktienunternehmungen. Seine Beteiligung an der Donau-Mainkanal- und an der Nürnberg-Bamberger Eisenbahn-Gesellschaft, die sich noch weit über den eben behandelten Zeitpunkt hinaus erstreckte, ist des Zusammenhanges halber schon oben behandelt worden. Auch bei der Gründung der Maindampfschiffahrtgesellschaft ist H. in hervorragender Weise beteiligt; er war Mitglied des provisorischen Komitees, welches sich am Schluß der Beratungen vom 14. bis 16. Juni 1841 in Würzburg gebildet hatte. Seinen Bemühungen war es mit zu verdanken, daß der Gesellschaft am 23. August von der Regierung die Konzession zum Betrieb einer Dampfschiffahrt

Digitized by Google

auf dem Main von Bamberg bis Mainz auf 50 Jahre verliehen wurde. Am 16. und 17. November fand die erste konstituierende Generalversammlung zu Würzburg statt. H. erstattete Bericht über den bisherigen Fortgang des Unternehmens und wurde zum Präsidenten der Versammlung ernannt und dann auch in den Verwaltungsrat gewählt. Unmittelbar nach Schluß der Generalversammlung wurde der Versuch einer Befahrung des Mains mit Dampfbooten gemacht. Am 8. Dezember trat das Dampfboot «Jeanne d' Arc» des Direktors der Moseldampfschiffahrt Vicomte de Ressiquier von Mainz aus seine Mainfahrt an und landete am 15. Dezember in Bamberg, wo es von dem Magistrat und den Aktionären der Gesellschaft, darunter auch Hornthal, festlich empfangen wurde. Damit war also die Möglichkeit der Maindampfschiffahrt bewiesen, wobei freilich der damals außerordentlich hohe Wasserstand des Maines nicht in Rechnung gezogen wurde. Auf der 2. und 3. Generalversammlung am 2. Nov. 1842 und 27. Febr. 1844 erstattete Präsident H. Bericht über den Fortgang der Maindampfschiffahrt. 1842 wurde die Dampfschiffahrt mit zwei Booten eröffnet und 1843 und 44 mit drei bis fünf Booten weitergeführt. 1846 war das einzige Jahr, in welchem eine Dividende von 3 Prozent verteilt wurde. Der Versuch, die Dampfschiffahrt in eine Dampfschleppschiffahrt umzuwandeln, hatte keinen Erfolg. Der niedrige Wasserstand des Mains im Sommer, die mangelhafte Flußkorrektion und nicht zuletzt die Konkurrenz der Eisenbahnen (1852 wurde die Strecke Bamberg-Schweinfurt, 1854 Schweinfurt-Würzburg-Aschaffenburg dem Verkehr übergeben) ließen die Maindampfschiffahrt nicht aufkommen, sodaß die Gesellschaft am 16. November 1858 liquidieren mußte.

Fast ein Jahrzehnt hatte sich H. von der politischen Tätigkeit ferngehalten; da traten Ereignisse ein, welche ihn wieder in die politische Kampfbahn trieben. Bereits begannen die Vorzeichen des tollen Jahres sich zu melden. Das Ministerium Abel war infolge des bekannten Memorandums wegen der Verleihung des Indigenats an die Lola Montez entlassen worden und da man dessen Sturz ihrem Einflusse zuschrieb, wandte sich die Entrüstung der ultramontanen Partei gegen die spanische Tänzerin. Als nun diese dem König nach Brückenau folgte und am 23. Juni 1847 in Bamberg eintraf, wurde sie von dem Janhagel mit Johlen und Pfeifen empfangen und mit Steinwürfen verfolgt, sodaß sie wütend, ohne sich aufzuhalten, weiterfuhr. Dem König wußte sie den Exzeß als eine von den Ultramontanen angezettelte Verschwörung hinzustellen und dieser verlangte von

Digitized by Google

dem Magistrat eine förmliche Abbitte, in welcher dieser seine Entrüstung über den Vorfall ausdrücken sollte. Diese Zumutung wurde anfangs zurückgewiesen, dann aber wegen der zu erwartenden Nachteile für die Stadt eine Adresse an den König entworfen und abgeschickt, worin der Vorfall als ein Exzeß von Gassenbuben hingestellt war, der deshalb auch nicht als eine politische Demonstration angesehen werden könne. Da diese Adresse den verlangten Ausdruck der Entrüstung nicht enthielt, so wurde eine neue verlangt und abgeschickt, welche zwar die Indignation der Bürgerschaft aussprach, aber nur von 26 Mitgliedern unter 53 beider Gremien unterzeichnet wurde und deshalb wieder nicht befriedigte. Nun wandte sich eine Anzahl angesehener Bürger, welche daraus schwere Schädigungen für ihr Gewerbe und ihre Nahrungsquellen befürchteten, an H. mit der Bitte, eine dem Willen des Königs entsprechende Adresse zu entwerfen, was H. auch tat. Der Entwurf vom 16. Juli, der den verlangten Ausdruck der Entrüstung enthielt, wurde zwar nach Brückenau geschickt und erhielt das Imprimatur, verfehlte aber seinen Zweck, da die Unterschriften mangelten. Um die nötigen Unterschriften zu erlangen, mußte H. die Einleitung mit dem Ausdruck der Entrüstung weglassen und in dieser Form wurde die Adresse auch von 160 Bürgern unterzeichnet. Aber auch diese erschien dem König noch nicht befriedigend, da er erwartete, „daß Unterzeichnete ihre Entrüstung über das schändliche Ereignis den 23. Juni Abends ausgedrückt hätten." Eine neue Adresse in noch devoteren Ausdrücken sollte entworfen werden, wurde jedoch von der Mehrzahl der Bürger, welche jetzt auf einmal den Männerstolz vor Königsthronen fühlten, zurückgewiesen. Der König scheint sich allmählich beruhigt zu haben; aber Bamberg hat er seitdem nicht mehr betreten. Die Adreßentwürfe Hornthals wurden im Jahre 1848 von seinen politischen Gegnern als Beispiel unmännlicher Erniedrigung bezeichnet. Um diesen Vorwurf zu widerlegen hat H. die Adresse in seiner „Erklärung" vom 21. April 1848 abgedruckt. In der Tat enthält die Adresse nichts, was über die damals gebräuchlichen Versicherungen des Dankes für die erhaltenen Wohltaten der Regentenfürsorge, der Ergebenheit und der Treue hinausginge.

Als dann in Frankreich die Februar-Revolution ausgebrochen war, ließ sich wie in ganz Deutschland, so auch in Bayern die freiheitliche Bewegung nicht mehr länger unterdrücken und Bamberg war eine der ersten Städte in Bayern, wo sie zum Ausbruche kam. Schon in den dreißiger Jahren hatten hier die Ideen des Fortschritts

Digitized by Google

in einem Teile der Beamtenschaft und des intelligenten Bürgertums ihren Einzug gehalten; aber der gemäßigte Liberalismus wurde bald überflügelt von dem Radikalismus, der in ausgesprochenem Gegensatz zu dem monarchischen Prinzip die Forderung der Volkssouveränität auf breitester demokratischer Grundlage aufstellte. In Bamberg hatte die Partei ihre tüchtigsten Vertreter und war am besten organisiert. Die Advokaten Titus und Prell sowie Dr. Heinkelmann und Morgenstern waren die Führer und ihnen schloß sich ein Teil der Bürgerschaft unter Ultsch, Schlimbach und Demuth an. Insbesondere verstand es Titus, die urteilslose Masse mit sich fortzureißen und namentlich die Gärtner und Schiffer, denen er goldene Berge versprach, fielen dem redegewaltigen Volksmann zu. Es bildete sich ein Komitee mit Titus an der Spitze, welches in einer Volksversammlung am 4. März eine durch den Magistrat an den König zu befördernde Adresse entwarf, in der Preßfreiheit, Gewissens- und Lehrfreiheit, Verantwortlichkeit der Minister, Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, Volksbewaffnung, progressive Einkommensteuer, Geschworenengerichte, Abschaffung aller Feudallasten ꝛc. verlangt wurden. Es sind dies die bekannten 14 Bamberger Artikel, mit deren Aufstellung die Demokraten sich an die Spitze der Bewegung gestellt und den konstitutionellen Monarchisten das Wasser abgegraben hatten. Für den 10. April war eine Volksversammlung anberaumt, wo der zur vorbereitenden Versammlung für die Konstituierung eines deutschen Parlaments in Frankfurt abgeordnete Titus Bericht von deren Ergebnissen erstatten sollte. Auf dieser erschien auch uneingeladen der bekannte „Märtyrer", Dr. Eisenmann, der zwar anfangs mit seiner Verteidigung der konstitutionellen Monarchie Beifall fand, dann aber von den Republikanern aufs heftigste bekämpft und zum Weichen gezwungen wurde.

Jetzt raffte sich endlich die konstitutionelle Partei auf, um das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. In einem Eingesandt vom 13. April wurde aufgefordert, zur Leitung der Wahlen für das deutsche Parlament im freisinnig konstitutionellen Sinn ein Komitee von ebenso gesinnten Männern zu bilden, um einen Sieg der kleinen, aber wohl organisierten und rührigen republikanischen Partei zu verhindern. Noch an dem nämlichen Tage fand eine Versammlung von mehr als 500 konstitutionell-monarchisch gesinnten Bürgern im Erlanger Hof statt, in welcher Hornthal in einer glänzenden Rede ausführte, daß nur eine konstitutionelle Monarchie auf breitester Grundlage der Volksrechte und der Volksfreiheit dem Vaterlande frommen könne und daß darnach die Wahl zum deutschen Parlament

Digitized by Google

zu treffen sei. Er sprach sich mit aller Entschiedenheit dahin aus, daß man mit den Republikanern nicht zusammengehen könne. Die Versammlung erklärte sich damit einverstanden. Zur Vorbereitung der Wahlen zur deutschen Nationalversammlung sollte ein Wahlausschuß ernannt werden, in welchen auch H. gewählt wurde. Die Mitglieder des inzwischen wegen Beanstandung ihrer Wahl aufgelösten demokratischen Komitees, Titus an der Spitze, wandten sich nun voller Wut gegen H., in dem sie mit Recht die treibende Kraft der Gegenpartei sahen und der ihnen schon längst als Reaktionär und Royalist verhaßt war; heißt es doch in einem der damals wie Pilze aus dem Boden hervorschießenden Zeitungsblätter: „Konstitutionell-monarchisch nennen sich gegenwärtig alle Rückschritts- und Stillstandsmänner." In einer Bekanntmachung vom 14. April sprachen sie ihre Entrüstung darüber aus, daß eine Rückschrittspartei eine Trennung unter der Gesamteinwohnerschaft Bambergs hervorzurufen beabsichtige; das sei insbesondere das Bestreben Hornthals, eines Mannes, der alles Volksvertrauens bar und ein politisch zweideutiger Charakter sei. Zum Beweise dafür wurden, wie oben erwähnt, seine Adreßentwürfe in der Lola-Montezaffäre genannt. Auch sein Charakter als Privatmann wurde angegriffen, da er einem Schuldenstand von 173 500 fl. ein zweifelhaftes Aktivvermögen von höchstens 111 300 fl. entgegenstellen könne und darüber seit 10 Jahren die ganze Welt und seine eigene Familie getäuscht habe. Zum Schlusse protestierte das Komitee gegen alle ohne Beirat und Zustimmung des gesamten Volkes gefaßten Beschlüsse und forderte alle Einwohner Bambergs auf, bei der im Rathaussaale stattfindenden Wahl für ein neues Komitee der Volksversammlungen sich möglichst zahlreich zu beteiligen. Die Absicht der Republikaner ging darauf hinaus, Hornthal mundtot zu machen und den Versuch zur Gründung einer eigenen konstitutionell-monarchischen Partei zu vereiteln. Denn wenn dies gelungen wäre, wäre die Wahl Titus zum Abgeordneten für die Nationalversammlung bei der numerischen Überlegenheit der konstitutionellen Partei sehr zweifelhaft, wenn nicht unmöglich geworden. — Unter diesen Umständen zog es H. vor, noch an dem nämlichen Tage seinen Austritt aus dem konstitutionellen Wahlausschuß schriftlich anzuzeigen. Die Wirkungen der Hetze gegen H. zeigten sich schon am Abend dieses Tages, indem ihm in seinem Wohn- und Schlafzimmer die Fenster eingeworfen wurden. Die Uneinigkeit im Lager seiner Partei offenbarte sich schon am 15. April, indem 114 konstitutionell gesinnte Bürger gegen die Gültigkeit der Wahl des Ausschusses vom 14. April wegen Austeilung schon ge-

Digitized by Google

fertigter Wahlzettel protestierten. Trotzdem H. seinen Austritt aus dem Wahlausschuß erklärt hatte, erhielt er doch bei der Wahl für das Komitee zur Vornahme der Wahlen für die Nationalversammlung am 17. April 256 Stimmen.

Auf die Bekanntmachung vom 14. April hin erließ H. die schon mehrfach erwähnte Erklärung vom 21. April, in welcher er in würdigem Tone die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zurückwies, sich auf sein ganzes bisheriges öffentliches Leben berief und sein politisches Glaubensbekenntnis ablegte, das auf denselben Grundsätzen beruhe, wie seit 30 Jahren. Verdächtigungen seines Privatlebens würdigte er keiner Antwort, da dies ein im politischen Leben ungehöriges Kampfmittel sei, das er selbst seinen Gegnern gegenüber nie gebraucht habe. Die Demokraten führten daraufhin einen schlauen Schachzug, indem sie in einem Manifest vom 21. April erklärten, daß sie zwar die Republik für die beste Staatsform hielten; da jedoch die Mehrheit der Einwohner Bambergs sich für die konstitutionelle Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage entschieden und die Minderheit sich den Beschlüssen der Mehrheit zu unterwerfen habe, so erklären sie sich bereit, auch in der Staatsform der Monarchie die Rechte des Volkes zu verteidigen. Es wurde nun von den Konservativen und den Demokraten ein gemeinsames Komitee gewählt, in welchem aber, trotz der Majorität der ersteren, von 15 Mitgliedern 8 Republikaner und nur 7 Konservative saßen. Infolgedessen wurde Titus am 29. April mit 119 Stimmen von 122 als Abgeordneter zum Parlament in Frankfurt gewählt, wo er auf der äußersten Linken saß und bei allen Verhandlungen gegen die Konstitutionellen stimmte.

Die beabsichtigte politische Tötung Hornthals war gelungen; er ist von nun an von dem aufgeregten politischen Leben und Treiben des Sturmjahres 1848 ausgeschaltet; in keinem der Aufrufe, Wahlreden, Flugblätter, Programme ꝛc. wird sein Name mehr genannt.

Was nun die ihm von den Demokraten zur Last gelegte Überschuldung betrifft, so sind in der Tat Anzeichen davon vorhanden. So schuldet er dem k. k. Oberleutnant und Rittergutsbesitzer Georg Karl Frhrn. v. Redwitz 6000 fl. und dem Baruch Rosenwald von Bamberg 2000 fl., wofür diese Grundrentenablösungs-Schuldscheine im obigen Betrage erhalten sollen. In dem Bamberger Tagblatt ist dreimal vom 21. April 1848 an für den 26. und 27. April eine Versteigerung von Möbeln und Tafelgeschirr in dem Hause Distr. II Nr. 585 an der Kettenbrücke (Hornthalhaus) ausgeschrieben,

Digitized by Google

welche jedoch am 26. April wieder abgesagt wurde. Im letzten Augenblicke wurden nämlich die dringendsten Schulden durch den Schwiegersohn Hornthals, den Frhrn. Amalius von Marschalk, gedeckt. Vermittler war der Advokat Elßner, der nach Trabelsdorf fuhr und das Geld mitbrachte (Bemerkung Marschalks zu den obigen Ausschreibungen).

Wie war es nun möglich, daß H., der von seinem Vater ein bedeutendes Vermögen geerbt hatte, der Besitzer mehrerer Rittergüter und zwei der schönsten Häuser in Bamberg, Inhaber des Fränk. Merkurs und des literarisch-artistischen Instituts, einer der bestbeschäftigten Advokaten mit einträglicher Praxis, in seinen Vermögensverhältnissen so zurückkam, daß Zwangsversteigerung anberaumt werden mußte? Der Unterhalt seiner zahlreichen Familie, die glänzende Gastfreundschaft, die er ausübte, das offene Haus, das er hielt, können den rapiden Vermögensrückgang nicht verschuldet haben. Es war der gewaltige Kosten erfordernde Zeitungsverlag des Fränkischen Merkurs und der unrentable Betrieb des literarisch-artistischen Instituts, welche die Katastrophe herbeiführten. Bamberg war nicht der Platz, wo solche großartige Unternehmungen gedeihen konnten. Die höhere geistige Schicht der Bevölkerung war zu dünn und zu wenig geldkräftig, die mittlere und niedere Klasse der Einwohnerschaft gab sich mehr dem materiellen Lebensgenusse hin. Wer sollte da Kunstwerke, Musikalien, teure Bücher kaufen? Da die Zeitung, wie oben erwähnt, auf auswärtige Abonennten angewiesen war, übte die Entziehung des Postdebits eine geradezu vernichtende Einwirkung aus. Dazu kamen die teuren Korrespondenzen aus dem Auslande und die Entlohnung der Redakteure, Faktoren und der 20 Druckereigehilfen. Hornthal hat ungeheure Summen in das Unternehmen hineingesteckt, sich aber dabei finanziell vollständig ruiniert (Bemerkung Marschalks). Selbst der Erlös aus dem Verkauf des von seinem Vater erworbenen Gutes Debring i. J. 1840 scheint dahin geflossen zu sein. Auch die Beteiligung an den großen verkehrspolitischen Aktienunternehmungen schloß für H. mit einem Defizit. H. mußte nun sozusagen wieder von vorne anfangen und widmete sich jetzt wieder mehr seinem eigentlichen Berufe, der Rechtsanwaltschaft. Es gelang ihm noch das literarisch-artistische Institut mit Druckerei und Blattverlag an den ehemaligen Hauptzollamtsverwalter und Landwehrobersten Julius Frhr. Ecker von Eckhofen zu verkaufen, der Druckerei und Verlag in sein Haus auf dem oberen Stephansberg verlegte.

Nachdem sich H. von dem politischen Leben zurückgezogen hatte,

Digitized by Google

widmete er sich wieder mehr sozialen und gemeinnützigen Bestrebungen. Am 9. März 1846 hatten mehrere Bamberger Bürger, darunter auch Hornthal, eine Vorstellung wegen Einführung der Gasbeleuchtung gemacht und sich zur Gründung einer Gesellschaft vereinigt, womit sich der Magistrat auch einverstanden erklärte. Da aber dieser erst bei verschiedenen Städten, wo die Gasbeleuchtung bereits eingeführt war, sich nach den einschlägigen Verhältnissen erkundigte, so dauerte es ziemlich lange bis das Unternehmen in Schwung kam. Erst 1853 wurde die Ausführung des Werkes durch Vermittlung Hornthals Adam Riedinger in Augsburg übertragen, von dem es dann die Aktiengesellschaft 1856 übernahm.

In Gemeinschaft mit dem Kaufmann Friedrich Krackhardt und Adam Riedinger gründete Hornthal im Dezember 1855 eine Gesellschaft zur Ausbeutung der Wasserkraft der Regnitz, aus welcher dann durch die konstituierende Generalversammlung vom 8. Juli 1856 die noch heute blühende mechanische Baumwollspinnerei- und -weberei hervorging, in deren Verwaltungsrat H. als Schriftführer gewählt wurde. H. erhielt dann den Auftrag, das nötige Territorium in Gaustadt zu erwerben. Er führte den Grunderwerb mit 42 einzelnen Grundbesitzern für 100 einzelne Grundstücke zur vollsten Zufriedenheit der Gesellschaft wie der Grundbesitzer in der Weise durch, daß er von der durch Ministerialentschließung vom 22. November 1856 erhaltenen Ermächtigung zur Einleitung des Zwangsveräußerungs-Verfahrens keinen Gebrauch zu machen nötig hatte (Altbamberg III, S. 49 ff.). — Auch die humanitären Bestrebungen wurden nicht außer acht gelassen. So läd Hornthal am 12. März 1854 zur Wahl eines Ausschusses ein, der über die Statuten eines zu begründenden St. Johannisvereins beraten sollte. Dieser wurde am 8. Mai 1854 förmlich konstituiert und in das Direktorium Dombechant Dr. Gengler als 1. und H. als 2. Vorstand gewählt. 1856 war H. 1. Vorstand und zeichnete als solcher bis zum Jahr 1863.

Endlich hatte auch die bayerische Regierung erkannt, daß H. kein umstürzlerisch gesinnter Linksliberaler, sondern ein im Grunde genommen konservativer königstreuer und vaterlandsliebender Mann sei. Dies wurde durch Verleihung des Hofratstitels 1852 anerkannt. Am 1. Mai 1863 wurde H. zum Notar ernannt, ein Amt, um das er sich wohl beworben hatte, weil die Ausübung der Advokatur für sein Alter zuviel Unruhe und Beschwerden mit sich brachte. Auch sonst trat er wieder mehr an die Öffentlichkeit. So ließ sich H. bei Schillers hundertjähriger Geburtsfeier am 10. November 1859, bei

Digitized by Google

der sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen so glänzend offenbarte, in das Komitee für die Schillerfeier wählen und hielt bei dem Festmahl in der Harmonie eine feurige Rede, worin er auch des großen Mäcens Ludwig I. gedachte unter Anführung von Schillers Versen: Es soll der Sänger mit dem König gehen 2c.

Wie Hornthal beim Beginn seiner Laufbahn für Deutschlands Einheit, Größe und Macht eingetreten war, so erhob er noch gegen Ende seines Lebens seine Stimme für den Zusammenschluß Alldeutschlands, freilich nicht im Bismarckschen Sinne, und für ein energisches Auftreten gegen das übermütige Ausland. Im Jahre 1859 war von den Vorkämpfern für die deutsche Einigung mit preußischer Spitze unter Ausschluß Österreichs der deutsche Nationalverein gegründet worden. Im Gegensatz dazu bildete sich, hauptsächlich in Süddeutschland, 1862 der großdeutsche Reformverein, welcher eine Einigung Deutschlands unter Österreichs Führung auf föderalistischer Grundlage anstrebte. Auf wessen Seite Hornthals Sympathien sich hinneigten, konnte bei seiner ganzen politischen Haltung nicht zweifelhaft sein. Seine politischen Grundsätze, die Tradition von seinem Vater her und alte Familien- und sonstigen Verbindungen wiesen ihn auf Österreich hin, das seit dem unglücklichen Ausgang des italienischen Krieges eine freiheitlichere Politik befolgte und dem die Mittelstaaten aus Furcht vor Preußen sich immer mehr zuneigten. Auf der 1. Generalversammlung des Reformvereins für Bamberg und Umgebung am 10. Februar 1863 hielt H. einen Vortrag über die politische Lage. Auch bei der Versammlung am 27. März war er beteiligt und ebenso an der vom 8. August. Hier hielt er einen klaren, sorgfältig ausgearbeiteten Vortrag, worin er die Schleswig-Holsteinsche Frage auf historischer Grundlage erörterte, für einen Staatenbund mit stärkstem Zusammenhalt der Einzelstaaten und freiester inneren Entwickelung, sowie für ein einheitliches würdiges Auftreten gegen das Ausland sich einsetzte, und Bayerns Stellung in diesem Bunde klarlegte. Die von ihm gestellten Anträge auf unlösbare Verbindung der beiden Herzogtümer und Aufrechterhaltung der Erbfolge nur im Mannesstamme, Bundesexekution gegen Dänemark, Umgestaltung des deutschen Bundes, Vertretung des Volkes bei demselben 2c. wurden von der Generalversammlung einstimmig angenommen.

Am 15. Dezember 1863 fand auf einen von H. mitunterzeichneten Aufruf hin eine Versammlung von Männern aller Parteien statt, in welcher die Gründung eines Schleswig-Holsteinschen Hilfsvereins beschlossen wurde. H. brachte zum Schlusse ein Hoch auf

Digitized by Google

den Staatsrat Freiherrn Gustav v. Lerchenfeld aus, der als bayerischer Landtagsabgeordneter den Reformverein auf der Versammlung der Delegierten in Frankfurt am 21. Dezember vertreten sollte. — Das war der Schwanengesang Hornthals, mit dem er von der politischen Bühne abtrat. Wenige Wochen darauf sollte sein arbeitsreiches Leben sein Ende finden. Am 26. Januar 1864 ist er im 70. Lebensjahre nach kurzem Leiden an einer Lungenentzündung verschieden.

Es ist, als ob ein dunkles Verhängnis über dem Hause Hornthal waltete. Seine zweite Frau Ernestine geb. Ritter von Wallemary überlebte ihn, starb aber im Irrenhause zu Werneck am 8. Juni 1869. Der erstgeborene Sohn Franz Ludwig, geb. 23. Mai 1824, starb schon als Rechtspraktikant im 26. Lebensjahre am 16. Januar 1850. Der jüngere Sohn Ludwig Adalbert Philipp, geb. am 27. August 1828, starb als pensionierter Stadtgerichtsassessor von Nürnberg unvermählt am 3. September 1868 an Entkräftung zu Aibling. Besser scheint es seinen Töchtern gegangen zu sein. Von der Verheiratung der ältesten Tochter Anna, geb. am 22. Oktober 1819, gest. am 10. Juni 1882, mit dem Freiherrn v. Marschalk haben wir schon gehört; die jüngere Tochter Justine, geb. am 12. März 1831 heiratet am 26. April 1852 Karl Bègue de St. Géniès, Gutsbesitzer in Perroy im Kanton Waadt. Von den Töchtern aus 2. Ehe heiratet Marie, geb. am 28. Okt. 1836, einen Herrn von Sougy in Vinzel (Kanton Waadt), Katharine, geb. am 12. März 1839, heiratete einen späteren Obersten von Remich in Würzburg und Mathilde, geb. am 16. Januar 1841, einen Kaufmann Pabst in Wien.

Das Leben und Wirken Hornthals bietet eine merkwürdige Parallele zu dem seines Vaters. Wie dieser zeichnete er sich durch hervorragende Begabung, leichte Auffassung und einen scharfen Verstand aus. Sein Vater war wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse in der Jurisprudenz schon als junger Mann von 24 Jahren zum Professor der Rechte ausersehen gewesen, was er aber nicht annahm; sein Sohn wurde in dem nämlichen Alter auf den Lehrstuhl des Rechts nach Freiburg berufen. Wie sein Vater schlug er dann die Advokatenlaufbahn ein, wozu ihn Gesetzeskenntnis, juristischer Scharfsinn, geistige Gewandtheit, Schlagfertigkeit und Redegewandtheit befähigten. Wie sein Vater bekleidete er verschiedene städtische Ehrenämter und soll auch wie dieser zum Bürgermeister ausersehen gewesen sein. Schon bei Lebzeiten des Vaters war er mit diesem an allen möglichen fortschrittlichen und gemeinnützigen Bestrebungen und Unternehmungen

Digitized by Google

beteiligt. Er war, wie sein Vater im Jahr 1819, so im Jahr 1837 eines der hervorragendsten, regsamsten und arbeitslustigsten Mitglieder der Kammer und gehörte wie dieser der liberalen Opposition an. Ebenso wie dieser konnte er sich für die Ungnade der Regierung mit der Anerkennung seiner Mitbürger trösten. Wie sein Vater gegenüber den Karlsbader Beschlüssen stets die Sache des Rechtes und der Freiheit vertrat, so auch sein Sohn in den Jahren 1848 und 1863. Die politischen Grundsätze des Vaters scheinen auch auf den Sohn übergegangen zu sein. Von ihm hatte er das strenge Festhalten an der Verfassung, von ihm die Hochhaltung der konstitutionellen Monarchie geerbt. Wie der alte Hornthal, war auch er zweimal verheiratet und scheint wie dieser, ein glückliches Familienleben geführt zu haben. Auch in seinem Charakter hat er viele Ähnlichkeit mit seinem Vater aufzuweisen. Nur fehlte ihm die starke Energie, die Skrupellosigkeit und die Zähigkeit im Festhalten des Errungenen. Das Charakterbild beider ist schwankend. Da Familienbriefe und Tagebücher von dem jüngeren Hornthal z. Z. nicht vorliegen, so ist es schwer, ein richtiges Lebens- und Charakterbild von ihm zu zeichnen. Die Urteile von Zeitgenossen, die wir über ihn besitzen, rühren meist von politischen oder persönlichen Gegnern, wie Riedel, Siebert, Bacherer, Diezel her und sind daher meist ungünstig. Es wird ihm Schwanken in der Politik, Mangel an festen Grundsätzen, Schmiegsamkeit gegenüber der Regierung, Rabulisterei und Sophistik in Reden, Verhandlungen und Pressefehden vorgeworfen. Freilich gehörte er nicht zu den Naturen, von denen es heißt: Impavidum ferient ruinae. Auf der andern Seite sind seine Verehrung gegen seinen Vater, die Pietät gegen seine Mutter, sein fürsorglicher Familiensinn, seine selbstverständliche Freigebigkeit und Gastfreundschaft, die Feinheit und Liebenswürdigkeit im gesellschaftlichen Umgang, sein stets bewiesener Sinn für Fortschritt auf allen Gebieten, für Recht und Freiheit rühmend hervorzuheben. Eine ungeheuer fleißige Tätigkeit nach allen Seiten hin und auf allen möglichen Gebieten, eine ununterbrochene intensive Arbeit füllte bis zum letzten Augenblicke sein Leben aus. Alle fortschrittlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen, sozialen, humanitären, karitativen Bestrebungen fanden in ihm einen eifrigen Förderer. An allen großen verkehrspolitischen und industriellen Unternehmungen nahm er Anteil; viele, die heute noch blühen, verdanken seiner Anregung ihre Entstehung. Die Vergessenheit, in die Hornthals Name in Bamberg versunken ist, ist daher unverdient. Mögen diese Zeilen dazu dienen, sein Andenken in seiner Vaterstadt wieder zu erneuern.

Digitized by Google

Hinsichtlich der poetischen und schöngeistigen Produkte Hornthals verweisen wir auf Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung IX S. 183/184. Juristische und sonstige Werke, Abhandlungen und Vorträge:

1. Von dem deutschen Stammgut. Göttingen 1818. — 2. Andeutungen über Rechtswissenschaft und Gesetzgebung für unsere Zeit. Eleutheria oder Freiburger literarische Blätter, herausgegeben von Simon Erhardt, Professor, Freiburg i. Br. 1819, II S. 218 ff. — 3. Bruchstücke politischen Inhalts, ebenda III, S. 386 ff. — 4. Die peinliche Rechtspflege und der Geist der Regierung in England nach dem Französ. des Cottu frei bearbeitet von Dr. J. P. v. Hornthal, Weimar 1821. — 5. Bericht über Einnahme und Ausgabe, und Wirksamkeit der Griechenfreunde zu Freiburg, 1822 (Jäck II. Panth. S. 63, in keiner deutschen Bibliothek vorhanden). — 6. Pouqueville, Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands, 1740—1824, bearbeitet von Hornthal, im letzten Teil von Schott. Heidelberg 1824. — 7. Über die Holztheuerung in Bayern, Vorschläge für die Ständeversammlung des Jahres 1837. Literar-artist. Institut, Bamberg 1837. — 8. Die Verfassung und Verwaltung der Landgerichte in Bayern mit Vorschlägen zu ihrer Reform. Nach amtlichen Quellen 1837. Ebenda. — 9. Sammlung allgemeiner Gesetze und Verordnungen des Königreich Bayern. Veranstaltet von Dr. J. P. v. Hornthal. Vierter Theil. Die allgemeinen Gesetze vom Jahre 1837. Ebenda 1838. Zuerst erschienen. Die 2. Lieferung: Zollgesetze und Zollordnung für das Königreich Bayern vom 17. Nov. 1837, ebenda 1838, erschien später. Ob die übrigen angekündigten Lieferungen erschienen sind, vermag ich nicht anzugeben. — 10. Verhandlungen der 1. Generalversammlung der Gesellschaft für die Errichtung der Dampfschiffahrt auf dem Main 1841. Ebenda. Enthält den Bericht Hornthals, ebenso die für 1842 und 43. — 11. Bericht über den Kunstverein zu Bamberg seit seinem Entstehen am 12. Dezember 1823 bis zum Jahre 1843. Ebenda 1843. Die Nekrologe von Ad. Ziegler, Fr. L. v. Hornthal, Franz Lothar Frhrn. von Horneck von Weinheim, Mathäus Dirr sind von Hornthal. — 12. Erklärung des Rechtsanwalts Dr. v. Hornthal, Bamberg 21. April 1848. — 13. Vortrag über die Schleswig-Holstein'sche und die deutsche Bundes-Reform-Frage, erstattet in der Generalversammlung des großdeutschen Reform-Vereins für Bamberg und Umgebung, 28. August 1863. Druck der Gärtnerschen Offizin.

Quellen und Literatur: Meusel, das gelehrte Deutschland im 19. Jahrhundert 1821. S. 215. Jäck II. Pantheon 1844, S. 63/64. Nachrufe in der Allg. Zeitung 1864, Nr. 29, 29. Januar und in der Augsburger Postzeitung 1864, Nr. 29. Abdruck in den „Bamberger Neuesten Nachrichten" 1864, Nr. 32, S. 125. „Fränkischer Merkur", insbesondere Jahrg. 1837 und 1848, „Bamberger Tagblatt", insbesondere Jahrg. 1848. „Deutscher Zuschauer", Mannheim 1847, 1. Okt., Nr. 40 und 15. Oktober, Nr. 42. Altbamberg, Beilage zum „Bamb. Tagbl.", insbes. III 1900, S. 49 ff. und VII 1904/05, S. 141 ff. Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten der Ständeversammlung des Königreichs Bayern im Jahre 1837, München. 23 Bände. Akten der Universität Freiburg i. Br. Fac. Jur. IV d 5 und des Großh. Bad. Ministeriums d. J. Fasc. 76. Hermann Mayer, die Universität zu Freiburg i. Br., 1818—1852. „Alemannia", Zeitschrift für Sprache, Kunst und Altertum, XXI. Bd. Bonn 1893. S. 58 ff. Akten des Magistrats Bamberg. Akten verschiedener Rentämter und Landgerichte im Staatsarchiv Bamberg. v. Marschalksche Kollektaneen (Zettelkasten) ebenda und in der Staatsbibliothek Bamberg. — Peter Schlemiel und sein Sohn, ein Zeit- und Cha-

Digitized by Google

rakterbild aus den Landen Bimbam und Bivbav. Herausgegeben von Karl Riedel. Frankfurt und Leipzig. In Kommission der Kornschen Buchhandlung zu Nürnberg 1839. — Dr. Gustav Bacherer, Stellungen und Verhältnisse. Karlsruhe 1840 I. S. 270. — Gustav Diezel, Baiern und die Revolution. Zürich 1849, S. 129. — Oskar Krenzer, das geistige und gesellschaftliche Leben Bambergs zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Vortrag ꝛc. 1920, S. 38 ff. — Pfarrmatrikel von St. Gangolf und Register des städt. Friedhofamtes.

Oskar Krenzer (Bamberg).

27. Jacobs, Johannes, Exjesuit und Mathematiker 1721—1801.

Jacobs, P. Johannes, Dr. phil., Jesuit und Universitätsprofessor der Mathematik zu Bamberg, wurde am 6. Mai 1721 zu Spießheim in Hessen geboren. Er trat am 26. September 1741 in den Orden der Gesellschaft Jesu und lehrte zuerst an der zu Molsheim im Elsaß befindlichen Jesuitenschule Rhetorik, sodann auf den mit Jesuiten besetzten Lehrstühlen der Universitäten Fulda und Würzburg Philosophie. Im Jahre 1760 an die gleichfalls von seinem Orden geleitete Akademie Bamberg versetzt erhielt er dort vom Studienjahre 1760/61 ab das Lehrfach der Mathematik übertragen, das er zunächst bis zur Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 inne hatte. Die in diesem Jahre erfolgte Umwandlung der Akademie in eine Universität und die mit dieser Umbildung notwendig gewordene Neuordnung der lehramtlichen Verhältnisse ließen ihn sodann nach Mainz reisen mit der Absicht, dort seinen ferneren Wohnsitz aufzuschlagen. Da rief ihn das Vertrauen des Fürstbischofs von Bamberg, Adam Friedrich von Seinsheim, noch in dem nämlichen Jahre an die bisherige Stätte seiner Wirksamkeit zurück, um ihm als Exjesuiten seine alte Lehraufgabe wiederum zu übertragen. Als jedoch unter dem Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal mit dem 21. Juli 1794 ihm in der Person seines ehemaligen Schülers, des Banzer Benediktiners P. Johann Baptist Roppelt (s. d.), ein zweiter Mathematiker an die Seite gegeben und diesem die praktische Geometrie überwiesen worden war, beschränkte sich seine Tätigkeit auf das Gebiet der Elementarmathematik (Algebra, Planimetrie, Stereometrie und Trigonometrie), sphärische Trigonometrie, die Lehre von den Kegelschnitten sowie die Anwendung der Mathematik auf physikalische Probleme. Und zwar führte er seine Vorlesungen und Übungen ununterbrochen bis vier

Digitized by Google

Tage vor seinem Lebensende fort, das er, der fast Achtzigjährige, am 21. Dezember 1801 erreichte. Er starb an den Folgen einer Lungenentzündung, kurze Zeit, nachdem er auf eine volle 40jährige Dienstzeit als aktiver Professor der Mathematik an der Bamberger Hochschule hatte zurückschauen können.

Als ehemaliger Jesuit hatte P. Jacobs obgleich nur der eine Mathematiker, P. Johann Baptist Roppelt, darauf ordnungsmäßig Anspruch besaß, ebenfalls Aufnahme in die gemeindliche Genossenschaft des Bamberger Universitätshauses — vgl. darüber unter Joh. Friedrich Batz — gefunden. Dem nicht immer friedlichen Geiste, der dort herrschte, entgegen wird er als ein ungemein liebenswürdiges und verträgliches Mitglied dieser Körperschaft geschildert. In seinem Berufe aber habe er eisernen Fleiß mit jugendlicher Gewandtheit im Denken gepaart, nicht minder sei ihm ein „unaufhaltsamer Drang nach der Gemeinnützigkeit" und ein „heißer Durst nach Erweiterung seiner Kenntnisse selbst im Greisen-Alter" sowie eine „gefällige Würdigung des Neuen gegen die Einsprüche verjährter Ideen" zu eigen gewesen. Die letzte Redewendung soll wohl bedeuten, daß er sich Mühe gegeben habe, die Zuhörerschaft in seinen Fächern mitunter etwas weiter zu führen, als das bisherige Herkommen es erheischte. Zu Nutz und Frommen der Studierenden verfaßte er auch und zwar in lateinischer Sprache mehrere mathematische Schulbücher. Von dem mächtigen Anstoße, den die mathematischen Wissenschaften in den Tagen der Aufklärungs- und Revolutionszeit empfingen, ist in ihnen allerdings nicht viel zu verspüren: sie gefallen sich vielmehr alle in dem üblichen Gewande weitschweifiger elementarer Darstellung. Und insoferne mag das Urteil in der Allgemeinen deutschen Biographie über sie — 13. Band, S. 613 — welches es für unmöglich erklärt, ihnen einen wissenschaftlichen Wert zuzusprechen, seine Berechtigung besitzen. Aber man muß andererseits dabei doch wieder im Auge behalten, daß diese Schriften von Haus aus keineswegs wissenschaftlich sondern nur lehrmäßig und lernfördernd wirken, daß sie einfach Hand- und Übungsbücher sein wollten, wie solche eben auch heutzutage unbedingt notwendig erscheinen, nicht sowohl um neue wissenschaftliche Ergebnisse anzubahnen sondern um die bisher erreichten einem weiteren oder engeren Leserkreise zu vermitteln oder allenfalls ein erstes Verständnis für dieselben zu erwecken.

Die hierauf gerichteten Ziele Jacobs scheinen aber dem Berichterstatter der Allgemeinen deutschen Biographie ebenso entgangen zu sein wie die Tatsache, daß die erwähnten Elementarbücher keineswegs

Digitized by Google

die einzigen Zeugen der literarischen Beschäftigungen des Genannten darstellen. Vielmehr ist von ihm als Vorsitzendem bei der Defension und Promotion seiner Schüler eine stattliche Reihe von Gelegenheitsschriften erschienen, welche beweisen, daß er an der Bamberger Universität nicht bloß die Zweige der niederen sondern auch solche der höheren Mathematik behandelt hat. Rechnet man noch hinzu, daß die Hörerschaft in den mathematischen Vorlesungen nicht etwa, wie es in der Gegenwart fast ausschließlich der Fall ist, nur die Studierenden der Mathematik sondern die sämtlichen Philosophiekandidaten der Hochschule umschloß, insoferne die Mathematik Zwangs- und Prüfungsfach war, so wird man die Bedeutung des Genannten wesentlich höher einschätzen dürfen. Oder: wie viele der Jetztzeit angehörige Studierende der Philosophie gemeinhin, welche mathematische Kollegien besucht haben, dürften imstande sein, in einer öffentlichen Disputation über Krümmungsverhältnisse von Parabeln, Flächenberechnungen von Ellipsen und Hyperbeln, Beziehungen zwischen den Elementen sphärischer Dreiecke und dgl. Rechenschaft abzulegen?

Übrigens waren mit diesen mathematischen Abhandlungen die schriftstellerischen Leistungen Jacobs keineswegs erschöpft. Ein ganz besonderer Hervorruf gebührt nämlich dem Verfasser in der Geschichte der Meteorologie. Es ist bekannt, daß die Anfänge dieser noch verhältnismäßig jungen Wissenschaft in Deutschland sich von der von dem bayerischen Kurfürsten Karl Theodor 1780 ins Leben gerufenen Societas meteorologica Palatina und den Verdiensten ihres Vorstandes, des Abtes Hammer, herleiten. Da ist es nun bemerkenswert zu erfahren, daß der Bamberger Professor P. Johannes Jacobs schon elf Jahre vorher, nämlich vom Jahre 1769 ab — wie es scheint aus eigenem Antriebe und ohne Verbindung mit anderen — meteorologische Beobachtungen zunächst durch acht Jahre hindurch methodisch fortsetzte und seine Ergebnisse in einer eigenen Broschüre »Altitudo media mercurii in barometro ex observationibus annorum ferme octo calculo determinata — Bamberg 1776. 4°. 16 S. — niederlegte, so daß er für die Betätigung auf diesen Felde ein deutliches Erstrecht geltend zu machen befugt ist. Eine zweite Reihe von Aufzeichnungen, die jedoch bloß handschriftlich geblieben zu sein scheint, erstreckt sich über die Zeit von 1777 bis 1795. Diese 27 Jahre umfassenden Zusammenstellungen sind kaum weiter bekannt geworden. Nur ein Promovend aus der Medizin an der Bamberger Universität, Johann Baptist Krapp, benutzte sie um in seiner »Dissertatio inauguralis medica de salubritate Bambergensi« — Bamberg 1795. 8°.

Digitized by Google

36 S. — daraus für die hygieniſchen Verhältniſſe Bambergs Kapital zu ſchlagen: in einem Auszuge, den ſich auch der bekannte Bamberger Topograph Franz Adolf Schneidawind in ſeinem „Verſuch einer ſtatiſtiſchen Beſchreibung des Kaiſerlichen Hochſtifts Bamberg" — Bamberg 1797. 8°. S. 201 und 273 — angeeignet hat.

Die mit dem Namen Jacobs verknüpften literariſchen Erſcheinungen ſind außer der vorſtehend erwähnten Broſchüre über den mittleren Barometerſtand die folgenden: Assertiones logicae et ontologicae, Würzburg 1759. 4°. 34 S. — Selectae propositiones ex arithmetica, geometria elementari, trigonometria plana, euthymetria, epipometria et stereometria, Bamberg 1761. 8°. 31 S. — Scientia fluidorum, quam in selectis ex hydrodynamica propositionibus. Bamberg 1762. 8°. 16 S. — Scientia machinarum et motus gravium, quam in selectis ex statica et mechanica propositionibus, Bamberg 1762. 8°. 16 S. — Scientia magnidutinum theoretico-practica quam in selectis ex geometria elementari, trigonometria, euthymetria, epipometria et stereometria propositionibus, Bamberg 1762. 8°. 16 S. — Dissertatio de calculo litterali et analysi institutio brevis, Bamberg 1763. 8°. 102 S. — Specimen matheseos genuinae utilis et jucundae cum selectis ex arithmetica, geometria et optica propositionibus, Bamberg 1764. 8°. 34 S. — Exercitatio mathematica circa selectas ex mathesi pura propositiones. Bamberg 1765. 4°. 13 S. — Compendium elementorum arithmeticae et algebrae, geometriae et trigonometriae. Bamberg 1767. 8°. 68 S. — 2. Aufl. 1772. 8°. 116 S. — 3. Aufl. 1778. 8°. 304 S. — 4. Aufl. 1798. 8°. 389 S. — Elementorum arithmeticae et algebrae sive calculi tum numerici tum literalis compendium. Bamberg 1771. 8°. 187 S. — Schema exercitationis mathematicae in arithmeticam, algebram, geometriam et trigonometriam. Bamberg 1768. 4°. 23 S. — Specimen praxeon geometricarum campestrium . . . exercendarum. Bamberg 1769. 4°. 18 S. — Formula binomii Newtoniana cum synopsi materiarum demonstrationis mathematicae. Bamberg 1771. 8°. 24 S. — Problema de censu post definitum annorum numerum . . . cum selectis problematibus ex mathesi et geometria. Bamberg 1772. 8°. 16 S. — Dissertatio de dimensione quarundam superficierum curvilinearum ac corporum inde genitorum, una cum thesibus. Bamberg 1773. 4°. 2 Bg. — D. O. M. A. Dissertatio analytica, qua praecipue proprietates linearum secundi ordinis . . . investigantur. Quam cum selectis ex mathesi pura et ad geometriam campestrem applicata propositionibus. Bamberg 1773. 4°. 52 S. Mit neuem Titelblatt 1798. 8°. — De dimensione quarundam superficierum curvilinearum ac corporum inde genitorum, quando selectas positiones ex mathesi elementari pura atque ad geometriam campestrem applicata. Bamberg 1773. 4°. 14 S. — Problemata quaedam geometrica calculo analytico soluta. Bamberg 1744. 4°. 3 Bg. — Selecta mathematica ex arithmetica, algebra, geometria et trigonometria. Bamberg 1775. 4°. 16 S. — Canones XII. quibus triangulorum sphaericorum resolutio tota perficitur. Bamberg 1779. 4°. 18 S. — Demonstratio mathematica publica. Bamberg 1780. 4°. 1 Bg. — Commentatio in XII canones trigonometriae sphaericae, seu exercitium calculi astronomici. Bamberg 1781. 4°. 52 S. — Dissertatio de apparatu et usu gnomonis geodaetici. Bamberg 1781. 4°. 22 S. — Demonstratio mathematica publica. Bamberg 1783. 4°. 2 Bg. — De mensulae praetorianae usu pro orbe goniolabio Zollmanni. De usu mensulae et instrumenti geometrici conjunctim ad facilius atque citius obtinendam ichnographiam. De modo explorandi angulos campestres absque instrumento goniometrico. Nec non de subjectis mathematicis. Bamberg 1783. 4°. 28 S.

Digitized by Google

Literatur über Jacobs. Druckschriftlich: Joachim Heinrich Jäck, Pantheon der Litteraten und Künstler Bambergs. Bamberg 1812, S. 509. — Clemens Alois Baader, Lexikon verstorbener Baierischer Schriftsteller. 1. Bds. 1. Theil, Augsburg und Leipzig 1824, S. 251. — Heinrich Weber, Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg von 1007—1803. Bamberg 1880—82. — Bibliothèque de la Compagnie de Jésus, t. IV. Bruxelles 1893, S. 709. — Wilhelm Heß, Meteorologiegeschichtliches aus Bamberg. Meteorolog. Ztschr. 1926, S. 73—75. Handschriftlich: Akten der Akademie und der Universität Bamberg (Offentl. Bibliothek und Kreisarchiv daselbst).

Dr. Wilhelm Heß (Bamberg).

28. Jean Paul (Friedrich Richter), Dichter 1763—1825.

Johann Paul Friedrich Richter, unter seinem Schriftstellernamen Jean Paul als der größte deutsche Humorist bekannt, entstammt der Nordostecke des Frankenlandes, dem um das Fichtelgebirge gelagerten ehemaligen Markgrafentum Bayreuth, und hat, mit Ausnahme eines Universitätstrienniums und einer späteren siebenjährigen Wanderperiode, sein ganzes Leben in dieser seiner engeren Heimat verbracht. Auch alle seine Vorfahren beiderlei Geschlechts, soweit sie sich noch ermitteln lassen, waren in der gleichen Gegend ansässig. Der Urgroßvater war Schönfärbermeister in Schwarzenbach a. d. Saale, der Großvater Kantor und Rektor in Rehau und Neustadt am Kulm. Jean Pauls Vater, Johann Christian Christoph Richter (1727—79), hatte die Lateinschule in Wunsiedel und das Gymnasium in Regensburg besucht, in Jena und Erlangen Theologie studiert, 1759 eine Anstellung als Tertius und Organist in Wunsiedel erhalten und sich 1761 mit Sophie Rosine Kuhn, der Tochter eines wohlhabenden Tuchmachermeisters in Hof i. V., verheiratet. Als erstes Kind der Ehe wurde am 21. März 1763, wenige Wochen nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges, unser Johann Paul Friedrich (Rufname Fritz) geboren, dem dann noch vier Söhne und zwei frühverstorbene Töchter folgten. Jean Pauls geistige Veranlagung war offenbar mehr väterliches als mütterliches Erbgut, wie sich das bei Humoristen auch sonst beobachten läßt. Die Mutter war eine kränklich-zarte, brave, aber beschränkte Frau ohne höheren Bildungstrieb. Der Vater dagegen besaß außer bedeutender Kanzelberedsamkeit eine hervorragende musikalische Begabung und hat sich als Kirchenkomponist einen aller-

Digitized by Google

dings nur lokalen Ruf erworben. Jean Paul hat diese musikalische Gabe geerbt, und wenn sie bei ihm auch nie schulmäßig ausgebildet und produktiv wurde, sondern sich nur in freiem Phantasieren auf dem Klavier betätigte, so war sie doch zweifellos eine der Hauptquellen seiner dichterischen Veranlagung, deren starker musikalischer Einschlag ja nicht zu verkennen ist. Daneben zeigte sich bei dem Vater ein Hang zur Wunderlichkeit, zu Schwermut und Eigensinn, der sich in seinen letzten Jahren offenbar ins Krankhafte steigerte, und auch diese Seite seines Wesens kehrt, ins Geniale gesteigert, im Bilde des Sohnes wieder. Daß wir mit einer starken erblichen Belastung zu rechnen haben, bezeugen namentlich die Brüder Jean Pauls, von denen einer schon früh durch Selbstmord endete, ein anderer zum Trinker, ein Dritter zum Dieb und Vagabunden herabsank. Nur eine gewaltige Geistes- und Willenskraft und unbeugsame Charakterfestigkeit haben Jean Paul vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt.

Anderthalb Jahre nach der Geburt des ältesten Sohnes wurde der Vater von der Freifrau von Plotho — der Gemahlin jenes preußischen Gesandten, der einst beim Reichstag in Regensburg einen österreichischen Kollegen die Treppe heruntergeworfen hatte — als Pfarrer nach Joditz berufen. Die glücklichen, idyllischen Kinderjahre, die der Dichter in diesem zwei Stunden nördlich von Hof an der Saale gelegenen Dörflein verleben durfte, hat er später in seiner Selbstbiographie mit unvergänglichen Farben gemalt, und die Sehnsucht nach diesem Jugendparadies ist ein Grundton seiner ganzen Dichtung. Je beschränkter und ärmlicher die äußeren Verhältnisse waren, desto reicher und ungestörter konnte das innere Leben sich entfalten. Jean Pauls tiefes und reines Gemüt, seine „verdichtete" Menschenliebe, sein schwärmerischer Natursinn, seine schrankenlose Phantasie, sein echt deutscher „Haus- und Winkelsinn", sein stillvergnügter Hang zu „geistigem Nestmachen", kurz, alles das, was ihn zum „innigsten aller Dichter" machen sollte, wurzelt in der idyllischen Enge seiner Joditzer Kindheit. Sein schon früh hervortretender heißer Bildungstrieb fand freilich keine rechte Pflege und Nahrung. Der vom Vater selber geleitete Unterricht bestand fast ausschließlich in mechanischem Auswendiglernen. Als dann 1776 der Vater nach Schwarzenbach a. d. Saale versetzt wurde, erhielt der Knabe zwar einigermaßen geregelten Schulunterricht, war aber seinen unzulänglichen Lehrern sehr bald über den Kopf gewachsen. Erst in seinem fünfzehnten Jahre wurde ihm ein Zugang zu den Bildungsschätzen der Zeit dadurch eröffnet, daß der Pfarrer des Nachbarortes Rehau,

Digitized by Google

Erhard Friedrich Vogel, ein humaner, aufgeklärter, witziger Kopf, der als erster das Genie des Knaben erkannte, ihm seine reichhaltige, hauptsächlich aus theologischen und philosophischen Werken rationalistischer Richtung bestehende Bibliothek zur Verfügung stellte. Mit dem Heißhunger eines geistig Unterernährten stürzte sich der junge Richter in diese neue Welt; und da er die Bücher immer nur kurze Zeit behalten durfte, machte er sich umfangreiche Auszüge aus ihnen, eine Gewohnheit, die er zeitlebens beibehielt. Unter dem Einfluß dieser Lektüre sowie des persönlichen Umgangs mit Vogel und mit dem Kaplan Völkel in Schwarzenbach, der ihm eine Zeitlang Unterricht in Philosophie erteilte, entwickelte sich der Sohn des strenggläubigen Pfarrers Richter, der noch unlängst mit allen Schauern eines frommen Gemüts das erste Abendmahl empfangen hatte, rasch zu einem ausgesprochenen „Heterodoxen".

Zu Beginn des Jahres 1779 gab der Vater seinen Ältesten auf das Gymnasium in Hof, wo er bei den Eltern seiner Mutter wohnte. Bei der Aufnahmeprüfung erregten seine Kenntnisse allgemeines Erstaunen und nur auf ausdrücklichen Wunsch seines Vaters wurde er nicht in die oberste Klasse sondern als „mittlerer" Primaner eingereiht. Der Unterricht stand auch hier nicht auf der Höhe, obwohl ein nicht unbedeutender Gelehrter, der Orientalist Kirsch, an der Spitze des Gymnasiums stand. Der zopfige, scholastisch-trockene Betrieb der alten Sprachen und der Geschichte flößte dem Dichter Vorurteile gegen diese Fächer ein, die er nie ganz überwunden hat. Bei seinen Mitschülern wußte er sich, nachdem er anfangs durch seine dörfisch-weltfremde, treuherzige, verträumte Art zu allerhand Spott und Neckerei Anlaß gegeben hatte, bald durch festes Auftreten und geistige Überlegenheit in Respekt zu setzen, besonders auch dadurch, daß er einmal bei einer Disputierübung über das Dogma der Göttlichkeit Christi den Lehrer durch seine scharfsinnigen und gelehrten Einwürfe in die Enge trieb, was ihm freilich in Hof den Ruf eines Atheisten eintrug.

Einige selbständige schriftstellerische Arbeiten, die uns — neben zahlreichen „Exzerptenbänden" — aus dieser Zeit erhalten sind, zwei Schulreden und eine Folge von kleinen Aufsätzen populärphilosophischen Inhalts, die er „Übungen im Denken" betitelte, zeugen bereits von einer ungewöhnlichen Reife des Verstandes und Sicherheit des Ausdrucks; der Stil ist, im schroffsten Gegensatz zu Jean Pauls späterer Schreibweise, einfach, klar und „ungeschmückt". Die rationalistische Eigenwilligkeit des Verfassers kommt u. a. in der nach rein phone-

Digitized by Google

tischen Grundsätzen gebildeten Rechtschreibung zum Ausdruck, an der er bis zu seinem einundvierzigsten Geburtstage festhielt.

Daß aber auch die damals in Mode gekommene Empfindsamkeit an dem jungen Aufklärer nicht spurlos vorübergegangen war, verrät uns ein kleiner Roman, „Abelard und Heloise", den er in seinem achtzehnten Jahre im Stile des „Werther", des „Siegwart" und der „Neuen Heloise" abfaßte und der ihm, wie er alsbald selber erkannte, mangels aller äußeren und inneren Lebenserfahrung gründlich mißglückte. Mit der ihm eigentümlichen Zielbewußtheit nahm er sich damals vor, nach Lichtenbergs weisem Rate vor dem dreißigsten Jahre keinen Roman mehr zu schreiben. „Die Schwärmerei", heißt es in einem Tagebuch dieser Jahre, „ist im männlichen Alter am schönsten, in das sie gewöhnlich bei phantasiereichen Köpfen fällt, wenn sie in der Jugend systematisierten." Bewußt hat er ein Jahrzehnt lang alle Gefühle in sich verschlossen und so in seltsamer Umkehrung der natürlichen Entwicklung seinen Jugendwerken den Stempel der Altklugheit, den Werken seiner Mannesjahre den Charakter der Juvenilität aufgedrückt.

Im Herbst 1780 verließ Richter mit einer Abschiedsrede „über den Nutzen der Erfindung neuer Wahrheiten" das Gymnasium und legte bald darauf vor dem Konsistorium in Bayreuth die Reifeprüfung ab. Der Vater war inzwischen gestorben und hatte die Seinigen in bedrängter Lage zurückgelassen. Trotzdem war es beschlossene Sache, daß der Älteste studieren sollte und zwar natürlich Theologie. Im Mai 1781 bezog er zusammen mit seinem Mitschüler Adam Lorenz von Oerthel, mit dem ihn eine schwärmerische Freundschaft verband, die Universität Leipzig. Er hörte dort theologische, philologische, philosophische und sogar mathematische Vorlesungen; aber nur von einem Dozenten, dem Philosophen Platner, nahm er tiefere Anregungen mit. In der Hauptsache blieb er nach wie vor Autodidakt, füllte aus den reichen Bücherschätzen Leipzigs seine Exzerptenhefte und studierte besonders die „witzigen" Schriftsteller der Lateiner, Franzosen und Engländer, wie Seneca, Cicero, Horaz, Voltaire, Rousseau, Helvetius, Pope, Swift, Young, Sterne. Und mit der Lektüre ging von vornherein eigne Produktion Hand in Hand, die nun auch bald einen „witzigen" Charakter annahm. Zunächst entstand unter dem Einfluß von Popes »Essay on man« eine ganz antithetisch angelegte Schrift „Etwas über den Menschen", dann im Anschluß an Erasmus ein satirisches „Lob der Dummheit". Während er diese beiden Arbeiten vergeblich an die Öffentlichkeit zu bringen versuchte, gelang es ihm,

Digitized by Google

für eine größere Satirensammlung einen Verleger zu finden, und zwar keinen geringeren als den angesehenen Voß in Berlin. Das Werk erschien anonym unter dem Titel „Grönländische Prozesse“ im Jahre 1783 in zwei Bändchen. Es brachte dem überglücklichen „Autor“ ein ansehnliches Honorar ein, das ihn für einige Zeit aus der drückenden Notlage befreite, in die er bereits geraten war, aber noch nicht den heißersehnten Ruhm. Es war zwar ungemein witzig, aber vor lauter Witz ganz ungenießbar geraten, ohne jede natürliche Lebenswärme, nur vom Spieltrieb erzeugt, von einer altklugen Bitterkeit erfüllt, die nicht aus dem Herzen sondern aus den englischen Mustern herstammte. Im Stil zeigt sich hier bereits jener beispiellose Reichtum an oft weit hergeholten und gesuchten, aber meist verblüffend treffenden Gleichnissen, der für alle späteren Schriften Jean Pauls charakteristisch blieb und hauptsächlich auf einer geistreichen methodischen Verwertung seiner Exzerpte beruhte.

Das Honorar für dieses Erstlingswerk hielt nicht lange vor. Für eine alsbald entstandene neue Satirensammlung fand sich nirgends ein Verleger und Richter mußte im November 1784 ohne Abschluß seines Studiums fluchtartig Leipzig verlassen und zu seiner Mutter zurückkehren, die inzwischen nach Hof übergesiedelt und durch einen unglücklichen Erbschaftsprozeß gänzlich verarmt war. Es folgten nun Jahre der ärgsten Not; aber nichts vermochte den jungen „Autor“ von dem Wege, den er sich vorgezeichnet hatte, abzubringen. Am Beispiel der alten Stoiker stärkte er sich zu gleichmütigem Ertragen aller Widerwärtigkeiten und zu heiterer Verachtung der Meinung der Welt. Aller Ungunst der Verleger und des Publikums zum Trotz schrieb er unablässig Satiren, von denen nur hie und da etwas in einer Zeitschrift oder in Büchern seiner Freunde unterkam. Erst 1789 erschien wieder ein eigenes Werk von ihm unter dem Titel „Auswahl aus des Teufels Papieren“ und dem Decknamen Hasus, noch witziger, ungenießbarer und erfolgloser als das erste. Alle Versuche, mit bekannten Schriftstellern der Zeit, wie Lichtenberg, Herder, Wieland Verbindung anzuknüpfen, scheiterten. Von den wenigen Freunden, die für Richters eigentümliches Wesen Verständnis hatten, wurden ihm zwei, der schwärmerische Oerthel und der genialische J. B. Hermann, durch einen frühen Tod entrissen, und nur der etwas trockene und schwerfällige Christian Otto blieb ihm zeitlebens als treuer Helfer, Berater und literarischer Kritiker zur Seite. Auch das gewöhnliche damalige Schicksal angehender Schriftsteller, das Hofmeistertum, blieb Richter nicht erspart. Von 1787 bis 1789 lebte er als Hauslehrer

Digitized by Google

des jüngeren Bruders seines Freundes Oerthel auf dem Rittergut Töpen unweit von Joditz in wenig erquicklichen Verhältnissen, in angenehmeren später von 1790 bis 1794 in Schwarzenbach als Lehrer von sieben Kindern im Alter von sechs bis fünfzehn Jahren aus verschiedenen ihm befreundeten Familien. Die pädagogischen Erfahrungen, die er hier sammelte, kamen ihm später bei der Abfassung seiner Erziehungsromane und seiner „Levana“ zugute. Beim Unterricht versuchte er vor allem die Selbsttätigkeit der Schüler anzuregen, wobei dem „Witz“ eine besondere Rolle zufiel. Über den Erfolg seiner originellen Methode läßt sich kein sicheres Urteil gewinnen, da die beiden begabtesten Schüler früh gestorben sind.

Etwa ums Jahr 1790 ging in Richters geistiger Haltung eine tiefgreifende Umwandlung vor sich, eine allmähliche Verdrängung des bisher vorherrschenden Verstandes durch Gefühl und Phantasie. Es war ebensosehr Ursache wie Folge dieser Wandlung, daß jetzt Hamann, Herder und der Gefühlsphilosoph Friedrich Heinrich Jacobi seine Lieblingsschriftsteller wurden und daß er dem weiblichen Geschlecht, dem er bisher ziemlich spröde gegenübergestanden hatte (eine kleine Liebschaft während der Universitätszeit war kurz und schmerzlos abgelaufen), näher trat. Schon in der Töpener Zeit hatte er in der Herrnhutischen Familie von Spangenberg in dem benachbarten Orte Venzka verkehrt und war hier zum erstenmal mit feingebildeten Frauen in Berührung gekommen. In Hof, das er von Schwarzenbach aus jeden Sonntag besuchte, fand er Zutritt zu mehreren Honoratorenfamilien, zu deren erwachsenen Töchtern, Amöne und Karoline Herold, Renate Wirth, Helene Köhler u. a., er bald in Beziehungen trat, die zwischen Liebe und Freundschaft eigentümlich hin- und herschwankten. Die Unfähigkeit, zwischen diesen beiden Begriffen zu unterscheiden, blieb zeitlebens für Jean Pauls Liebesleben charakteristisch. Er liebte mehr mit der Phantasie als mit den Sinnen, mehr das weibliche Geschlecht im ganzen als dessen einzelne Vertreterin. Daher konnte seine Liebe rasch den Gegenstand wechseln, ja sich gleichzeitig auf mehrere richten, ohne daß man ihm Treulosigkeit im gewöhnlichen Sinne vorwerfen dürfte; denn betrogen hat er nie jemand anders als sich. Für seine dichterische Entwicklung wurde diese „erotische Akademie“, wie er seinen weiblichen Umgang scherzhaft nannte, epochemachend. Den letzten Anstoß zu seiner inneren Umkehrung gab aber ein seltsames Ereignis, das er selbst in seinem Tagebuch als das wichtigste seines Lebens bezeichnete: An einem trüben Novemberabend des Jahres 1790 sah er in einer an Wahnsinn grenzenden

Digitized by Google

fieberhaften Vision sich selber auf dem Sterbebett liegen im letzten, furchtbarsten Todeskampfe und empfand zum ersten Mal den Gedanken des Todes in seiner ganzen Tiefe, zugleich aber auch die Gewißheit von der Fortdauer der menschlichen Seele und die Notwendigkeit allgemeiner Menschenliebe und Duldung. Die Saite, die damals in Jean Pauls Innern angeschlagen wurde, tönt durch sein ganzes Leben und Dichten als elegischer, aber nicht niederdrückender, sondern erhebender Grundton fort. Diese dunkle Novemberstunde wurde die Geburtsstunde des Dichters Jean Paul. Alles, was er ein Jahrzehntlang in seinem Innern verschlossen hatte, strömte nun unaufhaltsam in seine Feder über; es entstanden seine ersten erzählenden Dichtungen, in denen anstelle beißender Satire ein durch Tränen lächelnder Humor vorwaltet: die köstlichen Geschichten von dem zerstreuten Amtsvogt Freudel, von dem pedantischen Rektor Fälbel, wie er mit seinen Primanern das Fichtelgebirge bereist, und vor allem von dem vergnügten Schulmeisterlein Wutz in Auenthal, dem unerreichten Meister in der Kunst, stets fröhlich zu sein. Aber diese im Winter 1790/91 geschriebenen Erzählungen, die erst einige Jahre später nach mehrfachen Umarbeitungen an die Öffentlichkeit gelangten, bildeten nur Vorübungen zu einem großen elegisch-humoristisch-philosophisch-pädagogischen Roman, den er trotz seiner aufreibenden Lehrtätigkeit in weniger als einem Jahr abschloß. Ein glücklicher Instinkt gab ihm ein, das Manuskript an Karl Philipp Moritz, den originellen Verfasser des psychologischen Romans „Anton Reiser", zu schicken. Dieser war sofort hingerissen; er meinte anfangs, es handle sich um eine Mystifikation, es müsse sich irgendein berühmter Dichter, Wieland oder Herder oder Goethe, hinter dem Namen Richter verstecken, fand aber dann doch, hier sei ein ganz neuer Ton angeschlagen, das sei noch über Goethe! Auf seine Veranlassung nahm sein Schwager, der Berliner Buchhändler Matzdorff, das Werk in Verlag und sandte dem überglücklichen Verfasser hundert Dukaten. Es erschien Anfang 1793, mit einem Titelkupfer von Chodowieckis Hand, unter dem ein wenig auf die Neugier des Publikum spekulierenden Titel „Die unsichtbare Loge" und dem Pseudonym Jean Paul, das Richter durch Französierung seiner beiden ersten Vornamen (nach Analogie von Jean Jacques Rousseau) gebildet hatte und später auf allen Titelblättern seiner Werke beibehielt, während er die Vorreden und seine Briefe mit Jean Paul Friedrich Richter zu unterzeichnen pflegte.*)

*) Der Name ist also, streng genommen, ganz französisch auszusprechen; doch wurde schon zu Lebzeiten des Dichters, sogar in seiner eignen Familie, die

Digitized by Google

Der Roman — dem noch das „Leben des Schulmeisterlein Wutz“ angehängt wurde — ist gewissermaßen die Ouvertüre zu Jean Pauls ganzem Schaffen. Alle späteren Werke sind schon im Keime darin enthalten und an Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung ist es den Nachfolgern sogar überlegen. Bei aller Genialität des Wurfes ist es freilich im einzelnen noch vielfach unreif und unausgeglichen; der Versuch, die humoristische Art Sternes, die mit der Illusion ein willkürliches Spiel treibt, mit der strengen Geschlossenheit des Aufbaus in Fieldings und Wielands Romanen zu vereinigen, mußte notwendig scheitern. Die Handlung bricht in der Mitte ab und wird auch in späteren Auflagen nicht zu Ende geführt.

Noch ehe „Die unsichtbare Loge“ im Druck erschienen war, hatte Jean Paul bereits einen neuen, größeren und besser durchdachten Roman in Angriff genommen, der dann 1795 in drei Bänden bei dem gleichen Verleger herauskam: „Hesperus oder 45 Hundsposttage“. Erst mit diesem Roman, der namentlich durch seine überschwängliche Empfindsamkeit der Zeitstimmung sehr entgegenkam, errang Jean Paul einen durchschlagenden Erfolg. Der arme „Kandidat“, der in Hof für einen halb verrückten Sonderling galt, war über Nacht zu einem der beliebtesten Schriftsteller Deutschlands geworden, den Männer und besonders Frauen aus allen Ständen, bis zum fürstlichen hinauf, brieflich ihrer Bewunderung und Liebe versicherten und um Rat und Trost in ihren geheimsten Herzensangelegenheiten ansprachen. Manche Verehrer und Verehrerinnen erschienen sogar persönlich in dem armseligen Stübchen in Hof, in dem er, nachdem er sein Schwarzenbacher Lehramt im Mai 1794 aufgegeben hatte, mit seiner Mutter und seinen Brüdern zusammen hauste. Der alte Gleim schickte ihm anonym fünfzig Taler und hing sein Bild in seinem Freundschaftstempel auf. Lavater sandte eigens den Maler Pfenninger nach Hof, um Jean Paul porträtieren zu lassen. Auch in Weimar war man auf das neue Gestirn am Dichterhimmel aufmerksam geworden; Wieland und der Herdersche Kreis jubelten ihm zu, während Goethe und Schiller sich zurückhaltend äußerten. Charlotte von Kalb, die genialische Freundin Schillers und Hölderlins, lud den Verfasser des „Hesperus“ dringend zu einem Besuch Weimars ein. Nach einigem Zögern folgte er im Juni 1796 dem Rufe, fand eine seine kühnsten Erwartungen übersteigende Aufnahme, besonders bei Herder und der Herzogin Amalia (Wieland war damals verreist), und hinterließ durch sein

zweite Hälfte des Namens gewöhnlich deutsch gesprochen und er selber hat ihn später immer mit deutschen Buchstaben geschrieben.

Digitized by Google

treuherziges, anspruchloses Wesen allerseits den besten Eindruck. Leider wurde er aber in das damals in Weimar herrschende Cliquenwesen hineingezerrt; man spielte ihn gegen Goethe und Schiller aus, pries seine Sentimentalität und Subjektivität, ja sogar seine Manieriertheit und Formlosigkeit als Gegengift gegen die marmorkalte Glätte und Objektivität der Klassiker. Durch die Xenien, in denen auch Jean Paul nicht ganz ungerupft blieb, wurde der Gegensatz weiter zugespitzt; doch ist Jean Paul an Goethes moralischem Charakter nur vorübergehend, an seiner dichterischen Größe niemals irre geworden, und auch Goethe hat es, wenn er auch gegen Jean Pauls Manier eine unüberwindliche Abneigung hatte, wenigstens in späteren Jahren an respektvoller Anerkennung nicht fehlen lassen. Das Verhältnis zu der in unglücklicher Ehe lebenden Charlotte von Kalb nahm gleich einen leidenschaftlichen Charakter an und setzte sich nach Jean Pauls Abreise in einem schwärmerischen Briefwechsel fort. Das hinderte aber den Dichter nicht, auch noch zu andern Frauen in mehr oder weniger erotisch gefärbte Beziehungen zu treten, so zu der später durch ihren Einfluß auf Kaiser Alexander von Rußland bekannt gewordenen Baronin Juliane von Krüdener und zu der Schriftstellerin Emilie von Berlepsch, die ihn beide in Hof aufsuchten.

Auf den „Hesperus" folgte in den Jahren 1796 und 1797 eine bunte Reihe kleinerer Schriften: „das idyllische „Leben des Quintus Fixlein", dessen Held eine höhere Stufe des Schulmeisterlein Wutz darstellt; die „Biographischen Belustigungen unter der Hirnschale einer Riesin", ein erster, mißlungener Versuch, die humoristische Manier durch den „hohen" Stil zu ersetzen; die „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke", deren Hauptbestandteil die unsterbliche Kleinstadtgeschichte von dem humoristischen Armenadvokaten Siebenkäs bildet, der sich seiner verfehlten Ehe mit der guten, aber beschränkten Lenette durch einen grotesken Scheintod entzieht; die „Geschichte meiner Vorrede zur zweiten Auflage des Quintus Fixlein", die eine Absage an den weimarischen Klassizismus enthält; der „Jubelsenior", eine mit Satiren durchflochtene Pfarrhausidylle; das „Kampaner Thal", eine in Dialogform eingekleidete Untersuchung über die Unsterblichkeit der Seele, mit einem humoristischen Anhang, der „Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus". So meisterhafte Leistungen diese Schriften zum Teil bedeuteten, so galten sie dem Dichter selber doch nur als Zwischenspiele, als bloße Vorübungen zu seinem „Kapital- und Kardinalroman", dem „Titan", in dem er sein höchstes inneres Ideal rein ausgestalten wollte. Dazu aber bedurfte

Digitized by Google

er, das war ihm seit seinem Besuch in Weimar klar geworden, eines weiteren Gesichtskreises, einer näheren Berührung mit der großen Welt und mit den geistigen Strömungen der Zeit, als er in Hof gewinnen konnte. Mit dem im Juli 1797 erfolgten Tode seiner Mutter war das letzte Band gelöst, das ihn noch an die Heimat gefesselt hatte. Ein Vierteljahr später siedelte er in Begleitung seines jüngsten Bruders Samuel nach Leipzig über, wo sich ihm namentlich der Schriftsteller Friedrich von Oertel und der junge Philologe und Violinist Paul Emil Thieriot in Freundschaft anschlossen. In den Familien seines einstigen Lehrers Platner und des greisen Kinderfreunds Christian Felix Weiße war er ein besonders von den Töchtern gern gesehener Gast. Die von ihrem Manne geschiedene Emilie von Berlepsch, die ihm nach Leipzig gefolgt war, machte verzweifelte Anstrengungen, den sieben Jahre jüngeren Dichter in Ehefesseln zu schlagen, stieß aber auf ebenso schonenden wie hartnäckigen Widerstand. Auf einem Pfingstausflug mit ihr nach Dresden fühlte er sich beim Besuch der Antikensammlung zum ersten Mal vom Geiste echten Griechentums berührt, ein Eindruck, der später durch die andächtige Lektüre Homers und der griechischen Tragiker vertieft wurde und im „Titan", an dem er unablässig arbeitete, deutliche Spuren hinterlassen hat. Die in Leipzig entstandenen „Palingenesien" (1798), eine teilweise Erneuerung der „Auswahl aus des Teufels Papieren", sind freilich noch in seiner alten Manier geschrieben. Im Juli 1798 besuchte er den Altvater Gleim in Halberstadt und bald darauf zum zweiten Male Weimar, wo er diesmal auch Wieland kennen und lieben lernte. Da ihm Leipzig durch seine „platte Gegend und Kaufmannschaft", durch allerhand erotische Nachstellungen und durch den Leichtsinn seines Bruders, der dem Spielteufel verfiel und mit seiner Kasse durchbrannte, verleidet war, vertauschte er es im Herbst 1798 mit Weimar. Hier wurde er namentlich im Herderschen Hause wie ein Sohn aufgenommen und wäre beinahe Herders oder Wielands Schwiegersohn geworden. In dem Kampfe, den der verbitterte Herder damals gegen die Kantische Philosophie eröffnet hatte, leistete ihm Jean Paul treue Gefolgschaft und verscherzte sich dadurch die Gunst Schillers und Goethes, die ihm anfangs nicht unfreundlich entgegengekommen waren. Auch zu der von den Brüdern Schlegel geleiteten romantischen Partei geriet er zunächst in Gegensatz. Er sah in ihr und der ihr zugrundeliegenden Fichteschen Ich-Philosophie den gefährlichsten Ausfluß jenes „Titanismus", gegen den er in seinem großen Roman zu Felde zog, und versuchte sie in einer kleinen Streit-

Digitized by Google

schrift »Clavis Fichtiana« ad absurdum zu führen. Als er dann aber mit den Führern der Bewegung persönlich in Berührung kam, ergab sich bald, daß die Übereinstimmung der Ansichten größer war als die Abweichung, und es kam fast zu einem Freundschaftsbund. Jean Pauls Lieblingsphiloſoph blieb jedoch nach wie vor Jacobi, mit dem er jetzt auch in einen gehaltvollen Briefwechsel getreten war.

In den „Palingenesien“ und in dem 1799 erschienenen Werk „Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf“ gab sich der Dichter im Scherz für verheiratet aus; aber er hatte noch manchen Sturm zu bestehen, bevor er im Hafen der Ehe einlaufen konnte. Charlotte von Kalb, in der beim Wiedersehen die Leidenschaft neu aufgeflammt war, wollte sich von ihrem Manne scheiden lassen, um Jean Paul zu heiraten, und nur mit dem Aufwand aller ihm zu Gebote stehenden Energie konnte er sie von unbedachten Schritten zurückhalten. Im Mai 1799 lernte er auf einer der vielen kleinen Reisen, die er von Weimar aus in die thüringischen Residenzstädte unternahm, in Hildburghausen, wo er am Hof die freundlichste Aufnahme fand, die feingebildete, hochsinnige Hofdame Karoline von Feuchtersleben (eine Tante des bekannten Verfassers der „Diätetik der Seele“) kennen; im Oktober verlobte er sich mit ihr, nachdem er im August vom Herzog von Hildburghausen den Titel eines Legationsrats erhalten hatte. Aber innere und äußere Gegensätze führten im Mai des folgenden Jahres zur Auflösung der Verlobung und im Zusammenhang damit sogar zu einer vorübergehenden Verstimmung zwischen Jean Paul und Herder. Ende Mai finden wir den Exbräutigam bereits in Berlin bei einem Stelldichein mit der aus Südfrankreich gebürtigen Frau eines pommerschen Landjunkers, Josephine von Sydow, mit der er schon längere Zeit in zärtlichem Briefwechsel stand. Er fand in Berlin in allen Teilen der Bevölkerung den wärmsten Empfang. Die Königin Luise, der er den soeben erschienenen ersten Band seines „Titan“ gewidmet hatte, lud ihn zur Hoftafel nach Sanssouci. Im Theater gab man ihm zu Ehren den „Wallenstein“. In den literarischen Salons riß man sich um ihn. Nach Weimar zurückgekehrt, hatte er noch ein gefährliches Abenteuer mit einer liebestollen Gräfin von Schlabrendorff zu bestehen, aus dem er aber, wie aus allen vorhergehenden, noch mit genauer Not als Junggesell davonkam. Im Oktober 1800 verließ er Weimar, erbittert über dessen „geschminkten Egoismus und ungeschminkten Unglauben“, und zog nach Berlin, wo er mit einem alten Freunde, dem Justizassessor v. Ahlefeldt, zusammenwohnte, namentlich mit den Romantikern,

Digitized by Google

mit Tieck, Bernhardi, Schleiermacher, Fichte, anregend verkehrte und endlich auch unter die lange Reihe seiner erotischen Irrungen und Wirrungen den Schlußstrich machte: im November 1800 wurde Karoline Mayer, die ebenso gebildete wie häuslich-tüchtige und charakterfeste Tochter eines Berliner Obertribunalrats, seine Braut, und im Mai des folgenden Jahres folgte sie ihm als Gattin nach Meiningen, wohin er sich aus der geräuschvollen Unruhe der preußischen Hauptstadt zurückzog.

Die ersten Jahre der Ehe waren wohl die glücklichsten in Jean Pauls Leben. Seine Frau schenkte ihm drei gesunde Kinder, zwei Töchter, Emma und Odilie, und einen Sohn, Max, bei deren Taufe alle Welt Gevatter stehen mußte, sogar die Herzogin Amalie von Weimar und der biedere Herzog Georg von Meiningen. Dazu kam dann noch ein Hund als unzertrennlicher Begleiter des sehr tierliebenden Dichters. In Meiningen vollendete er seinen „Titan" (1800—1803), ein in seiner Grundrichtung vielleicht verfehltes, aber durch seinen tiefen Ideengehalt, seine gewaltigen Charaktere, seine edle Sprache und Gesinnung bewundernswertes Werk.

Im Juni 1803 siedelte Jean Paul nach Koburg über, wo er anregenderen Verkehr zu finden hoffte. Hier sind in der Hauptsache die „Flegeljahre" (1804—1805) entstanden, seine glücklichste, ausgeglichenste Schöpfung, in der ihm die wechselseitige Durchdringung von Romantik und Realismus, von Sentimentalität und Humor am reinsten gelungen ist, daneben die „Vorschule der Ästhetik" (1804), ein bedeutsames theoretisches Werk, worin er seine Anschauungen über das Wesen der Poesie, besonders auch der komischen und humoristischen, klar entwickelte, sich mit seinen Gegnern und den verschiedenen literarischen Parteien der Zeit auseinandersetzte und mit einem begeisterten Nachruf auf den kurz vorher gestorbenen Herder schloß. Durch den unerquicklichen Streit, der zwischen dem Minister von Kretschmann und dem Präsidenten von Wangenheim ausbrach, wurde ihm, der mit beiden Gegnern befreundet war, der Aufenthalt in Koburg bald verleidet, und so entschloß er sich schon nach Jahresfrist zu einem nochmaligen, nunmehr aber letzten Ortswechsel, und zwar zur Rückkehr in seine Heimat, nach der er sich während seines siebenjährigen Nomadenlebens unaufhörlich gesehnt hatte. Am 12. August 1804 zog er mit den Seinen in dem freundlichen, ihm schon bei früheren Besuchen liebgewordenen Bayreuth ein, das er hinfort nur noch zu kürzeren Reisen verließ. Wohl entbehrte er in dem an geistigen Anregungen armen Städtchen schmerzlich den Umgang mit hohen, genialen Menschen, wie er ihn in Weimar und Berlin reichlich genossen hatte.

Digitized by Google

Aber die liebliche Umgebung, die Behaglichkeit und Wohlfeilheit des Lebens, der Umgang mit seinen treuen Freunden Christian Otto und Emanuel Osmund und — last, not least — das Bayreuther Bier, das er als Anregungsmittel beim Arbeiten nicht entbehren konnte, hielten ihn dauernd in der Mainstadt fest.

So ruhig hier nun sein Leben äußerlich und innerlich im großen und ganzen verlief, so blieben doch vorübergehende Sorgen und Trübungen nicht aus. Er war zwar ein zärtlicher und liebevoller, aber nicht eben bequemer Gatte und Vater, und da auch Karoline, so unbedingt sie sich ihm im allgemeinen unterordnete, doch zuweilen, namentlich in Fragen der Kindererziehung, ihren eignen Kopf aufsetzte und auch gelegentliche harmlose Rückfälle Jean Pauls in seine ehemalige „Simultanliebe" schwerer nahm als nötig gewesen wäre, so kam es zuweilen zu heftigen häuslichen Szenen. Durch die kriegerischen Wirren, die Bayreuth unter französische Hoheit brachten und den deutschen Buchhandel allenthalben lähmten, verschlechterte sich auch die wirtschaftliche Lage des Dichters. Er mußte, sehr gegen seinen Wunsch und Willen, seine ohnehin nachlassenden Kräfte in Aufsätzen für Zeitschriften und Taschenkalender zersplittern. Da setzte ihm 1809 der edle Fürst-Primas Dalberg, der Freund und Mäzen Herders und Schillers, eine jährliche Pension von 1000 Gulden aus, die dann 1815 der König von Bayern, der neue Landesherr Bayreuths, übernahm.

Von größeren Werken der Bayreuther Zeit ist zunächst die „Levana" (1807) zu nennen, eine Erziehungslehre, überreich an tiefen und fruchtbaren Gedanken, eingegeben von edelster Menschenliebe und feinster Kenntnis der Kindesseele. Dann führten die schweren Zeitereignisse den Dichter ins politische Fahrwasser. In einer „Friedenspredigt an Deutschland" (1808) und „Dämmerungen für Deutschland" (1809) bekämpfte er die allgemein eingerissene Mut- und Trostlosigkeit und bekundete die reinste vaterländische Gesinnung, ohne doch das Ideal weltbürgerlicher Humanität zu verleugnen. Daß ihm trotz aller Not der Zeit auch der Humor nicht ausgegangen war, bewies er in zwei Meisterstücken, „Des Feldpredigers Attila Schmelzle Reise nach Flätz", der ergötzlichen Schilderung eines Hasenfußes, und „Doktor Katzenbergers Badereise" (1809), der köstlichen Darstellung eines medizinischen Zynikers. Daneben schrieb er eine Unzahl teils ernsthafter, teils humoristischer Aufsätze, hauptsächlich für das im Cottaischen Verlag erscheinende „Morgenblatt für gebildete Stände", die er dann unter dem Titel „Herbstblumine" (d. i. Herbstflora) sammelte (1810—20). Eine Zeitlang war er auch als Kritiker an den

Digitized by Google

„Heidelberger Jahrbüchern" tätig; seine Rezensionen nebst einigen Vorreden, die er zu fremden Büchern geschrieben hatte (u. a. zu E. Th. A. Hoffmanns „Phantasiestücken in Callots Manier"), erschienen später gesammelt unter dem Titel „Kleine Bücherschau" (1825).

Seine Lebensweise war immer aufs strengste geregelt; jede Minute des Tages war dem Dienst an seinem schriftstellerischen Lebenswerk gewidmet. Der Vormittag war der produktiven Arbeit vorbehalten. Bei schönem Wetter arbeitete er gerne außer dem Hause, entweder im Garten oder in der noch heute bestehenden Rollwenzelschen Wirtschaft an der Allee nach der Eremitage, deren biedere, originelle Besitzerin ihn mit rührender Liebe und Verehrung betreute. Am Nachmittag empfing er Besucher, die ihm aus allen Teilen Deutschlands unablässig zuströmten. Den Abend verbrachte er meist lesend in der Bayreuther „Harmonie". Nur im Sommer wurde dies Stilleben gewöhnlich durch Reisen unterbrochen, die er meist allein im Mietwagen nach näheren oder entfernteren Städten unternahm. So besuchte er mehrmals Bamberg, Erlangen und Nürnberg, zweimal Heidelberg (1817 und 1818), je einmal Regensburg (1816), Frankfurt a. M. (1818), Stuttgart (1819), München (1820) und Dresden (1822). Vielfach glichen diese Reisen wahren Triumphzügen, namentlich der erste Besuch in Heidelberg, wo die Burschenschaft dem Dichter einen Fackelzug brachte, die philosophische Fakultät unter Hegels Führung ihm den Ehrendoktortitel verlieh und seinem schon ein wenig eingetrockneten Herzen in der Freundschaft mit dem jüngeren Heinrich Voß und der holden Sophie Paulus ein warmer Nachsommer erblühte.

Die letzten Lebensjahre Jean Pauls wurden durch schwere Schicksalsschläge verdunkelt. Sein Sohn Max, ein braver, begabter Junge, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, verfiel als Student in ein schweres Gemütsleiden (vermutlich dementia praecox) und erlag, durch Kasteiung und Überarbeitung geschwächt, im blühendsten Alter einem Nervenfieber (25. Sept. 1821). Bald darauf wurde auch Heinrich Voß, den Jean Paul schon zu seinem Nachlaßpfleger bestellt hatte, durch einen frühen Tod dahingerafft. Das einzige, was den Dichter nach solchen Erschütterungen noch aufrecht erhielt, seine unermüdliche Schaffensfreudigkeit, wurde durch einen rasch fortschreitenden grauen Star gelähmt. Dennoch blieb er bis zum letzten Augenblick rastlos tätig. Außer verschiedenen zum Teil stark veränderten Neuauflagen früherer Werke arbeitete er an seiner Selbstbiographie (1818), an einem großen komischen Roman „Der Komet", von dem 1820—

Digitized by Google

1822 drei Bände erschienen, an einer Schrift „Wider das Überchristentum“ und an einem umfassenden Werk über die Unsterblichkeit der Seele als Fortsetzung des „Kampaner Thals“, „Selina“ (posthum erschienen 1827). In seinen letzten Tagen, schon fast völlig erblindet, bereitete er eine Gesamtausgabe seiner Werke vor. Am 14. November 1825 schlummerte er sanft in die zweite Welt hinüber, deren Abglanz er schon hienieden in der dreifachen Gestalt des Wahren, Schönen und Guten erkannt und über seine Dichtung ausgebreitet hatte.

Zu einer eingehenden Würdigung von Jean Pauls Werk und Persönlichkeit fehlt hier der Raum. Nur soviel mag gesagt sein: Wenn ihn früher seine Verehrer zuweilen Goethe und Schiller als ebenbürtigen Dritten an die Seite stellten, so war dies gewiß eine Überschätzung. Aber er bedeutet eine notwendige und wertvolle Ergänzung zu den Klassikern, einmal nach der Seite des Humors, dessen Reich erst er nach seiner ganzen Breite und Tiefe durchmessen hat, und dann nach der musikalisch-malerischen Seite im Gegensatz zu der plastisch-tektonischen Goethes. Jean Pauls Dichtung ist durch und durch subjektiv, manieriert, phantastisch, aber bei aller scheinbaren Willkür und äußeren Formlosigkeit doch von einer geheimen inneren Einheit und Gesetzmäßigkeit durchdrungen. Die metrische Form war ihm völlig versagt, desgleichen die dramatische und im Grunde auch die epische. Aber er war einer unserer sprachgewaltigsten Prosaschriftsteller, der, nach Stefan Georges Wort, unserer Sprache die glühendsten Farben und die tiefsten Klänge gegeben hat. Man kann ihn keiner bestimmten literarischen Schule zurechnen; er steht zwischen Sturm und Drang und Romantik, berührt sich aber doch auch vielfach mit deren Gegenpol, dem Rationalismus. Auffallend ist oft seine Ähnlichkeit mit der Barockdichtung des siebzehnten Jahrhunderts oder, wenn man noch weiter zurückgehen will, mit dem barocken, krausen, subjektiven Humor seines fränkischen Landsmanns Wolfram von Eschenbach. Am ehesten wird man vielleicht noch unter den großen Tonkünstlern ihm geistesverwandte finden, wie er ja auch stets unter Musikern enthusiastische Verehrung genossen hat. Schließlich bleibt er doch immer ein homo sui generis, „Jean Paul der Einzige“. Sein Hauptfehler ist Maßlosigkeit, Unfähigkeit, seinen Reichtum zu zügeln. Sein menschlicher Charakter war rein, edel und offen, bei aller Sentimentalität doch fest und männlich, freilich auch schrullenhaft und selbstgefällig, voll innerer Gegensätze und doch sicher in sich ruhend. Er war, nehmt alles nur in allem, ein rechter Deutscher und ein rechter Franke.

Digitized by Google

Seine Wirkung auf unsere Literatur war tief und nachhaltig, nicht immer heilsam. Fast noch stärker als zu seinen Lebzeiten wurde er in den ersten Jahrzehnten nach seinem Tode gelesen und geliebt; kaum einer von der Generation, die damals jung war, ist seinem Einfluß entgangen. Auch außerhalb Deutschlands hat er damals zeitweise stark gewirkt, namentlich in England, aber auch in Frankreich, Rußland, Amerika. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wandte sich mit dem Siege der materialistischen Weltanschauung, der Naturwissenschaften und Technik die Masse des Publikums von ihm ab; nur einzelne wahlverwandte Geister blieben ihm treu. Er schien damals unaufhaltsam der Vergessenheit anheimzufallen. Aber die Prophezeiung, die Börne in seiner berühmten Denkrede ausgesprochen hatte, daß Jean Paul an der Schwelle des 20. Jahrhunderts auf sein Volk warte, hat sich doch zum guten Teil erfüllt. Die neuromantische Bewegung hob ihn wieder auf den Schild, Stefan George feierte ihn als „Vater der neuen Eindruckskunst", und auch der neueste Expressionismus beruft sich auf ihn. Heute hat Jean Paul wieder eine Gemeinde, die vielleicht nicht sehr zahlreich ist, aber die besten Namen in ihren Reihen hat. Der hundertste Todestag (der 14. November 1925) ist in ganz Deutschland lebhaft gefeiert worden, besonders auch in der Heimat des Dichters, und hat zur Gründung einer Jean-Paul-Gesellschaft mit dem Sitze in Bayreuth geführt, die der Verbreitung und wissenschaftlichen Ergründung seines Werkes dienen will.

Die Literatur ist vollständig zusammengestellt bei Eduard Berend, Jean-Paul-Bibliographie, Berlin 1925. — Eine kritische Gesamtausgabe ist in Vorbereitung. Die älteren Gesamtausgaben (bei Georg Reimer, Berlin 1826—38, 65 Bde. 3. Auflage 1860—62, 34 Bde; Hempelsche Ausgabe, Berlin 1868—79, 60 Tle.) sind unkritisch und unvollständig. — Zahlreiche Auswahlen (z. T. mit Anmerkungen), Einzelausgaben und Anthologien. — Briefe: chronologische Gesamtausgabe von E. Berend, München, Georg Müller Verlag, seit 1922, bisher 4 Bde (bis 1804). Briefwechsel mit Chr. Otto, Berlin 1829—33, 4 Bde.; Briefwechsel zw. Heinrich Voß und J. P., Heidelberg 1833; Briefwechsel mit seiner Frau und Chr. Otto, hgg. von P. Nerrlich, Berlin 1902; Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. Fr. Richter, hgg. von Ernst Förster, München 1863, 4 Bde. — Gespräche: Jean Pauls Persönlichkeit, hgg. von E. Berend, München 1913. — Biographien: Wahrheit aus Jean Pauls Leben, Breslau 1826—33, 8 Bde. (Bd. 1—3 hgg. von Chr. Otto, 4—8 von E. Förster; Bd. 1 enthält die Selbstbiographie); Richard Otto Spazier, Leipzig 1833, 5 Bde.; J. Firmery, Paris 1886 (französisch); Franz Muncker, Allg. Deutsche Biographie Bd. 28, 1889; Paul Nerrlich, Berlin 1889; Walther Harich, Leipzig 1925; Joh. Alt, München 1925. Nur die Jugend behandeln: Ferd. Josef Schneider, Berlin 1905; Friedrich Burschell, Stuttgart 1926; Walther Meier, Zürich 1926. — Über einzelne Werke: Karl Freye, J. P.s Flegel-

Digitized by Google

jahre, Berlin, 1907; Richard Rohde, J. P.s Titan, Berlin 1920; F. J. Schneider, J. P.s Altersdichtung (Fibel und Komet), Berlin 1901; E. Berend, J. P.s Ästhetik, Berlin 1909; Wilh. Münch, J. P., der Verfasser der Levana, Berlin 1907. — Joh. Volkelt, Die Kunst des Individualisierens in den Dichtungen J. P.s, Halle 1902. — Rudolf Henz, Die Landschafts-Darstellung bei J. P., Wien 1924. — Eduard Herold, J. P. im Spiegel seiner Heimat, München 1925.

Dr. Eduard Berend (Berlin).

29. König, Friedrich, der Erfinder der Schnellpresse 1774—1833.

Friedrich König wurde am 17. April 1774 in Eisleben geboren als der Sohn Johann. Christoph Königs und seiner Ehefrau Sophie Christiane geb. Rohse. Die Familie war in dem südlichen Harz und zwar in Bräunrode zu Hause. Sie entstammte nach der Familienüberlieferung einem dort weit verbreiteten Bauerngeschlecht. Auch Johann Christoph König war „Ökonom und Anspänner," d. h. Bauer mit eignem Zugvieh. Wes Geistes Kind er war, darüber wissen wir nichts. Er starb schon 1791 und hinterließ die Familie in ziemlich kümmerlichen Verhältnissen. Die Mutter starb 1822 hochbetagt. Ihr Briefwechsel mit dem Sohn ist von 1803 bis 1821 fast lückenlos erhalten. Sie erscheint darin als eine einfache Frau von kindlicher Frömmigkeit und treuer Mutterliebe, die sich aber in ihren Gedanken und Bestrebungen nicht über den engen Kreis erhebt, in dem sie lebte. Sie konnte dem Sohn daher nie eine Vertraute in seinen tausend Sorgen und weittragenden Plänen sein, und es bestand jene tiefere geistige Gemeinschaft, die bedeutende Männer so oft gerade mit der Mutter verbindet, zwischen beiden nicht. So sehen wir denn, daß hier ein bedeutender Mensch, allein durch die Stärke seines Geistes und Willens sich über die einfachen Verhältnisse erhob, in die er hineingeboren wurde; weder die Familie noch der genius loci seiner Heimatstadt, des typischen deutschen Kleinstädtchens von anno dazumal, konnte König irgendwelche Anregung zur Entfaltung seiner Anlagen geben.

Den ersten Unterricht genoß er in der Volksschule zu Eisleben. Daneben ließ ihn die Frau des Superintendenten Dr. Müller, die sich für den aufgeweckten Knaben interessierte, an dem Privatunterricht ihrer beiden Söhne aus erster Ehe, von denen König mit dem älteren, Karl, besonders befreundet war, teilnehmen. So konnte er 1783 gleich in die

Digitized by Google

Quinta des Gymnasiums eintreten. Über die Erlebnisse des jungen Gymnasiasten in und außer der Schule wissen wir nichts, ebenso wenig bis zu welcher Klasse er kam. Jedenfalls hat er hier den Grund zu der umfassenden Bildung gelegt, die er sich in seinen Lehr- und Wanderjahren später erwarb und die sich in dem klaren und musterhaften Stil aller seiner hinterlassenen Schriftstücke erweist. Auch hat er in diesen Jahren eine Reihe von Jugendfreundschaften geschlossen, die sich für sein ganzes Leben bewährt haben, so mit dem schon genannten Karl Trinius, dem späteren Leibarzt eines Herzogs von Württemberg, mit dem er sein ganzes Leben hindurch in geistig angeregtem brieflichen Verkehr stand, mit Eggert, dem späteren Oberbergrat in Halle, dem Musikalienverleger Böhme in Hamburg u. a., die ihn auch später noch in der freundschaftlichsten Weise in seiner Erfinderlaufbahn unterstützten. Übrigens war auch Friedrich v. Hardenberg, der als Novalis bekannte Dichter, ein Mitschüler Königs. Im Jahre 1790 verließ König das Gymnasium. Der Vater beschloß, wohl seiner schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse wegen, den Sohn einem praktischem Beruf zuzuführen und gab ihn in die Druckerei von Breitkopf & Härtel in Leipzig als Setzer und Drucker in die Lehre. König hat diese Lehre vorschriftsmäßig durchgemacht und wurde 1794 „losgesprochen". Wenn wir auch über seine Erlebnisse in dieser Zeit nichts wissen, so besteht doch kein Zweifel, daß die Erfahrungen der Lehrzeit richtunggebend für seine ganze Erfinderlaufbahn gewesen sind. Er lernte die Unzulänglichkeit des Arbeitens an der Handpresse kennen und er begann wohl damals schon, sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, den Handdruck durch den Maschinendruck zu ersetzen; wurden doch gerade in jener Zeit auch die uralten Verfahren der Handspinnerei und Handweberei durch die Spinnmaschine und den mechanischen Webstuhl abgelöst. Von der Richtigkeit dieses Gedankens war er fest überzeugt und er ist sein Leitstern durch seine dornenvolle Erfinderlaufbahn geblieben. Zunächst fehlten ihm aber zur Verfolgung seiner Ideen die Kenntnisse und die Mittel. Anstatt nach Beendigung der Lehre den Beruf des Buchdruckers auszuüben, widmete er sich daher, wie er später an den Buchhändler Göschen schrieb, „den Wissenschaften". Wie und wo das geschah, erfahren wir nicht; jedenfalls muß er sich damals die gediegenen Kenntnisse der Mathematik, der Mechanik und der Naturwissenschaften erworben haben, über die wir ihn später verfügen sehen. Es soll ihm in jenen Jahren außerordentlich kümmerlich ergangen sein; aber er ertrug diese Entbehrungen, um sich für ein ferneres Ziel vorzubereiten, das ihm damals schon vorschwebte.

Digitized by Google

Erst 1802 erfahren wir wieder Bestimmtes von seinem Leben. In diesem Jahre schloß er mit Friedrich Wilhelm Riedel, einem Jugendbekannten aus Eisleben, und dessen Frau einen Gesellschaftsvertrag. Riedel sollte bis Michaeli 1803 5000 Taler einschießen und davon sollte eine gemeinschaftliche Buchhandlung oder Buchdruckerei gegründet werden, deren Leitung König allein vorbehalten war und deren Erträgnisse zu gleichen Teilen zwischen König und dem Ehepaar Riedel geteilt werden sollten. Es kam aber nicht zu der geplanten Gründung, vielmehr wurde zwischen den Gesellschaftern vereinbart, daß Riedels Einlage zur Ausführung der Erfindung verwendet werden sollte, die allmählich in Königs Geist Gestalt angenommen hatte. In der Tat finden wir König 1803 in Suhl, dem durch seine Waffenfabrikation schon damals berühmten thüringischen Städtchen, bei dem Mechaniker Wolfgang Kummer mit dem Bau einer Druckmaschine beschäftigt. Die Zeichnungen dieser Maschine von Königs Hand sind z. T. noch im Buchgewerbemuseum in Leipzig aufbewahrt. Es ist aus ihnen zu ersehen, daß diese Maschine nach dem Prinzipe der Handpresse arbeitete, nur sollte das Ein- und Ausfahren des Schriftsatzbettes, das Heben und Senken des Drucktiegels und das Einfärben der Form vermittels Walzen mechanisch erfolgen. Obgleich die Maschine soweit kam, daß Proben darauf gemacht wurden, ist sie doch nicht ganz vollendet worden. König überwarf sich mit Kummer und verließ Suhl. Durch diesen ersten Fehlschlag ließ er sich aber nicht entmutigen. Er war zu fest von der Richtigkeit seiner Idee überzeugt und besaß jenen hartnäckigen Optimismus, ohne den ein erfolgreicher Erfinder überhaupt nicht zu denken ist. Aber schon damals war es ihm klar geworden, daß ein Plan von der Größe des ihm vorschwebenden bei dem niederen Stande der deutschen Industrie jener Zeit in seinem Vaterlande kaum verwirklicht werden konnte und daß allein in dem industriell und kapitalistisch so weit vorangeschrittenen England die Vorbedingungen dafür gegeben waren. Er zog daher bei Landsleuten in London Erkundigungen über die dortigen Verhältnisse ein, die aber auch nicht durchweg befriedigend waren, da seine Gewährsleute ihn versicherten, daß er zu einem solchen Unternehmen viel Geld mitbringen müsse, und gerade das fehlte ihm. Er beschloß daher, es zuerst noch einmal in Deutschland zu versuchen und wandte sich zunächst an Graf Thürheim, den bayerischen Landeskommissar in Würzburg, dem er sein Anliegen persönlich vortrug und die Zeichnungen seiner Maschine nebst einer Denkschrift „für den Richterstuhl der großen Mathematiker und Mechaniker von Würzburg" vorlegte. Thürheim lehnte eine Unterstützung

Digitized by Google

seiner Pläne unter dem Hinweis auf die schlechte Finanzlage des bayerischen Staates ab. Gleichzeitig aber führte König Verhandlungen mit einem Herrn Gmelin in Würzburg, dem Besitzer des nahen Klosters Oberzell; aber auch dieser Plan zerschlug sich, da Gmelin außer dem für eine Fabrik wohl geeigneten Klosteranwesen kein Betriebskapital zur Verfügung stellen konnte. Nun schickte König die Abhandlung, die er seiner Zeit „für die großen Mathematiker und Mechaniker in Würzburg" angefertigt hatte, an G. J. Göschen, den berühmtesten Verleger und Drucker Deutschlands, bei dem er wenigstens technisches Verständnis erhoffte. Aber auch dieser lehnte Königs Projekt rundweg ab: er meinte, man könne vielleicht mit einer solchen Maschine viel, aber nie etwas Gutes drucken. Der Blick der sonst so bedeutenden Persönlichkeit, die Göschen war, war in diesem Falle durch die Vorurteile des Fachmannes eingeengt, wie es bei Fachleuten so oft geschieht, wenn an den Grundlagen ihres zünftigen Wissens und Könnens gerüttelt wird. In Wien, wohin der unermüdliche König sich nun wandte, fand er bei dem Direktor der neu gegründeten Staatsdruckerei, Degen, wohl technisches Interesse und Verständnis, aber Mittel konnte der verarmte österreichische Staat auch nicht zur Verfügung stellen. Degen verwies aber König nach St. Petersburg und dieser wendete sich daher noch von Wien aus mit einer Eingabe direkt an den Kaiser von Rußland, dem er Zeichnungen und Beschreibung seiner Maschine sandte. Die Antwort wollte er in Hamburg abwarten, wo er bei seinem Landsmann, dem Notenstecher und Musikalienhändler Böhme wohnte, in dessen Geschäft er auch gearbeitet zu haben scheint. Als man von Petersburg weitere Erläuterungen verlangte, entschloß sich König rasch, selbst dahin zu reisen und ging am 13. Mai 1806 von Lübeck aus in See. Aber auch in Petersburg hielt man ihn monatelang hin, ohne ihm einen endgültigen Bescheid zu erteilen, sodaß er endlich im November den langgehegten Plan ausführte und sich von Petersburg direkt nach London begab.

Als Schiffbrüchiger und völlig mittellos betrat er den Boden Englands. Es war der Augenblick seines Lebens, wo, wie er später an seinen drängenden Gläubiger Riedel schrieb, alles über ihm zusammenzubrechen drohte. Aber all dies Mißgeschick vermochte nicht, ihn zu bewegen, die mühsame Erfinderlaufbahn zu vertauschen gegen die Sicherheit und das Behagen, die ein landläufiger Beruf in der Heimat ihm hätte bieten können. Er behielt sein hohes Ziel fest im Auge, wenn es für ihn auch zunächst galt, in der großen Weltstadt um sein nacktes Leben zu kämpfen. Als Drucker verdiente König

Digitized by Google

in London zuerst sein Brot, später sehen wir ihn in der Buchhandlung eines Landsmannes namens Weise tätig. Die Nachrichten aus der ersten Londoner Zeit Königs sind jedoch sehr spärlich, da damals gerade die Kontinentalsperre einsetzte und den Briefverkehr zwischen England und dem Festlande unterband. Erst im März 1807 erfahren wir aus einem Brief an seine Mutter, daß er einen bedeutenden Londoner Buchdrucker, Thomas Bensley, für seine Erfindung interessiert habe. Am 1. April 1807 schloß er mit diesem einen Vertrag über die Ausführung der Erfindung. Volle zwei Jahre hören wir aber nun wieder nichts mehr über den Fortgang der Arbeit an dieser neuen Maschine. Erst durch einen Brief Bensleys an König vom 9. August 1809 erfahren wir, daß ein Versuch, Mr. Walter, den Besitzer der „Times", für das Unternehmen zu gewinnen, gescheitert war. Bensley wollte offenbar das Risiko nicht mehr allein tragen, nachdem sich die Versuche zwei Jahre hingezogen hatten und suchte noch einen anderen Partner. Bald gewann er aber zwei andere Londoner Buchdrucker, Mr. Taylor und Woodfall, und zwischen den vieren kam es am 29. September 1809 zu einem neuen Gesellschaftsvertrag, der die Durchführung der König'schen Erfindung zum Gegenstand hatte. Die Gesellschaftsanteile wurden festgesetzt zu $^3/_8$ für Bensley, $^2/_8$ für König, $^3/_8$ für Taylor und Woodfall zusammen. $^1/_4$ des Geschäftsgewinnes sollte König zufallen, dem außerdem ein Gehalt von 10 Pfd. im Monat gewährt wurde. In diesem Vertrag wurde auch zum ersten Male F. A. Bauer erwähnt, den König wohl 1807 in London schon kennen lernte und mit dem ihn bald eine enge Freundschaft verband, die beide Männer für das ganze Leben unlöslich verknüpfte. Bauer wurde in dem Vertrag als Königs Rechtsnachfolger bestimmt, falls dieser vor Vollendung der Erfindung sterben sollte, und mit der Fortführung des Baues der Maschine betraut, an der er offenbar schon vorher mitgearbeitet hatte. Nachdem nun mehr Mittel zur Verfügung standen, konnte auch ein Patent auf Königs Erfindung angemeldet werden. Es wurde unter der Nr. 3321 auf Königs Namen erteilt. Die Maschine wurde aber erst im April 1811 vollendet und in Betrieb gesetzt. In dem Artikel, den König später am 8. Dez. 1814 in den „Times" veröffentlichte, sagte er von dieser ersten Druckmaschine: „Der Bogen H des neuen Annual Register für 1810 »Principle Occurrences«, 3000 Auflage, wurde damit gedruckt, und ist, davon bin ich überzeugt, der erste Teil eines Buches, der je mit einer Maschine gedruckt ist."

Diese erste Londoner Maschine arbeitete nach dem Prinzip des Tiegeldruckes. Sie lieferte zwar, wie König versprochen, 400 Bogen

Digitized by Google

stündlich, ihre Herstellungskosten waren aber so bedeutend, daß sie durch die geringe Mehrleistung gegenüber der Handpresse nicht gerechtfertigt erschienen. Es war also wieder nur ein Abschnitt, kein Abschluß in der Erfindung erreicht! Die Möglichkeit, eine wesentlich höhere Leistung zu erzielen, war daher Grundbedingung, wenn die Druckmaschine überhaupt eine wirtschaftliche Bedeutung erlangen sollte. König entschloß sich zu diesem Zwecke zu einer grundsätzlichen Änderung des Druckverfahrens: er ging vom ebenen Druck zum zylindrischen Druck über! Dieser Übergang wurde später von Königs Konkurrenten und von den Kritikern der englischen Fachliteratur dazu benutzt, die Originalität der Erfindung Königs in Zweifel zu ziehen, und anderen, insbesondere einem William Nicholson, der 1790 ein Patent auf eine Maschine zum Drucke auf Papier, Leinwand usw. erhalten hatte, das Verdienst der Erfindung der Zylinderdruckmaschine zuzuschreiben. In diesem Patente deutet Nicholson in der Tat, wenn auch nur ganz schematisch, die Möglichkeit an, von einer ebenen oder zylindrischen Druckform vermittels eines Druckzylinders auf Papier oder andere Stoffe Abdrücke zu erhalten. Weiter ist er aber nicht gekommen. Die Frage, die zu entscheiden wäre, ist, ob diese Tätigkeit als Erfindung bezeichnet werden kann. König selbst äußert sich in einem langen gehaltvollen Aufsatz über die Frage in dem Andreäischen Handbuch der Buchdruckkunst von 1827 in dem Sinne, daß zur Erfindung nicht nur die Idee, sondern vor allem der Nachweis ihrer Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit gehöre. Das ist sicher ein ganz gesunder Gedanke. Ebensowenig wie unsere Kenntnis von der Natur durch rein vernunftmäßige Überlegungen erweitert werden kann, sondern nur durch Beobachtung und Erfahrung, ebensowenig kommt eine Erfindung durch eine rein begriffliche Tätigkeit zustande, sondern es gehört dazu in erster Linie der gelungene praktische Versuch der Ausführung und Anwendung der Erfindung. Wir haben im Erfinder nicht in erster Linie den Denker zu sehen, sondern den willensstarken Mann; das bestätigt die Geschichte aller großen Erfindungen. Und wir sind geneigt, auch den einen Erfinder zu nennen, der die praktische Ausführbarkeit und Verwendbarkeit einer Neuerung erwiesen hat, auch wenn deren Idee schon bekannt war, während wir den, der nicht über die Idee, d. i. den Hinweis auf die theoretische Möglichkeit einer Neuerung hinausgekommen ist, nicht Erfinder zu nennen pflegen. So betrachtet kann es nicht zweifelhaft sein, ob Nicholson oder König der Erfinder der Zylinder-Schnellpresse gewesen ist, selbst wenn wir die Frage offen lassen, ob König selbständig auf die Idee des zylindrischen Druckes kam oder sie von

Digitized by Google

Nicholson entlehnte. Er spricht sich hierüber in dem genannten Aufsatz im Andréäischen Handbuch gleichfalls sehr ausführlich aus. Hiernach hat er bereits im Jahre 1807 Kenntnis von dem Nicholson'schen Patent bekommen und es zusammen mit Bensley eingesehen. Ein Auszug, den er sich damals machte, ist noch erhalten. Er wußte also um die Nicholson'schen Projekte; darüber ist kein Zweifel. Andererseits schreibt er aber in demselben Artikel: „So hatte ich z. B. schon oft an den zylindrischen Druck gedacht, aber erst im Jahre 1811 eine Art des Gebrauches und der Anordnung der Teile gefunden, wodurch etwas gewonnen wurde, und die noch jetzt bei allen Druckmaschinen von mir und anderen in Anwendung ist". Wenn also Nicholson unzweifelhaft den Gedanken des zylindrischen Druckes schon aussprach, ehe König überhaupt sich mit Erfindungsplänen beschäftigte, so ist es doch wohl möglich, daß Königs beweglicher Geist schon früh auch diesen Gedanken erwog, den er aber erst wieder aufgriff, als er ihn zu verwirklichen wußte. Es liegt daher durchaus kein Widerspruch darin, wenn König in demselben Artikel, in dem er erzählt, daß er schon 1807 das Nicholson'sche Patent kennen lernte, wörtlich sagte: „ich nehme keinen Anstand, zu erklären, daß ich weder damals, noch in der Folge irgend einen Gedanken von Nicholson entlehnt habe." Auch wenn wir Königs Wort nicht Glauben schenken wollten, obgleich wir ihn in seinem ganzen Leben nie einer Unaufrichtigkeit zeihen können, so stände doch das eine fest, daß 1807 Nicholson's Patent längst erloschen und daher Allgemeingut war, und daß weder von ihm noch von einem Anderen je eine Maschine nach dem Prinzip des Zylinder-Druckes gebaut oder auch nur zu bauen versucht worden war. Das hat erst König getan auf Grund seines voll neuer Ideen steckenden Patentes. Wenn wir noch hinzufügen, daß Nicholson selbst niemals Anspruch darauf erhob, der Erfinder der Zylinderschnellpresse zu sein, obgleich er ja deren Vollendung noch erlebte und Königs Patent zweifellos kannte, ja sich im Jahre 1814 ihm sogar als Sachwalter in Patentangelegenheiten anbot, so ist über diese vielumstrittene Frage wohl alles gesagt, was zu sagen ist. Wir haben dabei etwas länger verweilt, weil auf dem Prinzipe des zylindrischen Druckes und auf Königs erster Zylinderschnellpresse sich nicht nur seine weiteren Erfindungen, sondern der gesamte Schnellpressenbau bis zum heutigen Tage Stufe um Stufe aufbaute und Königs vollen Anteil daran darzulegen wichtig erschien.

Am 30. Oktober 1812 wurde König nun ein Patent Nr. 3496 auf diese Zylinderschnellpresse erteilt, dem am 23. Juli 1813 ein weiteres

Digitized by Google

Patent Nr. 3725 für eine Reihe von Verbesserungen folgte. Bereits im Dezember 1812 war sie vollendet, also in etwa $1^1/_2$ Jahren, während für die erste Maschine fast 4 Jahre Bauzeit nötig waren. Die Beschleunigung im Bau der Maschine war dem Umstande zu verdanken, daß König beim Bau der ersten Maschine reiche Erfahrung gesammelt hatte, daß eine eigene Werkstätte mit Dampfbetrieb für die Zwecke des Unternehmens in White Croß Street errichtet worden war und endlich, daß F. A. Bauer sich von jetzt an völlig dem Unternehmen widmete und die Leitung der Werkstätte übernahm.

Diese Maschine zeigt nun im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin im wesentlichen schon das Bild der heutigen Schnellpresse: im Mittelpunkt ein Druckzylinder, auf dem während seines periodischen Stillstandes der Bogen angelegt wird und der dann bei seiner nachfolgenden Drehung den Bogen in den Bereich der darunter hin- und hergleitenden Form bringt, gegen diese preßt und so den Druck erzeugt. Die Einfärbung der hin- und hergehenden Form geschieht wie bei Königs erster Maschine durch Walzen, die ihrerseits die Farbe aus einem Behälter durch Vermittlung rasch hin- und hergehender gleichzeitig sich drehender Verreibwalzen erhalten. Nur das Anlegen und Abnehmen der Bogen erfolgte von Hand. Alle Bewegungen wurden von einer einzigen durch Dampfkraft bewegten Antriebswelle hergeleitet. Für die verschiedenartigen Bewegungen war eine Reihe von sinnreichen Bewegungsmechanismen erforderlich und König hat in der Tat so ziemlich alles, was die Kinematik zur damaligen Zeit kannte, verwertet. Die Proben in der Werkstatt verliefen zur größten Zufriedenheit. Es wurden 800 Bogen in der Stunde gedruckt. Hiermit war eine solche Überlegenheit über die Handpresse erreicht, daß nun auch die Herstellungskosten für den rechnenden Buchdrucker kein Hindernis mehr boten, die Maschine bei sich einzuführen. Nach 10 Jahren zielbewußter mühe- und entbehrungsreicher Erfindertätigkeit war König jetzt endlich zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. Er hatte eine Druckmaschine erfunden, die reif schien, in die Praxis eingeführt zu werden. Hierauf war jetzt sein Augenmerk gerichtet, und er faßte, wie er es liebte, gleich den Stier bei den Hörnern. Mr. Walter, den Besitzer der „Times", lud er trotz dessen früheren Ablehnung jetzt zur Besichtigung der Maschine ein. Die Einführung der neuen Maschine bei der größten Londoner Zeitung war die denkbar schwierigste Probe, aber wenn sie gelang, war es auch die wirksamste Empfehlung. Es war ein Wagnis für König und ein ebenso großes für Walter, aber beide waren mutige Männer und ehe Walter die Werkstätte Königs verließ, legte

Digitized by Google

er die Bestellung auf 2 Doppelmaschinen für die „Times" vertrauensvoll in Königs Hände, der sie, des guten Ausganges sicher, dankbar annahm. Zwei Jahre währte der Bau dieser beiden Maschinen; Ende November 1814 waren sie in der Werkstätte fertiggestellt. In aller Stille wurden sie in die Druckerei der „Times" überführt, aber dort nicht in dem allgemeinen Druckersaal, sondern in einem abgeschlossenen Raume aufgestellt, da man Störungen durch das Personal befürchtete. Denn obgleich König seine Arbeiter — es waren deren 22 an der Zahl — durch einen noch vorhandenen Revers bei 100 Pfund Strafe zu Stillschweigen verpflichtet hatte, war doch etwas durchgesickert. In der Nacht vom 28. auf 29. November 1814 sollten die „Times" zum ersten Mal auf der neuen Maschine gedruckt werden. Die Handdrucker warteten vergeblich auf die Formen. Es wurde ihnen gesagt, daß noch Nachrichten vom Kontinent erwartet würden. Inzwischen aber wurde in dem neuen Maschinensaal in Gegenwart von Walter, König und Bauer die Auflage anstandslos heruntergedruckt. Erst nach Beendigung wurden die Handdrucker von der vollendeten Tatsache in Kenntnis gesetzt. Diese Nacht war ein Höhepunkt in Königs Erfinderleben. Mit welchen gehobenen Gefühlen durfte er nun in die Zukunft blicken, er, der auch in den schlimmsten Tagen nie die Hoffnung ganz hatte sinken lassen. In der Nummer der „Times" vom 29. November 1814 gab Mr. Walter dem Publikum in einem kurzen Leitartikel Kenntnis davon, daß diese Nummer auf eine neue Methode gedruckt sei, die er als „das praktische Resultat der größten Verbesserung auf dem Gebiete des Buchdruckes seit seiner Erfindung" bezeichnete. „Über die Person des Erfinders, heißt es weiter, haben wir nur wenig hinzuzufügen. Wie Sir Christopher Wren's vornehmstes Denkmal der Bau ist, den er errichtete, so ist der höchste Lobespreis, den wir dem Erfinder der Druckmaschine zollen können, in der vorstehenden nur einen schwachen Begriff gebenden Beschreibung der Macht und des Nutzens seiner Erfindung enthalten. Nur das wollen wir noch sagen, daß der Erfinder, Sachse von Geburt, König heißt, und daß die Erfindung unter der Leitung seines Freundes und Landsmannes, Bauer, ausgeführt wurde.

In der Ausgabe der „Times" vom 8. Dezember 1814 gibt König selbst einen kurzen Abriß über die Geschichte seiner Erfindung, die in vieler Hinsicht eine interessante Urkunde ist. Auf Erfolgen auszuruhen, war aber nicht Königs Sache. Sein reger Geist erhielt aus den Erfahrungen, die täglich beim Betriebe der „Times"-Maschinen gemacht wurden, neue Nahrung, und so hat er die $2^1/_2$ Jahre, die er noch in

Digitized by Google

England verbrachte, zwei weitere für den Schnellpressenbau wichtige Erfindungen gemacht: die Maschine mit beständig umlaufendem anstatt periodisch angehaltenem Druckzylinder und die Schön- und Widerdruckmaschine zum gleichzeitigen Druck der Bogen auf beiden Seiten. Diese Neuerungen wurden ihm durch sein viertes Patent Nr. 3868 vom 24. Dezember 1814 geschützt. Thomas Bensley erhielt 1816 die erste Schön- und Widerdruckmaschine, R. Taylor 1817 die erste Schnellpresse mit umlaufendem Druckzylinder. Es waren die letzten Maschinen, die König in England baute. Hiermit hatte er seine erfinderische Tätigkeit in London abgeschlossen. In den zehn Jahren seines dortigen Aufenthaltes hatte er nicht nur die erste Druckmaschine gefertigt, die überhaupt je gebaut wurde, nämlich die Maschine von 1811 für ebenen Druck, sondern auch die erste Zylinderschnellpresse, die Mutter aller späteren Schnellpressen, und noch mehr, er hat von diesem System bereits jene vier Spielarten erdacht, ausgeführt und in praktischen Betrieb gesetzt, die noch heute nach mehr als 100 Jahren die 4 Haupttypen des Schnellpressenbaues sind: die einfache Schnellpresse mit periodisch anhaltendem Zylinder, die Doppelschnellpresse mit 2 Zylindern, die Schön- und Widerdruckmaschine für zweiseitigen Druck und die einfache Schnellpresse mit beständig umlaufendem Druckzylinder. Wenn diese Systeme auch im Laufe eines Jahrhunderts natürlich Vervollkommnungen im einzelnen erfahren haben, so sind ihre Grundprinzipien und ihre Wirkungsweise doch vollständig die gleichen geblieben. Watt's erste Dampfmaschine unterscheidet sich von einer modernen Dampfmaschine mehr als König's erste Schnellpresse von ihren heutigen Nachfolgerinnen. Um Königs technische Leistungen ganz zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, daß er keinen Vorläufer hatte; denn Nicholson kann, wie wir sahen, als solcher nicht gelten, und daß er nicht nur eine neue Maschinengattung, sondern ein neues Arbeitsverfahren zu schaffen hatte. König hat aber nicht allein die allgemeinen Pläne seiner Maschine entworfen, sondern seine schöpferische Ingenieurtätigkeit hat sich auf die Einzelheiten erstreckt. So sehen wir, daß er es war, nicht Bauer, der die bis ins kleinste sorgfältig ausgearbeiteten Patente verfaßt hat. Es sind uns von seiner eigenen Hand die Entwürfe des dritten und vierten Patentes erhalten, die mit den amtlichen Patentschriften fast wörtlich übereinstimmen. Solche gediegene Kenntnisse der Mathematik und Mechanik hatte er sich auf rein autodidaktischem Wege angeeignet. Wohl haben zum Gelingen seiner Erfindungen äußere Umstände, wie die finanzielle Unterstützung seiner Gesellschafter, der vollkommene Stand der ausübenden

Digitized by Google

Mechanik in England und das mechanische Talent Bauers beigetragen; aber ganz überragend steht dem allen gegenüber, was König in sich trug, was dem ganzen Unternehmen Richtung, Kraft und Leben gab, Königs Persönlichkeit: seine schöpferische Phantasie verbunden mit der Gabe praktischer Gestaltung, die wir in seinen Patenten wirksam sehen, und seine unbeugsame Willensstärke, begleitet von einem nie versagenden Optimismus und unerschütterlichen Vertrauen in Bezug auf die Richtigkeit und die Bedeutung seines Erfindergedankens.

Wenn König trotz den technischen Erfolgen der finanzielle Erfolg versagt blieb, so lag dies hauptsächlich an dem Vertrage, der ihn an seine Gesellschafter in London band und an der Persönlichkeit des Hauptgesellschafters Bensley. Das Kapitel „Erfinder und Geldgeber" wird durch Königs Schicksal um einen interessanten Beitrag bereichert. Der am 29. September 1809 zwischen König, Bensley, Taylor und Woodfall abgeschlossene Vertrag, war am 22. März 1813 durch einen neuen Vertrag zwischen den vier Gesellschaftern ersetzt worden. Die Neuordnung des Vertragsverhältnisses war deshalb nötig geworden, weil die Teilhaber zur Ausführung der Erfindung und zum Bau der „Times"-Maschinen größere Einlagen hatten machen müssen als vorgesehen war. Obgleich König selbst nicht in der Lage gewesen war, weiteres Kapital einzuschießen, war sein verhältnismäßiger Anteil an dem Unternehmen der gleiche geblieben: es entfielen auf König 4, auf Bensley 6, auf Taylor und Woodfall je 3 Anteile. Dafür aber hatte König zwei Bedingungen annehmen müssen, die ihn bald schwer schädigten. Erstens mußte er sich verpflichten, alle Zusätze, Verbesserungen und Änderungen seiner Erfindung der Gesellschaft unentgeltlich zu überlassen, wobei allerdings wohl nur an Einzelheiten, nicht an prinzipielle Neuerungen gedacht war. Als aber König bald darauf eine ganz neue Erfindung, nämlich die der Schön- und Widerdruckmaschine machte, mußte er auch diese hingeben, ohne dafür ein Entgelt für sich beanspruchen zu können. Zweitens war in dem neuen Vertrage bestimmt, daß die Anteile nur mit schriftlicher Zustimmung der übrigen Gesellschafter verkäuflich sein sollten. Es gab sich nun bald darauf, daß Woodfall sich von dem Unternehmen zurückziehen und seinen Anteil an Bensley verkaufen wollte. König bedauerte den Austritt Woodfalls sehr, der, wie Taylor, ein redlicher und vornehm denkender Mann war, während er gegen Bensleys Charakter schon längst ein starkes Mißtrauen empfand. Trotzdem gab er seine Zustimmung, sei es, daß er sich Bensley gegenüber als dem ersten, der seiner Erfindung Vertrauen entgegengebracht hatte, verpflichtet fühlte,

Digitized by Google

sei es, daß er sich ihn für die Zukunft verpflichten wollte, und so hatte nun Bensley mit 9 Anteilen unter 16 die Mehrheit, die er gleich in der wichtigsten Frage der Geschäftspolitik König gegenüber mißbraucht hat. Bei allem Idealismus, mit dem König von Anfang an sich seiner kulturell so bedeutsamen Aufgabe gewidmet hatte, trat jetzt nach Vollendung der Erfindung der natürliche Wunsch nach einem materiellen Erfolg bei ihm in den Vordergrund, und dieser war nur zu erwarten, wenn möglichst viele Druckmaschinen gebaut und verkauft wurden. Dagegen aber wehrte sich Bensley, kurzsichtig gegen seinen eigenen Vorteil und habgierig wie er war. Er wollte als Drucker den Vorteil des Maschinendruckes, solange Königs Patente bestanden, allein ausnutzen und ihn seinen Kollegen und der Allgemeinheit vorenthalten. Daher suchte er auf jede Weise den Verkauf von Maschinen an andere Drucker zu verhindern, ja er versagte sogar seine Zustimmung zur Versendung eines Preiskurantes, den König verfaßt hatte und der bereits gedruckt war. Weder Königs privat- und volkswirtschaftlich so gedankenreiche Ausführungen, die er in einer langen Denkschrift für Bensley niederlegte, noch seine Beschwerden über die Unbilligkeit und Eigennützigkeit Bensleys, die ihn und Bauer der Früchte ihrer ganzen Lebensarbeit zu berauben drohten, vermochten Bensley zu einer Änderung seines Verhaltens zu bewegen. Er hatte die Mehrheit, und dabei blieb es.

Das Vertrauen zwischen den Gesellschaftern war hierdurch derart erschüttert, daß König ein ersprießliches Zusammenarbeiten unter dem bestehenden Vertrage nicht mehr für möglich hielt. Dazu kam, daß er niemals daran gedacht hatte, sein Leben in England zu beschließen. Vielmehr hatte bei ihm im Hintergrunde immer der Gedanke geschlummert, nach vollendeter Erfindung in seine Heimat zurückzukehren, allerdings nicht als Rentner, denn er habe, wie er seiner Mutter hierüber einmal schrieb „zu viel Anreiz zu einem tätigen Leben," sondern als Begründer einer neuen Maschinenindustrie. Er schlug daher Bensley vor, den bestehenden Vertrag, insoweit er den Bau von Maschinen betraf, aufzuheben, die Werkstätte in White Croß Street aufzulösen und das Inventar unter die Gesellschafter zu verteilen. Er und Bauer wollten dann „am Rhein, Main oder Neckar" eine Fabrik gründen und dem Konzern als Wiederverkäufer Druckmaschinen zu verhältnismäßig billigen Preisen liefern. Am 25. November 1816 kam auf dieser Grundlage ein Vertrag zwischen König, Bensley und Taylor zustande. Die beiden Letzteren verpflichteten sich, bei einer Vertragsstrafe von 6000 Pfund, bis zum 24. Dezember 1828 weder

Digitized by Google

selbst Druckmaschinen zu bauen noch durch andere bauen zu lassen. Wenn König trotz dem gegen Bensley bestehenden Mißtrauen den Vertrag unterschrieb, so geschah es, weil er nicht alle Brücken nach England abbrechen wollte. Bensley seinerseits konnte ruhig seine Unterschrift dazu geben. Er brauchte ja nur bei König keine Maschinen zu bestellen und konnte so seine Politik, keine Druckmaschinen an andere Drucker zu liefern, fortsetzen, und so geschah es ja auch. Vielleicht wollte er auch Königs Argwohn einschläfern, und seine Aufmerksamkeit von den Beziehungen ablenken, die ihn schon damals mit Cowper & Applegath verbanden, Königs ersten Nachahmern und Konkurrenten. Nach Königs und Bauers Abreise aus London wurden diese Beziehungen, die bisher geheim gehalten waren, offenbar. Bensley ließ Cowper & Applegath Königs Maschinen studieren und abzeichnen trotz Königs von Oberzell aus erfolgtem Protest; ja er erscheint sogar auf einem Patente derselben im Jahre 1818 als Zeuge, und ließ sich 1823 eine Maschine von ihnen bauen — alles während der Vertrag von 1816 noch in Kraft war.

Mit Abschluß dieses Vertrages, der König verpflichtete, „am Rhein, Main oder Neckar" eine Fabrik zu gründen, war der dritte und letzte Abschnitt in seiner Laufbahn eingeleitet, seine Niederlassung in Deutschland. Sofort unternahm er die vorbereitenden Schritte dafür. Da weder er noch Bauer im Augenblicke abkömmlich war, bevollmächtigte er einen alten Freund Bauers, den Oberfinanzrat Nördlinger in Stuttgart, zur Pachtung oder zum Ankauf von Kloster Oberzell bei Würzburg, das ihm noch vom Jahre 1804 her in bester Erinnerung war, nachdem er vorher durch den bayerischen Gesandten in London, Baron von Pfeffel, den Landeskommissär in Würzburg, Freiherrn von Lerchenfeld, für sein Vorhaben interessiert hatte. Nach vorangegangener Besichtigung und längeren Verhandlungen gelang es Nördlinger, einem ebenso gewandten als uneigennützigen Unterhändler, das herrliche durch seine Lage am Main und an der großen Heerstraße Frankfurt—Nürnberg vorzüglich gelegene Anwesen um den billigen Preis von 35 000 Gulden zu erwerben. Am 10. April 1817 wurde der endgültige Vertrag abgeschlossen.

Zur Tilgung der für den Ankauf von Oberzell vereinbarten Teilzahlungen und für die Einrichtung der Fabrik benötigte König ein größeres Kapital. Wir hatten gesehen, daß er mittellos nach England gekommen war, und während seines zehnjährigen Aufenthaltes in London war es ihm unmöglich gewesen, ein Vermögen zu erwerben. Sein Gehalt hatte kaum zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes

Digitized by Google

gereicht und die für die „Times“ und Bensley gebauten Maschinen hatten mehr gekostet, als dafür erlöst worden war. So blieben ihm nur die Lizenzen für die Benutzung der Maschinen, die ihm als Erfinder zustanden. Die „Times“ hatten ihre Verpflichtungen erfüllt, Bensley aber weigerte sich, es zu tun. Er feilschte zuerst in unwürdiger Weise um den Betrag, bot schließlich eine Abfindung von 486 Pfund, knüpfte daran aber noch den schikanösen Vorbehalt, daß seine Maschine erst in Ordnung gebracht werden müßte. Nun leistete die Maschine längst, was versprochen war, aber Verbesserungen, die König und Bauer in entgegenkommender Weise anzubringen sich erboten, benutzte der hinterhältige Mann, um zu behaupten, daß die Maschine noch nicht in Ordnung sei. Nachdem König sich monatelang mit Bensley herumgestritten, kam er zu der Überzeugung, daß dieser ihn einfach um die ihm zukommenden Beträge betrügen wolle, und so mußte er sich denn schweren Herzens entschließen, auch ohne Bensleys Zahlung in Händen zu haben, abzureisen, denn seine Abreise drängte. Auch Bauer konnte später nach Königs Abreise nichts erreichen und König hat tatsächlich nie einen Schilling von seinen wohlverdienten Erfindungslizenzen gesehen. Ebenso verweigerte Bensley später die Herausgabe der Drehbänke, die König als seinen Anteil an der vertraglich aufzulösenden Werkstätte beanspruchen konnte, und die er so dringend in der zu errichtenden Fabrik gebrauchte. Bensley verkaufte die Werkstätte später im ganzen, hat aber König nie den ihm zukommenden Anteil davon ausgezahlt. Dieses empörende Verhalten Bensleys und seiner Komplizen Cowper & Applegath hat wohl König dazu veranlaßt, im Unmut England als ein Land zu bezeichnen, das er „zu bewundern aber nicht zu lieben gelernt habe“.

Trotzdem König durch den Betrug Bensleys bei seiner Abreise außerordentlich knapp in seinen Mitteln war, wollte er doch noch, bevor er nach Deutschland zurückkehrte, ehrenhalber alle jene alten Schulden bezahlen, die er in Verfolgung seiner Erfindung und zur Unterstützung seiner alten Mutter vor seiner Abreise nach London hatte aufnehmen müssen, die er aber damals, wo alles über ihm zusammenzubrechen schien, nicht mehr hatte begleichen können. Er befriedigte jetzt von London aus noch alle diese Gläubiger mit Zinsen und Zinseszins. Nur mit seinem ältesten Gläubiger, Riedel, der inzwischen durch seine eigene Schuld in große Not geraten war und unmäßige Forderungen an König stellte, konnte er sich nicht gleich einigen. Königs alter Freund Eggert in Halle hat damals in uneigennütziger Weise diese undankbaren Verhandlungen für ihn geführt, jedoch kamen sie

Digitized by Google

erst nach Königs Rückkehr zum Abschluß. Riedel hat die sehr reichliche Abfindung von 6000 Talern erhalten, ist aber trotzdem elend verkommen und König hat ihn später wiederholt durch Geschenke unterstützt, obgleich Riedel während Königs schwerster Jahre in London ihn in unwürdiger Weise gedrängt und zuletzt mit gemeinen Schmähungen und Beschimpfungen überschüttet hatte.

Unter diesen Vorbereitungen war der August 1817 herangekommen. Schon im April war der Kauf von Oberzell abgeschlossen worden, und je unerfreulicher sich das Verhältnis zu Bensley gestaltet hatte, um so klarer war König geworden, daß er jetzt alle seine Hoffnungen auf die rasche Errichtung der Fabrik in Oberzell setzen mußte. Den 10. August bestimmte er für seine Abreise, obgleich in London noch vielerlei zu erledigen blieb, in erster Linie die im Bau befindliche Maschine für Taylor zu vollenden war. Daß diese Aufgabe sowie die Abwicklung der anderen Geschäfte in London Bauer, König aber entsprechend seiner Pionier-Natur die Aufgabe zufiel, von dem neuen Anwesen Besitz zu ergreifen, die Vorbereitungen für die Errichtung der Fabrik zu treffen, und die tausend neue Fäden anzuknüpfen, die dazu nötig waren, das ergab sich ganz von selbst. Am 9. August erteilte König Bauer gesetzliche Vollmacht, zur Abwicklung aller noch in London schwebender Angelegenheiten und am gleichen Tage unterzeichneten die beiden Freunde ihren ersten Gesellschaftsvertrag. Er ist, wie alle wichtigen Schriftstücke, von König verfaßt und ist ein schönes Denkmal für die Freundschaft der beiden Männer und für die vornehme Art, wie der Verfasser des Vertrages ihr gegenseitiges Verhältnis auffaßte. Dies zu zeigen, genügt es, folgenden Satz aus dem Artikel 8 des Vertrages hierher zu setzen:

„Sollte indessen wider alles Erwarten Uneinigkeit zwischen den Vertragsschließenden entstehen, die eine Trennung nötig machten, so soll für diesen Fall vorher nichts bestimmt werden: die kontrahierenden Freunde haben so viel Vertrauen zueinander, zu erwarten, daß selbst die aufgehobene Freundschaft noch Rechte und Pflichten für sie haben werde, die keiner verletzen würde."

Der Vertrag setzte fest, daß das Unternehmen unter der Firma König & Bauer betrieben werden sollte, und bestimmte, daß das Erträgnis zu $^2/_3$ König, zu $^1/_3$ Bauer zufiel; die Gebäude sollten im Besitz von König verbleiben, während die Werkstätte, die zu gleichen Teilen zu bestreiten war, auch gemeinsamer Besitz sein sollte. Die Vorzugsstellung Königs ist darin begründet, daß er der Erfinder der Druckmaschine sei, größere Aufwendungen dafür gemacht und sich

Digitized by Google

schon lange, bevor er Bauer kennen lernte, damit befaßt habe. Auch brachte König das Privilegium auf den Bau von Druckmaschinen und die zollfreie Einfuhr von Maschinen, Werkzeugen und Rohmaterialien, das ihm von der bayerischen Regierung auf zehn Jahre verliehen worden war, in das Unternehmen ein. Schließlich waren noch Bestimmungen für den Fall der Aufnahme anderer Geschäftszweige und für den Todesfall vorgesehen.

Am Tage nach Unterzeichnung des Vertrages reiste König, von Bauer bis Gravesend begleitet ab, ohne von irgend jemanden in London Abschied genommen zu haben. Wenn er auf den Tag zurückblickte, an dem er vor elf Jahren in England landete, so konnte er heute stolze Befriedigung empfinden, aber sie war doch mit bitteren Gefühlen vermischt. Ein Unbekannter ohne Mittel, ohne Empfehlung, war er nach London gekommen, und heute verließ er England als der anerkannte Schöpfer „der größten Verbesserung, die die Buchdruckerkunst seit ihrer Erfindung erfahren hat," wie Mr. Walter in der „Times" so treffend gesagt hatte. Zwar hatte man damals in England bereits begonnen, seinen Erfinderruhm zu verkleinern; aber schon, daß man sich soviel mit ihm beschäftigen mußte, zeigte, daß ihm ein großer Wurf gelungen war, und dessen war er sich voll und ganz bewußt. Auf dem Kontinente hatte man seiner Erfindung die größte Aufmerksamkeit geschenkt, und besonders die größeren deutschen Zeitungen, wie die Haude & Spener'sche Zeitung in Berlin, hatten mit Stolz von der Erfindung ihres deutschen Landsmannes geschrieben. Selbst in das kleine Eisleben war die Kunde gedrungen, und der dortige Superintendent Berger hatte zur Nachahmung für die Jugend von Königs Maschine in dem wöchentlichen Anzeiger berichtet. Auch die Großen der Welt hatten König und seiner Erfindung persönliche Beachtung geschenkt. Die Kaiserin von Rußland ließ 1815 durch den russischen Gesandten in London, Baron Nicolay, einen Bericht über Königs Maschine einfordern. König verfaßte für diesen Zweck eine eigene Beschreibung der ersten Zylindermaschine, wobei er in dem Begleitschreiben an Baron Nicolay bemerkte: „ich habe die Langweile des Gegenstandes durch Kürze zu vergüten gesucht" und scherzhaft hinzufügte: „so wie es für die Wißbegierde einer Dame zweckmäßig erschien". Es ist erfreulich zu sehen, wie unbefangen und aufrecht König, der doch aus so kleinen Verhältnissen hervorgegangen war, sich gegen Personen hohen und höchsten Standes bei jeder Gelegenheit zeigte. So sehen wir ihn auch gelegentlich des Besuches der beiden Erzherzoge Ludwig und Johann, die im Februar 1816 in London weilten und

Digitized by Google

dem ersten Druckversuch der Bensley'schen Schön- und Widerdruckmaschine beiwohnten, die beiden Sprossen des Kaiserlichen Hauses mit einer selbst verfaßten poetischen Ansprache bewillkommen, die, in Form und Geist lebhaft an Schiller erinnernd, sich bei aller geziemenden Ehrerbietung weit entfernt hält von üblicher Schmeichelei und Unterwürfigkeit. Das lag in seiner Natur; schon bevor er nach England kam, zu einer Zeit, wo er noch gänzlich unbekannt war und nicht auf den geringsten Erfolg hinweisen konnte, hielt er sich und seine Idee, wie wir sahen, nicht für zu schlecht, um sich an höchste Regierungsbeamte wie Graf von Thürheim in Würzburg, an den ersten Verleger Deutschlands, Göschen, an den Direktor der Wiener Staatsdruckerei, ja sogar an den Kaiser von Rußland persönlich zu wenden. Die Luft des freien Bürgertums, die er über zehn Jahre in England geatmet hatte, hatte sein Selbstbewußtsein und seinen Unabhängigkeitssinn noch verstärkt. Er verließ England als ein selbstsicherer Weltmann, der sich Beachtung erzwang, mit wem immer er in Berührung kam. In dem Streit der Geister, der sich nach den Befreiungskriegen um die bürgerliche Freiheit und die deutsche Einheit in Deutschland erhob, finden wir ihn auf der liberalen Seite; er stand später in näherer freundschaftlicher Beziehung zu dem von der Bayerischen Regierung wegen seiner freiheitlichen und deutschen Gesinnung verfolgten und gemaßregelten Professor Schönlein, der auch in der König & Bauer'schen Kutsche über die Bayerische Grenze entkam. Das »self government« nach englischem Vorbild liebte er und es wird erzählt, daß er immer wieder den Bürgern von Zell, der Gemeinde, zu der Kloster Oberzell gehörte, gepredigt habe, sich um ihre Gemeindeangelegenheiten zu bekümmern; denn die Selbstverwaltung sei das Wertvollste, was die Verfassung ihnen verliehen habe. So hat der Aufenthalt in England König nicht nur bei Ausführung seiner Erfindung mächtig gefördert, sondern auch zur Entwicklung seiner Persönlichkeit sehr viel beigetragen. Wie sich Königs persönliches Leben in London — außerhalb seiner erfinderischen und geschäftlichen Tätigkeit, die wir uns nicht anstrengend genug vorstellen können — abspielte, darüber sind wir in der Hauptsache auf den Briefwechsel Königs mit seiner Mutter, seiner Schwester Reichenbach und einige Briefe an Riedel angewiesen; aber auch diese Berichte sind sehr spärlich, da infolge der Kontinentalsperre der Briefwechsel einmal drei Jahre unterbrochen war und da bei dem bescheidenen Interessenkreis der Mutter Königs Mitteilungen sich nur in engen Grenzen bewegen und einen intimen Charakter haben konnten. Wir sehen ihn aber hier als einen treuen guten Sohn. Immer wieder

Digitized by Google

gibt er seiner Sehnsucht nach der alten Mutter in rührenden Worten Ausdruck, so schreibt er 1813: „Wenn mir der Himmel irgend eine Freude aufgehoben hat, so wünsche ich, daß es die sein mag, daß ich meine gute alte Mutter in diesem Leben noch einmal sehen und umarmen kann."

Nach einer beschwerlichen Reise traf König endlich am 27. August 1817 in Würzburg ein. Eine halbe Stunde vor der Stadt führt die Straße an Kloster Oberzell vorbei. König stieg aus und trat durch die uralte Klosterpforte in sein neues Reich ein, ohne sich dem Pförtner zu erkennen zu geben. Der erste Eindruck war überwältigend, wie aus einem noch am gleichen Abend an Bauer geschriebenen Brief hervorgeht. Nicht nur die hervorragende Eignung des Platzes für das geplante Unternehmen sprang in die Augen, sondern auch der ganze romantische Zauber des Anwesens mit seinen altehrwürdigen Gebäuden, seinen herrlichen Gärten und sprudelnden Quellen ergriffen Königs Seele tief. Nach dem ruhelosen Leben, das hinter ihm lag, muß er sich wie in einen friedlichen Hafen eingelaufen vorgekommen sein. Aber nur wenige Augenblicke gab er sich diesen Eindrücken hin, die ihm noch etwas getrübt wurden durch die „ungeheuren deutschen Bücklinge," mit denen Pförtner, Verwalter, Gärtner und Müller, die einzigen lebenden Wesen in dem riesigen Anwesen, vor seiner Weiterfahrt zu verstehen gaben, daß sie ihn doch als Besitzer erkannt hatten. In Würzburg stieg König im Gasthaus zum Schwan ab, wo er schon 1804 gewohnt hatte. Schon am folgenden Tag schrieb der rastlos Planende an Freiherrn von Cotta in Stuttgart und an Oberhofbuchdrucker Decker in Berlin und bot seinen Besuch an. Die Tage, bis eine Antwort eintraf, benutzte er zu einer eingehenden Besichtigung von Oberzell und zu Besuchen bei den Behörden, die bei der glücklichen Lösung des Kaufes von Oberzell beteiligt waren, sowie bei anderen hervorragenden Persönlichkeiten Würzburgs. Cotta lehnte ab, Decker bat aber um den sofortigen Besuch Königs. So sehen wir ihn am 10. September schon wieder auf dem Weg nach Berlin. Auf der Durchreise sah er am 14. September seine 82jährige Mutter wieder. Sie war zwar von den Beschwerden des Alters gebeugt, konnte aber doch mit vollem Bewußtsein die Freude genießen, den stattlich herangewachsenen Sohn, der weithin berühmt geworden war, nach so langer Trennung noch einmal im Leben zu umarmen. Auch einige Freunde sah er wieder, aber er schreibt darüber an Bauer folgende bezeichnende Bemerkung: „Abgelebt und krumm am Schreibtisch geworden. Ich stand unter ihnen wie ein Jüngling — mon dieu nach allen Gefahren und Sorgen!"

Digitized by Google

In Berlin, von Decker und dessen Schwager Spener auf's freundlichste empfangen (bei Decker wohnte er und Spener ließ unter dem Eindrucke seiner bedeutenden Persönlichkeit eine Büste von ihm anfertigen), gelang es ihm nach vierwöchentlichen Verhandlungen, beide zur Anschaffung zweier einfacher Maschinen zu bewegen, die in einer gemeinsamen Druckerei aufgestellt werden sollten. Am 8. Oktober kehrte er aus Berlin zurück, begleitet von seinem Neffen Fritz Helbig dem Sohn seiner Schwester Marie Rosine Reichenbach aus deren erster Ehe mit dem Bergmann Helbig. Um die Schwester zu unterstützen, hatte er den Sohn schon von London aus bei der Decker'schen Buchdruckerei als Lehrling untergebracht und wollte ihn nun in Oberzell zum Mechaniker ausbilden. Helbig trennte sich später von König und wurde der Begründer der ersten Konkurrenz in Deutschland, Helbig & Müller in Wien.

Über die Tätigkeit der beiden Freunde bis zu Bauers Herüberkunft erhalten wir ein anschauliches Bild aus dem lebhaften Briefwechsel zwischen beiden. Im Vordergrund stehen die Maßnahmen für die Errichtung der Fabrik Oberzell. Nach allen Himmelsrichtungen schrieb König, um zu ermitteln, was in Deutschland an Materialien und Werkzeugen für den Maschinenbau zu haben sei. Das Ergebnis war niederschmetternd. Die Liste der Dinge, die in Deutschland nicht zu beschaffen waren (Koks, Roheisen, Werkzeuge aller Art für Eisen- und Holzbearbeitung, von irgend welchen Maschinen ganz zu schweigen), und die Bauer deshalb in London besorgen mußte, wuchs ins Unendliche. Es wurde König dabei klar, wie groß das Wagnis war, mit so primitiven Hilfsmitteln so komplizierte Maschinen in Deutschland bauen zu wollen, wie seine Schnellpressen es waren. Er schreibt später einmal hierüber an Spener: „So geht es, wenn man etwas unternimmt, was über dem Zivilisationspunkt eines Landes liegt." War die Erfindung der Schnellpresse eine Tat Königs, die die ganze Kulturwelt ihm zu danken hatte, so war die Schöpfung der Maschinenfabrik Oberzell eine Leistung, durch die sich König und Bauer ein hohes Verdienst um den Aufbau der deutschen Maschinenindustrie erwarben. Denn fast alle jene Männer — vielleicht Harkort ausgenommen, — die später den Ruhm der deutschen Maschinenindustrie begründeten, und deren Namen meistens in ihren Werken noch fortlebt, waren zu jener Zeit noch Kinder oder sie waren noch garnicht geboren: wie Borsig und Schwartzkopff in Berlin, Schichau in Elbing, Egestorff in Hannover, Cramer-Klett in Nürnberg, Gruson in Magdeburg, Hartmann in Chemnitz und viele andere. Man muß sich das

Digitized by Google

klar machen, um Königs Lebensarbeit auch in dieser Richtung zu würdigen. Königs Name steht ebenbürtig neben dem jener Männer, zumal auch sein Werk die Zeiten überdauert hat und noch heute an der Spitze der von ihm geschaffenen Druckmaschinenindustrie steht.

Einen breiten Raum in dem Briefwechsel zwischen Oberzell und London nimmt auch die Papierfabrikation ein. König war von jeher der Meinung gewesen, daß die Fabrik allein mit dem Bau von Schnellpressen nicht beschäftigt werden könne, eine Meinung, die sich zwar in der Zukunft als irrig erwies, in der er aber durch erfahrene Fachleute wie Decker und Spener bestärkt wurde, die den Bedarf an Schnellpressen in Deutschland für absehbare Zeit auf 12 schätzten! In Deutschland wurde damals ein ganz minderwertiges Papier erzeugt. König beklagt sich darüber in seinen Briefen häufig. Dazu war noch ausschließlich das alte Handschöpfverfahren in Gebrauch, das nur kleine Bogen herzustellen gestattete. In England feierte aber damals schon die Papiermaschine ihre Triumphe, die unendlich viel besseres Papier und in Bogen von nahezu beliebiger Größe zu erzeugen vermochte. Eine solche moderne Papierfabrik erschien König eine wertvolle Ergänzung der Maschinenfabrik: sie stellte einen das ganze Jahr hindurch laufenden Absatz in Aussicht und mußte auch die Verbreitung der Schnellpresse insofern befördern, als deren Überlegenheit über die Handpresse erst bei Verwendung großer Bogen zur vollen Geltung kam. König veranlaßte daher Bauer, an Mr. Dickinson, den größten Papierfabrikanten Englands, heranzutreten, den er schon früher als einen ihm wohlgesinnten Mann kennen gelernt hatte. Dickinson gestattete auch Bauer in der liberalsten Weise, seine Papierfabrikation zu studieren, und Bauer hat hier wertvolle Kenntnisse für die spätere Errichtung der Papierfabrik in Oberzell und Münster-Schwarzach gesammelt.

Große Sorgen machte Bauer auch die Vollendung der Taylor'schen Maschine. Es ergaben sich durch das neue Prinzip des beständig umlaufenden Zylinders allerlei Anstände. Auch hier sehen wir König wieder tief in die technischen Einzelheiten eingehen und Bauer durch Skizzen und Erläuterungen zweckdienliche Ratschläge geben. Die Maschine wurde ja dann auch vor Bauers Abreise vollendet und Taylor hat als ehrlicher Mensch König auch die ihm zustehenden Erfinderlizenzen gezahlt, im Gegensatz zu Bensley, der Bauer von einer Besprechung zur anderen hinzog und, wie wir schon sahen, schließlich überhaupt nicht zahlte. König gab daher Bauer die strenge Weisung, den »scoundrel« laufen zu lassen. Da er die Kosten eines Prozesses nicht

Digitized by Google

hätte aufbringen können, war er zu stolz, weiter zu bitten, wo er nicht die Macht hatte, sein Recht zu erzwingen. Aber Bensleys Betrug war ein schwerer Schlag für die finanzielle Grundlage des jungen Unternehmens, und die Hauptursache aller späteren Geldschwierigkeiten, mit denen König zu kämpfen hatte.

Nachdem die ganze Niederträchtigkeit Bensley's auch in seinen Beziehungen zu Cowper & Applegath sich enthüllt hatte, nahm König auch keinen Anstoß mehr daran, Bauer zu veranlassen, sich um die Aufnahme direkter Bestellungen bei Londoner Buchdruckern — mit Umgehung des Konzerns — zu bemühen. Er hatte aber hierin keinen Erfolg, weil die Drucker fürchteten, Unannehmlichkeiten mit Bensley zu bekommen, und weil König's Konkurrenten, an der Spitze Cowper & Applegath, schon bei ihnen tätig waren. Nur einen Auftrag konnte Bauer aus London mitnehmen, den Umbau der beiden Doppelmaschinen der „Times" nach dem neuen Prinzip des ständig umlaufenden Druckzylinders, wozu König von Oberzell aus die Zeichnungen gesandt hatte. Die Leistungsfähigkeit sollte dadurch von 1100 auf 1400 Bogen in der Stunde erhöht werden. Walter leistete auch eine Anzahlung, die Bauer die endliche Abreise von London ermöglichte.

Mit wahrer Sehnsucht sah König der Ankunft des Freundes entgegen. Der Briefwechsel jener Zeit gibt auch einen schönen Einblick in das persönliche Verhältnis der beiden, das jedenfalls von Seiten Königs von außerordentlicher Wärme war. Fast in jedem Brief erkundigte er sich nach Bauer's Gesundheit, gibt ihm Ratschläge und versichert dem Freund, wie er sich nach ihm sehne. Noch am 18. März kurz vor Bauer's Ankunft schreibt er ihm: „Ich bin äußerst besorgt um Deine Gesundheit. Der Himmel wird mich ja wieder mit Dir vereinigen, sonst wäre ich sehr unglücklich." Wohl hat sich besonders in späteren Jahren das Verhältnis der beiden Männer bisweilen getrübt, wie es bei der Verschiedenheit der Temperamente begreiflich ist. Nie aber hat es zwischen den beiden häßliche Streitigkeiten über ihr beiderseitiges Verdienst an dem gemeinsamen Lebenswerk gegeben. Dazu war auch Königs Persönlichkeit zu überragend: König war der Erfinder, der Pionier in allem; das wußte Bauer. Welchen Anteil jeder an der Ausführung hatte, darüber haben sich beide nie Rechenschaft gegeben. König drückt das einmal sehr schön in folgenden Worten aus: Wenn zwei Menschen gemeinschaftlich und in höchstem Vertrauen einen Zweck dieser Art verfolgen, so dürfte es schwer sein, den Anteil zu bestimmen, den ein Freund gehabt, der bei allem zu Rat gezogen, mit dem jede wichtige Angelegenheit des Geschäftes überlegt worden ist."

Digitized by Google

Mit der Rückkehr Bauers, der am 18. Mai 1818 in Oberzell eintraf, konnte nun das große Werk in Angriff genommen werden. Die Maschinen, Werkzeuge und Materialien trafen allmählich auch aus England ein. Aber nun stellte sich als größte Schwierigkeit dem raschen Fortgang des Werkes die Arbeiterfrage entgegen. Bauer hatte aus London nur einen einzigen Dreher mitbringen können. Sonst mußte man zunächst zünftige Handwerker einstellen. Bald zeigte es sich aber, daß es unmöglich war, dieses zusammengewürfelte Volk an einen fabrikmäßigen Betrieb zu gewöhnen, obgleich Bauer von früh bis spät „wie ein Schulmeister unterrichtete." König schrieb damals an Mr. Walter in London: „Wir mußten mehr Unverschämtheit, Einbildung, Verbohrtheit und Pfuscherei über uns ergehen lassen, als sich irgend ein englischer Meister gefallen lassen würde." So wurden alle diese Handwerker wieder entlassen und man entschloß sich, es mit jungen Burschen aus dem benachbarten Dorf Zell zu versuchen. Bei diesen Leuten, meist Weinbauern, hatte man es weniger mit Unverschämtheit und Einbildung zu tun; aber es mußte jeder Handgriff gelehrt werden, da keiner noch je Meißel oder Feile gesehen hatte. Allerdings waren sie ebenso undiszipliniert und auch sie betrachteten die Fabrik als einen Taubenschlag. Hatte einer häuslich Arbeit, so blieb er fort. Die pünktliche Einhaltung aller Feiertage aber und der sich daran anschließenden Rauf- und Saufexcesse galt ihnen als etwas Selbstverständliches. Es ist kein erfreuliches Bild des damaligen Bildungszustandes der Bevölkerung, das man aus Königs Berichten gewinnt. Aber Bauer mit seiner Beharrlichkeit und König mit seiner vorwärtsdrängenden Energie wurden doch der Lage Meister, trotzdem sie sich, wie König einmal treffend bemerkt, in der Lage eines Generals befanden, der „mit Rekruten Schlachten schlagen muß." Aber es waren Jahre unendlicher Aufregung und Anstrengung, die Königs schwache Gesundheit allmählich untergruben.

Zuerst wurde der Umbau der „Times"-Maschinen in Angriff genommen. Ende 1818 sollte er bereits vollendet sein, aber erst im November 1819 gingen die Teile ab; so war der Bau durch die geschilderten Schwierigkeiten verzögert worden. Walter war wütend über die Verspätung; aber erst als der Umbau sich glänzend bewährte, kehrte das alte Vertrauen in die beiden schwer geprüften Männer und die alte Freundschaft wieder zurück. Jetzt erst konnte mit dem Bau der Maschinen für Decker und Spener begonnen werden. Der ursprüngliche Auftrag auf 2 einfache Maschinen war inzwischen in 2 Doppelmaschinen umgeändert und nach Deckers Tod im Jahre 1819

Digitized by Google

auf 4 Schön- und Widerdruckmaschinen erweitert worden. Die geschilderten Hemmnisse — die schwierige Materialbeschaffung und das ungeschulte Arbeiterpersonal — machten sich bei der großen Aufgabe nun noch mehr geltend. Der Bau schritt sehr langsam fort und Spener, von Hause aus mißtrauisch, fürchtete für seine Anzahlungen und dachte, er würde die Maschinen nie sehen. Er setzte daher in der Person seines Faktors Unger einen Bevollmächtigten nach Oberzell, der den Bau der Maschinen beaufsichtigen sollte, und der auch ein volles Jahr in Oberzell blieb. Zu allen diesen Schwierigkeiten stellte sich aber trotz der von Decker und Spener bereits geleisteten Anzahlungen noch drohende Geldnot ein. König mußte persönlich in München bei der bayerischen Regierung um Verlängerung der Zahlungstermine für Oberzell und um Gewährung eines Darlehens von 20 000 fl. einkommen. Beides wurde ihm von der damals industriefreundlichen bayerischen Regierung genehmigt, und so konnte dann endlich am 22. Juni 1822 nach fast vierjähriger Bauzeit die erste Maschine den Probelauf bestehen, der befriedigend ausfiel. Es war ein denkwürdiger Tag für Oberzell! Die übrigen Maschinen folgten rasch: schon am 1. Oktober bestand die vierte Maschine vor einer größeren geladenen Versammlung den Probedruck. Der Probebogen ist noch vorhanden; er enthält eine Anzahl Schiller'scher Gedichte: Der Pilgrim, Kolumbus, Ideale, Worte des Glaubens, Worte des Wahns, Licht und Wärme, Menschliches Wirken, und Hoffnung. Alle haben einen sichtlichen Bezug auf das Leben und Streben des Erfinders. Bauer stellte im Winter 1822/23 die vier Maschinen persönlich in Berlin auf. Nr. 11 der Haude & Spener'schen Zeitung vom 13. Januar 1823 konnte als erste Nummer auf den neuen Maschinen gedruckt werden. Es ist die erste Zeitung des Kontinentes, die überhaupt auf der Schnellpresse gedruckt wurde.

Trotz dieses ersten Erfolges auf deutschem Boden machte die Einführung der Schnellpresse nur sehr langsame Fortschritte. Auch sonst fortschrittliche Drucker, wie F. A. Brockhaus in Leipzig, lehnten vorläufig den Maschinendruck noch ab. Nur Freiherr von Cotta bestellte 1823 eine Schnellpresse für die „Augsburger Allgemeine Zeitung," die diesmal König mit seinem Neffen Helbig selbst aufstellte. Am 12. Juli 1824 wurde die Augsburger Allgemeine Zeitung zum ersten Mal darauf gedruckt. König empfahl damals seinen zweiten Neffen, Karl Reichenbach, der von Beruf Mechaniker war, Cotta als Maschinenmeister; er hatte diese Stelle bis 1844 inne, wo er eine Maschinenfabrik zusammen mit seinem Schwager Buz erwarb, die die Stam-

Digitized by Google

mutter der heute so berühmt gewordenen Maschinenfabrik Augsburg geworden ist. Zwar wurden 1824 noch zwei Maschinen an den „Hamburger Correspondenten", 1825 eine nach Kopenhagen verkauft; aber eine so kleine Anzahl von Aufträgen konnte auf die Dauer die nun auch für einen größeren Umsatz eingerichtete Maschinenfabrik nicht beschäftigen. König fand daher seine Ansicht bestätigt, daß die Errichtung einer Papierfabrik eine Lebensnotwendigkeit für das Unternehmen sei. Er hatte deshalb schon im Jahre 1823 eine Reise nach England unternommen eigens zu dem Zwecke, den neuesten Stand der Papierfabrikation kennen zu lernen. Auch diesmal haben seine alten Freunde, Donkin und Dickinson, ihm vollen Einblick in den Bau der Papiermaschinen und deren Betrieb gewährt. Die näheren Beziehungen, die er 1824 bei Aufstellung der Maschine in Augsburg mit dem Freiherrn von Cotta angeknüpft hatte, benutzte er, um diesen für eine Beteiligung an dem Papierunternehmen zu gewinnen. Noch 1824 schloß er mit Cotta dann auch einen Vertrag ab, durch den sich dieser mit einem Drittel an dem Unternehmen beteiligte. Bereits 1825 erwarb König die Mühle des ehemaligen Benediktinerklosters Münster-Schwarzach am Main oberhalb Würzburgs gelegen, da das Quellwasser von Oberzell allein zu den Zwecken der Papierfabrikation nicht ausreichte. Inzwischen war in Berlin 1818 die erste Papiermaschine aufgestellt worden. Gerne wäre König wenigstens in Süddeutschland der Erste gewesen; aber die Rauch'sche Papierfabrik in Heilbronn kam ihm zuvor, indem sie schon 1825 eine englische Papiermaschine aufstellte, während die Anlagen in Oberzell und Münster-Schwarzach, dort die Holländer, hier die eigentliche Papiermaschine, erst 1828 in Betrieb kamen. Immerhin sehen wir König auch bei Einführung eines so wichtigen Industriezweiges wie der Papierfabrikation in der ersten Reihe stehen. Die Papierfabrik hat in den ersten Jahrzehnten ihre Bestimmung vollständig erfüllt. Im Jahre 1863 wurde sie verkauft, da inzwischen der Schnellpressenbau in Oberzell einen ungeheuren Aufschwung genommen hatte und der Stütze durch die Papierfabrik nicht mehr bedurfte.

Mit der Errichtung der Papierfabrik war das Unternehmen in dem Rahmen, in dem König es geplant hatte, abgeschlossen. Es waren Jahre aufreibender Arbeit und nie endender Sorgen gewesen. Der materielle Erfolg war aber auch jetzt noch ausgeblieben, und, was schlimmer war, König fing bisweilen an, innerlich zermürbt zu werden und melancholischen Anwandlungen zu erliegen. Gegen Bauer gab er dem in seinen Briefen nicht selten beredten Ausdruck. So

Digitized by Google

schreibt er ihm im Jahre 1824: „Nichts fesselt mich an das Leben, das mir keine Genugtuung, keine Ermutigung, ja selbst nicht einmal eine Hoffnung bietet; dagegen quälen mich tausend unangenehme Gedanken, Umstände und Erinnerungen; ich sehne mich nach einem Platz im Kirchengarten." Trübungen in seinem Verhältnis zu Bauer, mit dessen Geschäftsführung er oft nicht zufrieden war, und mit dem er doch in so enger Hausgemeinschaft lebte, mochten solche Stimmungen nähren. Es ist daher begreiflich, daß die Sehnsucht nach einem schönen, edlen Familienleben, das ein ruheloses, tatenreiches Leben ihm bisher versagt hatte, sich mehr, als je bei ihm einstellte. Aber er gehörte, wie er einmal an eine ältere Freundin schrieb, nicht zu denen, „die sich hinsetzen und sagen können: Nun will ich heiraten! Es muß sich finden und machen, und wird von meiner Seite, wenn es dazu kommt, mehr ein Ereignis als eine Handlung sein." Wie fein und zartfühlend ist das gesagt! Aber erst im Jahre 1825 sollte ein merkwürdiger Zufall dem 51jährigen das ersehnte Eheglück bringen. Als König in den Jahren 1803—1804 sich in Suhl aufhielt, hatte er die Tochter des dortigen Amtmannes, Johanna Hoffmann, kennen gelernt. Die beiden jungen Leute verband bald eine innige Neigung, aber die Eltern widersetzten sich dieser Verbindung, da Königs Zukunft völlig unsicher schien. Während Königs Abwesenheit in England heiratete Johanna Hoffmann einen Amtmann Jacobs. Derselbe starb schon mit 35 Jahren und ließ die Witwe mit vier Kindern in äußerst kümmerlichen Verhältnissen zurück. Die älteste Tochter Fanny, ein anmutiges Mädchen, das gerade 17 Jahre geworden und außergewöhnliche Gaben des Geistes und Gemütes verriet, sollte im Jahre 1825 in eine Stellung gehen, da die Mutter nicht in der Lage war, die vier Kinder auf die Dauer allein zu ernähren. Der Ruf König's war auch nach Suhl gedrungen und so wendete sich die Mutter vertrauensvoll an den alten Jugendfreund und bat ihn, der Tochter in Würzburg in einem guten Hause, wo ihr das Dienen erleichtert würde, eine Stellung zu verschaffen. König fand eine solche Stelle, hielt es aber doch für angezeigt, das Mädchen vorher anzusehen. Und so reiste er zu diesem Zwecke nach Suhl. Da ereignete sich nun das Unerwartete, daß die beiden im Alter so verschiedenen Menschen sich so innig zueinander gezogen fühlten, daß, als König nach einigen Tagen Suhl wieder verließ, der Bund geschlossen war. Am 24. Oktober 1825 fand die Hochzeit in Suhl statt. Es wurde trotz des großen Altersunterschiedes eine glückliche Ehe; denn Fanny Jacobs war eine außergewöhnliche Frau, eine würdige Lebensgefährtin des bedeutenden Mannes. Was

Digitized by Google

ihr an Schulbildung und Weltläufigkeit fehlte, holte sie bald unter Königs liebevoller Anleitung nach, so fremde Sprachen, von denen sie Französisch und Englisch bald beherrschte. Sie hatte Kopf und Herz auf dem rechten Fleck und ist König nicht nur eine treubesorgte Gattin und Mutter der Kinder gewesen, sondern sie hat auch seine, geschäftlichen Sorgen und Mühen mit ihm geteilt. Er hielt auf ihr Urteil so viel, daß er später in seinem Testament ausdrücklich bestimmte sie solle nach seinem Tode nicht nur Teilhaberin des Geschäftes werden, sondern auch bei allen wichtigen Entscheidungen mitbestimmend sein.

So können die Jahre nach Königs Verheiratung wohl als die glücklichsten seines Lebens bezeichnet werden, zumal sie auch einen erfreulichen Aufschwung des Schnellpressengeschäftes brachten. Die bedeutendsten Druckereien Deutschlands wie F. A. Brockhaus in Leipzig, die Metzler'sche Druckerei in Stuttgart, die Börsenhalle in Hamburg, das Bibliographische Institut in Hildburghausen, die Hartung'sche Druckerei in Königsberg in Preußen gingen zum Maschinendruck über. 44 Schnellpressen wurden in den Jahren 1826 bis 1830 in Oberzell gebaut und verkauft. Auch das Ausland fing an, Königs Maschinen einzuführen. Besonders mit Frankreich entwickelte sich ein lebhafter Geschäftsverkehr, nachdem König im Jahre 1828 mit seiner jungen Gemahlin mehrere Wochen in Paris gewesen war. Aber von Frankreich aus zog auch das Gewitter herauf, das die so schön begonnene Entwicklung jäh unterbrechen sollte, die Pariser Revolution von 1830. Von König wurde sie anfangs freudig begrüßt als ein Ereignis, das die Völker von der auf ihnen lastenden staatlichen Bevormundung befreien und zu einem Aufschwung der Presse und der Druckindustrie führen werde. Als aber den anfänglich rein politischen Zielen unter Louis Aug. Blanqui's Einfluß kommunistische Bestrebungen sich beimischten, gingen die Arbeiter in Paris dazu über, die arbeitsparenden Maschinen zu zerschlagen. Dieses Schicksal traf auch die König & Bauer'schen Schnellpressen. Nachdem der Sturm ausgetobt hatte, folgte eine lange Zeit völligen geschäftlichen Stillstandes. Auch in Deutschland, wo es ja nicht zu so schweren Störungen gekommen war, stellte sich ein langeanhaltender wirtschaftlicher Tiefstand und eine Verstärkung des reaktionären Druckes ein. Die Zahl der Aufträge, die 1831 schon auf 4 herabgesunken war, fiel im Jahre 1832 sogar auf 2, trotzdem König eine beredte Ansprache an die Buchdrucker Deutschlands verfaßt und in großer Anzahl verbreitet hatte. Auch der Absatz der Papierfabrik stockte. Schweren Herzens mußte man sich unter diesen Umständen in Oberzell zur Entlassung des größten Teiles der mühsam

Digitized by Google

herangebildeten Arbeiter entschließen, deren Zahl im Laufe der letzten Jahre auf 115 gewachsen war. Die Sorge um den ferneren Bestand des Unternehmens, dem er seine ganze Lebensarbeit gewidmet hatte, nagte an König's Herz. Umso schmerzlicher mußte ihm diese Wendung sein, als ihm seine Frau im Laufe der Jahre drei gesunde, trefflich begabte Kinder geschenkt hatte, denen er noch vor kurzem hoffen durfte, einst ein blühendes Werk zu hinterlassen. Seine Schlaflosigkeit steigerte sich unter der Last der Sorgen ins Unerträgliche, und seine Gesundheit, die, wie wir sahen, sein ganzes Leben lang schwach war, brach nun rasch zusammen. Mitte Dezember erlitt er einen leichten Schlaganfall, dessen Wiederholung bei der Art seines Leidens zu befürchten war. In banger Sorge sah seine Umgebung einer Katastrophe entgegen, die am 15. Januar 1833 auch eintrat. Ein schwerer Schlaganfall warf ihn nieder; seiner herbeieilenden Gattin konnte er nur noch die Worte zurufen: „Mit mir ist's aus;" dann schwand ihm das Bewußtsein, das er nicht wieder erlangte. Vergeblich bemühten sich die Ärzte, insbesondere sein Freund, Professor Schönlein, der berühmte Würzburger Kliniker, an seinem Krankenlager; am 17. Januar trat das Ende ein. Drei Tage später wurden seine sterblichen Reste in dem weihevollen Klosterfriedhof zu Oberzell beigesetzt. Ein Großer des Geistes und Willens hat hier seine Ruhe gefunden! Eine einfache Steinplatte, die nichts als den Namen „Friedrich König" trägt, deckt sein Grab. Davor wurde ihm im Jahre 1842 ein würdiges Denkmal errichtet. Es trägt folgende, von König's Freund, Professor Joh. Adam Seuffert, verfaßte Inschrift:

„Vorwärts dränget der Geist und die Presse hat zehnfaches Tagwerk!
Daß sie genüge dem Dienst, hast Du ihr Flügel geformt!"

Schöner, als es in diesem klassisch einfachen Distichon geschieht, könnte Friedrich König's Lebenswerk nicht bezeichnet und treffender nicht gesagt werden, was die Welt diesem Manne verdankt.

Albrecht Bolza (Würzburg).

30. Krauseneck, Wilhelm von, Chef des Generalstabs der preußischen Armee 1774—1850.

Das Gedächtnis für Wilhelm v. Krauseneck ist bei seinen Landsleuten, ja selbst bei den meisten militärischen Fachmännern verloren

Digitized by Google

gegangen, obwohl er in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einer der angesehensten Offiziere der preußischen Armee gewesen ist.

Er ward als der zweitälteste Sohn des Bayreuther Prozeßrates Joh. Wolfg. Christian Krauseneck am 13. Oktober 1774 in Bayreuth geboren. Seine damals dreißigjährige Mutter war die Tochter des Archivars Tungreau und gleichfalls ein Bayreuther Kind. Auf ihr ruhte die Erziehung der Kinder allein, da ihr Gatte schon im Jahre 1779 starb. Der junge Wilhelm erhielt seine Schulbildung am Bayreuther Gymnasium. Schon früh zeigte sich bei ihm das Bestreben zur Abhärtung und zu männlicher Selbständigkeit, woraus die Neigung zum Soldatenstand hervorging. Dieser Neigung folgend trat er am 1. März 1791 auf der Veste Plassenburg als Artillerie-Kadett ein. Der dortige Artilleriekommandant, Major J. F. Hofmann, ein gediegener Artillerist und Premierleutnant Stierlein, ein guter Mathematiker und Karthograph, nahmen sich des strebsamen Jünglings durch theoretische und praktische Unterweisung an. Hier hat sich der junge Krauseneck den sicheren Blick für das Gelände und dessen Benützung angeeignet, der später ein besonderes Merkmal seines militärischen Könnens gebildet hat.

Nachdem 1792 die fränkischen Fürstentümer Bayreuth und Ansbach preußisch geworden waren, konnte Kraunecks Wunsch, zur mobilen Rheinarmee zu kommen, im Jahre 1794 leicht erfüllt werden. Dort verwendete ihn Oberst v. Grawert zunächst als Ingenieur-Geographen zu Geländeaufnahmearbeiten in der Rheinpfalz. Hier fand er Gelegenheit, bei einer nächtlichen Unternehmung dem General Prinzen v. Hohenlohe wichtige Führerdienste zu leisten, und diesem Umstand verdankte er es, daß der Prinz im Herbst 1797 seine Versetzung als Premierleutnant in die 2. ostpreußische Füsilierbrigade erwirkte. Er kam nach Heilsberg in Ostpreußen und wurde dort 1803 zum Stabskapitän befördert.

Dem friedlichen Garnisonleben der preußischen Truppen machten die politischen Verhältnisse des Jahres 1805 ein Ende. Auch das Bataillon Stutterheim, bei welchem sich Krauseneck befand, setzte sich in Marsch, zuerst nach Ostpreußen, dann nach Berlin, kehrte aber im Februar 1806 nach Heilsberg zurück. Trotz solcher Vorbereitungen überraschte der Ausbruch des Krieges die preußische Armee derart, daß die im Osten stehenden Truppen zu spät mobil gemacht wurden. Sie waren erst nach den Schlachten von Jena und Auerstädt kriegsbereit und konnten das Vordringen der Franzosen an die Weichsel nicht mehr verhindern. Hier kam es bei Schippenbeil und Wackern

Digitized by Google

zu Gefechten, in denen sich Krauseneck so auszeichnete, daß er den Orden Pour le mérite erhielt. Daß nach dem Friedensschlusse, infolge dessen die meisten aus den von Preußen abgetretenen Provinzen stammenden Offiziere verabschiedet werden mußten, Krauseneck bleiben konnte, verdankte er dem Ansehen, welches er sich damals schon erworben hatte.

Im Januar 1809 wurde er Major des in Potsdam neu errichteten leichten Bataillons des Garderegiments zu Fuß. Auch in dieser Stellung wußte er sich die Anerkennung seiner Vorgesetzten in hohem Maße zu erwerben, namentlich des Generals v. York, der damals Inspekteur der leichten Truppen war. Im März 1812 ernannte der König Krauseneck zum Kommandanten der durch die damalige Kriegslage wichtig gewordenen Weichselfestung Graudenz. Besondere Bedeutung erlangte diese Festung, als die große Armee Napoleons aus Rußland zurückflutete und York am 30. Dezember 1812 die sogen. Konvention von Tauroggen mit den Russen abgeschlossen hatte, ohne daß König Friedrich Wilhelm III sie anerkennen durfte. Krauseneck hatte einerseits den Auftrag, seine Kriegsmittel nicht zugunsten der Franzosen verwenden zu lassen, andererseits konnte er Yorks Ansinnen nach Unterstützung noch nicht offen Folge leisten. Verständnisinnig aber doch unzufrieden schrieb ihm York: „Wer viel frägt, bekommt viel Antwort. Wir leben in einem Zeitpunkte des Handelns nicht des Fragens. Thue recht und scheue niemand." Sein ihm durch militärischen und politischen Takt eingegebenes pflichtmäßiges Verhalten trug Krauseneck die volle Anerkennung seines Königs ein. Dieser versetzte ihn nach Erfüllung seiner Aufgabe in Graudenz im März 1813 zum Stabe des Generals v. Blücher, der sich damals in Altenburg befand. Hier traf er mit Scharnhorst und Gneisenau zusammen und nahm in diesem Stabe an den Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen teil. Während des auf diese Ereignisse folgenden Waffenstillstandes erhielt Krauseneck die Aufgabe, als Kommandant von Schweidnitz diese stark beschädigte Festung wieder in verteidigungsfähigen Zustand zu setzen. Einem Befehl, die Vorstädte von Schweidnitz abzubrechen, kam er jedoch auf eigene Verantwortung nicht nach, da keine dringende Gefahr der Belagerung mehr bestand. Hiedurch hat er bedeutenden Schaden verhütet.

Da der König von Bayern noch zögerte, sich von Napoleon zu trennen, so beabsichtigte die preußische Heeresleitung, in den ehemaligen Fürstentümern Ansbach und Bayreuth einen Aufstand zu erregen und zu dessen Unterstützung ein mobiles Korps von mehreren tausend

Digitized by Google

Mann dorthin zu senden, welches Krauseneck leiten sollte. Der Anschluß des Königs Max Joseph an die Verbündeten durch den Vertrag zu Ried am 8. Oktober 1813 machte jedoch den Plan hinfällig. An den Schlachttagen bei Leipzig konnte Krauseneck nicht teilnehmen, weil ihm das Kommando einer Landwehrbrigade und mit dieser die Einschließung von Wittenberg übertragen worden war. Aber schon vor der Erstürmung Wittenbergs (14. Januar 1814) war der zum Oberst beförderte Krauseneck zu der in Frankreich operierenden Armee versetzt worden. So kam er wieder in den Stab Blüchers und zeichnete sich am 25. März in einem Gefecht bei La Fère Champenoise besonders aus, sodaß er das Eiserne Kreuz I. Klasse erhielt. Am 31. März zog er mit Blücher in Paris ein. Die Pariser begrüßten die Verbündeten als Befreier von der Tyrannei Napoleons und hatten sich mit den weißen Kokarden der Bourbonen geschmückt.

Im Mai 1815 wurde Krauseneck zum Kommandanten von Mainz ernannt, welche Festung von preußischen und österreichischen Truppen gleichmäßig Besatzung erhielt. Da die Stelle des Gouverneurs durch einen österreichischen General besetzt wurde, erforderte Krausenecks Stellung besonderen Takt. Seine Lage wurde noch schwieriger, als auf dem Wiener Kongreß die Franzosen auf einen Bruch zwischen Preußen und Österreich hinarbeiteten und der Kriegsminister v. Boyen an Krauseneck eine geheime Weisung schickte, sich auf eingehenden Befehl der Festung Mainz zu bemächtigen. Glücklicherweise brauchte dieser in Aussicht genommene Auftrag nicht zur Ausführung zu kommen. Im April 1815 wurde Krauseneck außer der Reihe zum Generalmajor befördert. Gouverneur von Mainz wurde zu dieser Zeit der berühmte Feldherr Erzherzog Carl. Dieser erteilte Krauseneck den Auftrag die noch von Franzosen besetzten Festungen Landau und Bitsch mit Truppen der Mainzer Besatzung einzuschließen. Als schweres Geschütz vor Landau in Stellung gebracht war, ergab sich der Kommandant am 14. August. Die Belagerung von Bitsch wurde aufgehoben, nachdem bestimmt war, daß dieser Platz französisch blieb. Krauseneck kehrte nach Mainz zurück. Kommandant von Mainz blieb er sechs Jahre lang. In dieser Zeit trat er durch einen Besuch Goethes mit diesem und durch Zusammenarbeit in einer Kommission über Gebietsfragen mit Wilhelm v. Humboldt in nähere Beziehungen.

Der September 1821 brachte Krauseneck eine neue Verwendung. Er wurde zum Kommandeur der 6. Division und gleichzeitig zum 1. Kommandanten von Torgau ernannt. Auch in dieser Stellung

Digitized by Google

erhielt er mehrfach besondere Vertrauensaufträge. So im Jahre 1824 einen solchen zu Verhandlungen in Wien über die Frage der deutschen Bundesfestungen, wobei er mit dem Kaiser von Österreich und dem Erzherzog Carl persönlich in Verbindung trat.

Seine vielseitige erfolgreiche Tätigkeit fand die Würdigung durch seine unterm 28. November 1829 erfolgte Ernennung zum Chef des Generalstabs der preußischen Armee. Bei dieser Gelegenheit sprach ihm auch Prinz Wilhelm, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., seine Glückwünsche aus und fügte bei, er habe ihn als seinen Lehrer betrachtet.

In seiner neuen Stellung führte er die Grundsätze ein, die noch bis in die letzte Zeit für Verwendnng und Beförderung von Generalstabsoffizieren im deutschen Heere galten. Das Wesen und die Einrichtungen der übrigen europäischen Armeen, besonders der französischen, ließ er genau beobachten. Die Geschichte der Kriege Friedrichs des Großen und der Jahre 1806 und 1807 ließ er aktenmäßig bearbeiten. Dabei hielt er aber darauf, daß die Generalstabsoffiziere die lebendige Praxis nicht aus dem Auge verloren, und suchte durch Einführung von sogenannten Generalstabsreisen ihr Verständnis und ihre Entschlußfähigkeit zu fördern. Mit Clausewitz und Gneisenau blieb er bis zu deren Tod in Gedankenaustausch.

Vom Jahre 1836 ab fanden zwischen den größeren deutschen Staaten Verhandlungen wegen des aus französischen Kriegsentschädigungsgeldern zu betätigenden Baues bezw. Ausbaues südwestdeutscher Festungen statt (Germersheim, Rastatt, Ulm). Auch bei dieser Frage wirkte Krauseneck maßgebend mit.

Als er nach 56jähriger Dienstzeit 1847 um seine Verabschiedung bat, bewilligte sie ihm der König noch nicht, sondern ersuchte ihn sogar im nächsten Jahre noch dringend, das ehrenvolle Joch eines Kriegsministers zu übernehmen. Hiefür fühlte sich Krauseneck jedoch zu alt. Er wiederholte seine Bitte um Verabschiedung, die ihm nun endlich gewährt wurde.

An hohen Anerkennungen für Krausenecks Leistungen ließ es der König nicht fehlen. 1837 wurde er Mitglied des Staatsrates, 1838 General der Infanterie, 1840 erhielt er den Schwarzen Adlerorden unter gleichzeitiger Verleihung des Adels und 1842 den Schwarzen Adlerorden in Brillanten. Auch wurde er 1842 zum Chef des 4. Infanterie-Regiments ernannt und 1847 erhielt ein Teil der Befestigung von Königsberg den Namen „Die Krauseneck'schen Fronten".

Digitized by Google

Im Jahre 1850 traten bei Krausenecks Körper, der sich so lange als widerstandsfähig erwiesen hatte, Zeichen von Altersschwäche auf und am 2. November desselben Jahres starb er zu Berlin. Seine sterbliche Hülle wurde unter Beteiligung des Prinzen von Preußen und hoher Offiziere auf dem Garnisonkirchhofe begraben.

Die Ehe Krausenecks mit Charlotte von Heyden, die er 1808 mit der damals 16jährigen schloß, war eine äußerst glückliche. Derselben entsprossen 7 Töchter, jedoch kein Sohn. Die vielen Briefe, welche die hauptsächlichste Grundlage für Krausenecks Biographie bildeten, zeigen von einem sehr innigen Verhältnis der beiden Ehegatten.

Seine fränkische Heimat hielt Krauseneck sehr hoch. Er pries das Fichtelgebirge als etwas wesentlich Solideres als die sächsische Schweiz. Freilich gestatteten ihm seine vielfachen Dienstgeschäfte nicht oft, seine noch in Bayreuth lebende Mutter zu besuchen. Als er dies 1817 ausführte und dort mehrere seiner Geschwister, darunter auch seinen Bruder traf, der österreichischer Konsistorialrat in Wien war, verursachte er große Freude.

Militärische Tüchtigkeit, hervorragendes Pflichtgefühl und feiner Takt trafen bei Krauseneck zusammen und verschafften ihm jederzeit das volle Vertrauen seiner Vorgesetzten und seines königlichen Herrn. In der Zeit der napoleonischen Kriege war er noch zu jung, um eine hervorragende Rolle zu spielen; seine Tätigkeit in entscheidenden Stellungen erstreckte sich über die darauf folgende lange Friedensperiode. Die Erfahrungen aus der Kriegszeit zu sichten und die Folgerungen aus ihr für Organisation und Ausbildung des preußischen Heeres zu ziehen, war seine Aufgabe, die er zu meistern verstand. So bildet er und sein Wirken das Bindeglied zwischen den großen Führern der Freiheitskriege und den Männern, welche die neuen Waffengänge von 1864 bis 1871 zu leiten hatten. Er fußte in der Zeit Yorks, Blüchers, Gneisenaus und Boyens; auf seinen Schultern stehen Moltke, Roon und Kaiser Wilhelm I. Sollte es nicht der Mühe wert sein, das Gedächtnis dieses Mannes der Vergessenheit zu entreißen?

Seine 275 Seiten starke Lebensbeschreibung, die bald nach seinem Tode von Oberstleutnant v. Felgermann geschrieben wurde, ist sehr ausführlich und bringt viele interessante Einzelheiten. Leider erschwert der Mangel an Gliederung und an Namensregistern die Benützung des Werkes. Dafür enthält sie ein gutes Bild Krausenecks, mehrere Planskizzen und Faksimiles der Schriften von York, Boyen und Krauseneck.

Wilhelm Freiherr v. Waldenfels (Bayreuth).

Digitized by Google

31. Lang, Karl Heinrich, Ritter von, Geschichtsforscher und Verwaltungsbeamter 1764—1835

Das schwäbisch-fränkische Grenzland, das Ries, zur Zeit der deutschen Kleinstaaterei hauptsächlich zu den Fürstlich Ottingenschen Landen gehörig, ist ein Teil des bayerischen Kreises Schwaben geworden. Es überwiegt dort der schwäbische Volkseinschlag. Der aus Fürstlich Ottingenscher Beamten-Familie entsprossene Karl Heinrich Lang darf trotzdem in den Lebensläufen in Franken nicht fehlen, hat er doch die wichtigsten und fruchtbarsten Jahre seines Lebens in Franken, in Kulmbach und Ansbach verbracht, Ansbach als Ruhesitz für seinen Lebensabend gewählt. Die lebhafte, anpassungsfähige Art und die Sprache Langs verrieten so deutlich fränkische Züge, daß man in München bei den Beratungen über die bayerische Verfassung sagte, Lang lasse sein fränkisches Licht leuchten, wenn er entgegen der Mehrheit in der Kommission die altbayerischen Verhältnisse nicht als Muster für das neue Königreich Bayern mit den schwäbischen und fränkischen Volksteilen anerkennen wollte.

Karl Heinrich Lang wurde am 7. Juli 1764 zu Balgheim im Ries geboren als das dritte Kind des Fürstlich Ottingenschen Pfarrers Konstantin Lang. Die Vorfahren Langs waren seit langem im damaligen Fürstentum Ottingen als Förster und Jäger ansässig gewesen; sein Großvater hatte sich als Ottingenscher Kammerdirektor bekannt gemacht und dort noch in der Knabenzeit des Lang gesellschaftliches Haus gehalten. Lang selbst verbrachte die ersten sechs Jahre in Mönchs-Deggingen, wohin sein Vater kurz nach seiner Geburt versetzt worden war. Er lernte mit vier Jahren von der Mutter das Lesen, noch nicht auch das Schreiben; der Vater, nur ein einfacher Landpfarrer, aber ein sehr gelehrter Mann, nahm ihn auf den Spaziergängen mit, zuweilen auch in das gegenüberliegende Benediktinerkloster, und wir erfahren aus Langs Memoiren von einem selten toleranten Zusammenleben der verschiedenen Konfessionen. Der protestantische Pfarrer Lang war wegen seiner Kenntnis im Lateinischen, der in Jena erworbenen Kenntnisse der orientalischen Sprachen und der Mathematik ein gern gesehener Gast im Kloster, der seine Nachmittage beim Abte zubrachte, den jungen Mönchen Unterricht in der Mathematik und den orientalischen Sprachen erteilte, auch die Synagoge an manchen Abenden besuchte und dort das Hebräische aus den ihm Ehren halber entgegengebrachten jüdischen Büchern vortragen durfte. Dem jungen Lang wollten wohl

Digitized by Google

die kalten Klostermauern nicht recht gefallen, die Mönche kamen aber auch oft in das Pfarrhaus, wo Langs Mutter ein gastfreies Haus auch nach französischer Sitte hielt.

Da traf die Familie ein Schicksalsschlag. Am 19. Mai 1770 starb Langs Vater, erst 37 Jahre alt; unser erst 6 Jahre alter Karl Heinrich wurde mit 5 Geschwistern Waise und ein weiteres siebentes Kind, sein ihn allein überlebender Bruder und späterer Erbe, wurde erst nach dem Tode des Vaters geboren. Solange der Nachsitz der Witwe im Pfarrhause dauerte, blieben die Kinder bei der Mutter beisammen, bis sie nach Ottingen zog und die älteren Kinder an die beiderseitigen Großeltern und einen Onkel verteilte. Dieser Nachsitz fiel in die Zeit großer Not und Teuerung und die schon vorher freigebige Mutter nahm von den Armen und Kranken, oft kaum Bekleideten, welche herumzogen, auf, soviel sie nur beherbergen konnte.

K. H. Lang kam noch im Jahre 1770 zu seinem Paten und Oheim, Pfarrer Georg Heinrich Lang, nach Bühl und mit diesem im folgenden Jahre nach Hohenaltheim, an die Sommerresidenz der regierenden Fürsten von Ottingen-Wallerstein, vom einsamen Dorfe in die Nähe eines fürstlichen Hofes; er sah mit Erstaunen die Läufer mit Silberfranzen, die Mohren, die Gesellschaften, schließlich den Fürsten selbst, um dessen Person sich alles drehte.

Der Onkel hatte weder Neigung noch Lust, seinem Neffen Unterricht zu geben; ihm war die Ansicht bequemer, daß voreiliger Unterricht unnütz und schädlich sei. Lang hatte daher in Hohenaltheim sowohl als in Trochtelfingen, wohin der Oheim verzogen war, um gerne wieder nach Hohenaltheim zurückzukehren, nur an dem Religionsunterricht der Bauernkinder einigen Anteil zu nehmen, im übrigen blieb er bis zum 12. Jahre sich selbst überlassen.

Bei einem so begabten und lernbegierigen Jungen konnte diese Lehrmethode ohne Nachteil bleiben. Sicherlich war die Lebensauffassung des Onkels von nachhaltigem Einfluß auf den Pflegesohn, der den Onkel schildert als lebensmunteren Mann von gesellschaftlichem Talent, gewandt in Spöttereien und Witzworten, etwas eitel, aber gutherzig.

Auch sonst ist der Einfluß der Umgebung in der Jugendzeit nachhaltig für Lang geblieben. Hier erwuchs ihm die Liebe zur Natur, der Grund seiner Phantasie, die Achtung vor dem Bauernstand, den der Rieser Landwirt bildet, stolz, eigenwillig und verschlagen, aber fleißig und tüchtig, zäh an dem für gut erkannten Alten hängend. Dabei ist Lang der Sproß des fürstlichen Beamten, der aus der Hand des Fürsten jede Gunst und jedes Geschenk mit Ehrfurcht empfängt,

Digitized by Google

der die unbegrenzte Achtung vor seiner Hochfürstlichen Durchlaucht eingeprägt erhält und doch die Kleinheit dieser angestammten fürstlichen Macht sieht, den kleinlichen Dünkel am kleinen, finanziell schlecht begründeten Hofe. Mit der vorgeschriebenen, grenzenlosen Hochachtung mischt sich Verachtung, mit dem Wunsche, gleichfalls hohe Stellung am Hofe einzunehmen, Neid und Haß gegen den Adel, der mühelos am Hofe die höchsten Stellen erreicht. „Der Sohn der Aufklärung bäumt sich auf, der Enkel des Kammerpräsidenten verneigt sich und macht eine Bittschrift" (v. Raumer).

An Ostern 1778 kam der nun 14jährige Karl Heinrich Lang, der soeben konfirmiert worden war, nach Ottingen zu seiner Mutter auf das dortige 4klassige Gymnasium.

Lang war seinen Mitschülern an körperlicher Kraft, Gewandtheit und Lebenserfahrung weit überlegen, an Kenntnissen kam er ihnen in kurzer Zeit gleich, sodaß er in der obersten Klasse, in die er gleich eintreten durfte, in mehreren Fächern der erste wurde. In der freien Zeit durfte er seinem Onkel, dem fürstlichen Hofrat Jakob Lang, im Lesen und Abschreiben von Urkunden aus dem Ottingenschen Hausarchiv behilflich sein.

Die Teilnahme an einer privaten Tanzgesellschaft im Hause eines höheren Beamten zog dem Gymnasiasten Lang eine halbtägige Karzerstrafe zu. Als der Rektor ihn noch über Mittag zurückhalten, Lang aber durchschlüpfen wollte, kam es zu tätlicher Gegenwehr. Lang wußte, daß seine Stunden auf dem Ottinger Gymnasium gezählt seien; er machte sich vor der in Aussicht stehenden Dimission davon und marschierte gegen Weihnachten 1780 im Schneesturm zurück zu seinem Onkel nach Hohenaltheim. Dort fand er freundliche Aufnahme und sofortige Beschäftigung, da sein Onkel Bibliothekar an der vom Fürsten Kraft Ernst von Ottingen neu begründeten Bibliothek geworden war und Gehilfen hiebei nötig hatte.

Lang hatte mit einem anderen Bibliothek-Gehilfen die Bücher zu ordnen und dem gewöhnlich nachts erscheinenden Fürsten Bericht zu erstatten, interessante Bücher vorzulegen 2c, wobei es nicht ohne Täuschung des Fürsten abging, wenn die geordneten Aktenstöße zu umfangreich waren oder Lang, was häufig geschah, selbst zu lange mit dem Inhalt der Bücher statt mit ihrem Titel sich befaßt hatte. Dabei pflegte Lang noch seine Privatstudien, las Virgil, Livius, Cicero und Horaz, sowie Homer. Nebenbei erlernte er das Französische von dem Hofgesinde und den Pariser oder Straßburger Handwerkern, Händlern u. s. w., die an den fürstlichen Hof kamen.

Digitized by Google

Infolge des Ablebens der Großmutter in Ottingen erbte Lang von dem nicht unbeträchtlichen Vermögen den 24. Teil, immerhin genügend zur Bestreitung seines Unterhalts auf einer Universität.

Sein jüngerer Bruder Christian sollte nach Erlangen kommen; für Karl Heinrich Lang bestimmte sein Onkel und Vormund die Universität Altdorf, wegen seiner Freundschaft zum Professor Siebenkäs, aber auch wegen des billigen Aufenthalts daselbst und weil man den jüngeren Bruder nicht mit dem lebenslustigeren zusammen auf die gleiche Universität schicken wollte.

Die Befürchtungen des Vormunds waren nicht unbegründet. Lang, der nicht ganz 18jährig im April 1782 in Altdorf eingetroffen war, entzog sich rasch der Fürsorge des Professors Siebenkäs, hielt sich zwar von Kneipereien fast ganz ferne, trat aus Unlust zur Fügsamkeit auch keiner der bestehenden Ordensverbindungen und Landsmannschaften bei, beteiligte sich aber an Raufhändeln mit nachfolgendem Fechten, an Schauspielen und an einer Katzenmusik für den Rektor, als das Schauspiel verboten wurde, sodaß er mehrere Wochen Karzerstrafe erhielt. Diese benützte er dazu, seine oft getadelte Schrift durch Schreibübungen zu verbessern. Als er aber so bekannt war, daß bei allen studentischen Unruhen immer er zuerst festgenommen wurde, drohte er, sich zu erhängen, wenn er nicht freigelassen werde, und hing, als dies nichts half, als Puppe seine ausgestopften Kleider zum Fenster heraus, was ihm nach seiner Erzählung beim Nachsehen die Freiheit verschaffte.

An Kollegien hörte er nur, was ihm wirklich gefiel, besonders Französisch und Englisch, juristische nur wenig. Von Vorteil aber war ihm vor allem die Hilfe, welche er dem augenleidenden Professor Malblanc bei dessen „Geschichte der peinlichen Halsgerichtsordnung" zu leisten hatte, worauf er auch dessen juristische Konsultationspraxis in einfachen Fällen besorgen durfte.

Wohl hatte er sich hiedurch 400 Gulden verdient; im übrigen aber hatte er so über seine Verhältnisse gelebt, daß seine Gläubiger vermeinten, er kehre nicht wieder zurück, als er auf acht Tage nach Jena gewandert war. Und als er an Ostern 1785 von Altdorf fortging, mußte er von dem Erbteil seiner jüngeren Geschwister ein paar hundert Gulden leihen und nach Verkauf seiner Kollegienhefte trat er mit 15 Gulden Vermögen und 200 Gulden Schulden seine Laufbahn ins Philisterium an. Doch genügte eine kurze Proberelation bei der Ottingenschen Regierung, um Lang zum Regierungsakzessisten ohne eigentliches Gehalt zu machen.

Digitized by Google

Pekuniäre Sorgen nahm Lang aber in seinem ganzen Leben nicht sehr schwer. Er lebte einige Monate auf Kredit, fand dann heimlich Arbeit bei einem Advokaten, der im gleichen Hause wohnte, bekam auch eine Pension aus der geheimen fürstlichen Kasse, dann als Regierungsprotokollist, schließlich als Regierungssekretär eine kleine Besoldung.

Damals erschien die erste literarische Arbeit Langs in Druck: „Beiträge zur Kenntnis der natürlichen und politischen Verfassung des Ottingenschen Vaterlandes, zum Unterricht und zum Vergnügen der Jugend, Ottingen 1786, bestimmt als Preis bei den feierlichen Prüfungen der katholischen Schulen".

Als Lang in einem Streite des Franziskaner-Klosters Maihingen gegen den Fürsten Ottingen eine Unmenge alter geheimer Akten studierte, um entsprechende Gegenschrift fertigen zu können und darüber die ihm langweilig erscheinenden Sitzungen beim Justizsenat versäumte, wurde er beim Fürsten verklagt und ihm vom Fürsten selbst angedroht, er werde durch einen Korporal zum Justizsenat geführt werden. Darauf nahm er sofort im Juni 1788 seinen Abschied von der fürstlichen Ottingen-Spielbergischen Verwaltung, bei der er ohnehin als Freigeist in Verruf gekommen war. Die Beitreibung seiner Gebühren, der Verkauf seiner Bücher und Hausgeräte gestattete ihm, seine Schulden zu tilgen und mit 108 Gulden Vermögen, die ihm übrig geblieben waren, stand ihm die Reise in die Welt offen, die er nach einem erfolglosen Versuche, Anstellung bei dem Ritter-Kanton Altmühl durch den Freiherrn v. Crailsheim in Rügland zu finden, nach Wien antrat.

Nur eines konnte Lang in Ottingen noch mitnehmen, eine Privatarbeit über die zwischen Ansbach und Ottingen strittigen oder gemeinschaftlichen Orte, zirka hundert, die er dem Fürsten von Ottingen angeboten, aber auf Veranlassung eines ihm mißgünstig gesinnten Hofbeamten uneröffnet zurückerhalten hatte.

Die Reise nach Wien ging zu Fuß nach Donauwörth und von dort zu Schiff donauabwärts bis Wien, der Residenz Josef II, aus der Enge der Heimat in die Welt- und Diplomaten-Stadt.

Lang widmete sich dem Wiener Leben, arbeitete auf der Bibliothek, als aber trotz verschiedener Empfehlungen keine geeignete Stellung zu finden war, nahm er kurz entschlossen eine Stelle als Hauslehrer der neunjährigen Tochter des ungarischen Freiherrn Calisius von Kalisch-Pronay in Ungarn an. Auf dem Schlosse dieser Familie zwischen Preßburg und Kremnitz ging es ihm zu gut, als daß sich nicht bald wieder der Wandertrieb gezeigt hätte. Die Aussicht, in Wien Privatsekretär

Digitized by Google

des dortigen württembergischen Gesandten v. Bühler werden zu können, mit 200 Gulden Gehalt und freier Station, veranlaßte ihn über Krakau, damals noch zu Polen gehörig, und Jägerndorf in Schlesien im Winter 1789 nach Wien zurückzukehren. Die Beschäftigung in der württembergischen Gesandtschaft imponierte unserem Lang nicht sehr, er spottete nur über die Wichtigtuerei der Gesandten und benützte seine freie Zeit dazu, eine Preisaufgabe über den Wucher zu bearbeiten, die er aber nicht einreichte, sondern zwei Jahre später in Nördlingen anonym drucken ließ.

Dazwischen führte ihn die Aufgabe, eine größere ausstehende Forderung beizutreiben, Ende des Jahres 1789 nach Esseg in Slavonien und nach Belgrad, damals noch zur Türkei gehörig, aber größtenteils zerstört, dann kurz nach der Rückkunft in Wien der Befehl, dem Herzog von Württemberg den frühen Tod des Kaisers Josef II. zu melden, nach Stuttgart, von dort wieder eine Privatangelegenheit des Gesandten nach Frankfurt am Main. Dieses Reiseleben scheint dem jungen Mann bestens gefallen zu haben; denn von Frankfurt aus beabsichtigte er eines Tages mit dem Marktschiff über Mittag nach Höchst zu fahren, ließ sich aber leicht von einem Holländer auf dem Schiff überreden, erst nach Mainz, Koblenz, Köln, dann über Cleve, Nymwegen, Utrecht mit nach Amsterdam zu fahren, wo er acht Tage Gast des schnell gewonnenen holländischen Freundes war und rasch ging es über Frankfurt, Regensburg nach Wien zurück.

Doch auch von dem ihm lieb gewordenen Wien mußte er scheiden. Aus einer in Aussicht stehenden Anstellung im österreichischen protestantischen Konsistorium war infolge der Änderungen nach Kaiser Josefs Tod nichts geworden. Da war ihm ein Anerbieten, Privatsekretär des Fürsten Ottingen-Wallerstein zu werden, willkommen. In Wallerstein stand ihm das fürstliche Archiv offen, im nahen Nördlingen gab es im Hause des Buchhändlers Beck gesellige Abende. Eine Abordnung nach Frankfurt, wo er bei der Kaiserwahl und Krönung als Vertreter des schwäbischen Grafenbundes eine Reihe kleinlicher Etikettenfragen ordnen sollte, nochmals eilige Sendung nach Wien und zurück befriedigten Lang so wenig, als das Hofleben, die Begleitung des Fürsten auf Jagdzügen und die mangelnde Gehaltszahlung, sodaß er im April 1792 wieder seinen Abschied nahm.

Die jetzt erfolgte Auszahlung seines rückständigen Gehalts ermöglichte ihm, nochmals die Universität zu beziehen, und zwar Göttingen.

Der weitgereiste junge Mann hielt sich hier von den viel jüngeren Studenten, vom Schachspiel abgesehen, ferne, besuchte nur wenig Kollegien, aber Tag für Tag die Bibliothek und gab im Druck

Digitized by Google

heraus: die Entwicklung der deutschen Steuerverfassungen Berlin 1793 bis 1796, umgearbeitet zu einer Schrift: Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände, worin er hauptsächlich ausführte, daß die deutschen Landstände keine Landesrepräsentation gewesen, sondern erst im 15. Jahrhundert und nur zur Deckung der landesfürstlichen Schulden aufgekommen seien. Dann löste er die Preisaufgabe der Universität über das dominium utile, nach Vorschrift durch eine lateinisch verfaßte Abhandlung.

Die von der französischen Revolution nach Göttingen dringenden Nachrichten bewegten mit den andern Studenten auch den jungen Lang und französische Flugschriften ꝛc., die er durch seinen Bruder Christian von Frankfurt erhielt, brachten ihn sogar in die Gefahr, in dem damals vom englischen König beherrschten Göttingen diszipliniert zu werden.

Wohl hätte das auf Lang entfallende Erbteil von der inzwischen verstorbenen Mutter ihm gestattet, in Göttingen behaglich zu leben; doch war es Zeit, wieder nach einer Stelle Umschau zu halten und das Vertrauen auf die Auszeichnung der Universität, dann der Besitz der geschichtlichen Darstellung aller Ottingenschen Grenzorte, über die jetzt heftig zwischen Preußen und Ottingen gestritten wurde, veranlaßte ihn, sich unter Berufung auf diese Arbeit und die Preisschrift beim preußischen dirigierenden Minister v. Hardenberg zu melden und nach persönlicher Vorstellung des Lang auf dem nahe bei Göttingen gelegenen Schlosse Hardenbergs wurde ihm vom Minister in Aussicht gestellt, daß er im preußischen Franken verwendet werden solle. Damit war Langs Schicksal entschieden.

Wohl dauerte es ihm zu lange, bis Hardenberg sein Versprechen erfüllte, und in der Sorge, daß große Herren leicht die Erfüllung vergessen, gestaltete er seine Beziehungen zu Hardenberg dadurch inniger, daß er vom Oktober 1793 bis Ende 1794 die Ordnung des Hardenbergschen Familienarchivs, die Abfassung einer Hardenbergschen Familiengeschichte übernahm und mit besonderem Eifer sich der Besorgung der Kanzleigeschäfte des Ministers widmete, wenn dieser auf seinem Schlosse weilte.

Der gehoffte Erfolg blieb nicht aus. Nachdem der Regierungsrat und Geheime Archivar Spies in Bayreuth verstorben war, wurde Lang ab 1. Dezember 1795 als kgl. preußischer Geheimer Archivar in Bayreuth und Plassenburg mit 1000 Gulden Gehalt angestellt und auf besonderen Befehl Hardenbergs der Gehaltsbezug vom 1. Dezember auf 1. Januar 1795 zurückdatiert.

Digitized by Google

Hoffnungsfreudig zog Lang über Hildesheim, Hannover, Kassel, Eisenach und Koburg nach Bayreuth, setzte sich in Ermangelung einer Bestimmung Hardenbergs selbst über die zwei schon auf Plassenburg tätigen älteren Archivbeamten und ging mit Eifer an die Durchsicht des bereits wohl geordneten Plassenburger Archivs, insbesondere an die gerade verlangte Übersicht über die Erwerbungen der einzelnen Orte des Fürstentums Bayreuth und Ansbach und die Sammlung von geschichtlichem Material gegen die von Preußen bekämpfte Reichsunmittelbarkeit und Selbständigkeit der fränkischen Reichsritterschaft, damit Preußen seine Absicht verwirklichen könne, aus den zerklüfteten, einzeln zusammengekauften und einzeln ererbten Teilen des Landes ein einheitliches, geschlossenes Territorium zu schaffen und Material für den bevorstehenden Rastatter Kongreß zu erhalten.

Bald begann auch Lang auf der Plassenburg, auf die er von Kulmbach aus täglich hinaufstieg, seine Bayreuther Geschichte, deren ersten Band er erst zwei Jahre später, 1798, in Druck geben konnte. Das Vertrauen Hardenbergs berief ihn schon Ende des folgenden Jahres, 1797 zur Begleitung der preußischen Gesandtschaft nach Rastatt. Doch noch vor Beendigung des zu lange sich hinziehenden Kongresses erbat Lang seine Rückberufung, die am 8. Oktober 1798 erfolgte, unter Ernennung zum wirklichen Kriegs- und Domänenrat in Ansbach für die Landeshoheits-, Lehens- und geistlichen Sachen.

Mit dem Einzug in Ansbach im Januar 1799 eröffnet Lang den zweiten Abschnitt seines Lebens. Die Zeit des Vagierens, Stellensuchens und Studiums hatte ihr Ende. Es beginnt eine ruhige Beamtenlaufbahn, soweit bei Lang der Ausdruck Ruhe überhaupt zulässig erscheint, reich an Ehren und Erfolgen, reich auch an Enttäuschungen und an Bitterkeit.

In Ansbach arbeitete Lang an dem zweiten Teil seiner Geschichte des Fürstentums Bayreuth, in seiner amtlichen Stellung an der gemeindlichen Selbstverwaltung der Stiftungen, an der Besserung der Verhältnisse im Gymnasial-Alumneum, den Waisen- und Krankenhäusern. Die Aufgabe, die Hardenbergischen Familienverträge durch einen neuen Vertrag zu ersetzen, rief ihn im Jahre 1801 nach Berlin zum Minister Hardenberg, dessen Geistesgröße, Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit Lang gar nicht genug rühmen konnte. Man hat später gesagt, daß Hardenberg ein Mann ohne Makel gewesen sein müsse, wenn ein so scharfer, gewohnheitsmäßiger Tadler und Nörgler wie Lang ihn nur rühmen konnte. Neben Hardenberg bekommt nur dessen bayerischer Antipode Montgelas einiges, wenn auch weit geringeres Lob in den Langschen Memoiren.

Digitized by Google

Doch auch für eine Frau weiß Lang nichts als Lob, von ihrer engelhaften Gestalt, ihrem ganz überirdischen Wesen und ihrer honigsüßen Beredsamkeit, in die man nur verliebt sein könne. Es ist die Königin Luise, welche mit dem Könige im Jahre 1803 nach Ansbach gekommen war, die auch Langs Bayreuther Geschichte gelesen und dem Könige teilweise vorgelesen, ihm auch anerkennende Briefe geschrieben hatte. Sonst hatte Lang wenig Beziehungen zur Frauenwelt. Seinen auffallenden Mangel an Gemütstiefe darf man dem Fehlen des mütterlichen Einflusses zuschreiben. Seit seinem sechsten Lebensjahre war er nur vorübergehend noch bei seiner Mutter. Wohl war er den Frauen nicht ganz abhold; schon die Flucht vom Ottinger Gymnasium war durch Teilnahme am Tanze, einer Ottinger Beamtentochter zuliebe, erfolgt und in seinen Memoiren berichtet uns Lang getreulich über Beziehungen zu verschiedenen Mädchen und Frauen in Hohenaltheim, in Wien, in Göttingen 2c. Stets schrieb er seinen Freunden, wenn er auf seinen Reisen in Ungarn 2c. von einer sauberen deutschen Wirtin oder ihren Töchtern empfangen wurde, und seine Erfolge beim Minister Hardenberg führte er u. a. auch darauf zurück, daß er auch der Frau Minister gut gefallen habe. Doch der Ernst überwiegt, wenn wir von Lang und den Frauen sprechen müssen.

Als Regierungsakzessist in Ottingen (1786) erhielt Lang von einer wohlhabenden Bürgerstochter aus der Universitätsstadt Altdorf die briefliche Aufforderung, sie zu heiraten. Er schildert uns, wie sehr ihn dies bedrückte und wie er zum Entschluß kam, die Heirat, an welche sie beide selbst vorher nicht gedacht hatten, abzuschlagen. Wenn Lang weiter erzählt, er habe dem Mädchen und ihrem Sohne nach Kräften zu Ehr und Wohlstand verholfen, so fühlt er doch selbst sich von dem Druck der seinerzeitigen Verpflichtungen nicht völlig befreit; er setzt bei, daß er durch die schweren Schicksale seines eigenen Familienlebens diese frühere Leichtsinnsschuld wohl schwer genug gebüßt habe.

In Bayreuth war zufällig in Langs Gegenwart eines Abends davon die Rede gewesen, daß die jüngste Tochter des Kammerrats Ammon das hübscheste Mädchen der Stadt sei. Lang war hievon so betroffen, daß er sofort zur Ammonschen Wohnung lief, dort nach den Eltern und Brüdern des Mädchens fragte, dem Mädchen aber, das allein zu Hause und wirklich außergewöhnlich hübsch war, sofort seine Liebeserklärung machte und sie zur Frau begehrte. Unter Zustimmung der Eltern fand die Hochzeit bald darauf, am 18. Januar 1796 statt. Das junge Paar zog nach Kulmbach und verlebte im Hause der Oberforstmeisterin v. Reizenstein die glücklichsten Tage. Doch

Digitized by Google

die Entbindung der jungen Frau brachte ihr sowohl als dem Kinde am 30. August 1897 nach $1^1/_2$ jähriger Ehe den Tod.

Frau v. Reizenstein besorgte mit ihrer Tochter fortab das Hauswesen ihres Mieters Lang und die Tochter betrachtete Lang schon nach seiner Rückkunft vom Rastatter Kongreß als den ihrigen; im August 1799 erfolgte die Trauung. In Ansbach kränkelte die zweite Frau. Auf ihren Wunsch zog das Ehepaar den Sommer 1800 nach Neuses auf ein Gut mit großem Garten, im Winter kehrten sie nach Ansbach zurück, wo sie die glückliche Geburt eines Sohnes feiern konnten. Trotz sorgfältigster Pflege, auch die Schwiegermutter war zu diesem Zwecke nach Ansbach gezogen, starb auch die zweite Frau im zweiten Jahre der Ehe an der Abzehrung. Auch der in dieser Ehe geborene kränkliche Sohn wurde nur ein Jahr alt.

Noch ein drittes Mal versuchte Lang das eheliche Glück. In der Jägergasse, jetzt Theresienstraße, in die er mit seiner Schwiegermutter verzogen war, lernte er eine Nachbarin, die Witwe des Medizinal-Präsidenten Schöpff, geb. Hörling, kennen. Wohl hatte Lang gegen deren Interessen zu arbeiten, als sie behauptete, ein Haus in Triesdorf, das der Markgraf ihrem Mann als seinem Leibarzt eingeräumt hatte, vom Markgrafen geschenkt erhalten zu haben, während Lang die Abweisung ihres Verlangens in Berlin durchsetzte. Gerade diese Angelegenheit aber brachte beide zusammen, die Eheschließung erfolgte am 10. Juni 1802 und beide bewohnten das jetzt Dr. Burckhardtsche Haus in der Theresienstraße, das mit ansehnlichem Vermögen die Frau ihrem Manne eingebracht hatte. Wieder im zweiten Jahre der Ehe verstarb auch diese dritte Frau Langs im Oktober 1803 bei der Entbindung.

Einsam war es wieder um Lang geworden und nicht wenig hat das häusliche Unglück zu der Verbitterung beigetragen, die in seinem späteren Leben die an sich vorhandene Neigung zu scharfer Kritik zeitweise zu Mißgunst und Schmähsucht steigerte.

Während des Rastatter Kongresses unternahm es Lang, Tabellen über Flächeninhalt, Morgenzahl und Einkünfte des verlorengehenden linken Rheinufers zusammenzustellen und 1798 in Basel drucken zu lassen. Diese Tabellen, welche die Aufmerksamkeit aller Gesandtschaften erregten, zeigten plötzlich, wie unerwartet groß der deutsche Verlust werde. — Wieder in Hardenbergs Auftrag war Lang im Jahre 1802 mit dem Minister wegen eines bayerisch-preußischen Grenzvertrages tätig. Damals waren die Bistümer Bamberg und Würzburg an Bayern

Digitized by Google

gekommen, das Ansbach-Bayreuther Land aber sperrte Altbayern von seinen neuen Ländern ab. Hardenberg und Montgelas wurden in München, wohin Hardenberg mit Lang gereist war, darüber einig, daß Bamberg größtenteils an Preußen, dafür der südliche und westliche Teil des Fürstentums Ansbach an Bayern kommen und so beiderseits zusammenhängender Besitz hergestellt werden sollte. Die Notwendigkeit, durch das Ansbacher Gebiet ziehen zu müssen, wäre hiedurch verhindert, das Bestreben Bayerns, Ansbach zur notwendigen Abrundung zu erhalten, vermindert worden. Der unschlüssige preußische König und der Hardenberg mißgünstige, gleichfalls schwankende Minister Haugwitz verweigerten die Genehmigung dieses großzügigen Landtausches, bei welchem Preußen eine unangreifbare Stellung in Süddeutschland behalten hätte. Statt dessen brachte Hardenberg, unterstützt von dem in fränkischen Gebietsfragen bestunterrichteten Lang, dann einen kleineren Grenzvertrag mit Montgelas zustande, nach welchem Preußen die Verbindung seiner beiden Fürstentümer, die Reichsstädte Weißenburg, Dinkelsbühl, Windsheim, einen Teil von Eichstätt und Bamberg erhielt, nachträglich noch Iphofen, Marktbibart und Scheinfeld. Daß der Vertrag ganz zu Ungunsten Bayerns ausgefallen war, merkte Montgelas erst, als man die eingetauschten Gebiete näher besehen konnte. Für Hardenberg dagegen hatte Lang stets die Nacht über die Berechnungen der einzelnen Vorschläge für den nächsten Tag gemacht. Dieser Vertrag ist noch jetzt an der Kreiseinteilung wirksam: Iphofen z. B. gehört heute noch zu Mittelfranken.

Als Ansbach am 1. Januar 1806 an Bayern gekommen war, stand Lang vor der Frage, ob er in preußischen Diensten bleiben und nach dem noch preußisch gebliebene Bayreuth übersiedeln wolle; er entschied sich aber dafür, in Ansbach zu bleiben und reichte seine Entlassung ein, als er in seiner noch verbliebenen Stelle als Geheimer Archivar auf die Plassenburg kommandiert werden sollte.

Noch während der französischen Besetzung Ansbachs verfaßte er die Annalen des Fürstentums Ansbach unter der preußischen Regierung, größtenteils auf eigenem Wissen und damit auf seinen subjektiven Anschauungen beruhend. Die Schärfe der Langschen Urteile über einzelne Personen veranlaßte eine Gegenschrift eines Herrn v. Lüttwitz. — Im November 1806 erhielt Lang die Ernennung zum Direktor der Regierungskammer und des Konsistoriums in Ansbach. Hier widmete er sich vor allem der Aufteilung oder Kultivierung der Gemeinde-Ländereien, forderte Berichte und Beschreibungen der einzelnen Orte des Kreises ein, die wir als wertvolle Urkunden in der Bibliothek des historischen

Digitized by Google

Vereins noch besitzen, und mußte, nicht zu seinem Vergnügen, auch die Einrichtung und Beaufsichtigung des neuen in der Nürnberger Festung Lichtenau gelegenen Zuchthauses übernehmen.

Große Freude dagegen bereitete dem alten Adelsfeinde, der mit Freude die Unterwerfung der fränkischen Reichsritter unter die preußische Regierung betrieben und stets alle Vorrechte und Bevorzugung des Adels verworfen hatte, die Verleihung des damals neu eingeführten Zivilverdienstordens und die damit verbundene Aufnahme in den Adel. Fortab hieß er sich stets Ritter v. Lang und als solcher lebt er auch im Gedächtnis der späteren fort.

Die verworrenen Finanzverhältnisse in den ehemals Ottingenschen Gebieten, die Schwierigkeiten der Ausscheidung zwischen den Privatschulden der Fürsten von Ottingen und ihren Landesschulden veranlaßte die Abordnung Langs nach Wallerstein. Lang hatte eine Flugschrift „Annalen der Ottingenschen Finanzverwaltung" verfaßt, welche allerlei Manipulationen in Ottingen aufgedeckt haben soll, die aber verloren zu sein scheint.

Die Ablehnung des von ihm fertiggestellten Vertrages empfand er als Zurücksetzung. Ebenso fühlte er sich, zweifellos der beste Kenner der Verhältnisse des Rezatkreises, zurückgesetzt und in seinem Ehrgeiz unbefriedigt, daß altbayerischen Adeligen, nicht aber ihm das Präsidium der Regierung anvertraut wurde. Durch beißenden Spott gegen seinen Vorgesetzten und die Münchener Regierung suchte er sich schadlos zu halten. Selbst als der eifrige und geschäftsgewandte Graf Lerchenfeld als Nachfolger des Grafen Thürheim der Ansbacher Regierung vorstand, der die Arbeitskraft, das Wissen und den Ehrgeiz des Regierungsdirektors Lang wohl anerkannte, verspottet Lang die pedantisch-formalistische Art seines Vorgesetzten, hoffend, sein Nachfolger zu werden.

Statt der erwarteten Berufung zum Generalkommissär in Ansbach war eine solche als erster Archivar beim Landesarchiv in München gekommen. Lang zog statt dessen am 1. Dezember 1810 nach Erlangen, wo er häufig Gast bei der Witwe des vorletzten Markgrafen Friedrich von Bayreuth war, sich um seine Stelle als Archivar aber nicht kümmerte. Erst als diese Stelle besonders gehoben wurde, u. a. durch 3000 Gulden Gehalt, entschloß er sich im Januar 1811 nach München zu ziehen.

Der allmächtige Minister Graf Montgelas ließ Lang erst als außerordentliches, dann, als er hievon keine Notiz nahm, als ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften aufnehmen, bei welcher er nur einmal, im Jahre 1815, die übliche Vorlesung, Bruchstücke einer

Digitized by Google

bayerischen Handelsgeschichte aus der Zeit Ludwig des Strengen, übernahm.

Vorher aber war Lang im Oktober 1811 wieder von München nach Erlangen ausgerissen, als es mit dem Reichsarchiv trotz der Gunst des Ministers nicht vorwärts ging und weder Personal für das Archiv noch Geld für seinen Gehalt vorhanden war. Im April 1812 endlich erfolgte die Genehmigung des Archivplanes, die Auszahlung des seit zwei Jahren rückständigen Gehalts, die Ernennung Langs zum Direktor des Reichsarchivs und Vorstand des Reichsherolds-Amts mit 4000 Gulden Gehalt. Jetzt kehrte Lang nach München zurück und begann die Herausgabe der Bayerischen Regesten.

So verdienstvoll diese historische Quellensammlung ist, so sehr hat Lang die Größe der Aufgabe unterschätzt, den wesentlichen Inhalt aller wichtigen alten Urkunden wiederzugeben, einer Aufgabe, die in fast hundert Jahren seit Langs Tod noch nicht beendet werden konnte.

Für die Akademie der Wissenschaften schrieb er die Abhandlung: „Die Vereinigung des bayerischen Staates aus seinen einzelnen Bestandteilen." Verschiedene Flugschriften von ihm gelten der Widerlegung historischer Fabeln wie der Abstammung aller Dynastengeschlechter Bayerns von einem Grafen von Abensberg 2c.

Als Vorstand des Reichsherolds amts hatte Lang die Prüfungen der Adelsnachweise und Eintragungen in die neue Adelsmatrikel zu besorgen; er gab auch ein bayerisches Adelsbuch heraus, eine Art Gothaer Adelskalender für Bayern mit historischen Notizen, aber auch mit nicht dorthin gehörigen Bemerkungen. Das Verlangen des Reichsherolds-amts, die adeligen Familien sollten zwecks Eintragung in die Adelsmatrikel ihren Adel erst nachweisen, rief bei dem alten Adel einen Sturm der Entrüstung hervor. Während Lang dieses Verlangen stellte, gab er selbst die Regesten heraus, in denen häufig die gleichen Adelsfamilien bereits urkundlich genannt waren. Dabei wird (von K. Th. Heigel) der schwere Vorwurf gegen Lang erhoben, daß er seines Streites wegen bei der Urkunden-Herausgabe die historische Treue verletzt, die Namen der Urkundszeugen zeitweise weggelassen habe.

Montgelas beabsichtigte den bayerischen Adel nach englischem Muster auf den Großgrundbesitz mit Vererbung nur auf den ältesten Sohn einzuschränken. Lang machte ihm nähere Vorschläge über die Vererbung des neuen Ritteradels auf diese Weise; sie wurden

Digitized by Google

auch überraschend schnell zum Gesetz, doch nur für kurze Dauer. Man nannte den neuen Adel spöttisch nur den Langschen und die neue Verfassung beseitigte alles wieder.

Von zwei Flugschriften Langs aus seiner Münchner Zeit hatte eine historisches Gewand: „Betrachtungen über Kaiser Ludwig den Bayern", da unter diesem Titel Angriffe auf die bayerische Regierung erschienen waren; die zweite Gegenschrift Langs führte den Titel: „Der Minister Graf v. Montgelas unter der Regierung König Maximilians".

Nahm Lang auch hier entschieden Stellung zugunsten des herrschenden Ministers, so befriedigte ihn doch die politische Lage in Bayern keineswegs. Scharf nahm er Stellung gegen den Vertrag von Ried, der ihm einseitig günstig für Österreich schien, gegen die Verfassungsentwürfe, an denen er selbst mitarbeiten durfte. Doch das von ihm entworfene Adelsedikt wurde verworfen, das Lehenswesen gegen seinen Widerspruch beibehalten und die ständische Verfassung, der er gleichfalls opponierte, zum Gesetz erhoben. Lang machte aus seiner Verurteilung dieser mittelalterlich feudalen Anschauungen kein Hehl und meldete sich von München wieder zurück als Regierungsdirektor nach Ansbach. Als eigentlichen Anlaß zum Versetzungsgesuch gab Lang seinen Freunden unter anderem die Abneigung zweier Mitglieder der Akademie der Wissenschaften an, die er sich durch freimütige Äußerungen zugezogen hatte. In der Abschiedsaudienz sagte ihm der König Max Josef (nach Langs Memoiren): „Hat es also mit Gewalt sein müssen (nach Ansbach)? Aber hören Sie, Sie haben einen Mund wie ein Schwert; es wäre gut, wenn Sie sich künftig etwas mäßigten." Ähnlich sagte ihm einige Jahre später Minister Graf Lerchenfeld: „Herr v. Lang, hätten Sie es über sich gewinnen können, Ihre Zunge zu mäßigen, ich weiß nicht, in welcher Carrière Sie zum höchsten Ziele gelangt wären." Als Lang erwiderte: „Euere Exzellenz, das hat Gott verschieden ausgeteilt, einige erwarben ihre Majorate durch die Geburt, andere erhalten heimfallende Lehen vom König, meine Dotation ist die Zunge," mußte der Minister lachen und sagte: „Die Gerechtigkeit muß man Ihnen wiederfahren lassen, Sie wissen Ihre Domäne gut zu benützen."

Bei der Ankunft im August 1815 in Ansbach wurde der Ritter v. Lang von allen Fenstern aus lebhaft begrüßt, durch Deputationen willkommen geheißen und gefeiert, am eifrigsten von Leuten, die ihn bei seinem vorherigen Wegzug nicht mehr gegrüßt hatten.

Digitized by Google

Hatte aber die Ansbacher Stellung Langs Ehrgeiz schon das erste mal nicht befriedigt, so konnte dies das zweite Mal noch weniger erwartet werden. Als noch erwogen wurde, durch Einschieben eines Vizepräsidenten ihm einen zweiten Vorgesetzten zu geben, nahm er am 10. April 1817 seinen Abschied, den er mit dem vollen Gehalt von 4000 Gulden erhielt. Lang hatte um Abschied ohne Pension gebeten und bei seinem Alter von 52 Jahren daran gedacht, es noch in preußischen oder österreichischen Diensten zu versuchen. — Seine Erbitterung wurde noch gesteigert durch die Art, wie seine Tätigkeit bis zur Ernennung des Nachfolgers beendet wurde: Auf dem Wege zur letzten Sitzung und Verabschiedung ließ man ihm durch einen Diener sagen, die Sitzung sei abgesagt, er brauche sich überhaupt nicht mehr zu bemühen. Hier verläßt Lang seine ruhige Sprache; er sagt: „So wurde ich in jenem Schlosse, wo mir das Heiligtum der Archive anvertraut gewesen, wo mich Könige mit Wohlgefallen aufgenommen und in ihrer Nähe zugelassen, wo ich mit Ministern und Marschällen verhandelt, wo ich an der Spitze der Geschäfte in fast allen Sälen geboten, auf eine, ich darf wohl sagen hundsgemeine Art von einem Lakaien die Treppe hinuntergewiesen."

War die Erbitterung Langs hierüber auch wohl berechtigt, so hat er doch auch ein Unmaß von Gift und Galle über den Schuldigen, den Grafen Drechsle, ausgegossen. Die beiderseitige Fehde ging so weit, daß Lang später wegen Beleidigung unter Anklage gestellt, das Verfahren in allen Instanzen aber eingestellt wurde. Die noch vorhandenen Untersuchungsakten enthalten nichts von Bedeutung, nur daß Lang während der Teuerung der Jahre 1816/17 in den Ansbacher Wirtshäusern weidlich über alle Regierungsmaßnahmen geschimpft habe.

Bei dieser Teuerung zeigte Langs Wohltätigkeitssinn sich im besten Lichte: er gab reichlich Geschenke und Unterstützungen und schaffte vor allem Arbeitsgelegenheit dadurch, daß er die alten öde liegenden Steinbrüche an der Nürnberger Straße einebnen und kultivieren, sowie einen Landsitz dort erbauen ließ, den er seinen Heimweg nannte. Hiedurch kostete ihn sein Landsitz soviel wie ein mittleres Rittergut; es machte ihm aber mit den Baum- und Blumenanlagen, dann den 4000 Hopfenpflanzen, die er dort angelegt, viel Freude.

Aber auch wissenschaftlich war Lang in den 18 Jahren seines Ruhestandes eifrig tätig. Noch während seiner Amtszeit hatte er die „Bayerischen Jahrbücher," eine Art Geschichtskalender vom

Digitized by Google

Jahre 1179—1294, als Fortsetzung der Annalen von Lori gedacht, herausgegeben, aber nur geringen Absatz gefunden. Um die beabsichtigte Wiedereinrichtung von Jesuitenschulen zu bekämpfen, schrieb er eine Abhandlung gegen die Jesuiten: Amores Patris Jacobi Morelli, später, 1819 als unparteiisch gedachte, daher keine Partei voll befriedigende Darstellung die „Geschichte der Jesuiten in Bayern". Es folgen weiter von Ansbach aus von 1822—1828 »Regesta Bavarica«, die bereits in München größtenteils zusammengestellt waren, 1821 die „Geschichte Herzog Ludwigs des Bärtigen", 1829 „die angebliche Rede über die Schutzpatrone der alten bayerischen Kirchen", 1830 „Bayerns Gaue", eine Neubearbeitung und Ergänzung seiner Akademie-Abhandlung über die Vereinigung des bayerischen Staates aus seinen Bestandteilen, 1831 „Bayerns alte Grafschaften" als Fortsetzung der Gaue, im gleichen Jahre „Betrachtungen über die bayerischen Steuerregulierungen", 1832 eine Art Flugschrift „Alte Liebe rostet nicht, Betrachtungen aus den altbayerischen Geschichten von einem Neubayern", eine Zusammenstellung darüber enthaltend, wie in der Geschichte Bayern und das Haus Wittelsbach Hilfe und Unterstützung aus Franken erhalten habe, 1833 „Sendschreiben an Dr. Böhmer, Herausgeber der Monumenta Germaniae", 1834 „Acta apostolorum, ein Hilfs- und Lesebüchlein aus den Landtagsverhandlungen einer älteren Zeit", dann 1834 und in seinem Todesjahre 1835 noch „2 Hefte einer literarisch-historischen Zeitschrift".

Langs Abhandlungen über die Gaue und Grafschaften widersprachen mit Recht der von München aus begünstigten falschen Darstellung, als habe ganz Franken einst zum bayerischen Nordgau gehört und sei jetzt endlich wieder zur alten Stammesheimat zurückgekommen. Im übrigen waren sie aber vielfach einseitig und konnten der wissenschaftlichen Kritik auf die Dauer in vielen Punkten nicht standhalten. Ebenso ging er in dem Bestreben, Worterklärungen aus der slavischen Sprache zu machen, weit über das Ziel hinaus. Die Schaffenskraft, Arbeitsfreude und Vielseitigkeit seiner Betätigung muß aber trotzdem heute noch Staunen erregen. Dabei war er immer bemüht, wieder Verwendung im bayerischen Staatsdienst, möglichst für diplomatische Vertretung in Wien u. dergl. zu finden. Bei seiner Kampfstellung gegen die Münchner Regierung ist dies Werben um neue Gunst auffallend, nur mit seinem schwankenden Charakter, maßlosen Ehrgeiz und ständigen Sehnen nach größerem Arbeitsfeld zu erklären.

Unterdessen benützte Lang seine freie Zeit wieder zu größeren Reisen, die er als rüstiger Fußgänger meist zu Fuß, mit dem Ränzel

Digitized by Google

auf dem Rücken unternahm, so 1817 nach Erlangen, Göttingen, Halle, Dresden. Auf der Rückreise über Kassel, Fulda kam Lang bei Hammelburg auf den Gedanken, die übertriebenen Zollbeschränkungen der unterfränkischen Regierung, welche diesen Kreis vom übrigen Bayern absperrten, die Anstalten zu der damaligen Reformationsfeier, den Jesuitenschulplan u. dergl. satirisch zu behandeln. Größtenteils auf dem Wege von Hammelburg nach Ochsenfurt vollendete er eine Spottschrift hierauf und ließ sie als merkwürdige Hammelburger Reise in Druck erscheinen. Der Erfolg war ein unerwarteter, finanziell weit besserer als bei seinen historischen Werken. In kurzer Zeit waren 3 Auflagen mit 8000 Exemplaren abgesetzt. Die Fortsetzung solcher Schriften lag nahe. Die Buchhändler hatten Sorge, den Verlag zu übernehmen. Da ließ Lang im Selbstverlag in rascher Folge eine zweite bis neunte Fahrt und ein Hammelburger Konversations-Lexikon erscheinen, fand stets reißenden Absatz und die Polizeiagenten, welche überall auf diese Schriften fahndeten, waren seine besten Käufer.

Besondere Ehrung erfuhr Lang noch durch Aufnahme als Ehrenmitglied der Frankfurter Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde; 1822 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin, 1833 bis 1835 des Nassauischen Vereins für Altertumskunde, des historischen Vereins für den Untermainkreis und der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit. Das hielt aber Lang nicht ab, die Akademien Leichname zu nennen, nicht des Balsamierens wert.

Beinahe wäre Lang, auf einer Reise wieder in Wien eingetroffen, im Jahre 1820 dorthin, wo er viele gleichgesinnte, freimütige Freunde besaß, übergesiedelt. Doch sein Ansbacher Landgut und seinen historischen Arbeiten führten ihn nach Ansbach zurück.

Gelegentlich einer Reise nach Göttingen lernte er erst Jakob Grimm (1822), ein Jahr später in Kassel noch Wilhelm Grimm kennen und Freundschaft, sowie das beiderseitige Interesse an germanistischen und slawistischen Studien führten innigen Verkehr und lebhaften Briefwechsel zwischen Jakob Grimm und Lang herbei.

Im Jahre 1826 kam Lang auch nach Weimar und bat dort Goethe um eine Audienz. Der Verlauf derselben, das letzte Ereignis seines Lebens, das Lang uns selbst schildert, zeigt uns einerseits, wie der alte Goethe auch schlechter Laune sein konnte, wenn er zu ungelegener Zeit von Besuchern belästigt wurde, andererseits aber auch, wie Lang mit seinem Spott auch gegen einen Mann wie Goethe nicht zurückhalten kann.

Digitized by Google

Im Jahre 1830 hatte Lang, trotz seiner 66 Jahre noch frisch und arbeitsfreudig, in Gemeinschaft mit dem Appellationsgerichtspräsidenten v. Feuerbach und dem Regierungspräsidenten v. Mieg den historischen Verein für den Rezatkreis gegründet und die Herausgabe der Jahresberichte desselben übernommen, auch den Grundstock zu der Bibliothek durch verschiedene Geschenke gelegt. In den ersten vier von Lang besorgten Jahresberichten erschienen von ihm selbst verfaßte Darstellungen, 1831 „über slavische Sprachreste bei Orten und Namen in Franken," 1832 „Geschichte des vorletzten Markgrafen von Ansbach," 1833 „über die Herkunft des Wolfram in Eschenbach," worin er nachweist, daß Eschenbach bei Triesdorf dessen Heimat war, 1835 nach Langs Tod »Regesta circuli Rezatensis,« Register über die Urkunden aus dem Rezatkreis vom Jahre 741 bis 1200. Auf einem seiner Spaziergänge nach dem 17 Kilometer entfernten Heilsbronn brachte Lang auch sein Testament an das dortige Landgericht; das Ansbacher Gericht paßte ihm anscheinend nicht.

Glaubwürdig überliefert ist auch, daß Lang seiner unscheinbaren Kleidung wegen von der Gendarmerie bei Heilsbronn festgenommen und dem dortigen, ihm befreundeten Landrichter vorgeführt wurde, worauf er den Gendarmen gegen die Vorwürfe des Landrichters in Schutz nahm und beschenkte, weil er nur seine Schuldigkeit getan habe. Ebenso wurde er in Heilsbronn in der Wirtschaft einmal an den Handwerksburschentisch verwiesen und blieb dort, bis seine Freunde nachkamen und ihn ins Herrenzimmer führten.

Am 11. März 1835 wurde Lang von einem Katarrh befallen, den er, wie sonst, bei seiner kräftigen Konstitution nicht beachtete; Ärzte zuzuziehen, weigerte er sich, aus altem Mißtrauen gegen ihre Kunst. Am 26. März 1835 endigte er auf dem Heimwege vom Spaziergang sein Leben im Alter von 70$^{3}/_{4}$ Jahren.

In seinem Testamente hatte er für die Witwen zweier Brüder durch ein Vermächtnis von je 4000 Gulden gesorgt, seinen Bruder Konstantin, fürstl. Taxisschen Hofchirurgen in Regensburg, zum Erben eingesetzt und dem historischen Verein für den Rezatkreis alle auf den Kreis bezüglichen Bücher vermacht, auch für seinen Kammerdiener gesorgt. Doch Lang hatte sich, wie meist schon zu Lebzeiten, für vermögender gehalten als er war. Für seinen Grundbesitz, bestehend aus dem Heimweg mit 1 Tagwerk Garten, 7 Tagwerk Hopfengarten, der Wirtschaft und Windmühle, einem Bauernhof nebenan mit 50 Tagwerk Äckern, Wiese und Wald, der nach seinem letzten Willen beisammen bleiben sollte, im jetzigen Werte von mindestens 120000 Mk., wurden

Digitized by Google

nach Langs Tod nur 17000 Gulden geboten! Dabei war Lang u. a. dem damaligen Bierbrauer Hürner in Ansbach 4500 Gulden und einem Regierungsrat Krauß in Düsseldorf 6000 Gulden schuldig geworden. Er hatte sich rühmen können, daß in einer Zeit, in der so viele sich bereichert hatten, Millionen durch seine Hände gegangen, aber nicht ein Pfennig bei ihm geblieben sei. Auch von dem Vermögen seiner sehr wohlhabenden dritten Frau hatte Lang unter Ablehnung eines Testaments zu seinen Gunsten nur den gesetzlichen Teil genommen und dem Wunsche seiner Frau entsprechend ein Kapital von fast 12000 Gulden den Schuldnern erlassen, nur den Zins als jährliche Leibrente zu 504 Gulden angenommen. So war es zweifelhaft, ob der Nachlaß für die Schulden hinreichend sei. Der erbrechtliche Liquidationsprozeß wurde eröffnet und der historische Verein konnte das Legat an wertvollen Büchern nicht erhalten. Erst die Freunde Langs stifteten ihm ein einfaches Grabmal im alten Teile des Ansbacher Friedhofes aus dem Erlöse einer zweiten Auflage seiner Geschichte des vorletzten Markgrafen.

Ein Legat aber, an seinen Enkel Heinrich Lang gefallen, war von Bedeutung, das Recht, die Memoiren Langs zu veröffentlichen. Diese Memoiren, sieben Jahre nach seinem Tode herausgegeben, erregten ungeheures Aufsehen und waren kurz nach dem Erscheinen bereits vergriffen. Im Jahre 1882 erschienen sie in zweiter Auflage in München, 1910 in erneuter zweiter Auflage bei Lutz in Stuttgart, 1925 im Nikolaverlag in Wien. Bemerkenswert ist, daß Lang die Memoiren 1830 beendet hatte und daran dachte, sie teilweise noch bei seinen Lebzeiten in Druck zu geben, sie aber versiegelt den Erben 2c. entzog. Die Schärfe der Langschen Kritik war dort auf das höchste gestiegen, die Zahl seiner Gegner hiedurch ungeheuer vermehrt worden, sodaß an Stelle einer gerechten Kritik eines hervorragenden, aber nicht fehlerfreien Gelehrten blinde Verurteilung des Memoirenschreibers, wie man ihn zu nennen pflegte, und vollständige Verkennung seiner Bedeutung als Historiker trat. Daß die Memoiren Langs einfach unglaubwürdig seien, galt lange Zeit als so selbstverständlich, daß man sich gar nicht die Mühe nahm, ihre Einzelheiten nachzuprüfen. Die neueste Zeit aber hat reichlich Gelegenheit gegeben, die Ereignisse von hundert Jahren geschichtlich zu behandeln und gelegentlich das Resultat mit Langs eigenen Erzählungen zu vergleichen.

Memoiren sind keine Geschichten, dies gilt allgemein, muß besonders auch für Langs Lebensgeschichte gelten. Was sie uns interessant macht, ihre subjektive Färbung, nimmt ihnen die Verlässigkeit, d. h. persönliche Urteile aus Memoiren sind stets anzuzweifeln.

Digitized by Google

Eingehend gewürdigt wurden nun die Langschen Memoiren, erst 1912 in der Darstellung von Tarrasch „Der Übergang des Fürstentums Ansbach an Bayern.“ Tarrasch sagt: „Langs Memoiren sind viel glaubwürdiger, als man bisher angenommen hat,“ und dann weiter: „Langs Memoiren mögen übertrieben, ja unglaubwürdig sein, wo es sich um die Schilderung von Personen handelt; sein Material an Tatsachen habe ich, soweit ich es nachprüfen konnte, also gerade in den fränkischen Dingen, als durchaus richtig, und auch da, wo keine Kontrolle möglich, als glaubwürdig kennen gelernt.“ Tarrasch, Schüler des Münchener Historikers Heigel war zu einem ganz anderen Ergebnis gekommen als letzterer in drei Vorträgen, später veröffentlicht: „Aus drei Jahrhunderten“ (Wien 1882) gesagt hatte. Unter Heigels Einfluß erfolgte noch die gründliche kritische Bearbeitung der Langschen Memoiren durch Adalbert von Raumer mit dem Ergebnis: In allen tatsächlichen Angaben ist Lang ungemein sorgfältig und zuverlässig; wo feste Tatsachen fehlen, bei der Zeichnung der Charaktere ꝛc. ist die Sicherheit des Urteils durch rasche Phantasie und überscharfe Kritik gefährdet, durch Spottlust, Mißtrauen und Verbitterung, besonders im zweiten Teil getrübt.

Auch die historische Erforschung einzelner von Lang aus eigenem Wissen geschilderter Vorgänge, so die Versuche Bernadottes, mit Zustimmung des Nürnberger Rates sich ein Fürstentum in Franken zu verschaffen (vergl. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 17. Heft S. 1 ff. u. S. 105 ff.), bestätigten durchaus Langs Angaben. Trotzdem ist auch heute noch zu bedauern, daß Lang aus dem Bestreben heraus, der Münchener Regierung Ungelegenheiten zu bereiten, in seinen Memoiren gelegentlich Dinge nacherzählt hat, die er nur vom Hörensagen kennen und nicht genügend nachprüfen konnte.

Von den hauptsächlichsten historischen Werken Langs ist das erste und bedeutendste seine dreibändige neuere Geschichte des Fürstentum Bayreuth. Es beruht ausschließlich auf Auszügen aus den Originalurkunden des früheren Plassenburger Archivs und behandelt die Zeit vom Tod des Markgrafen Albrecht Achilles und der endgültigen Trennung Ansbachs von der Mark Brandenburg im Jahr 1486 bis zur Einsetzung einer Art Sekundogenitur im Jahre 1603. Damit umfaßt die Bayreuther Geschichte auch größtenteils jene des Fürstentums Ansbach, nämlich die Regierungszeit der Markgrafen Friedrich, Casimir, Georg des Frommen, Albrecht Alcibiades und Georg Friedrich. Besonders hervorzuheben ist, daß Lang die gewaltsame Absetzung des Markgrafen Friedrich und seine Gefangennahme

Digitized by Google

durch seine drei Söhne klarstellte und das Märchen von Friedrichs Geisteskrankheit beseitigte und zur der Reformationsgeschichte in Franken die Grundlagen schuf. Lang erbrachte entgegen früheren Geschichtsschreibern den Nachweis, daß unter Markgraf Casimir die Reformation nicht gefördert, teilweise auch unterdrückt wurde, was neuere Forschungen nur bestätigen und mit der Politik des zum Kaiser neigenden Markgrafen erklären konnten. Beim Markgrafen Georg dem Frommen aber reizte es Lang, der vorher üblich gewesenen höfisch-theologischen reinen Lobpreisung ein anderes Bild entgegenzuhalten. Wenn Lang ihn zu sehr herunterseţt, ihm nachsagt, er sei ein Freund des Papstes gewesen, solange er Brüder mit Pfründen zu versorgen hatte, ein Freund Luthers, solange er mit dem Kaiser zürnte und Geld nötig hatte, dann wieder die alte Religion wünschend, als nichts mehr zu gewinnen war; viel Vorteil habe er sich hiedurch erworben und den Beinamen des Frommen, so sind ihm Löhe, Krausold und Schornbaum mit Erfolg entgegengetreten. Doch was Lang an geschichtlichen Tatsachen auch über Markgraf Georg anführt, hat die Probe bestanden und ohne den schroffen Gegensatz zwischen Lang und der früher geltenden Ansicht wäre wohl des Markgrafen Georg Geschichte nicht so gründlich erforscht worden. Zu ungünstig beurteilt Lang auch den Markgrafen Albrecht Alcibiades, eingehend und völlig gerecht aber die Regierung des Georg Friedrich. Zu tadeln ist an der Bayreuther Geschichte der von ihm selbst später beanstandete etwas schwülstige Stil und die ungenügende Berücksichtigung der allgemeinen Geschichte jener Zeit.

Die Geschichte des Herzogs Ludwig des Bärtigen entstand wieder aus zehnjährigen Quellenforschungen. Diese Geschichte eines bayerischen Herzogs aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts berührt auch die fränkische Geschichte, infolge seiner unglücklichen Fehden mit dem Markgrafen Friedrich dem älteren von Brandenburg und seiner Verwahrung in der Haft in den Jahren 1445/46 zu Ansbach. — Dagegen war Lang bei der Geschichte des vorletzten Markgrafen von Ansbach zuviel auf Nachrichten der letzten Zeit und auf Erzählungen angewiesen, sodaß hier nicht von gleicher Zuverlässigkeit wie bei den genannten Werken gesprochen werden kann. — Die Hammelburger Reisen Langs endlich enthalten keine Geschichte, sie sind lediglich satirischen und ironischen Inhalts, wobei Lang sich Rabelais, Fischart und Abraham a Santa Clara zum Muster genommen hatte. Wer die Lacher auf seiner Seite hat, hat meist auch gewonnen. Dies traf auch hier zu.

Die erste Reisebeschreibung bewirkte sofort die Aufhebung der lächerlichen Würzburgschen Zollbeschränkungen, die dritte Reise ver-

Digitized by Google

hinderte durch geschickte Aufzählung von Anschauungen Kreittmayers, daß die von der bayerischen Regierung beabsichtigte Rechtsverschlechterung in Franken, die Einführung des bayerischen Landrechts mit mittelalterlicher Geistesrichtung und die Abschaffung des preußischen Landrechts aus neuerem freien Geiste hervorgegangen, zur Tatsache wurde. Dadurch hat Lang sich ein nicht genug zu schätzendes Verdienst erworben. Diese Hammelburger Reisen werden jetzt kaum mehr gelesen. Ein Versuch, sie mit Anmerkungen versehen zu erneuern, blieb auf die ersten fünf Reisen beschränkt und ohne Erfolg. Die meisten Anspielungen verstehen wir nicht mehr, sie haben auch ihr aktuelles Interesse verloren. — Doch, welches der vielen Werke Langs wir auch herausgreifen, seine Geschichtswerke, die Memoiren oder die Hammelburger Reisen, stets umweht uns der Hauch eines hervorragenden Geistes, eines Mannes von vielseitigem Wissen, selten umfangreicher Geschichtskenntnis, bewundernswerter Arbeitskraft und Schaffensfreudigkeit eines gründlichen Forschers. Dabei erkennen wir Lang als aufrechten, freimütigen Mann, der offen und ungeschminkt seine Meinung bekennt, wie er sie für wahr und richtig hält, einen scharfen Kritiker, feinen Spötter, den hochgebildeten Freigeist des vorigen Jahrhunderts. Die Geschichtsschreibung erklärte er für eine vorzügliche Gelegenheit, für echte Moral zu wirken.

An Fehlern finden wir übergroße Neigung zu Spott und Hohn wie zu überscharfer Kritik, bei seinen persönlichen Verhältnissen im einsamen Alter noch persönliche Erbitterung auch Schmähung seiner Gegner. Aber, wenn Lang schließlich mit gar vielen sich unzufrieden zeigt und ausruft: „So ist sie nun um den Preis unseres vielen Blutes wieder da, die schöne Zeit der alten Patrimonialgerichte, der Landessperren, der Siegelmäßigkeit und Steuerprivilegien", und Vergleiche zieht, was in Nord- und Süddeutschland nach der Abschüttelung Napoleons Gutes zu kommen schien und wieder verschwunden war, so ist diese Klage und die Unzufriedenheit mit der Politik der deutschen einzelnen Staaten, die sich als selbständige Großmachten immer wieder neu organisieren wollten, nicht unberechtigt gewesen. Wohl erkennt Lang schon, daß der deutsche Zollverein den Keim der deutschen Einigkeit in sich tragen könne. Die Unzufriedenheit mit den wenig freiheitlichen Verhältnissen und mit dem Mangel einer deutschen Einigung teilte er mit den besten seiner Zeitgenossen, die sich alle nach den Freiheitskriegen ein ganz anderes Deutschland erhofft hatten, als es damals aussah. Gut deutsche Gesinnung spricht bei Lang endlich auch aus der Ablehnung jeder fremdländischen Nachahmung.

Wenig bekannt ist noch die oppositionelle Tätigkeit Langs im

Digitized by Google

ersten Landrat des Rezatkreises. In diesen 1829 als Vertreter der nichtadeligen Grundbesitzer gewählt, wurde er Landrats-Präsident und verstand es, durch die allgemeine Unzufriedenheit der fränkischen Landratsmitglieder sowohl als durch die geschickte Führung der Präsidialgeschäfte den gesamten Landrat einschließlich des Feldmarschalls Fürsten Wrede zur Unterzeichnung einer von ihm verfaßten in die Form der Huldigung und der untertänigen Anträge gekleideten Beschwerdeschrift über die Zustände in Franken zu bringen, die in München nicht nur beim Ministerium, sondern auch bei König Ludwig I. großen Unwillen und höchst ungnädige Zurückweisung veranlaßte. Daraufhin blieb Lang dem zweiten Landtage ferne, bemerkend, die beanstandete Sprache der Landrats-Schrift sei sein Schwanengesang gewesen.

Das einfache Grabmal im Friedhofe zu Ansbach mit der schlichten Inschrift Karl Heinrich Ritter v. Lang erinnert uns an seine persönliche Einfachheit, sein „Heimweg", jetzt als Eigentum der Versicherungsanstalt für Mittelfranken, ganz im Sinne seines Erbauers der Wohltätigkeit gewidmet, an seinen Wohltätigkeitssinn. Die historischen Werke des Ritters v. Lang aber werden als unvergängliche Denkmale an ihn noch erinnern, wenn von seinem Hause und seinem Grabstein nichts mehr zu sehen sein wird.

Dr. Adolf Bayer (Ansbach).

32. May, Andreas,
Jurist und dramatischer Dichter
1817—1899.

Als Sohn eines Bierbrauers wurde May am 12. November 1817 in Bamberg geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums und Lyzeums seiner Vaterstadt oblag er an den Universitäten zu Würzburg und München dem Studium der Rechtswissenschaft. Sein Staatsexamen bestand er 1842 mit der ersten Note und fast gleichzeitig promovierte er zum Dr. jur. Ein Jahr später wurde er als Aktessist beim oberfränkischen Appellationsgericht in Bayreuth berufen und 1848 in gleicher Eigenschaft nach München versetzt. Bei der ersten öffentlichen Schwurgerichtssitzung daselbst (22. Februar 1848) hatte er das Amt eines Protokollführers inne. Als gewiegter, pflichttreuer, mild urteilender Jurist hochgeschätzt, stieg er 1875 zum Rat am Obersten Gerichtshofe in München empor. Doch zwang ihn

Digitized by Google

schon 1878 ein leichter Schlaganfall, dem ihm liebgewordenen Berufe zu entsagen. Über zwei Jahrzehnte lebte er noch seinen wissenschaftlichen und dichterischen Neigungen. Am 7. Januar 1899 entschlief er sanft.

May besaß ein starkes dichterisches Talent, das sich schon frühzeitig offenbarte. Unter dem Decknamen Richard Franke trat er mit einem Epos „Assur" zum erstenmale an die Öffentlichkeit, nach den „Blättern für litterarische Unterhaltung" (1845, Nr. 88) „eine Leistung, auf die in Lessings und Gerstenbergs Zeit ganz Deutschland unstreitig mit stolzem Erstaunen geblickt haben würde." Später betrat er das epische Gebiet nur noch einmal, und zwar mit der Novelle „Frauenehre". Sie behandelt ein Thema, das auch die modernen Dichter lebhaft beschäftigt, nämlich den Fluch der entweihten Jugend einer Frau. In dem von Pocci 1856 herausgegebenen Dichterbuche „Münchener Album" ist May mit einer Ballade „Die Meerfahrt" vertreten.

Am 1. Februar 1864 gesellte er sich dem von Geibel und Heyse geleiteten Münchener Dichterkreise der „Krokodile" bei, ein gerngesehener Gast in dieser Poetenrunde.

Schon lange vorher hatte May seine unleugbare Begabung für das Drama erkannt. Den Erstlingen seiner dramatischen Muse und auch seinen späteren Stücken erschlossen sich willig die Pforten des Münchner Hof- und Residenztheaters. Anfangs ging es ohne Schwierigkeit; aber unter der selbstherrlichen Intendanz Dingelstedts war es für einen einheimischen Dramatiker nicht leicht, sich Geltung zu verschaffen. Dies deutet auch die Leipziger Illustrirte Zeitung von 1854 mit den Worten an: „May ist der erste unter den bayerischen Dichtern, welchem es seit Dingelstedts Leitung gelang, ein Werk auf die Hofbühne zu bringen."

Für die dramatischen Bedürfnisse des Tages hatte May einen scharfen Blick. Zunächst schöpfte er, dem Zuge der Zeit folgend, die Stoffe für seine bühnenmäßig gut gebauten Stücke aus der Geschichte. Sein erstes Drama »Cinqmars«, die Geschichte einer vergeblichen Verschwörung wider den allmächtigen Richelieu, (an der Münchner Hofbühne am 22. September 1848 aufgeführt), lehnt sich an Schillers „Don Carlos" an. Heinrich Kurz kann den Vorwurf nicht unterdrücken: „Wie in seinen anderen Stücken hat May den fruchtbaren Boden nicht auszubeuten verstanden; es gelingt ihm nicht, die einzelnen Begebenheiten gehörig zu motivieren; dagegen sind Dialog und Sprache von frischer Lebendigkeit."

Ein Eintagserfolg war auch seinem nächsten Schauspiele „Der König der Steppe" mit dem wilden Kosakenhetman Mazeppa als

Digitized by Google

Helden, beschieden (Uraufführung in München am 17. April 1849). Der Dichter klammerte sich in diesem Jambendrama allzu ängstlich an die geschichtliche Wahrheit und zwar auf Kosten der künstlerischen Gestaltung.

Sein fünfaktiges Drama „Die Jünger der Freiheit" versetzt uns in die Wirren der französischen Revolution und veranschaulicht zuletzt den Kampf zwischen den wilden Jakobinern und den gemäßigten Girondisten. Dem Stücke blieben die großen Bühnen verschlossen. Ihm fehlte die packende Wirkung; zudem hat es — namentlich im Schlußakt — unverkennbare Anklänge an „Egmont".

Mehr Glück hatte er mit einer Episode aus dem reichbewegten Leben des Kurfürsten Max Emanuel im dramatischen Gewande, dem Lustspiel „Die Gäste von Belle-Esperance". Trotz des bedenklichen Mangels in der Komposition — zwei Dramen sind hier nur ganz lose miteinander verknüpft — rühmt Julius Grosse daran die „bewundernswerte Beherrschung aller dramatischen Mittel und den unvergleichlichen Humor" (Neue Münchner Zeitung 1855, Nr. 238).

Sprühende Laune, aber auch warmherziges vaterländisches Empfinden atmet sein fünfaktiges Lustspiel „Der Kurier in der Pfalz", das am 28. Dezember 1858 am Hoftheater in Karlsruhe und später in München durchschlagenden Erfolg errang. Die Beilage zur Allg. Zeitung (1869, Nr. 331) schrieb hierüber: „May's Stück ist so raffiniert angelegt, daß es in den ersten Akten fast wie eine Übersetzung anmutet." Kriegsminister Louvois will an den berüchtigten General Melac einen Zerstörungsbefehl für Heidelberg absenden; doch deutsche List macht den ruchlosen Plan noch in letzter Stunde zuschanden.

Tiefe Wirkung übte sein Versdrama „Zenobia, die letzte Heidin" aus, das den Verzweiflungskampf der versinkenden griechischen Kultur mit dem aufblühenden Christentum in kräftigen Farben veranschaulicht. Die Priestertochter Zenobia, obwohl im griechischen Kultus erzogen, wurzelt ihrer Gesinnung nach in der neuen Lehre. Daher ruft ihr ein Bekenner derselben zu: „Deine Tat, sie hat es mir gezeigt: Du bist schon Christin im Gemüt tief innen." Das Stück hatte bei seiner Uraufführung am Münchner Hoftheater (26. Februar 1853) einen so großen Erfolg, „wie seit lange kein ernstes dramatisches Produkt einen ähnlichen erfuhr."

Auf engen Kreis dagegen blieb sein fünfaktiges Jambendrama „Wittenborg" beschränkt, nach einer Lübeckischen Sage bearbeitet, mit dem geschichtlichen Hintergrund des Kampfes zwischen der Hansa und Dänemark. Wie in „Zenobia" tauchen auch in seinem Trauer-

Digitized by Google

spiel „Der Zögling von San Marco“ (mit Savanorola als Mittelpunkt) zwei unüberbrückbare Weltanschauungen auf: genußfreudige Sinnenlust und strenge Weltabkehr.

In der letzten Periode seines Schaffens pflegte May ausschließlich das bürgerliche Drama. „In seinem Bestreben, reiche Stoffe zu gestalten“, urteilt Holland, „war May ein gemäßigter, seiner Kraft vollbewußter Vorläufer der neueren Bühne und ihrer Forderungen“. Die Wahl seiner Stoffe verrät eine entschieden glückliche Hand.

Bei dem vom neueröffneten Münchner Aktien-Volkstheater (dem heutigen Gärtnertheater) 1865 ausgeschriebenen dramatischen Wettbewerb gewann sein Schauspiel „Die Amnestie“ den zweiten Preis (aufgeführt am 29. Januar 1866). Es weist — nach den Worten des Dichters — „auf unser traum- und hoffnungsreiches Jahr 1848“ zurück und bricht für die Begnadigung der politischen Missetäter eine Lanze.

Von seinem Schauspiel „Das Stammschloß“ (zuerst aufgeführt in Karlsruhe am 16. Januar, dann in München am 16. September 1868), das alte und neue Zeit, Adel und Bürgertum schroff gegenüberstellt, meinte Devrient: „Die Gesundheit und Natürlichkeit der Gestalten und Zustände, die einfache und doch so wirkungsvolle Führung der Handlung, durchaus deutschen Geistes, tun uns ungemein wohl“.

Ein Schauspiel „Bruder Schulmeister“ (1873) nimmt sich des lange Zeit gering geschätzten Volksschullehrerstandes in warmherziger Weise an. Sein letztes Drama „Heimkehr“, gewissermaßen eine Fortsetzung von Ibsens „Nora“, das sich ganz in modernen Bahnen bewegt, fand bei seiner ersten Aufführung im Residenztheater in München (12. März 1881) trotz mancher unleugbarer Mängel eine überaus günstige Aufnahme. In ernsten, oft ergreifenden Tönen schildert er die Rückkehr einer künstlerisch hochbegabten Frau, die einst Mann und Kinder verlassen hat, um in der Ferne ihr Glück zu schmieden.

Nachhaltige Wirkung blieb der dramatischen Kunst Mays versagt, obwohl sie vom dichterischen Hauche verklärt ist. Unwahrscheinlichkeiten stören überall den vollen Genuß, und in der Zeichnung der Charaktere verrät sich durchwegs der sonnige Optimismus, der ihn sein Leben lang begleitete.

Seiner Ehe mit Anna Brey (gestorben am 22. Februar 1894) entsproßten drei Kinder: Ferdinand (Geheimer Sanitätsrat in München), Fritz (Rechtsanwalt) und eine Tochter Eugenie. Mit einigen „Krokodilen“, namentlich mit Geibel, Heyse und M. Meyr, verband ihn

Digitized by Google

enge Freundschaft. Für Kunst und Wissenschaft hegte er stets eine besondere Vorliebe; insbesondere hatten es ihm die alten Klassiker angetan.

Hie und da betätigte er sich auch als Geschichtsforscher. Dem ihm befreundeten Münchener Gelehrten Joseph Haller übermittelte er 1861 eine von ihm verfaßte Abhandlung über den Kardinal-Erzbischof Konrad, einen Bruder Ottos I. von Wittelsbach, mit den Worten: „Der deutschen Nation ist — man kann es wohl mit Grund sagen — die providentielle Mission geworden, die geistige Kultur in Europa vor allem zur Entwicklung zu bringen und in dessen Mitte nach allen Seiten befruchtend zu wirken."

Werke: Der König der Steppe. Drama in 5 Aufzügen. Als Manuskript gedruckt. 1849. — Zenobia, Trauerspiel in 5 Aufzügen. 1853. — Dramen. Band 1 und 2. 1867. (Band 1: Cinqmars — Die Jünger der Freiheit — Zenobia, die letzte Heldin. — Band 2: Der Kurier in der Pfalz — Wittenborg — Die Amnestie.) — Bruder Schulmeister. Schauspiel in 5 Aufzügen, 1873. — Heimkehr, Schauspiel in 4 Aufzügen. 1881. — Das Stammschloß. Schauspiel in 5 Aufzügen. 1881. — Der Zögling von San Marco. Drama in 5 Aufzügen. 1882. (Neue Auflage 1883).

Quellen: Brümmer [4], IV. 399. — Blätter für literarische Unterhaltung 1845 Nr. 88 (Assur). — Augsburger Abendzeitung 1853, Nr. 58 (Zenobia) — Illustrirte Zeitung 1854, Nr. 548 S. 5 f. (Zenobia) — Beilage zur Neuen Münchner Zeitung 1855, Nr. 258, S. 2459 (Die Gäste von Belle-Esperance, von Grosse). — Münchener Theater-Journal 1868, Nr. 4 (Das Stammschloß) — Allgemeine Zeitung, Beilage, 1869, Nr. 331 (Der Kurier in die Pfalz). — Grandaur Franz, Chronik des Hof- und Nationaltheaters in München, 1871, S. 142, 144, 186. — Kurz Heinrich, Geschichte der deutschen Literatur. 1872, IV, 494 — Gottschall, Deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts IV, 92. — Ruthenische Revue, Wien II, 21—28 und Literarisches Echo VII, 576 (Mazeppa). — Proelß, Geschichte des neueren Dramas III, 2, 341. — Der Sammler 1881, Nr. 82 (Heimkehr). — Allgemeine deutsche Biographie Band 52, S. 272 f. (von L. Fränkel). — Bettelheims Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog IV, 118 (Holland). Münchner Neueste Nachrichten 1899, Nr. 14 und 16. — Dreyer A., Der Sammler 1917 Nr. 135. — Dreyer A., Das Bayerland, Jahrg. 29, 1917, Nr. 6, S. 83 f. (mit Bild).

Dr. A. Dreyer (München).

33. Merkel, Paul Wolfgang, Kaufmann und Marktvorsteher 1756—1820.

Merkel, Paul Wolfgang, Sohn des verordneten Vorstehers des Handelsplatzes Kaspar Gottlieb Merkel und der Maria Magdalena, Tochter des Handelsvorstehers Georg Nikolaus Merz, wurde am 1. April

Digitized by Google

1756 zu Nürnberg geboren. Obschon er Neigung zum Gelehrtenstande zeigte, ließ er sich doch durch den Wunsch seiner Eltern bestimmen, sich dem Kaufmannsstande zu widmen. Daß er sich mit dem Studium der lateinischen Sprache gründlicher befaßt hatte als die große Menge seiner Mitschüler, wußte er wohl zu schätzen, und noch in seinen letzten Lebensjahren rühmte er die Vorteile, die ihm daraus zum gründlichen Erlernen anderer Sprachen erwachsen seien. Er tat sich etwas darauf zu gute, auf keinen Dolmetscher angewiesen zu sein, wenn ihm Schriften in der damaligen Gelehrtensprache zur Hand kamen.

Von der Überzeugung ausgehend, daß für seine kaufmännische Ausbildung ein kleinerer Geschäftskreis als der im eigenen Handlungshause vorteilhafter sei, gab ihn der Vater dem Manufakturhändler Detering aus Bremen in die Lehre, bei dem er eine sorgsame Unterweisung in allen Handelsgeschäften genoß und besonders auch einen gründlichen Unterricht in der englischen Sprache und Literatur empfing.

In seinem 17. Jahre durfte er seinen Vater auf einer Geschäftsreise durch Oberitalien bis Venedig begleiten. Er erweiterte dadurch nicht allein seinen geistigen Gesichtskreis, sondern es traten ihm hier auch die Vorzüge der deutschen Art und Sitte klar vor Augen. Noch vor Ablauf seiner Lehrzeit übernahm er die Leitung des Geschäfts eines nahen Verwandten und rechtfertigte hier vollauf das in ihn gesetzte Vertrauen, um dann in die väterliche Handlung einzutreten. Zugleich mit einem Bruder nahm er sich bei der zunehmenden Kränklichkeit des Vaters des durch namhafte Verluste geschwächten Geschäftes an und es gelang ihren vereinten Bemühungen, es in Ehren zu erhalten.

Für seine weitere geistige Ausbildung blieb ihm bei der angestrengten Arbeit, die oft bis weit in die Nacht andauerte, nur wenig Zeit. Dafür fand er reichliche Entschädigung in dem vertrauten Umgange mit zwei hervorragenden Männern, die auf die geistige Durchbildung des jungen Merkel, die Vermehrung seiner Kenntnisse und die Durchbildung seines Urteils in historischer, literarischer, wirtschaftlicher und religiöser Beziehung von tiefem und nachhaltigem Einflusse wurden, Wolfgang Jäger und Ernst Fried. Andr. Knopf. Während jener, damals Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg und später Professor der Philologie und Geschichte zu Altdorf, ausgezeichnet durch vielseitiges und gründliches historisches Wissen und durch Sicherheit und Schärfe in Auffassung und Beurteilung der politischen Ereignisse und Zustände, ihn in die Geschichte und Politik einführte, machte

Digitized by Google

Cnopf, damals nürnbergischer Vikar und später Konsistorialrat und Prediger zu Wien, sowohl ihn als eine Schwester mit der damaligen deutschen Literatur bekannt und vermittelte ihm die Anschauungen der mehr auf Vernunfterkenntnis und Moral als auf Glaubenslehre begründeten freieren protestantischen Richtung.

Nach dem Tode seines Vaters und unter den Augen seiner hinscheidenden Mutter verlobte sich Merkel im Jahre 1783 mit der einzigen Tochter Johannes Veplers, dem durch Vermächtnis der letzten Besitzerin das alte bedeutende Handelsgeschäft Jak. Sigm. Lödel zugefallen war. Noch sehr jung, aber wißbegierig, bildungsfähig und für alles Gute und Edle empfänglich, half sie ein von gegenseitiger Hochschätzung getragenes, dauerndes und ungetrübtes Eheglück begründen, in dem „jedes das andere sich selbst vorzog."

Durch die Versetzung Cnopfs nach Wien wurde ihm der bildende Einfluß seines hochgeschätzten väterlichen Mentors entzogen, ein Verlust, den er verschmerzen mußte und durch engeren Anschluß an andere Freunde zu ersetzen suchte. Eine unausfüllbare Lücke aber riß der einige Jahre später erfolgte Tod seines Bruders Heinrich. Merkel schreibt darüber an Cnopf, mit dem ihn immer noch ein freundschaftlicher brieflicher Verkehr verband:

„Noch blutet mein Herz, wenn ich an ihn denke, wenn ich eine Zeile, nur einen Buchstaben von ihm sehe. Noch höre ich seine letzten Worte, die von seiner übergroßen Liebe zu mir bis an den letzten Hauch seines Lebens zeugten, noch sehe ich sein Bild, wie er mit dem Tode ringt, wie die Natur sich gegen die Zerstörung sträubt — wie er so sanft, so heiter, so ruhig sein Haupt neigt und in meinen Armen dahinsinkt. Gott! mußte der frohe, mutige Jüngling, der so stark für Tugend glühte, den alles, was schön, groß und edel ist, so mächtig rührte, der so tätig für sein und anderer Wohl war — warum mußte er gerade in der Mitte seiner Laufbahn so plötzlich abtreten und so viel von mir und allen seinen Freunden mit in das Grab nehmen!"

Nunmehr der alleinige Inhaber des Geschäfts, vereinigte er es auf Wunsch seines schon betagten Schwiegervaters mit dessen Handlung, die von nun an den Namen Lödel & Merkel führte. Ein Brief, worin er seinem früheren Berater und Freunde Cnopf über diese Veränderung berichtete, legt von seinen bescheidenen, echt menschlichen, für das Ganze besorgten und wahrhaft religiösen Gesinnungen ein beredtes Zeugnis ab. „Die Vorsehung," bemerkt er darin, „hat meine zeitlichen Umstände vor vielen Tausenden gesegnet, und ich bin

Digitized by Google

nichts weniger als gleichgültig dagegen, allein ich sehe auch die große Gefahr, der ich bei denselben ausgesetzt bin. So viele Beispiele des Leichtsinns, des Stolzes, der Verschwendung, der Üppigkeit so mancher Begüterter auf der einen Seite und von allzu großer Anhänglichkeit an die irdischen Güter, Gewinnsucht, Geiz, Hartherzigkeit auf der andern Seite, prägen mir bei jedem Schritte, den ich tue, die größte Vorsichtigkeit ein, und ich bitte Gott täglich, daß er mir Weisheit und Verstand verleihen möge, ein treuer Haushalter der mir anvertrauten Güter zum Segen meiner Mitbrüder zu sein."

Ein Mann von der Bedeutung Merkels konnte sich dem öffentlichen Leben nicht entziehen. Schon im Jahre 1786 war er unter die Adjunkten des Handelsplatzes und zugleich in das Kollegium der Genannten des größeren Rats aufgenommen worden, in welch beiden Stellungen er eine segensreiche Tätigkeit entfaltete. Als Mitglied des Handelsplatzes oder sogen. Marktgewölbes hatte er die Interessen des Nürnberger Handels und der Kaufmannschaft im großen wie im kleinen wahrzunehmen. Er tat es mit der ihm eigenen Einsicht, Erfahrung und Energie. Den Genannten des größeren Rats — auch einfach als größerer Rat bezeichnet —, ein neben dem die Staatsgewalt darstellenden kleinen oder engeren patrizischen Rat bestehendes größeres Ratskollegium, das die Bürgerschaft vertrat, aber auch viele Angehörige des patrizischen Standes umfaßte, kam nur eine geringe Bedeutung zu. Es wurde vom regierenden Rat vornehmlich zur Vermittlung von Kundgebungen an die Bürgerschaft benutzt und wurde besonders dann einberufen, wenn eine neue Steuer, in der Regel die ein oder mehrprozentige Vermögenssteuer oder Losung, ausgeschrieben werden sollte, ohne daß ihm indes irgend ein Recht zur Bewilligung der Steuern zugestanden hätte. Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts war übrigens zwischen dem Rat und der Gemeinde wegen der Erhebung einer Kopfsteuer ein Streit ausgebrochen, der damals wieder aufgegeben worden war. Das Genanntenkollegium verlangte jetzt, daß es bei der Steuerbewilligung gehört werde, und als der Rat diesen Anspruch zurückwies, brachte es die Angelegenheit an den Reichshofrat. Wenn dieser auch die Gemeinde zur Unterwerfung unter die Verfügungen des Rats aufforderte, so ordnete er doch andererseits Verhandlungen an. Es ist ein auffallender Beweis von der Bedeutung, die man Merkel beimaß, daß man ihn in die aus den beiden Kollegien entnommene Kommission, die Ökonomieverbesserungskommission, berief. Seiner Klugheit und seinem beruhigenden Einfluß war es mit zu danken, daß die Verhandlungen, welche die Ver-

Digitized by Google

minderung der Verwaltungskosten, die Verbesserung des Steuerfußes und die Kontrolle der Finanzverwaltung durch die Genannten bezielten, keinen stürmischen und sich überstürzenden Verlauf nahmen, wie es gerade in jener bewegten Zeit der Staatsumwälzungen nichts Außergewöhnliches gewesen wäre. Aus den lange sich hinziehenden Beratungen ging 1794 der sog. Haupt- und Grundvertrag zwischen den beiden Kollegien hervor, der die Gerechtsame des größeren Rats festlegte und ihm das entscheidende Votum in Finanzangelegenheiten zusprach. Die weitere Tätigkeit der Kommission führte infolge der in ihrem Schoße ausgebrochenen Zwistigkeiten zu keinem Erfolg. Merkel bot zwar seinen ganzen Einfluß auf, um die Hindernisse wegzuräumen, aber vergebens, die Geister stießen zu heftig aufeinander. Gegen seinen Rat kam man um eine kaiserliche Lokalkommission ein, worauf er seinen Austritt erklärte und sich jeder Wiederwahl gegenüber ablehnend verhielt.

Auch sonst machte sich sein Einfluß im öffentlichen Leben auf das wohltätigste bemerkbar. Die französische Revolution konnte im politischen Leben der Neuerungen leicht zugänglichen Nürnberger Bevölkerung nicht ohne Wirkung bleiben. So dachte man denn auch an die Gründung eines Vereins, der sich an bestimmten Tagen mit politischen Angelegenheiten beschäftigen sollte. Merkel war für solche Bestrebungen nicht zu haben; er fürchtete, daß sie in jener aufgeregten Zeit auf Abwege führen könnten, und suchte das allgemeine Interesse auf ein anderes Ziel abzulenken, das gerade für das damalige unter den schwierigen Zeitläuften in Handel und Gewerbe immer mehr von seiner Höhe herabgesunkene Nürnberg auf das höchste erstrebenswert erscheinen mußte, die Hebung der vaterländischen Manufakturen durch Verbesserung ihrer Erzeugnisse und Erweiterung ihrer Absatzgebiete, zu welchem Zwecke er die geeigneten Kräfte zusammenzufassen suchte. So entstand im Jahre 1792 die Gesellschaft zur Beförderung der vaterländischen Industrie, die so außerordentlich fruchtbar in Nürnberg wirkte.

Während der französischen Okkupation Nürnbergs im August 1796 nahm der Rat die Dienste Merkels vielfach in Anspruch. Bevor noch die Franzosen in Nürnberg eingerückt waren, wurde er mit dem Ratsherrn Tucher, dem Konsulenten Faulwetter und dem Genannten des größeren Rats Marx an den General Klein nach Iphofen entsendet, um mildere Bedingungen und die Sicherheit der Personen und des Eigentums zu erwirken; auch ein anderes Mal finden wir Merkel unter den Abgeordneten. Wenn diese Sendungen von einem Erfolge

Digitized by Google

nicht begleitet waren, so war die Schuld nicht etwa einer unzureichenden Vertretung der Abgesandten beizumessen, sondern war einzig und allein der Unerbittlichkeit des Oberbefehlhabers Jourdan zuzuschreiben, der von seinen unerschwinglichen Forderungen auch nicht das Geringste nachließ. Zur Aufbringung der für die Kriegslieferung benötigten Gelder fand die Stadt in Merkel wiederholt eine hilfsbereite Unterstützung und es darf wohl auch angenommen werden, daß das Anerbieten patriotischer Nürnberger Bürger, das allerdings nicht zur Ausführung gelangte, einen Vorschuß von 1 Million Gulden für die bedrängte Stadt flüssig zu machen, in letzter Linie auf ihn zurückzuführen war. Bei dem hohen patriotischen Sinn, der Merkel beseelte, hat er im größeren Rat und sonst ohne Zweifel seiner Vaterstadt stets seine ganze Kraft in der uneigennützigsten Weise gewidmet; die Akten lassen es nur nicht ersehen. Insbesondere gehörte er dem Ausschuß an, der die Aufbringung und Verteilung der schweren Kriegslasten durchzuführen hatte, und hier war er es besonders, der es durchsetzte, daß sie nicht durch Auflagen ins Unerträgliche gesteigert, sondern auf Anleihen übernommen wurden. Ferner nahm er 10 Jahre lang an den Verhandlungen teil, die die Erhaltung der Selbständigkeit der Reichsstadt und die Wiedergewinnung des verlorenen Gebiets zum Gegenstand hatten. Wenn er auch nicht so optimistischen Hoffnungen wie manche seiner Freunde sich hingeben konnte, so teilte er doch nicht die Meinung derer, die die Unabhängigkeit Nürnbergs schon vor der Auflösung des Reichs verloren gaben. Nürnberg in seinem Bestand und in seiner Selbständigkeit so lange als möglich zu erhalten, hielt er für ein Gebot der Ehre. Freilich konnte er sich bei seiner klaren Einsicht in die politische Lage nicht verhehlen, daß das deutsche Reich morsch und zerfallen und seine Tage gezählt seien. In dieser Einsicht hatte er sich vielleicht schon im Jahre 1797 Knebel gegenüber äußern können: „Wir wünschen nicht, daß es besser werde, es muß erst noch viel ärger und schlechter kommen." Als dann aber das deutsche Reich seinem längst besiegelten Schicksal verfiel, erschien ihm ein Aufgehen in das mächtigere Bayern noch als das erwünschteste Los. Aber mit den gewaltsamen Umgestaltungen, die Nürnberg unter der neuen Regierung erfahren mußte, konnte sich der alte Reichsstädter doch wenig befreunden und mit einer gewissen Wehmut gedenkt er in einem Briefe an Knebel dieser fast revolutionären Änderungen. Der Magistrat war aufgehoben, alle seine Glieder in den Ruhestand versetzt, die Stiftungen den Exekutoren abgenommen und königlichen Administratoren übertragen. Das Schulwesen war zum Teil schon

Digitized by Google

neu organisiert. Mit manchen Neueinführungen wie der Neuorganisation des modernen und höheren Schulwesens, der Errichtung einer Kunstschule 2c. mochte er sich eher einverstanden erklären, weniger dagegen behagten wieder seinem kaufmännischen Sinn und seinen bewährten Erfahrungen die Formalitäten, Weitläufigkeiten und ewigen Änderungen an dem neuerrichteten Maut- und Zollamt und die unter den Toren gegen die hart vor denselben gegen Bayreuth abschließende Landesgrenze errichteten Zollstationen, „die auf alles, was aus- und eingeht, aufzusehen haben." Am meisten Sensation erregte bei der Nürnberger Bevölkerung und sicher ihn selbst mit eingeschlossen die Quieszierung so erstaunlich vieler Beamter. „Kein einziger Senator," schreibt er an Knebel, „kein patrizialischer Stadtgerichts- und Untergerichtsassessor ist angestellt worden und ihr Quieszentengehalt ist noch nicht bestimmt. Eine Menge fremder, meist Ansbacher Beamter sind hieher versetzt worden, die dem große Teile nach nicht gerne hier sind und deren Anstellung bei den hiesigen Beamten auch keine große Freude macht. Die wachsame Polizei, deren Eifer und Tätigkeit zu loben ist, mißfällt dem größten Teil der hiesigen Einwohner, besonders vom Handwerkerstand. Es herrscht unter demselben aber mehr eine Niedergeschlagenheit, ein Gram, ein Kummer als eine Widersetzlichkeit oder laute Unzufriedenheit." Besonders mißfiel ihm, daß die neuen Einrichtungen „noch dazu rasch, unvorbereitet, mit Eile, ja mit Heftigkeit durchgesetzt" worden waren. „Das hat," schreibt er weiter an Knebel, „eine gewisse Bitterkeit, ein Gefühl der Übermacht oder des erlittenen Unrechts hervorgebracht, das im Innersten wehe tut . . . Mit etwas Manier hätte man sie bei dem besten Willen erhalten und diese bittersten Kränkungen ersparen können." Dann war dem am alten Hergebrachten Hängenden „die Ergreifung des Stiftungsvermögens", wie sich die Generaladministration ausdrückte, besonders schmerzlich. „Alle Stiftungsgenossen wurden auf einmal abgedankt und die Polizei, der das Armenwesen übertragen wurde, gab ihnen dagegen, was ihr gutdünkte. Die Wohltat der Fleisch- und Brotausteilung an den Sonntagen wurde aufgehoben und den Leuten dafür einige Batzen an Geld gegeben, die Stipendien wurden nicht mehr ausbezahlt und neue Regulative in Hinsicht der Erhaltung derselben gemacht, unerachtet sie alle Privatstiftungen sind. Das tat wehe und das verschmerzt der Nürnberger so leicht nicht." Er bedauert es dann, daß die Regierung so manches Gute darüber aus den Augen lasse und nicht erkenne. Ihr Wille sei gewiß gut, allein viele Einrichtungen, z. B. das Ergreifen und Separieren 2c. des

Digitized by Google

Stiftungsvermögens seien bloß auf katholische Institute, Klöster, Bruderschaften, Messen 2c. berechnet und paßten deshalb nicht in protestantischen Ländern.

Merkel war als Vorsteher des Handelsplatzes bei diesen Veränderungen zum Teil sehr interessiert und hatte mit Berichten, Tabellen 2c. viel Zeit und Mühe verschwenden müssen. Auch als Exekutor mehrerer Stiftungen verlor er viel Zeit und hatte viel Verdruß. Dann wurde er auch zur Regelung des Schulwesens herangezogen und zu einem Mitglied der Schulkommission ernannt, die in Nürnberg niedergesetzt wurde, um die Fonds zum Unterhalt der Schulen auszumitteln und die erforderlichen Vorschläge für die Lokalverfassung auszuarbeiten. „So sehr ich mich von allen öffentlichen Angelegenheiten loszumachen suche," schließt er seinen bemerkenswerten Bericht, „so wenig gelingt es mir, solange ich in meinem gegenwärtigen Verhältnisse stehe. Diese kann ich, ohne meine Denkungsart zu ändern, nicht aufheben, und darum muß ich Geduld haben. Mein sehnlichster Wunsch ist und bleibt indessen Ruhe. Der Himmel gewähre mir ihn, wenn es möglich ist."

Auch daß seine ihm so sehr ans Herz gewachsene Vaterstadt unter der nivellierenden Hand der neuen Regierung so viel an ihrem alten Charakter und ihrem bestrickenden Zauber einbüßen mußte, konnte der alte Nürnberger, der mit seiner ganzen Treue und Liebe am Wahren, Echten und Schönen hing, nicht verwinden. „Sie fragen mich", schreibt er in dieser Beziehung wieder an Knebel, „was ich zuweilen zu den alten Türmen und Mauern Nürnbergs sage. Ich kann mit Wahrheit darauf antworten, daß ich sie immer mit Wehmut ansehe. Es ist nun leider so elend und schlecht bei uns, daß man das nicht einmal erhalten kann, was schon da ist, ja daß man gar keinen Willen hat, das vor dem gänzlichen Verfall zu schützen, was man notwendig braucht, wenn es auch mit wenigen Kosten geschehen könnte." Er beklagte es, daß nicht einer von den vielen Baumeistern in Nürnberg den Geist erblicke, der aus den vielen Monumenten der alten Kunst hervorleuchte, und deshalb auch keiner ihren Wert schätze. Deshalb seien eine Menge Kunstsachen teils verkauft, teils zerstört, teils abhanden gekommen. „Das ganze Innere der Frauenkirche auf dem Markt, der Altar von Veit Stoß, die alten Fenster 2c., kurz alles ist zerstört, zerstreut, verwüstet, und man glaubt, daß am Ende die ganze Kirche, diese Zierde des Marktes weggerissen wird . . ." Um den Mißbräuchen im Bauen abzuhelfen, habe man das ganze Bauwesen zentralisiert und leite es unmittelbar von

Digitized by Google

München aus. Das mache, wie er mit Recht bemerkt, die Baumeister von den Lokalbehörden unabhängig, die ihnen direkt nichts zu befehlen hätten. Sie könnten dann tun, was sie wollten, und dadurch werde das Übel noch ärger als es gewesen.

Schon im Jahre 1801 war Merkel zu einem der vier Marktvorsteher ernannt worden und rückte später zum ersten Vorsteher des Handelsplatzes auf. Daß die korporative Verfassung der Nürnberger Kaufmannschaft, das Institut des Marktgewölbes, sowie die sonstigen Einrichtungen des Handelsplatzes auch in bayerischer Zeit erhalten blieben, war wohl an erster Stelle den vier Marktvorstehern, darunter Merkel, zu verdanken, die deshalb schon im September, also kurz nach der Einverleibung, bei Montgelas und König Max Joseph vorstellig geworden waren. Die Handelsgerichtbarkeit in Nürnberg wurde 1809 geregelt: das Schiedsgericht der Vorsteher im Marktgewölbe wurde als kgl. Merkantil-, Friedens- und Schiedsgericht beibehalten, ebenso das Handelsgericht, wozu jetzt noch ein Handelsgericht 2. Instanz, das Handelsappellationsgericht, kam. Merkel blieb als 1. Marktvorsteher am Merkantil-, Friedens- und Schiedsgericht tätig und wurde zugleich mit dem Marktvorsteher Georg Wolfgang Börner als Assessor aus dem Handelsstande an das Handelsappellationsgericht berufen. Er entwickelte hier eine überaus fruchtbare Tätigkeit. Besonders kam es ihm zustatten, daß er über die Gabe der Rede in besonderem Maße verfügte und auch unvorbereitet im Merkantilgericht, wo nur mündlich verhandelt wurde, selbst auf die erbittertsten Gegner auf das erfolgreichste einzuwirken vermochte.

Im Anfang des Jahres 1808 weilte er an der Spitze einer Abordnung aus dem Handelsstande in München, um in der neueingeführten Zollordnung bedeutende Verbesserungen zugunsten der Kaufmannschaft zu erwirken. Die Abgeordneten der übrigen Städte erkannten in ihm den sachverständigen und redegewandten Führer und Sprecher und seinem klaren und durch Beibringung reicher Tatsachen überzeugenden Vortrag war es zu verdanken, daß den vorgebrachten Anträgen entsprochen wurde.

Noch an seinem Lebensabend wurde eine seiner sehnlichsten politischen Hoffnungen erfüllt, als am 26. Mai 1818 dem bayerischen Volke die Verfassungsurkunde gegeben wurde. „Ich halte den Tag, an welchem sie verkündet worden ist und ich sie beschworen habe", schrieb er damals, „für einen der wichtigsten meines Lebens. Das Ganze übertrifft meine Erwartungen, wenn ich gleich mit mehreren einzelnen Punkten nicht einverstanden bin. Ein großer Schritt zum

Digitized by Google

Besserwerden ist getan; nun ist dem ganzen Volk ein Vaterland, ein gemeines Wesen gegeben und ein Feld eröffnet, wo es die größten und erhabensten Tugenden üben kann . . . Ich freue mich ebenso, als wenn ich selbst noch tätig sein könnte." Eine Stelle in dem neuerrichteten Gemeindekollegium einzunehmen, lehnte er indes auf das entschiedenste ab, er traute sich nicht mehr die Kraft zu, die ein solches Amt verlangte. Aber stets war er bereit, bei der neuen Organisation mit seinem bewährten Rat zu helfen. „Der Regierungspräsident des Regatkreises Graf von Drechsel wußte diesen Rat zu schätzen, und was für beide noch ehrenvoller ist, er hatte ihn gesucht."

Seiner Wahl zum Landtag konnte er sich übrigens trotz allen Sträubens nicht entziehen. Die Nürnberger drangen zu stürmisch auf ihn ein. Als er das erste Mal abgelehnt hatte, beschickten sie ihn zum anderen Male, riefen ihn in ihre Mitte, umringten ihn, nannten ihn ihren Vater Merkel und ließen nicht ab mit Zurufen und Bitten. Mehr gerührt als überzeugt, ergab er sich endlich, nicht die Gefahr besorgend, die seiner schon schwachen Gesundheit drohen mochte, nur von der Sorge erfüllt, daß er der großen Aufgabe nicht gewachsen sein könnte. Nachdem er aber einmal die Bürde auf sich genommen, erschien er wie verjüngt und stellte auch hier seinen Mann.

Wie Scharrer war auch Merkel mit dem ganzen Nürnberger Handelsvorstande von der Notwendigkeit eines deutschen Zollbundes überzeugt. Friedrich List hatte auf der Frankfurter Ostermesse 1819, unterstützt von den Nürnberger Bürgern Schnell und Bauereis, den deutschen Handelsverein gegründet. Durch diese beiden Männer, die für das Zustandekommen des Vereins die größten Geldopfer gebracht hatten, kam die Leitung der Bewegung nach Nürnberg, wo sich übrigens schon der Handelsvorstand durch wiederholte Anträge, die er dem König und der Regierung unterbreitet hatte, für einen deutschen Zollbund eingesetzt hatte. Merkel vor allem war hier die treibende Kraft. Aber in Bayern war damals der Boden für eine solche Saat noch nicht aufnahmefähig.

Eine der Hauptaufgaben des ersten Landtags war die Beratung eines neuen Zollgesetzes. Die Regierung hatte eine Vorlage eingebracht, die im allgemeinen schutzzöllnerischen Tendenzen huldigte und dem Handel die schwersten Hindernisse in den Weg legte. War es schon naturgemäß, daß Merkel als Kaufmann und Handelsvorsteher für die Befreiung von allen Fesseln war, die ihn einengten, um wie viel mehr mußte er sich zur Wehr setzen, wenn man den Außen- und Zwischenhandel, von dem das Blühen und Gedeihen des ganzen

Digitized by Google

Handelslebens in Bayern abhing, auf das äußerste beschränken, ja zum Teil aufheben wollte, während man durch hohe Schutzzölle die Industrie einseitig zu begünstigen dachte. Merkel trat für ein mäßiges Zollsystem ein. Er wies auf die Stellung Bayerns als Durchgangsland hin. „Der Handel in Baiern, das in der Mitte von Deutschland liegt", bemerkte er in einer Rede, „erstreckt sich in alle umliegenden Gegenden und der natürliche und gerade Zug der Waren, die auf dem Rhein und Main heraufkommen und auf der Donau hinabgehen, geht mitten durch Baiern hindurch. Der Zwischenhandel, begünstigt von dieser Lage, ist noch immer sehr beträchtlich, und ob ihm gleich die Zollsysteme einiger benachbarten Staaten Hindernisse in den Weg legen, so sind sie doch nicht unübersteiglich und wirken nicht zerstörend auf ihn."

Sollte weiter der Handel in Bayern nicht ins Herz getroffen werden, so mußte die Rückvergütung von den eingeführten und dann ins Ausland ausgeführten Waren bestehen bleiben, da sonst infolge der Erhebung eines doppelten Zolls, der oft über den Wert der Waren hinausging, die Ausfuhr derselben auf das äußerste beschränkt, wenn nicht gar unmöglich gemacht wurde. Diese Forderungen bildeten in der Hauptsache das Programm Merkels. Aber noch so manche andere Forderungen liefen nebenher, wie die der niedrigeren Belegung der Rohstoffe, der Gegenstände des Zwischenhandels sowie der Waren, die der Defraudation ausgesetzt waren, der Errichtung der für die Kaufmannschaft so wichtigen Privatniederlagen und einer einfacheren Zollabfertigung. Im übrigen legte er an die Vorlage die Sonde schärfster Kritik, die er fast an jedem Satze derselben übte. Um so mehr mußte er als Vertreter des Handelsstandes und als praktischer Volkswirt einen solchen Standpunkt vertreten, als der Handel der meisten mit Bayern vereinigten Gebiete vor ihrem Anschluß, durch keine Zölle gehemmt, sich der größten Blüte erfreut hatte, während das neue System nur den Konsumtionshandel und die Industrie begünstigte. Im Jahre 1808 hatte der höchste Zollsatz 8 fl. betragen. Die Zölle von 10 und 20 fl., die der neue Tarif enthielt, machten häufig genug die Hälfte des Wertes der Waren aus, ganz zu geschweigen der Luxuszölle, die man zur Deckung der Militärbedürfnisse einführte und die Sätze bis zu 60 fl. für den Zentner aufwiesen. Merkel, dem solche Zolltreibereien auf das äußerste zuwider waren, sah sich deshalb veranlaßt, das Referat, das ihm in der Zollangelegenheit übertragen worden war, niederzulegen. Er hielt an dem Grundsatz fest, daß Bayern ausländische Artikel einführen müsse und

Digitized by Google

an der Ausfuhr der Industrieartikel und Naturprodukte nicht gehindert werden dürfe, wenn der Handel nicht immer mehr verlieren solle. Nur die Fabrikanten würden gewinnen und es sei für den Nationalwohlstand nachteilig, schon bestehende Gewerbsarten einzuschränken, um andere hervorzurufen oder großzuziehen.

Konnten er nun auch von seinen Forderungen einer überwältigenden Majorität gegenüber, die ihn unter der Führung des damaligen zweiten Münchener Bürgermeisters v. Utzschneider in Materien überstimmten, „von denen sie weder Kenntnis noch Erfahrung hatten", nur weniges wie z. B. die Rückvergütung von den auszuführenden Handelswaren und die Privatniederlagen, wenn auch nur für Kolonialwaren, retten, so empfand er es doch als eine Beruhigung, daß er in jeder Beziehung seine Pflicht getan hatte. Auch die Genugtuung ward ihm noch zuteil, daß ihm der Zollreferent, mit dem er sich noch am Schluß der Landtagsverhandlungen besprach, eingestehen mußte, seine (Merkels) Ansichten und Anträge seien die wahren und richtigen; aber man habe dem Zeitgeist ein Opfer bringen müssen und nicht nach jenen Richtlinien handeln können; auch müsse sich die Regierung in ihren Administrativgrundsätzen so viel als möglich hüten Sprünge zu machen; er könne ihm dies offenherzig gestehen und ihm versichern, daß er mit Vergnügen bereit sein werde, jede billige Vorstellung zum Besten des Handels zu unterstützen.

Hatte er eine günstige Lösung der Zollfrage nicht erreichen können, so waren seine Anstrengungen, die Übernahme der Nürnberger Staatsschuld durch den bayerischen Staat durchzusetzen, von Erfolg gekrönt. In den schweren Tagen zu Beginn des Jahrhunderts waren die Renten der reichsstädtischen Obligationen zeitweilig gar nicht ausbezahlt, dann aber auf 2 % herabgesetzt worden. Nun wurden sie vom Staate unter Festsetzung einer Rente von 4 % übernommen. Über seine Tätigkeit im Landtag äußerte sich Merkel selbst mit der größten Bescheidenheit. An den ihm befreundeten Knebel schrieb er damals u. a.: „Ich ehrte das wirkliche Übermaß des Vertrauens zu meinen geringen Kräften und tat eben, was ich tun konnte, ich suchte weder zu glänzen, noch Aufsehen zu machen, sondern die Wahrheit zu reden und sie zu unterstützen und das Wohl des Einzelnen mit dem Wohl des Ganzen zu vereinigen. Habe ich gleich nur wenig tun können, so ist doch hie und da manches nicht ohne Erfolg geblieben und meine Vaterstadt besonders kann mit den Resultaten der Ständeversammlung sehr wohl zufrieden sein; denn ihre Schuldenangelegenheit ist nun so berichtigt, daß sie der Nationalschuld einverleibt und mit

Digitized by Google

4 % verzinst wird." Von seinem gegen das neue Zollsystem mit so großem Nachdruck geführten Kampfe schweigt er hier wohl, weil dessen Erfolglosigkeit ihn mit Mißvergnügen erfüllte.

Auch den Vorgängen im deutschen Vaterlande mußte ein Mann von der politischen Einsicht und den patriotischen Gesinnungen wie Merkel das lebhafteste Interesse entgegenbringen. Aus Briefen, die er noch an seinem Lebensabend an Knebel, der ihn so hoch schätzte, schrieb, läßt sich ersehen, mit welch sicherem und vorurteilslosem Blick er die politische Lage in Deutschland erfaßte, wie frei und selbständig seine Anschauungen waren und wie sehr er um das Wohl des ganzen großen Vaterlandes besorgt war. Die bedauerlichen Ausschreitungen einer gärenden Jugend, wie sie beim Wartburgfest zutage traten, konnten seine günstige Meinung nicht beeinflussen, er brachte diesen Dingen ein historisches Verständnis entgegen, beurteilte sie gerecht und milde. „Der Enthusiasmus dieser jungen Leute", schreibt er einen Monat später (19. Dezember 1817), „muß jedermann freuen, auch wenn zuweilen das Feuer etwas wild lodert; denn er beruht auf einem Wahrheits- und Rechtsgefühl." Er hatte einen unbedingten Glauben an den echten Kern der deutschen Jugend und war empört über die von den Regierungen gegen sie geplanten Gewaltmaßregeln. „Sie möchten die begangenen Frevel strenge ahnden", schreibt er weiter an Knebel, „ich hoffe aber, sie werden es bleiben lassen und sich nicht selbst prostituieren." Er hält es für einen großen Gewinn, wenn ein Nachwuchs kommt, wohl unterrichtet und gut gesinnt, da noch manche Stürme auszuhalten sein werden, bis ein ruhiger und bleibender Zustand hergestellt sein wird. In Europa kann es nicht bleiben, wie es ist, der herrschende Zustand ist unnatürlich, das Verhältnis zwischen Fürst und Volk erzwungen, das gegenseitige Mißtrauen und die Unzufriedenheit werden immer größer; überall herrscht Not, der nur eine durchgängige Umgestaltung aller Verhältnisse abhelfen kann. Große Erschütterungen sieht er bevorstehen. Allem Optimismus fern, verhehlt er sich nicht, daß das Vaterland auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiet noch heißen Kämpfen entgegengehe. Er war ein denkender und von treuer Sorge und heißer Liebe zum Vaterlande erfüllter Patriot und nichts war seinem freiheitlichen Standpunkt mehr entgegengesetzt als die reaktionäre Politik des Metternichschen Systems.

Als dann nach der Ermordung Kotzebues die Karlsbader Beschlüsse alles politische Leben in Deutschland erstickten, schüttete er wieder einmal Knebel gegenüber sein Herz aus. Um Jena ist er besorgt, das man für die Quelle aller revolutionären Umtriebe hält,

Digitized by Google

aber es ist zum Lachen, wenn man glaubt, daß Studenten eine Revolution machen können. Die Großen haben jetzt beim Bundestag ihrem gepreßten Herzen Luft gemacht und wollen sich dem Geist der Zeit und den Forderungen der Völker entgegenstemmen und sie in bestimmte Schranken weisen. Aber sie können ihre eigene Schuld an der Unzufriedenheit nicht auslöschen, und solange sie ihre Versprechungen nicht erfüllen, wird sie nicht aufhören, sie mögen tun, was sie wollen. Keine ihrer Anschuldigungen ist erwiesen und kann erwiesen werden, und die allgemeine Stimme fordert nichts als Gerechtigkeit und einen gesetzlich bestimmten, bleibenden Zustand. Die Errichtung eines Revolutionstribunals sei etwas ganz Unerhörtes und durch Vorkehrungen dieser Art werde der Zustand des deutschen Vaterlandes erst bedenklich. Traurig sei es, daß die Bundesversammlung die Mangelhaftigkeit ihrer Kompetenz und ihrer Gewalt erst erkenne, wenn sie Maßregeln gegen die Völker ergreifen wolle. Lange werde es noch anstehen, bis auch Deutschland die Wohltat eines wohlorganisierten Staatenbundes genießen könne.

Daß ein Mann von der Gediegenheit und Tiefe Merkels sich auch feste philosophische und religiöse Grundsätze gebildet hatte, ist wohl selbstverständlich. Auch hier fand er sich mit Knebel in völliger Übereinstimmung. „Was Sie über die Philosophie und Religion unserer Tage zu sagen belieben", schreibt er ihm am 14. Dezember 1812, „ist köstliche Wahrheit." So wie sie jetzt Mode, mache jene Narren und diese Schwärmer. Die Tiefdenker schämten sich, die Beschränktheit der Menschen zu gestehen und wollten mehr wissen als andere. Sie wollten das demonstrieren, was sich nicht demonstrieren lasse, und das mit Worten ausdrücken, wozu man keine Worte habe, das am Ende auf ein Gefühl hinauslaufe, dessen Wahrheit und Richtigkeit subjektiv sei und jedem anders zu sein dünke. Man schäme sich des Glaubens und müsse doch alle Tage glauben, daß morgen die Sonne aufgehen werde, weil die Gewißheit davon kein Mensch demonstrieren könne.

In der Betrachtung der Natur erblickt er die Bestimmung und den Zweck des Menschen. Ihr ewig reges Streben sei auf die vollkommenste Ausbildung gerichtet. Dieser Trieb liege in der menschlichen Natur und alle Menschen stimmten darin überein, daß nur der Mensch mit der höchsten moralischen Ausbildung auch der vorzüglichste sei. Darum müsse alles, was bleibend sein solle, auf Recht und Wahrheit gegründet sein, alles andere aber, was Gewalt oder Leidenschaft hervorbringe, trage den Samen der Zerstörung in sich. Der moralische Sinn gebe dem Leben einen Wert und löse die Rätsel

Digitized by Google

desselben. Er äußere sich in Glaube, Liebe und Hoffnung und werde dadurch zur Religion. Er sei der größte Schatz der vernünftigen Menschen im Leben und im Tode. Das war seine Philosophie und Religion. Ohne ein bestimmtes System und des dogmatischen Standpunktes entbehrend, war sie die Frucht der in einem klaren und arbeitsreichen, durch das Wahre und Gute bestimmten Leben geschöpften Erkenntnis und wurde ihm eine treue Geleiterin zu einem echten und praktischen Christentum.

Bei seiner Rückkehr vom Landtag war ihm, obschon er sich alle Ehren verbeten hatte, doch ein festlicher Empfang von seinen Nürnbergern bereitet worden. Aber alles Lob und alle Anerkennung wies der bescheidene Mann von sich und teilte alles Verdienst der Regierung zu, der wie die Verfassung, so auch die finanzielle Entlastung der Stadt zu danken sei. Nach wie vor verwaltete er die ihm übertragenen Ämter mit der alten Gewissenhaftigkeit und nahm sich in gleicher Weise der Handelsgeschäfte an, wenn auch der Arzt wegen seiner geschwächten Gesundheit noch so sehr Einspruch dagegen erhob. Tätigkeit sei für ihn das erste Bedürfnis, Untätigkeit schon der Anfang des Todes, pflegte er dagegen einzuwenden.

Noch eine doppelte Lebensfreude ward ihm zuteil, die Geburt des ersten Enkels und die Verlobung seiner zweiten Tochter.

Als er, mehr gezwungen als freiwillig, das Mandat als Landtagsabgeordneter übernommen, hatte er doch seine Kräfte überschätzt, und nur das Feuer der Begeisterung hatte ihn über die Schwierigkeiten seiner Aufgabe hinausgehoben. Leidend war er zurückgekehrt. Gegen Ende November 1819 nahm die Entkräftung schnell zu, manchmal schien er sich wieder zu erheben. Aber das waren nur Augenblicke, wo der Geist den Körper bezwang. Zu Beginn des neuen Jahres zeigte sich anhaltendes, wenn auch schmerzloses Fortschreiten des Leidens. „Am 10. Januar gab er seine letzten Wünsche kund. Er empfahl seinen ältesten Kindern die jüngeren, segnete sie und bat, daß sie ihm den Abschied nicht durch Ausbrüche der Wehmut erschweren möchten. In der Mitte der Seinigen entschlief er am 16. Januar 1820."

Am 20. Januar wurde er unter der Teilnahme königlicher Behörden, wie des kgl. Handelsappellationsgerichts, der kgl. Zollinspektion und des kgl. Halloberamts, des kgl. Handelsgerichts, des kgl. Dekanats, des kgl. Studienrektorats, dann des Stadtmagistrats mit dem kgl. Stadtkommissar an der Spitze, den Abgeordneten des Gemeindekollegiums, ferner einer großen Anzahl von Beamten, Depu-

Digitized by Google

tationen sowie Freunden und Verehrern auf dem St. Johannisfriedhof zur letzten Ruhe bestattet. Es zeigte sich hier, welche Hochachtung, Verehrung und Liebe der „Vater Merkel" in ganz Nürnberg genossen hatte und wie groß die Trauer über den Hingang des verdientesten Bürgers der Stadt war. Erwähnt sei, daß der 1. Bürgermeister der Stadt den Sarg mit der seltenen Auszeichnung „des Eichenkranzes der Bürgerkrone" schmückte. Die Vorsteher und Adjunkten des Handelsplatzes widmeten seinem Andenken noch im selben Jahre eine von dem namhaften Nürnberger Medailleur Dallinger modellierte Medaille, die in Gold, Silber und Kupfer geprägt wurde. Auf der einen Seite zeigte sie das Bildnis des Verewigten, die Schrift auf der anderen Seite besagte unter anderem, daß er nach dem einstimmigen Urteile aller Stände der beste Bürger (civis primarius) gewesen sei. Je ein Stück derselben erhielt seine Witwe am St. Wolfgangstage (31. Oktober) verehrt. Bemerkt sei noch, daß der König schon im Jahre 1808, wie die Stadtchronik meldet, „den vielbekannten und verehrten Kaufmann und Marktvorsteher" zum Finanzrat ernannt hatte, von welchem Titel der bescheidene Mann übrigens niemals Gebrauch gemacht hat.

Friedrich Roth, Nachricht von dem Leben Pauls Wolfgang Merkels ꝛc. Nürnberg auf Kosten der Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie. 1821. Abgedruckt noch im Neuen Taschenbuch von Nürnberg. 2. Teil, Nürnberg 1822, bei Riegel und Wießner, S. 232 ff. und bei Carl Ludw. Roth, theol. Dr., Kleinere Schriften pädagogischen und biographischen Inhalts. 2. Bd., Stuttgart 1857, S. 271 ff. — Merkels Begräbnisfeier am 20. Januar 1820. Nur als Manuskript für Freunde des Verewigten von einigen seiner Freunde, Nürnberg. — H. Düntzer, Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß. Nürnberg 1858. — Gg. Wolfg. Lochner, Lebensläufe berühmter und verdienter Nürnberger. Nürnberg 1861. — Dr. P. Dirr, Der Handelsvorstand Nürnberg 1560—1910, Nürnberg 1910. — E. Mummenhoff, Paul Wolfg. Merkel in der Allg. deutschen Biographie. 21. Bd., S. 487 ff. — Akt des Handelsvorstands im Marktgewölbe, die vom Marktvorsteher Merkel als Abgeordneter im Collegio der Herrn Marktvorsteher und Marktadjunkten mündlich erstattete Relation über seine Eingaben und Vorträge bei der Ständeversammlung des Königreichs Baiern betr.

Ernst Mummenhoff (Nürnberg).

34. Merkel, Johann,
II. Bürgermeister von Nürnberg
1785—1838.

Merkel, Johann, geboren zu Nürnberg am 18. November 1785, der älteste Sohn des Kaufmanns und Marktvorstehers Paul Wolf-

Digitized by Google

gang Merkel, erhielt, nachdem er seit seinem fünften Jahre den Unterricht eines Privatlehrers genossen, seine weitere Ausbildung am dortigen Gymnasium, das er aber trotz bemerkenswerter Erfolge und trotz seiner großen Vorliebe für die lateinische Sprache schon nach seiner Konfirmation dem Willen seines Vaters gemäß verließ, um sich dem kaufmännischen Beruf zu widmen. Bevor er indes seine Lehre antrat, schickte ihn der Vater Ende des Jahres 1799 mit einem vertrauten Gehilfen des Geschäfts auf eine Handelsreise nach Bayern, Tirol und Italien, um ihn auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten. So war ihm nicht allein Gelegenheit geboten, seinen Geschäftskreis zu erweitern, sondern es wurde auch die ihm von der Natur verliehene Darstellungsgabe durch Festhaltung der gewonnenen Eindrücke in Briefen und in einem Tagebuche ausgebildet. In die Heimat zurückgekehrt, bestand er eine vierjährige Lehrzeit in dem Handelshause Oettelt & Bachmaier und trat 1803 als Handlungsgehilfe in das väterliche Geschäft. Obschon er an seiner geistigen Bildung fortarbeitete und sich die höheren Genüsse und Annehmlichkeiten, die Stadt und Land boten, nicht versagte, so kam er doch andererseits den Obliegenheiten seines Berufes in jeder Beziehung nach; der Vater freute sich der selbständigen Art des Sohnes und sein Vertrauen zu ihm wuchs in dem gleichen Maße, als dessen Tüchtigkeit immer mehr hervortrat. Nachdem er sich auf einer Geschäftsreise nach Wien im Jahre 1807 erprobt hatte, wurde ihm ein Teil der Dispositionen und Korrespondenzen des Geschäfts als Arbeitsfeld überwiesen. In seinen Nebenstunden widmete er sich besonders literarischen Bestrebungen und schloß sich 1805 mit Gleichgesinnten zu einer literarischen Gesellschaft, Eos, später Hesperus genannt, zusammen, die sich „die Erhebung des Geistes über das Gewöhnliche" zum Ziele setzte, ohne dem einzelnen in der Art und dem Umfang seiner Tätigkeit einen Zwang aufzuerlegen. Eigene Arbeiten in gebundener und ungebundener Rede, Übersetzungen und Auszüge aus schöngeistigen Schriften wurden vorgetragen und besprochen, und diese in Ernst und Scherz verlaufenden Zusammenkünfte trugen wesentlich zur gegenseitigen Bildung, Erhebung und Erbauung bei. Zu Anfang desselben Jahres trat er der 1792 von seinem Vater gegründeten Gesellschaft zur Förderung der vaterländischen Industrie bei, deren Zweck er sowohl als Mitglied als auch später als Vorstand auf das tatkräftigste förderte. Besonders drang er darauf, daß die Eigenart des Nürnberger Kunstfleißes gewahrt bleibe. Damit hing es auch zusammen, daß er im Interesse der Nürnberger Handwerke und der Vollkommenheit ihrer Erzeugnisse als Gegner

Digitized by Google

großer Fabrikanlagen, dagegen als eifriger Anwalt des selbständigen Handwerks auftrat. Was er in einer erst im Jahre 1817 gehaltenen Rede aussprach, war schon damals seine Überzeugung und mag um so mehr hier hervorgehoben werden, als es seinen Standpunkt fest und bestimmt darlegt. „Fabrikarbeiter," bemerkt er da, „können weder ihren Wohlstand bedeutend vermehren, noch sich zur Selbständigkeit emporschwingen: sie haben also keinen Anlaß, sich mehr anzustrengen, als ihre Handarbeit von ihnen fordert; sie bleiben nicht selten auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur stehen und sind wie vernunftbegabte Lasttiere zu betrachten, die ihre Arbeit tun und vegetieren. Nur die Besitzer der Fabriken genießen den Lohn der Arbeit und Mühe, während den tausend fleißigen Gehilfen ein beklagenswertes Los zuteil wird, während sie dem Hunger und Elende preisgegeben sind, sobald der Handel stockt und die Fabriken stille stehen. Der nürnbergische Bürger verschmäht es, sich irgend jemanden zum Eigentum hinzugeben und seine Existenz mit einer Anstalt zu verbinden, welche von dem Willen und von dem Schicksale eines einzelnen abhängt. Der alte reichsstädtische Sinn hat daher nie große Fabrikanstalten begehrt. Jeder Handwerksmann war Herr in seinem Hause: er konnte Künstler werden in seinem Fache; Wohl und Wehe lag in seiner eigenen Hand, je nachdem er mehr oder minder geschickt in seiner Profession zu werden trachtete." Das waren höchst bemerkenswerte Wahrnehmungen und Anregungen, die auf die Erhaltung des hochentwickelten Nürnberger Handwerks abzielten. Damals hatten sie auch praktisch ihre große Bedeutung und Berechtigung. Später ließ sich allerdings seit der Einführung der Dampfmaschine die industrielle Entwicklung, die dem Handwerk im allgemeinen feindlich gegenüberstand, nicht mehr aufhalten. Aber solche Anregungen und Bestrebungen, wie sie hier von Merkel ausgingen und er sie besonders in der Gesellschaft für vaterländische Industrie pflegte, trugen außerordentlich dazu bei, die Selbständigkeit, die Individualität und die Kunst im Nürnberger Handwerk zu erhalten oder doch länger zu erhalten als anderswo. Daß sie auch vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet von großer Wichtigkeit waren, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Der 1789 von seinem Vater mit anderen hervorragenden Männern gestifteten Freimaurerloge „zu den drei Pfeilen" trat er im Jahre 1807 bei. Noch acht Tage vor seinem Tode sprach er sich schriftlich über den großen Einfluß aus, den die Loge auf seine ganze Lebensrichtung ausgeübt hatte. „Ich erkenne es als eine große Wohltat,"

Digitized by Google

bemerkt er, „daß mich meine Eltern nicht vor den Jahren selbständig oder, wie man zu sagen pflegt, zum eigenen Herrn gemacht haben. Als ich in die Loge trat, war ich in der Zeit des Übergangs und größtenteils durch diese Verbindung wurden mir nun die neuen Eindrücke des gesellschaftlichen Lebens entschieden. Sie war mir eine beständige Weckstimme gegen die Sicherheit und das Einschlafen des sinnlichen Menschen. In den gefährlichsten Jahren der Jugend, da ich viele Reisen machte und unter Menschen kam, die ihren sinnlichen Lüsten wenig Zügel anzulegen gewohnt waren, hat mich der beständige Ruf zur Ehrbarkeit des Wandels und der Gesinnung mächtig geschützt; und wenn ich manches unterließ, wozu mich Jugend, Lust und Unerfahrenheit hätten verleiten können, so gebührt die Ehre nächst Gott und meinen Eltern der Verbindung, die mich gerade in den gefährlichsten Jahren wie ein Schutzgeist begleitete. Ich kam auch mit Männern von Ansehen und Würde durch sie in genaue Bekanntschaft und ausgebreiteten Briefwechsel. Alle Reisen, die ich seit dieser Zeit gemacht habe, sind bezeichnet mit Erweisungen der schützenden und bildenden Liebe." Auch hier den Kern und Gehalt suchend, widmete er sich historischen Forschungen über die Freimaurerei, womit er sich viele Jahre eifrig beschäftigte. Die Früchte dieser Untersuchungen bestrebte er sich besonders als Meister vom Stuhl, welche Würde er mehrmals bekleidete, dem Orden selbst zunutze zu machen. Sowohl am Ort seiner Wirksamkeit selbst als auch durch Korrespondenz bemühte er sich, die alte Vereinigung von all dem Eitlen und Falschen, was sie im Laufe der Zeit angenommen hatte, zu entkleiden und sie zu ihrer ursprünglichen Einfachheit, ihren praktischen und rein menschlichen Zwecken zurückzuführen. Besonders war er auch darauf bedacht, die jungen Mitglieder in einer den Geist anregenden und nährenden Tätigkeit zu erhalten und unwesentliche Formen nicht als wichtige Angelegenheiten behandeln zu lassen.

In den Jahren 1810 und 1811 unternahm er wiederholte Reisen nach Österreich, Ungarn, Böhmen, Sachsen und Preußen und 1815 nach einem schweren rheumatischen Leiden auf den Rat des Arztes eine Reise über die Hansestädte und die Niederlande nach England, begleitet von seinem Freunde Gottlieb von Scheidlin, dem Sohne eines befreundeten Handelshauses in Wien. Erschüttert durch den Tod seines Freundes, brach er nach einem siebenmonatlichen Aufenthalt in England die Reise ab. Er war für das väterliche Haus tätig gewesen, hatte ansehnliche Geschäfte eingeleitet und abgeschlossen, so manches gesehen und gelernt, in die Unternehmungen der Kaufleute,

Digitized by Google

ihren Reichtum und ihr Familienleben nähere Einblicke gewonnen und über Art und Sitte des Landes seine Beobachtungen gemacht, aber bei all dem Großen und Vortrefflichen, das er hier wie sonst in Industrie und Kunst erkannt, doch auch wahrgenommen, daß das Vaterland in mancher Beziehung auch seine großen Vorzüge besitze. Zu Beginn des Jahres 1816 kehrte er über Calais und Paris in die Heimat zurück.

Am 18. Oktober 1818 verheiratete er sich mit Anna, der Tochter des Rugamtssekretärs Held, die schon seit dem frühzeitigen Tod ihrer Mutter der Familie Merkel als engverbundenes Glied angehört hatte und von der Mutter wie eine Tochter und von den Töchtern wie eine Schwester betrachtet und geliebt worden war. In einem überaus glücklichen Eheleben schenkte sie ihm zehn Kinder.

Nach dem Tode des Vaters († 1820) übernahm er mit seinem nächstälteſten Bruder Paul Gottlieb das Geschäft, das er durch alle Fährden und Schwierigkeiten einer schwankenden und sich umgestaltenden Zeit glücklich hindurch führte. Von jeher war er in die Fußstapfen seines ihm vorbildlichen Vaters getreten und in noch jüngeren Jahren als dieser war er bei seinen Anlagen, Kenntnissen und Erfahrungen berufen, am öffentlichen Leben den ihm gebührenden Anteil zu nehmen. Schon 1816 hatte ihn die Polizeidirektion zum Mitglied des Wohlfahrtsausschusses ernannt, der, zur Linderung der Teuerungsnot eingesetzt, in ihm einen der rührigsten Mitarbeiter fand. Im Jahre 1818 wurde er zum Marktadjunkten und Mitglied des neu errichteten Stadtmagistrats gewählt. Als er dann 1825 zum Marktsvorsteher vorrückte, mußte er sein Amt als Magistratsrat niederlegen, trat aber 1833 in das Kollegium der Gemeindebevollmächtigten ein, zu dessen Vorstand er erwählt wurde. Dreimal, 1822, 1825 und 1827/28, vertrat er seine Vaterstadt im Landtag und sechsmal, vom Jahre 1832, im mittelfränkischen Landrat. Im Landtag nahm er in den Fragen der Handels- und Zollpolitik eine hervorragende Stellung ein. Wie Scharrer war Merkel Anhänger der Smithschen Freihandelslehre, wenn auch beide keineswegs die äußersten Konsequenzen zogen, sondern sich den gegebenen wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes wohl anzupassen wußten. 1825, als eine Durchsicht des Zolltarifs in Aussicht stand, legte Merkel mit einem Dutzend Abgeordneten eine von ihm ausgearbeitete Denkschrift vor, die unter eingehender Begründung vor einer allzugroßen Hinaufsetzung der Zölle warnte. Und fast zu gleicher Zeit wandten sich die Nürnberger Marktvorsteher aus Anlaß der Thronbesteigung König Ludwig I. in einer gleichfalls von

Digitized by Google

ihm verfaßten Denkschrift, die sich über die handelspolitische und wirtschaftliche Lage des Königreichs verbreitete, an den König und die Staatsregierung. „Dieses Schriftstück ist," wie Dirr bemerkt, „vom Standpunkt der Nürnberger aus gesehen, ein kleines Meisterwerk klarer und erschöpfender Darstellung und überzeugender Beweisführung." Er will eine freihändlerisch gerichtete Wirtschaftspolitik mit mäßigem Schutzzoll. Ohne Einschränkung des heimischen Gewerbelebens und der industriellen Produktion soll Bayern das Durchgangsland des Verkehrs zwischen Nord und Süd, der Nord- und Ostsee und dem Mittelmeer werden, wie einst Nürnberg, das dieser seiner Vermittlerrolle seine glänzende Stellung in Handel und Gewerbe in der Vergangenheit zu verdanken hatte. Die Hindernisse des Durchgangs- und Zwischenhandels wie Wegegelder und Durchgangszölle will er beseitigt wissen, während er den Wasserweg, die Freigabe der deutschen Ströme und den Bau der Eisenbahnen befürwortet. Durch das künstliche Züchten von Industrien auf dem Wege der Hinauftreibung der Zölle werde das Land durch einen Zollschutzwall abgesperrt, auf dem Binnenmarkt aber könne die aufblühende Industrie kein genügendes Absatzgebiet finden und gerade im Ausland müßten sich die Fabrikanten den erforderlichen Absatz ihrer Erzeugnisse sichern können. Nachdem man die Gewerbe von dem übermäßigen Zunftzwang befreit, könne der Zwang eines übermäßigen Prohibitiv- und Hochschutzzollsystems nicht mehr bestehen. Besonders wendete er sich gegen die Züchtung von Industrien ohne Rücksicht auf die natürlichen Bedingungen, die wirtschaftliche Struktur des Landes und ohne dem Handel den Austausch der Produkte zu überlassen. „Der merkantilistischen Fiktion der passiven Handelsbilanz", welche durch eine verstärkte Einfuhr fremder Erzeugnisse entstehen müsse, geht er scharf zu Leibe. Sich noch mit der dem Ausland gegenüber einzuschlagenden Handelspolitik befassend, spricht er sich für den Abschluß von Handelsverträgen mit Österreich, Ungarn und den Niederlanden und besonders für den zollpolitischen Zusammenschluß der deutschen Staaten aus, die in ihrer jämmerlichen Abgeschlossenheit ohne Ausnahme eines großzügigen Handelslebens entbehren müßten.

Dem Landtag vom Jahre 1828 legte die Regierung den Entwurf eines neuen Zollgesetzes zur Beratung vor, das einen durchaus schutzzöllnerischen Charakter trug; auf Rohprodukte, die der Fabrikation dienten, legte es unverhältnismäßig niedrige Zölle, während es ausländische Fabrikate belastete und das schon sehr schutzzöllnerische Interimistikum vom Jahre 1826 erheblich überflügelte. Nach Merkels

Digitized by Google

Überzeugung wären Zollsätze von 20 fl. auf den Zentner, wie sie der Tarif von 1819 als oberste Grenze aufwies, hoch genug und immer noch geeignet gewesen, um Verträge mit fremden Staaten abzuschließen. Aber jetzt war man auf Sätze bis zu 100 fl. gekommen, wie man sie bei Einführung der Kampfzölle gegen Frankreich im Jahre 1822 festgesetzt hatte, aber schon bald wieder zu einem großen Teile hatte aufheben müssen.

Merkel, an erster Stelle und beinahe einstimmig in den 2. Ausschuß für Steuer- und Zollangelegenheiten gewählt und als Referent aufgestellt, trat für die bedeutenden Interessen, die für den Handel auf dem Spiele standen, mit dem ganzen Aufgebot seines Wissens, seiner Erfahrung und Beredtsamkeit ein und ließ sich durch seine Gegner, insbesondere durch die Machinationen des einflußreichen Führers der Gegenpartei, Utzschneider, sowie durch allerhöchste Einwirkungen in keiner Weise irre machen. Hatte doch der König dem Schwager Merkels, Roth, gegenüber, der damals zum Oberkonsistorialpräsidenten und damit zugleich zum Mitglied der Kammer der Reichsräte ernannt worden war, bei Gelegenheit einer Hoftafel die Bemerkung fallen lassen, er — Roth — müsse seine Meinung über das Zollwesen auch ändern, worauf dieser erwidert hatte, er könne das nicht, das System sei nicht durchzuführen. Weiterhin äußerte der König, Roths Schwager habe „einen verdammten Vortrag über das Zollwesen gemacht". Auf die Antwort, es sei dessen Überzeugung, gab der König zurück, er habe als Kaufmann gesprochen, worauf Roth replizierte, das sei er auch. Als Scharrer und Platner damals, ein jeder für sich, eine Audienz beim König hatten, sprach er mit jenem kein Wort über die Zollangelegenheiten; Platner gegenüber, der all seine Wünsche und Beschwerden auskramte, war er ausnehmend freundlich; er nehme es ihm gar nicht übel, daß er so spreche, aber es sei nicht recht, daß Merkel auch so rede, er sollte das Ganze im Auge haben.

Wenn auch mancherlei Verbesserungen des Gesetzes in materieller Hinsicht sowie in Form und Fassung auf Merkel zurückzuführen waren, so konnte er doch an dem wesentlichen Inhalt nichts ändern; der schutzzöllnerische Charakter blieb, was ihn mit Unmut erfüllte. „Utzschneiders Votum, Häckers Einwirkung und die Stimme der Fabrikanten," bemerkte er, „hatten alle Köpfe, die nicht klare Einsicht haben, verwirrt. Es war eine lebhafte Stimme, daß dem Ackerbau und dem Gewerbe geholfen werden könne, wenn man hohe Zölle annehme, und da man die Aufhebung der Weggelder im inneren Verkehr wollte,

Digitized by Google

so war auch die Rede davon, Ersatz für den Entgang durch hohe Zölle zu suchen." Die Stimmen der ländlichen Abgeordneten hatte sich die schutzzöllnerische Partei, an deren Spitze Utzschneider stand, durch allerlei Künste zu sichern gewußt, und so gab es denn ein Zollgesetz zur künstlichen Hebung und Züchtung von Industrien und zum großen Schaden der mit den größten Schwierigkeiten kämpfenden Kaufmannschaft und zum Teil auch der Gewerbe.

Was dagegen Merkel mit vollem Herzen begrüßte, war der mit Württemberg abgeschlossene Zollvertrag, den er im Gespräch mit dem Prinzen Karl, der nicht dafür eingenommen war, als eine große Wohltat bezeichnete, der dem Handel freie Bewegung schaffe. Mit den städtischen Abgeordneten von Würzburg, Memmingen, Hof, Erlangen, Kaufbeuren und des Rheinkreises dankte der Vertreter Nürnbergs dem König in einer besonderen Audienz für den glücklichen Abschluß der Verhandlungen und für die Aussicht, daß sich dieser Zollverband nach und nach über weitere Staaten erstrecken werde. Nicht allein die vertretenen Städte, sondern auch ihre Umgebungen und noch viele andere, ja alle über das wahre Wohl des Vaterlandes aufgeklärten Männer wüßten dem erhabenen Monarchen Dank, der den ersten Schritt getan, um die Zollschranken niederzuwerfen, die dem Verkehr der Nationen entgegenständen. Es sei ein Unternehmen, dessen Frucht der Wohlstand des Vaterlandes sei und das über die Regierung des Königs einen neuen Glanz verbreite.

Bei den Beratungen über die Prozeßordnung wegen des Verfahrens in Wechselsachen fand er Gelegenheit, mit Erfolg für das Fortbestehen der Handelsgerichtsbarkeit in den größeren Städten einzutreten. Die Regierungsvorlage wollte die Kaufleute nur noch als Sachverständige heranziehen, dagegen von ihnen als Richter absehen. Merkel erklärte es allerdings für einen Mißgriff der Regierung, daß sie in kleineren Orten, wo kein Handel und keine Kaufleute von Belang, Wechselgerichte eingerichtet hätte. Ebensowenig sei es rätlich, da, wo sich sachverständige Männer gefunden, diesen das Stimmrecht zu nehmen. Ungeeignete könne sie durch Geeignete ersetzen. An ihre Gutachten hätten sich die Richter zu halten. Er trat entschieden dafür ein, daß Augsburg, Nürnberg und München ihre Handelsgerichte verblieben, setzte es durch, daß in Nürnberg und zwar besonders das Merkantil-, Friedens- und Schiedsgericht mit seinem Verfahren nicht aufgehoben und die Beibehaltung „dieser Stelle mit ihrem Verfahren an einem schicklichen Ort in der Prozeßordnung" festgelegt werde. Besonders bei den Verhandlungen des mittelfränkischen Landrats, zu

Digitized by Google

dessen bedeutendsten und einflußreichsten Mitgliedern er gehörte, fand er Gelegenheit eine reiche Tätigkeit zu entfalten. Jedesmal zum Schriftführer erwählt, vermochte er auf den Verlauf der Beratungen den größten Einfluß auszuüben. Es war ihm gegeben, entgegenstehende Ansichten, individuelle Wünsche und Bestrebungen zu vermitteln, dem Zwecke nicht entsprechende Meinungen durch klare Darlegung abzulenken und aus verworrenen Gedankenreihen das Gute und Brauchbare herauszuschälen. Oft noch um die Mitternachtsstunde am Arbeitspulte, wenn es galt, das vorliegende Material aufzuarbeiten, trug er wesentlich dazu bei, die Verhandlungen abzukürzen. Auch zu den Verhandlungen der Generalsynode im Jahre 1836 wurde er beigezogen.

Im Jahre 1836 berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger zum 2. Bürgermeister. Der einstimmigen Wahl konnte er sich nicht entziehen, wenn ihn auch die Annahme dieses verantwortungsvollen und arbeitsreichen Amtes die Verpflichtung auferlegte, auf eine weitere Mitarbeit im Geschäft fast ganz zu verzichten und seine Stelle als Marktvorsteher aufzugeben. Seine eigentümlichen Anlagen, seine hohe Intelligenz, sein praktischer Sinn und die Schule, die er schon im öffentlichen Leben durchgemacht hatte, erleichterten ihm die vielfachen Aufgaben, die ihm als dem 2. Vorstande des Stadtmagistrats zufielen und hauptsächlich in der Verwaltung des Vermögens und der Stiftungen der Stadt bestanden. Wie sehr er sich der hohen Verantwortlichkeit bewußt war, die ihm das neue Amt auferlegte, und wie ernstlich er zur Pflichterfüllung „als ein treuer und tüchtiger Verwalter, ein ernster und verständiger Mann von unbescholtenem Rufe“ entschlossen war, sprach er in seiner Rede aus, womit er sich am 24. Mai 1836 als Bürgermeister einführte. Nur zwei Jahre waren ihm im Dienste der Stadt beschieden, zu kurz um Großes ins Werk zu setzen, aber lang genug, um sich durch treue Erfüllung seiner Berufspflichten die Anerkennung und Verehrung aller zu erwerben. Im Herbst 1836 stellte sich bei ihm eine heftige Halsentzündung ein, die in eine Wucherung der Lymphdrüsen ausartete und zu der sich Ende 1837 ein Blasenrotlauf gesellte, dem er am 25. Januar 1838 erlag. Kurz vor seinem Tode hatte er von seinen Freunden und Mitarbeitern im Magistratskollegium, „ein Sterbender und wenn Ihnen diese Zeilen zu Gesicht kommen, selig Verstorbener,“ wie er schrieb, in herzlichen und mahnenden Worten schriftlichen Abschied genommen und darin einen rührenden Beweis seiner Sorge und Liebe für das Wohl seiner Vaterstadt, seiner Einfachheit und Bescheidenheit

Digitized by Google

und seiner tiefen Religiosität gegeben, Gesinnungen, die er auch den Seinigen und Freunden gegenüber bekundete.

Merkel war in jeder Beziehung ein ganzer Mann, ausgezeichnet durch vielseitige Bildung, die er eigenem Streben und vielfacher Arbeit verdankte, in seinem Berufe unermüdlich tätig, als Vertreter des Handelsstandes und im öffentlichen Leben hervorragend und einflußreich, dazu von echt religiösem Sinn und lauterem Charakter und gegen die Seinen von liebevoller Sorgfalt. Er war, um das zusammenfassende Urteil der Stadtchronik anzuführen, „ein deutscher Biedermann von echtem Schrot und Korn."

Zum Andenken Johann Merkels, Kaufmanns und zweiten Bürgermeisters in Nürnberg. Nürnberg 1838. Campe. — Nürnberger Stadtchronik. — Aufzeichnungen Merkels über seine Tätigkeit bei den Landtagsverhandlungen im Jahre 1827/28 im Besitz der Familie Merkel. — Reden und Referate bei diesen Verhandlungen in Zollsachen (gedruckt). — Theod. Heerdegen, das Merkantil- Friedens- und Schiedsgericht der Stadt Nürnberg. Nürnberg 1897. — Dr. P. Dirr, der Handelsvorstand Nürnberg 1560—1910. Nürnberg 1910. — E. Mummenhoff. Johann Merkel in der Allg. deutschen Biographie. Bd. 21.

Ernst Mummenhoff (Nürnberg.)

35. Nägelsbach, Karl Friedrich.

Philologe

1806—1859.

Karl Friedrich Nägelsbach wurde am 28. März 1806 in dem Marktflecken Wöhrd an der Pegnitz (jetzt der Stadt Nürnberg einverleibt) geboren. Sein Vater Georg Ludwig Nägelsbach, geboren 1774 in Ansbach als Sohn eines Sainschen Administrationssekretärs, entstammte einer alten fränkischen Familie, deren erster nachweisbarer Vorfahre 1623 als Chirurg in Uffenheim getraut wurde; dessen Sohn war wieder Chirurg und Bürgermeister in Uffenheim, die Nachkommen waren Beamten in Ansbach.

G. L. Nägelsbach war seit 1801 Justiz- und Kammeramtmann in dem damals gerade vorübergehend preußischen Wöhrd und trat 1806 in bayerische Dienste. Die Mutter war eine Nürnbergerin und Karl Friedrichs Erinnerungen knüpfen sich vor allem an das Haus seines Großvaters, des Großhändlers Sigmund Schaeffer in Nürnberg. 1812 wurde der Vater Landrichter von Pegnitz mit dem Sitz in Schnabelwaid. Unterdessen hatte schon — im 5. Lebensjahr — der Unterricht des Knaben begonnen und zwei Jahre später lehrte

Digitized by Google

ihm der übereifrige Ortspfarrer bereits Französisch: daß trotz dieser pädagogischen Experimente etwas aus ihm geworden ist, nannte Nägelsbach selbst später ein Wunder. Die Versetzung des Vaters nach Oberfranken fügte es, daß der Sohn nicht das damals besonders schlechte Nürnberger Gymnasium besuchte (vgl. unten den Lebenslauf von K. L. Roth), sondern das Bayreuther, wo er das Glück hatte, von J. Ch. Held unterrichtet zu werden. Auch der Rektor G. A. Gabler, später Professor der Philosophie in Berlin und dem „rechten Flügel" der Hegelschen Richtung angehörig, beeinflußte ihn stark und hat wohl schon die philosophisch-religiöse Richtung des Schülers bestimmt. Auch die Verehrung für Jean Paul, die er von Bayreuth mitnahm, hat er für immer bewahrt; gegen Ende seines Lebens wollte er noch über die unvergänglichen Werte in den Werken dieses Dichters schreiben. — Als er in die oberste Gymnasialklasse eintreten sollte, war Nägelsbach erst 14 Jahre alt; daher rieten ihm die Lehrer, die vorletzte Klasse trotz seiner glänzenden Fortschritte nochmals durchzumachen, damit er nicht zu jung auf die Universität käme; so brachte er das folgende Jahr am Gymnasium in Ansbach zu, wo Bomhard mit seinen Platovorträgen und der antirationalistische Pfarrer Lehmus bleibende Eindrücke hinterlassen haben, und kehrte dann nach Bayreuth zurück. Mit 16 Jahren ging er dann an die Universität Erlangen ab, um Philologie und Theologie zu studieren.

Der junge Student schloß sich der — damals verbotenen — Burschenschaft an, die ihn mit einer Reihe wertvoller Menschen zusammenführte, so mit Ad. Harles und vielen andern, deren Kreis Fr. Reuter lebendig schildert: auch die Freunde, die er von Bayreuth mitgebracht hatte, kamen zur Burschenschaft, darunter Karl Briegleb, später Professor der Rechte zu Göttingen, und die Theologen Lorenz Kraußold und Aug. Burger. Mit ihnen genoß er fröhlich das Burschenleben, unbeschadet seines inneren Ernstes und rastlosen Fleißes. Das „Erlanger Straferkenntnis" vom 1. März 1824 verhängte auch über ihn die Strafe der „einfachen temporären Entlassung" mit der Auflage, daß er sich beim Nachsuchen um Wiederaufnahme mit einem obrigkeitlichen Zeugnis über geordnetes Benehmen und Fernbleiben von jeder Studentenverbindung auszuweisen habe.

Er und seine Freunde waren eifrige Verehrer der Hegelschen Philosophie; sie glaubten aber noch „an den vom Meister der Schule versicherten innigen Einklang dieser Philosophie mit dem Christentum" (Nägelsbach im Neuen Nekrolog der Deutschen 18, 1840, S. 629): hätte er daran nicht geglaubt, so hätte er Hegel vermutlich abgelehnt,

Digitized by Google

denn er stand stark unter dem Einfluß des Theologieprofessors und reformierten Pfarrers Joh. Ch. L. Krafft. Dieser, mehr Praktiker als Gelehrter, war der Mann, den Erlangen gerade damals brauchte; er bekämpfte furchtlos und erfolgreich den noch herrschenden Rationalismus mit dem strengsten Bibelglauben und stand eben zu jener Zeit auf der Höhe seines Einflusses.

Philologie lehrten L. Heller, der als Humanist von italienischem Typus und feiner Kenner des lateinischen Stils geschildert wird, und L. Döderlein, der bekannte vielseitige Sprachforscher und Schulmann, der letzte Erlanger Professor der „Eloquenz", auch religiös stark interessiert und Mitglied des von Krafft 1819 gegründeten Missionsvereins. Über Nägelsbachs ferneres Leben entschied die in Erlangen herrschende religiös-philologische Richtung. Daran konnte ein Berliner Semester, vor allem Böckh und Hegel gewidmet, nichts ändern, wenn es auch viel neue Anregung brachte.

1826 starb der Vater; gleichzeitig schloß Nägelsbach seine philologischen Studien ab und, von Heller und Döderlein empfohlen, wurde er auf K. L. Roths Wunsch an dessen Gymnasium nach Nürnberg berufen, wo er die wertvollste Stütze seines Rektors beim Wiederaufbau dieser Anstalt wurde. Er war ein vorzüglicher Lehrer: das Streben nach Höherem nährte er in den Schülern; er überhäufte sie nicht mit Lernstoff, aber das Wenige mußte ordentlich gelernt werden; grundsätzlich nahm er jeden für gut bis zum Beweis des Gegenteils. Roth gedenkt in seiner „Gymnasialpädagogik" (S. 363) dankbar des jugendlich tatkräftigen, aufrechten Gehilfen, ohne den ihm vielleicht sein Reformwerk gar nicht gelungen wäre. Auch zur Mitarbeit an seinen „Lateinischen Stilübungen" zog er ihn heran und das dritte Heft (1837) hat Nägelsbach allein gemacht. Inzwischen hatten ihm seine „Anmerkungen zur Ilias" (1834), damals ein sehr wertvoller Beitrag zum Verständnis Homers, eine angesehene Stellung in der Wissenschaft gegeben; die 1836 erschienenen „Explicationes et emendationes Platonicae" hatten den berühmten Marburger Professor und Platoforscher C. F. Hermann auf den Verfasser aufmerksam gemacht und eine Freundschaft vermittelt.

1840 erschien Nägelsbachs „Homerische Theologie", deren Gegenstand der religiöse Glaube der hellenischen Frühzeit war. Diesem Buch, das abseits von den ausgetretenen Pfaden der antiquarisch-mythologischen Forschung dem wahren Gehalt des religiösen Denkens auf den Grund zu gehen versuchte, hat man vielfach eine allzu christliche Färbung vorgeworfen, nicht ganz mit Unrecht: nicht als ob

Digitized by Google

Nägelsbach Christliches in Homer hineingelesen hätte, aber unbewußt trat doch hie und da in der Anordnung und Behandlung des Stoffes der Einfluß christlich-theologischer Begriffe und Anschauungen zutage. Das Werk ist abgesehen von seiner wissenschaftlichen Bedeutung, dank deren es lange nicht veraltete und zweimal neu aufgelegt werden konnte, durch seine Klarheit und die reinliche Darstellung, die den Leser das Ergebnis immer mit eigenem Urteil entgegennehmen läßt, und durch seine geschmackvolle Form eines der ansprechendsten Bücher der älteren philologischen Literatur geblieben. Noch im gleichen Jahr erhielt Nägelsbach den Erlanger philosophischen Doktortitel h. c. und als 1842 J. Kopp gestorben war, wurde er nach Erlangen als Universitätsprofessor an die Seite Döderleins berufen, den er anfangs auch noch im Gymnasium unterstützte.

In die Erlanger Zeit fällt das vielleicht trotz der „Homerschen Theologie" bedeutendste Werk Nägelsbachs, die „Lateinische Stilistik für Deutsche, ein sprachvergleichender Versuch," 1846; K. F. Hermann rühmt sie als ein Lehrgebäude, „das in der Erscheinung das innere Gesetz und das Walten des Sprach-Genius verfolgt." Diesen beiden Hauptwerken folgte 1867 die „Nachhomerische Theologie", von der Ähnliches gilt wie von der „homerischen". Die „Gymnasialpädagogik" wurde erst 1861 aus dem Nachlaß nach Vorlesungen veröffentlicht.

Die Universität hatte in Nägelsbach, der 1844 auch Mitglied der Münchener Akademie wurde, eine erste Kraft gewonnen und sein Zusammenwirken mit Döderlein bedeutet die Blütezeit der philologischen „Erlanger Schule". Konnte Döderlein im Kolleg den Schulrektor nie ganz verleugnen, so war Nägelsbach ein glänzender Hochschullehrer, der auch Nichtphilologen fesselte; er hat es bis auf 200 Hörer aller Fakultäten in einem Semester gebracht, eine für das damalige Erlangen gewaltige Zahl. Im Seminar wollte er tüchtige Gymnasiallehrer heranbilden; man könne, meinte er, kein guter Schulmann werden, ohne gelehrter Philologe zu sein, wohl aber umgekehrt; alle Gelehrsamkeit der Welt aber nütze nichts, wenn der Lehrer nicht vor allem ein guter Mensch sei. Das Lateinschreiben spielte hier eine große Rolle, da jede Sprache, die wir nicht auch schreiben, nach Nägelsbach „außer uns bleibt."

Kolde nennt Nägelsbachs Berufung die größte Errungenschaft der philosophischen Fakultät in jener Zeit; aber nicht viel weniger hatte die Universität als Ganzes an ihm gewonnen; denn der stattliche Mann mit den edlen Zügen und dem eindringlichen Blick, der mit seiner idealen Veranlagung, bescheiden trotz seiner glänzenden Eigen-

Digitized by Google

schaften, andere zu begeistern vermochte, zumal er ein guter Redner war, verkörperte in seinem ganzen Wesen den edelsten Humanismus. Auch in nichtakademischen Kreisen, bei Bürgern und Bauern, war er angesehen. Seine deutsche Gesinnung, seine Einfachheit und sein ehrenfester Charakter ließen den alten Burschenschafter, der in den Unruhen der Revolution den national-konservativen Standpunkt vertrat, als geeigneten Kandidaten für das Frankfurter Parlament erscheinen, aber er lehnte die Wahl ab. Dagegen ließ er sich mit andern Kollegen 1849 zum Jenenser Universitätstag entsenden; dort sprach er gegen die Stundung der Kollegiengelder und für Beibehaltung der Honorarzahlung, aber auch für teilweise oder ganze Befreiung Bedürftiger; doch wurde sein Antrag nicht angenommen. Bei einer daran anknüpfenden Beratung in München trat er besonders warm für die akademische Hörfreiheit ein, die daraufhin wirklich eingeführt wurde; die Erlanger Studenten dankten ihm in einem Fackelzug. 1849—50 war er Prorektor seiner Universität, der er trotz verschiedener Berufungen nach auswärts (Halle, Kiel, Tübingen) treu geblieben ist. Auch sonst kam er, von Dienstreisen abgesehen, wenig über Franken hinaus und die Ferien verbrachte er meist in Bayreuth bei der Schwiegermutter und im Kreise J. C. Helds. Erst gegen Ende seines Lebens reiste er zweimal auf längere Zeit nach Südbayern, um Heilung von einem Lungenleiden zu finden, aber umsonst; er erlag ihm am 21. April 1859.

Nägelsbach war seit 1829 mit Rosalie Wanderer, einer Pfarrerstochter aus Creußen, verheiratet. Von seinen drei Söhnen starb der älteste, ein Arzt, früh, Karl N. wurde Theologe, Hans Mittelschullehrer für Mathematik. Sein Bruder, K. W. Eduard, gestorben 1880 als Dekan von Gunzenhausen, ist durch seine hebräische Grammatik und seine Kommentare zu Jesaias und Jeremias in Langes Bibelwerk bekannt.

Die wissenschaftliche Bedeutung K. F. Nägelsbachs ist durch die kurze Würdigung seiner Hauptwerke schon einigermaßen umschrieben. Für Franken und das übrige Bayern ist sein Einfluß auf den Nachwuchs der altphilologischen Mittelschullehrer, unterstützt von einigen stark wirkenden Schülerpersönlichkeiten wie Iwan Müller, Gg. Autenrieth, B. Dombart, M. Lechner, von größter Tragweite, besonders in zwei Richtungen: in der innigen Verbindung evangelischen Christentums mit klassischem Humanismus bei den Gymnasiallehrern des protestantischen Bayerns und in dem Übergewicht, das die Fertigkeit im lateinischen Stil noch in der Prüfungsordnung von 1895 für die Bewertung der Gesamtleistung gehabt hat.

Digitized by Google

Aber auch in der Kirchengeschichte Frankens müssen wir ihm einen Platz anweisen; der Entthronung des Rationalismus hat er mit dem Beispiel seiner kraftvollen Persönlichkeit und seiner lebendigen Einwirkung auf die Jugend wesentlich Vorschub geleistet.

Quellen: Gg. Autenrieth in der Allgem. Deutschen Biographie Bd. 23, S. 224—227; führt auch die ältere Literatur an. Hier und — übersichtlicher — im Nachruf von G. Thomasius, 1859, sind Nägelsbachs Schriften aufgezählt. — J. C. Held im Jahresbericht des Gymnasiums Bayreuth 1859, S. 3 f. — Konr. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland, 1883, bes. S. 715, 1212. — F. Reuter, Die Erlanger Burschenschaft 1816—1833. Erlangen 1896. — J[wan] v. M[üller], Zum hundertjährigen Geburtstag Karl Friedrich v. Nägelsbachs. Beilage z. Allg. Zeitung 1906, Nr. 71, S. 561—564. — [Karl Nägelsbach], Eine Säkular-Erinnerung. C. F. v. Nägelsbach in „Allerlei", Sonntagsbeilage des „Bayreuther Tagblatt", 25. März 1906; auch als Sonderabdruck erschienen. Ein Auszug daraus in der „Augsburger Abendzeitung" 1906, Nr. 85, S. 9—10. — Th. Kolde, Die Universität Erlangen unter dem Hause Wittelsbach, 1910. — K. Wagner, Register zur Matrikel der Universität Erlangen, 1743—1843. 1918, S. 344. — H. Steiger, Das Melanchthongymnasium in Nürnberg, 1926, S. 150 f. — Den Herren Oberkonsistorialrat F. Nägelsbach und Major Gg. Nägelsbach in München verdankte ich wertvolle Aufschlüsse: von ihnen erfahre ich auch, daß Handschriftliches von C. F. N. in der Familie nicht mehr vorhanden ist. So dürften auch die „Aufzeichnungen", die C. Fries, Jahresbericht des Gymnasiums Bayreuth 1874 S. 27, nennt und zum Teil abdruckt, verschollen sein. — Porträt in Nägelsbachs Gymnasialpädagogik, herausgegeben von G. Autenrieth, 2. Aufl., 1869 und 3. Aufl., 1879.

Friedrich Bock (Nürnberg).

36. **Petzet**, Johannes Heinrich, evangelischer Pfarrer in Nürnberg 1829—1889.

Johannes Heinrich Petzet wurde als der älteste Sohn von Johann Thomas Petzet (vgl. über ihn unten Nr. 37) am 13. Jan. 1829 in Hof geboren und verlebte dort trotz der engen Verhältnisse des Elternhauses eine frohe und glückliche Jugend. Freilich trat schon früh an ihn die Anforderung heran, durch eigene Tätigkeit den Eltern die Fürsorge für ihre Kinder zu erleichtern, und an angestrengter Arbeit, die er oft lange vor Morgengrauen begann und bis tief in die Nacht ausdehnte, ließ er es nicht fehlen. Aber ebenso frisch und freudig gab er sich den Vergnügungen der Jugend hin, sei es, daß sie in Turnerfahrten und körperlichen Übungen oder in literarischen Zusammenkünften und dichterischen Ver-

Digitized by Google

suchen bestanden. Etwas von dem Geiste Jean Pauls ist in der ganzen Lebens und Anschauungsweise jener Jahre in dem oberfränkischen Städtchen, das noch keine so hoch entwickelte Industrie besaß wie heute, zu spüren. Bei dem begabten und strebsamen Gymnasiasten aber entwickelte sich die Neigung zur Schwärmerei und Überschwänglichkeit in besonderem Maße. Doch ist bezeichnend für ihn, daß er mit derselben Wärme, mit der er seine sentimentalen Liebeslieder oder seine kräftigen politischen Kampfrufe sang, auch die Aufgaben aufgriff, die ihm die Schule stellte: das 300jährige Jubiläum des Hofer Gymnasiums verherrlichte er in einem langen Gedicht „Das Glück der Jugend im Allgemeinen und besonders des studierenden Jünglings" und ebenso sprach er bei seinem Absolutorium (1846) das Abschiedswort der Abiturienten in wohltönenden Versen.

Es war ein ziemlich unklar gärender und brausender, aber für alle hohen und edlen Dinge begeisteter Idealismus, mit dem der Siebzehnjährige die Universität Erlangen bezog. Mit ehrlicher Frömmigkeit wollte er Theologie studieren, um das Ziel zu erreichen, das seinem Vater noch versagt geblieben war. Daneben aber zog ihn die klassische Philologie, die ihm schon in dem trefflichen Gymnasium lieb geworden war, aufs lebendigste an, um so mehr, als von allen Lehrern der Universität Nägelsbach ihm die verehrungswürdigste und teuerste Persönlichkeit war. Bei ihm und den Professoren Raumer, Schaden, Brunner, Scheurl, Roßhirt, Leupolt u. a. m. durfte er im Hause verkehren, wie er auch in anderen Familien freundliche Aufnahme und Unterstützung fand. Aber sein Studium gestaltete sich ziemlich planlos und unsicher, zumal seinem Feuerkopf die Zeitbewegung immer mehr zu schaffen machte. Trotz der Schwierigkeiten seiner äußeren Lage, die nur auf dem geringen eigenen Erwerb durch Privatstunden und auf Stipendien beruhte, war er den Bubenreuthern beigetreten und begeisterte sich burschenschaftlich für Freundschaft, Freiheit und Vaterland. Bei den Unruhen von 1848 machte sich die Erlanger Burschenschaft um die Aufrechterhaltung der Ordnung verdient und gegenüber den republikanischen Strömungen trat sie für ein Erbkaisertum in dem geeinigten Deutschland ein. Allein auch die radikalen Richtungen drängten sich in der Studentenschaft hervor und konnten einem ruhigen Theologiestudium nicht günstig sein, zumal neben dem politischen Radikalismus auch der religiöse Rationalismus der Erlanger strengen Orthodoxie das Feld streitig zu machen suchte. So war es kein Wunder, daß der feurige Student sich immer weiter nach links gedrängt fühlte, und gerne wechselte er im November 1848 die Universität und siedelte nach Leipzig über, wo er bei neuen Männern

Digitized by Google

unter neuen Verhältnissen mit verdoppeltem Eifer das Studium fortsetzte. Der tiefe Eindruck, den Harleß auf ihn machte, war entscheidend, daß er der Theologie treu blieb und nicht zur Philologie oder Jurisprudenz, an die er auch schon dachte, überging. Aber so sehr er den Mangel an Religiosität in den demokratischen und republikanischen Kreisen schmerzlich empfand, so blieb er doch deren politischen Idealen treu, und je mehr sie gefährdet wurden, um so mehr glaubte er in ehrlicher Begeisterung verpflichtet zu sein, sich rücksichtslos dafür einzusetzen. Als im Mai 1849 die Straßenkämpfe in Dresden ausbrachen, ließ er alle anderen Bedenken schweigen; mit etwa 200 Gesinnungsgenossen fuhr er bewaffnet nach Dresden, um in der Landeshauptstadt die Reichsverfassung gegen die Reaktion verteidigen zu helfen. Die Unternehmung, der jede rechte Führung fehlte, nahm keinen rühmlichen Verlauf: wohl marschierte ein Teil der Revolutionäre in Dresden ein und besetzte Barrikaden; aber die schlechten Nachrichten ließen bald nach allerhand zwecklosen Hin- und Hermärschen die meisten die Heimreise vorziehen, und ingrimmig und enttäuscht mußte auch Petzet, der ausdauerndste Kämpfer, schließlich mit den letzten zwei Kameraden das Feld räumen. Unbehagliche Wochen der Unsicherheit über die Folgen dieses Zuges nach Dresden folgten und ließen zeitweise sogar eine Übersiedelung nach Thüringen geraten erscheinen, um einer etwaigen Verhaftung zu entgehen. Allmählich aber verebbte die gewaltsame Erregung und wenn auch der Rest des Sommersemesters noch im wesentlichen nur dem Verkehr mit den Freunden, dem eifrigen Besuch des Theaters und dem Herumtasten in verschiedenen Sprachen und anderen ziellosen Beschäftigungen gewidmet war, so setzte doch, nachdem noch ein Bändchen Lyrik unter dem Titel „Lenz und Liebe" mit Ausschließung aller politischen Gedichte herausgegeben war, mit dem Wintersemester wieder ein ernstes Studium ein. Bei dem inneren Widerstreit und der Verworrenheit seiner theologischen Anschauungen war der zwar rationalistische, aber doch gemütswarme und schlichte Professor Theile für den fleißigen Kandidaten gerade der rechte Lehrer; im September 1850 unterzog er sich in Ansbach mit gutem Erfolg der ersten theologischen Prüfung; er mußte dabei manche anzügliche Vermahnungen von den Examinatoren hören über den flachen Leipziger Rationalismus und die Notwendigkeit einer größeren Vertiefung in das Wort der heiligen Schrift. Das war begreiflich; denn Petzet war der erste bayerische Theologe, der es wagte, sein letztes Semester vor dem Examen in Leipzig statt in der Landesuniversität Erlangen zu verbringen. Doch kehrte er auch nach dem Examen wieder dorthin zurück, um seine Studien

Digitized by Google

entsprechend seinen vielseitigen Neigungen und Interessen noch weiter auszudehnen und zu vertiefen. Und da die Aussichten auf eine Anstellung in Bayern nach allem Vorangegangenen sehr schlecht erscheinen mußten, nahm er endlich eine Hauslehrerstelle in Warschau an, deren Angebot ihm die Möglichkeit eröffnete, materiell fester auf eigenen Füßen zu stehen, die ihm aber gleichzeitig einen neuen Pflichtenkreis auferlegte und die Freiheit des bisherigen Lebens abschloß.

Vom Juni 1851 bis April 1853 dauerte die Tätigkeit Heinrich Petzets in dem Hause Xaver Schlenkers, eines bedeutenden Geschäftsmannes, der alljährlich große Reisen nach Deutschland, Frankreich und England unternahm und auch bei sich in Warschau Gäste aus den verschiedensten Ländern zu empfangen gewohnt war. Der große Zuschnitt des Hauses und die vornehmen Lebensformen darin bereiteten dem neuen Hauslehrer der zwei Söhne, der mit wohltuendem Takt und echter Herzlichkeit aufgenommen wurde, nicht viel Schwierigkeiten; er lebte sich aufs Beste ein und wußte seiner Aufgabe mit gutem Erfolg gerecht zu werden. Mehr machten ihm seine inneren Kämpfe zu schaffen, in denen er inbrünstig danach rang, doch noch sein altes Ziel zu erreichen: ein echter Verkünder des Evangeliums und ein rechter Seelsorger zu werden. Starken Eindruck machten auf ihn die beiden deutschen Prediger in Warschau, der liberale Pastor Ludwig und der streng orthodoxe Pastor Otto, beides vortreffliche Kanzelredner, an denen er lebendige Muster seiner Wünsche vor Augen hatte. Unter ihrem Einfluß vertiefte und klärte sich sein religiöses Denken und Empfinden und als er in Folge des Theologenmangels in Bayern als Vikar in die Heimat zurück berufen wurde, konnte er diesem Ruf mit dem guten Bewußtsein folgen, zwar nicht eine Stütze der Orthodoxie, aber ein redlicher und treuer Hirte seiner Gemeinde werden zu wollen und zu können.

Am 18. April 1853 empfing er die Ordination in Bayreuth und trat wenige Tage später die ihm übertragene Pfarrverweſung in dem Dorfe Rügheim in Unterfranken an. Der Abstand der äußeren Verhältnisse von dem reichen Hause in Warschau war gewaltig: baufällig und ohne jegliche Einrichtung war das Pfarrhaus, in dem erst seine bald eintreffende Schwester einige Wohnlichkeit zu wege brachte. Trotzdem aber fühlte sich der junge Pfarrverweſer sehr glücklich. Die früheren Träume von freiem Schriftstellerleben hatte er, wesentlich mit unter dem Eindruck der unglücklichen und unerquicklichen Lebensweise seines Leipziger Freundes Adolf Böttger, ganz aufgegeben; sein liebebedürftiges Herz hatte in der Verlobung mit Berta Schüssler, einer Verwandten Schlenkers in Warschau, den sicheren Hafen gefunden; vor allem aber

Digitized by Google

war es die neue Wirksamkeit, die seinem inneren Wesen entsprach, seine besten Kräfte zur freien Entfaltung anregte und ihn ganz erfüllte. Als Mensch zu Menschen mit lebendigem Wort, mit Trost und Rat und praktischer Tat zu wirken, dazu bot sich ihm hier in den einfachsten Verhältnissen reiche Gelegenheit. Mit Feuereifer suchte er Fühlung mit seinen Gemeindemitgliedern und machte sich mit ihrer Denkweise und ihren Anliegen in Arbeit und Festen vertraut. Und da er freundliches Entgegenkommen und Verständnis fand, war er bald nicht nur in den Häusern seiner Bauern ein gern gesehener Gast, sondern konnte sie auch gelegentlich zu Leseabenden im Rathaus um sich versammeln und einen Leseverein mit einer von ihm sorglich gepflegten Volksbibliothek begründen. Daneben organisierte er mit seinem Kirchenvorstand die Armenpflege neu; für sich aber arbeitete er fleißig an seiner weiteren theologischen Fortbildung und studierte systematisch die Predigten bedeutender Kanzelredner. Vor allem hatte er seine Freude am Schulunterricht und der Christenlehre und gewann die Herzen der Kinder so, daß sie im Sommer auch mit ihm ins Freie zogen und in Feld- und Gartenarbeit wie in Spiel und Gesang sich mit ihm tummelten. Und dieses vortreffliche Verhältnis zwischen Pfarrer und Gemeinde, das sich auch auf die benachbarten, nicht immer bequemen Filialdörfer erstreckte, wurde nur noch inniger, als er im Juli 1854 seine Braut aus Warschau in sein bescheidenes, aber immer behaglicher werdendes Pfarrhaus heimführte.

Trotzdem mußte allmählich nach einem anderen Wirkungskreise Umschau gehalten werden; denn die Pfarrverweſung in Rügheim neigte ihrem Ende zu, da die Pfarrei selbst — trotz der im Juli 1855 in Ansbach aufs beste bestandenen zweiten Prüfung — nicht einem Anfänger, sondern einem älteren Bewerber übertragen werden sollte. Nach mancherlei Zwischenfällen wurde Petzet auf Präsentation des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm zum Pfarrer von Bonnland ernannt, wo er Anfang Mai 1858 seinen Einzug hielt. Glückliche Jahre folgten, zumal hier zu den ihm wohlvertrauten und lieben Aufgaben der Seelsorge in einer wohlgeordneten, mäßig großen Landgemeinde und der erzieherischen Tätigkeit in Schule und Haus, in dem neben den eignen Kindern noch Zöglinge aus Warschau Aufnahme fanden, nun noch die bedeutenden Anregungen kamen, die von der Patronatsherrschaft ausgingen und der dichterischen Veranlagung und der umfassenden literarischen Bildung des jungen Pfarrherrn so sehr entsprachen. War doch die Gemahlin des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm Schillers Tochter Emilie, die gerade damals reiche Materialien sammelte und ordnete für ihr auf-

Digitized by Google

schlußreiches Werk über „Schillers Beziehungen zu Eltern und Geschwistern," und die nach der Hundertjahrfeier vom 10. November 1859 in ihrem Schillerarchiv auf Schloß Greifenstein ob Bonnland pietätvoll alles zusammentrug, was zur Ehre ihres großen Vaters erschienen war. Bei diesen Arbeiten und den damit verbundenen ausgedehnten Korrespondenzen stand ihr nun der neue Pfarrer hilfreich und verständnisvoll zur Seite, und so entwickelte sich zwischen Schloß und Pfarrhaus ein reger Verkehr, der, auf reines und warmes menschliches Einvernehmen begründet, sich immer herzlicher gestaltete. Daneben aber pflegte Petzet fleißig persönliche Fühlung und Gedankenaustausch mit Amtsgenossen, die er teils bei mancherlei Wanderungen im gesegneten Frankenlande aufsuchte, teils bei Missions- und Bibelfesten und ähnlichen Anlässen, die er nicht leicht versäumte, traf. So kam er auch wiederholt nach Nürnberg, wo er bei der Schillerfeier am 9. November 1859 zum ersten Male öffentlich als Redner hervortrat und sofort einen starken Eindruck erzielte, der in der Folge zu seiner Berufung in die altehrwürdige Reichsstadt führen sollte.

Am 5. Februar 1865 begann er mit seiner Antrittspredigt als 3. Pfarrer an der heiligen Geist-Kirche seine Nürnberger Wirksamkeit, die sich über fast 25 Jahre erstrecken sollte. In voller Manneskraft, gereift und erfahren, trat er sein Amt an und gewann in reichem Maße die Liebe und Verehrung seiner Gemeinde, von der er sich im Mai 1875 nur schweren Herzens trennte, um als erster Stadtpfarrer bei St. Lorenz einen noch größeren Wirkungskreis zu übernehmen. Der Übergang von der einen zu der anderen Gemeinde wurde ihm noch besonders schwer durch einen bitteren Schicksalsschlag, der ihn gerade jetzt traf: 8 Tage, bevor er in das stattliche Pfarrhaus von St. Lorenz einziehen konnte, verlor er die teure Lebensgefährtin und Mutter seiner Kinder, und erst nach zwei Jahren verband er sich in zweiter Ehe mit der verwitweten Frau Elise Memminger, geb. Baumbach, die ihm nun treu und verständnisvoll besonders in allen charitativen Angelegenheiten seines geistlichen Amtes zur Seite trat. Die feurige Beweglichkeit seiner Jugend war einer gesammelten Kraft und Würde gewichen. Friedsam und aufrichtig wandelte er vor seiner Gemeinde, in seinem Leben ein Muster des Schriftwortes: seid Täter des Wortes und nicht Hörer allein! Seine gesammte Seelsorge war bei aller Gewissenhaftigkeit und Treue gegen die Kirchenlehren nicht auf ein formalistisches, dogmatisches, sondern auf ein warmherziges, praktisches Christentum eingestellt und trug ihm reiche Frucht. Sehr groß war dabei seine Wirkung als Prediger. Der äußeren Gabe eines macht-

Digitized by Google

vollen Organs, das auch die gewaltigen Räume der Lorenzer-Kirche mühelos beherrschte, entsprach die schlichte, gehaltvolle Kraft seiner wohldurchdachten, an den besten Mustern geschulten Redekunst, und eine stattliche Reihe seiner Predigten wurde noch nachträglich teils in Einzeldrucken, teils in den „Pastoralblättern" und anderen theologischen Fachzeitschriften dem Druck übergeben. So liegt auch seine Festpredigt zum allgemeinen Friedensdanksfest am 12. März 1871 vor, ein Hymnus, in dem mit dem Lobpreis christlicher Dankbarkeit der Jubel erfüllter Sehnsucht des deutschen Freiheitskämpfers von einst harmonisch zusammenklingt. Bei solchen Gelegenheiten war Petzet als Festredner außerhalb wie in der Kirche fortreißenden Eindrucks sicher. Aber auch in stiller Arbeit blieb er den vaterländischen Idealen seiner Jugend treu: wie er während des Krieges im Hilfsverein zur Unterstützung der Familien der Landwehrmänner und in der Seelsorge im Militärkrankenhause als unermüdlich freundlicher Tröster und Berater zu helfen suchte, so führte er danach 17 Jahre lang die Geschäfte eines Schriftführers des bayerischen Frauenvereins vom roten Kreuz. Andere arbeitsreiche Ehrenämter blieben nicht aus: er wurde Mitglied des Armenpflegschaftsrates der Stadt, Vorstand der Lorenzer Kleinkinderbewahranstalt, Vorstand des Zentralmissions- und Zentralbibelvereins; vor allem aber konnte er in reichem Maße seine pädagogischen Anlagen und Neigungen betätigen, indem er von 1869—1875 Inspektor der Höheren Töchterschule und seit 1875 Inspektor und Vorstand des hochangesehenen und blühenden Port'schen Mädchen-Instituts war. Die Beliebtheit, die er sich gerade in diesem Wirkungskreise bei Schülerinnen, Eltern und Lehrern erwarb, entsprach nur der aufopfernden Hingabe, die er ihm widmete. „Mit meiner Schule würde mir mein halbes Leben genommen," wehrte er ab, wenn man ihm eine Entlastung von dieser Amtsbürde vorschlug. In stillen Feierstunden aber versuchte er das innere Erleben seines Entwicklungsganges sich nochmals verklärt zu vergegenwärtigen und in dauernden Gestalten zu befestigen: er wurde mit seinen gemütswarmen Gedichten ein angesehenes Mitglied des Pegnesischen Blumenordens, der ja noch heute seine alte Überlieferung eifriger Pflege der Poesie hochhält. Unschwer erkennt man in den kleinen epischen Erzählungen Petzets das eigene Erlebnis: in „Ein Mutterherz" (1867) die Erinnerung an den Dresdner Aufstand und seine Gefahren; in „Magdalena" (1870) die polnischen Eindrücke mitsamt den Schwierigkeiten, die der polnischen Braut in der deutschen Landpfarrei harren mußten; in „Schön Bunle" (1868) die Verherrlichung Nürnbergs, das dem Dichter zur endgiltigen Heimat

Digitized by Google

geworden; in „Zwei von Tausenden" (1872) das schlichte Heldentum des Volkes, dem Deutschland die Erfüllung jahrzehntelanger nationaler Sehnsucht verdankte. Freilich trübt der starke Einschlag persönlicher Betrachtung und Empfindung die Klarheit und Anschaulichkeit der epischen Gestaltung — in lyrischen, besonders in rhetorischen Festgedichten ist Petzet zu stärkeren Wirkungen gelangt. Ihm aber kam es mehr auf die Aussprache seiner religiösen Glaubensgewißheit an als auf künstlerischen Ehrgeiz. Je mehr er von sich sagen durfte: „was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle," um so stiller und abgeklärter wurde seine Seele. Am ersten Weihnachtsfeiertag 1889 hielt er vormittags in der überfüllten Kirche den Festgottesdienst; nachmittags wurde der hünenhafte Mann auf einem kurzen Spaziergang von einem Schlaganfall ereilt, der fast unmittelbar seinen Tod zur Folge hatte. Am 28. Dezember fand er auf dem Johannisfriedhof seine letzte Ruhestätte.

Ein Olbildnis von Heinrich Petzet, gemalt von seinem 2. Sohne, Hermann Petzet, befindet sich in der Sakristei der St. Lorenz-Kirche in Nürnberg. Seine Lebenserinnerungen, die er bis zum Jahre 1860 niedergeschrieben hat, werden von seinem ältesten Sohne, Oberapotheker Theodor Petzet in Hamburg, handschriftlich aufbewahrt. Die Gedächtnisreden auf ihn sammelte eine Gedenkschrift: Dem Andenken des treuen Seelsorgers Herrn Johannes Heinrich Petzet. Nürnberg 1890.

Erich Petzet (München).

37. **Petzet**, Georg Christian, Schriftsteller und Schriftleiter 1832—1905.

Über ein halbes Jahrhundert, von 1820 bis 1877, wirkte in Hof an der untersten Klasse der Neustädter Schule derselbe Lehrer, Johann Thomas Petzet. Als Bauernsohn in Förstenreuth am 22. Dezember 1801 geboren, war er in Bayreuth Schüler des weit über Franken hinaus hochangesehenen Kreisschulrates Johann Baptist Graser — 1766 bis 1841 — gewesen, dessen Anschauungs-Unterrichtsmethode er mit Begeisterung anhing und sein Leben lang praktisch und theoretisch vertrat.[1]) In Naila hatte er zuerst als Schulgehilfe seine

[1]) „Nach Dr. Grasers Elementarschule fürs Leben" hat Thomas Petzet zwei Elementarbüchlein verfaßt, die viele Jahrzehnte hindurch in Oberfranken in Gebrauch geblieben sind: „Erster Schreibe- und Lesestoff" (7. Aufl. 1873) und „Das älterliche Haus" (2. Aufl. 1846). Außerdem rührt von ihm eine aufschlußreiche Jubiläumsschrift: „Zur Geschichte des Hofer Volksschulwesens" (1870) her.

Digitized by Google

Kräfte erprobt; schon am 2. Mai 1820 aber war er nach Hof berufen worden und erhielt im Februar 1826 die endgiltige Anstellung. Es war ihm eine innere Freude, gerade die ersten Schritte des Kindes aus dem Elternhaus in den Schulbetrieb zu leiten; obwohl er dabei lange Zeit alljährlich 150 bis 170 solch kleine Menschlein und auch nach der Reform von 1858 selten weniger als 100 unter seine Obhut bekam, verzichtete er doch auf jede Gelegenheit eine höhere Klasse zu übernehmen, ja lehnte sogar eine Berufung nach München ab, um der ihm lieb gewordenen Wirksamkeit treu zu bleiben. So wurde er allmählich zu einer der bekanntesten und geachtetsten Persönlichkeiten der Stadt und seine 50 jährige Jubelfeier im Mai 1870 gewann mit ihren festlichen Veranstaltungen, wie der Hofer Anzeiger berichtete, „geradezu den Charakter eines Volksfestes." Erst am 1. Mai 1877 trat er in den Ruhestand, den er in ungebeugter Rüstigkeit noch sieben Jahre genießen konnte. Am 9. Januar 1884 folgte er im Tode seiner ihm am 20. März 1883 vorangegangenen Gattin Marianne, einer Tochter des Landrichters Nürnberger von Naila, mit der er seit dem Juni 1826 in glücklichster Ehe verbunden war. Acht Kinder waren aus dieser Ehe hervorgegangen [1]) und zweien von ihnen war es beschieden, in ihrem Leben eine weiter reichende Wirksamkeit zu entfalten, die sich über Franken und darüber hinaus erstreckte.

Georg Christian Petzet wurde am 1. März 1832 als der zweite Sohn des Stadtschullehrers Thomas Petzet zu Hof a. S. geboren. Wie sein älterer Bruder Joh. Heinrich (s. d. vorstehenden Artikel) begann auch er schon frühe, mit 13 Jahren, durch Stundengeben sein Brot zu verdienen, und schon mit 16 Jahren, im August 1848 absolvierte er mit der Note „ausgezeichnet" mit dem um 3 Jahre älteren späteren Philologen Iwan Müller wetteifernd, das Gymnasium. Von seinen Lehrern hatten auf ihn Professor Gebhard, der dem Frankfurter Parlament angehörte, und Chr. Wurm, der später seine Beteiligung an der Freiheitsbewegung mit Gefängnis und Strafversetzung büßen mußte, den größten Einfluß. Ihnen verdankte er nicht nur eine lebensvolle Einführung ins klassische Altertum und in das Studium der deutschen Sprache und Literatur, sondern auch in das politische Leben, dem er sich schon früh mit innerem Anteil zuwandte. Schmerzlich und hemmend aber drückten gerade in seiner Studienzeit auf ihn die engen Verhältnisse des kinderreichen Elternhauses.

[1]) Vgl. Stammbaum der Familie Petzet. 1 Teil: Vorfahren und Nachkommen des Johann Thomas Petzet, Lehrers in Hof a. d. Saale. Zusammengestellt nach dem Stande vom 1. Juli 1919 von Studienrat Hermann Bachl. Schweinfurt 1919.

Digitized by Google

Zweimal mußte er aus Geldmangel den Universitätsbesuch unterbrechen und ihn schließlich abbrechen, ohne zu dem äußeren Abschluß eines Staats- oder Doktorexamens gelangt zu sein. Trotzdem hatte er sich in den Jahren 1849—1853 eine sehr vielseitige und gründliche Ausbildung erworben. In München und Leipzig hatte er bei Dollmann, Arndts, Bluntschli, Puchta und Albrecht juristische, bei Hermann und Roscher nationalökonomische Studien betrieben, daneben aber seine philologischen, ästhetischen und philosophischen Neigungen auch nicht vernachlässigt und sie als Hörer von Thiersch, Gotthilf Heinrich Schubert, Friedrich Neumann, Döllinger, Geibel und Carriere vertieft und befestigt. Mit gutem Vertrauen konnte er daher, als sein Bruder Heinrich aus Polen wieder zurückkehrte, an seine Stelle treten, um so mehr als ihm die Freude an Erziehung und Unterricht vom Vater her im Blute lag.

Wie die freiheitliche Bewegung der vierziger Jahre grundlegende Bedeutung für den idealistischen Liberalismus gewann, dem Petzet Zeit seines Lebens treu geblieben ist, so mußte der fast zehnjährige Aufenthalt im Auslande das deutsche Nationalgefühl des Lehrers und Publizisten — und beides verband sich in ihm aufs engste — mächtig stärken. Nach wenigen Jahren gelang es ihm, die deutsche Kolonie in Warschau gesellschaftlich zu organisieren so daß z. B. eine glänzende Schiller-Säkularfeier zu Stande kam, und im Frühjahr 1859 sogar eine deutsche „Warschauer Zeitung" zu gründen, die ihn festhielt, auch als seine Tätigkeit als Erzieher in den zwei Familien Schlenker und Lesser zu Ende gegangen war. Das Leben in diesen bedeutenden Handelshäusern mit ihrem internationalen Verkehr erschloß ihm einen bisher entbehrten Einblick in die große Welt und eine Reise mit seinen Zöglingen nach Paris führte ihm wertvolle neue Eindrücke zu. Eifrig trieb er fremde Sprachen, deren er im Laufe der Jahre zehn mehr oder minder beherrschen lernte; vor allem aber studierte er alle polnischen Verhältnisse, wobei ihm mannigfache Reisen in die Provinz und wiederholter Aufenthalt auf Landgütern ebenso zu statten kamen wie der Verkehr mit den Konsularvertretern fremder Staaten. So wurde er einer der besten Kenner Polens in der deutschen Journalistik, der auch später als Autorität auf diesem Gebiete gelten konnte. Seine Warschauer Korrespondenzen für die „Schlesische Zeitung" fanden damals, wo so wenig unparteiische und zuverlässige Nachrichten aus dem strengen Regiment der Zensur ins Ausland drangen, ihren Weg in die europäische Presse. Den Eintritt in die Unterrichtsverwaltung, den ihm die russische Regierung anbot, lehnte er, treu seinem Deutschtum, ab. Warm trat er für die autonomistischen Reformpläne des Grafen Wielopolski ein,

Digitized by Google

die aber bei den Polen selbst wenig Verständnis und Dank ernteten, und entschieden die Mordpolitik der Revolutionäre verdammend, warnte er eindringlich vor der dadurch heraufbeschworenen russischen Reaktion. Durch diese Mahnungen geriet er aber immer mehr in Gegensatz zu seinen bisherigen polnischen Freunden, und die geheime Regierung erließ sein Todesurteil. Doch warnte ihn ein treuer Freund namens Schiller rechtzeitig und so entkam er wohlbehalten im Mai 1863 von dem Schauplatz blutiger Straßenkämpfe nach Deutschland.

In Breslau, wo er alsbald in die Redaktion der „Schlesischen Zeitung" eintrat, eröffnete sich ihm nun eine reiche und beglückende Tätigkeit. Hier fand er ein Staatswesen, das in machtvollem Aufstreben dem deutschen Volke die Stellung erobern sollte, nach der sich sein nationaler Sinn in der engeren Heimat wie im Auslande vergebens gesehnt hatte: hier fand er eine Bürgerschaft, die kraftvoll in liberalem Geiste mitarbeitete an den Aufgaben der Zeit; hier fand er auch in der Ehe mit Valeska Krause, der Tochter eines früh verstorbenen preußischen Offiziers, das häusliche Glück, das seinem tiefen Gemüt die beste Krone des Lebens war (1864). In kraftvoller politischer Betätigung war er bei der Gründung der nationalliberalen Partei in Breslau sofort eines der rührigsten Vorstandsmitglieder; als Stadtverordneter, als Mitglied der Kreissynode entfaltete er eine reiche Wirksamkeit; in der Amicitia tat sich ihm ein froher Freundeskreis von echt schlesischer Geselligkeit und Behaglichkeit auf; im Verein „Breslauer Presse" wurde er einhellig zum Vorsitzenden gewählt, und noch vor Ausbruch des Krieges 1870 trat er als verantwortlicher Redakteur an die Spitze seiner Zeitung. Ein Arbeitsgenosse und Freund jener und späterer Tage, Hans Tournier, rühmte ihm nach, wie er damals den Jüngeren nicht nur mit herzlicher Freundlichkeit aufnahm und in der Technik des Journalismus unterwies, „schaffenslustig und schaffenskräftig, von geradezu staunenswerter Arbeitsfähigkeit, sondern, selbst begeistert, verstand er es auch, für das Große und Schöne des journalistischen Berufes zu begeistern und die hohen Pflichten desselben erkennen zu lassen. Freilich standen wir damals inmitten einer Zeit, in der es eine Lust war, Deutscher zu sein und als deutscher Publizist dem Gange der weltgeschichtlichen Ereignisse zu folgen . . . . Und wie in der Presse und in den politischen Vereinen, denen er angehörte, war er auch im eigenen, von sonniger Harmonie durchleuchteten Hause, in dem an seiner Seite die liebenswürdige, herzliche Gattin waltete, und in dem wir nach den Tagen der Arbeit wahre Feierstunden verlebten, ein treuer und beredter Vertreter aller idealen und nationalen Bestre-

Digitized by Google

bungen. Er trug sein Bekenntnis nicht nur auf den Lippen, sondern war jederzeit bemüht, es auch in Taten umzusetzen." Über ein Jahrzehnt dauerte diese glückliche Zeit. Dann aber gelang es dem wachsenden Einfluß eines skrupellos herrschsüchtigen und gewalttätigen Kollegen, des Oberstleutnants a. D. von Blankenburg, auf den Verleger, die „Schlesische Zeitung" immer mehr in den Dienst der konservativen Partei zu zwingen, und so verzichtete Petzet schließlich nach harten Kämpfen auf seine äußerlich immer glänzender werdende Stellung, um lieber in bescheideneren Verhältnissen eine neue Wirksamkeit zu suchen, als seine Überzeugungen zu verleugnen.

Schon von Warschau aus hatte er für die Cottasche „Allgemeine Zeitung," die damals das angesehenste süddeutsche Blatt war, seine ersten Korrespondenzen geschrieben. Jetzt, im Herbst 1876, trat er in ihre Redaktion in Augsburg und übernahm darin den deutschen Teil, den vor ihm Robert Landmann, der spätere bayrische Kultusminister, versehen hatte. Hier betrachtete er es als seine große Aufgabe, die alten Überlieferungen der Zeitung in Einklang zu bringen mit den Forderungen der neuen Zeit, vor allem durchgreifend an die Stelle der alten großdeutschen Ideale den deutschen Reichsgedanken zu setzen, eine großzügige nationale und von jeder Parteischablone freie liberale Politik zur Geltung zu bringen, dabei aber den süddeutschen Charakter des Blattes und den alten Ruhm unbedingter Zuverlässigkeit und Objektivität zu wahren. Manche Hemmungen durch den Chefredakteur Otto Braun, der als treuer Kurhesse sich nie ganz mit der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse aussöhnte, waren freilich empfindlich; in entscheidenden Zeiten aber und bei schwerwiegenden Fragen, wie etwa bei der Königskatastrophe von 1886, ließ der Chefredakteur, der im Grunde viel mehr eine ästhetische als politische Natur war, dem Kollegen freie Hand, und einig waren sie immer in der peinlichen Genauigkeit der redaktionellen Arbeit, in der dieses frühere Journalistengeschlecht vorbildlich und unerreicht dasteht.

Persönlich trat Petzet in seinen Augsburger Jahren sehr wenig an die Öffentlichkeit. Nach den Aufregungen der letzten Breslauer Zeit tat ihm die gesellschaftliche Stille in der schwäbischen Kreishauptstadt wohl, wiewohl die Arbeitsverhältnisse mit ihrem täglich bis in die Nacht um 2 Uhr währenden Dienst — erst um 1 Uhr kam die in München eine Stunde früher eintreffende letzte Nachtpost — alle Kräfte aufs äußerste anspannten. Eine günstige Änderung, wenn auch keine wirkliche Erleichterung trat hierin ein, als die Allgemeine Zeitung im Herbst 1882 nach München verlegt wurde. Allein eine durchgreifende

Digitized by Google

moderne Reorganisation des Betriebes der Zeitung, für die Petzet bei diesem Anlaß eintrat, unterblieb: weder Braun noch der Verleger Cotta hatten hiefür die nötige Tatkraft und Schaffensfreude, und so drängte sich nach Cottas Tode (1888) das notwendige Neue um so gewaltsamer und gefährlicher dem in langsamem Rückgang befindlichen Unternehmen auf. Adolf Kröner in Stuttgart erwarb mit dem übrigen Cottaschen Verlag auch die Allgemeine Zeitung und versuchte mit Hilfe eines hochbefähigten, aber in Bayern fremden Chefredakteurs, Hugo Jacobi, eine vollkommene Neugestaltung des Blattes, das er zum wichtigsten Organ Bismarcks neben den „Hamburger Nachrichten" machte. Alfred Dove, den der Verlag von seiner Bonner Geschichtsprofessur zunächst zur Führung der wissenschaftlichen Beilage berufen hatte, gab schon nach wenigen Monaten angesichts der wachsenden Schwierigkeiten den Versuch, die ganze Zeitung zu leiten, ohne Erfolg als aussichtslos auf. Nach zwei Jahren der größten finanziellen Opfer, die keinerlei neuen Aufschwung hatten erzwingen können, wurde daher der Plan gefaßt, die ganze Zeitung nach Berlin zu verlegen mit Beibehaltung einer ständigen Vertretung in München, für die Petzet ausersehen war. Doch im letzten Augenblick verzichtete der Verlag auf diesen unglücklichen Ausweg und berief, während Dove nochmals die Beilage übernahm, Petzet an die Spitze der Schriftleitung, freilich in der ungünstigsten Lage, in der sich das Blatt jemals befunden hatte. Es galt, das schwer erschütterte Vertrauen weiter Kreise wiederzugewinnen, den süddeutschen Charakter der Zeitung wieder außer Zweifel zu stellen, die alten guten Überlieferungen wieder zur Geltung zu bringen, ohne auf die modernen Fortschritte der Vorgänger zu verzichten, abgerissene Fäden wieder anzuknüpfen und trotz der wesentlich beschränkten Mittel die Berichterstattung und Mitarbeiterschaft auf der alten Höhe zu erhalten. Mit voller Hingabe ergriff Petzet diese Aufgaben, die an seine Arbeitskraft und Aufopferungsfähigkeit die höchsten Anforderungen stellten, und wußte auch seine Mitarbeiter, die, „in ihrem Chef, der von sich alles verlangte, stets einen milden und nachsichtigen Beurteiler fanden, nicht als strenger Herr und Gebieter, sondern als vertrauensvoller, wohlwollender Freund und Führer mit sich fortzureißen." Als er im Jahre 1895, durch die fortschreitende Erblindung seiner Augen und andere Folgen lebenslanger übermäßiger Arbeit veranlaßt, von der Leitung der Redaktion zurücktrat, da konnte er mit Genugtuung seinem Nachfolger, dem schon zwei Jahre später in voller Manneskraft gestorbenen Geheimrat Dr. Julius Jolly, die Zeitung in jeder Hinsicht gefestigt und nach Jahren des Rückgangs im Beginn eines

Digitized by Google

neuen Aufschwungs übergeben, den voll zum Siege zu führen er sich nicht mehr frisch genug fühlte, zumal ihm im Januar 1893 die treue Lebensgefährtin durch den Tod entrissen worden war.

Auch in den folgenden, durch manche Sorge und Krankheit getrübten Jahren der Ruhe rastete er nicht, und noch oft trat er mit seinem unverwüstlichen Optimismus in Wort und Schrift hervor, wo es galt, für nationale oder kulturelle Interessen zu streiten oder ihre Vorkämpfer zu feiern. Er blieb Mitarbeiter verschiedener Blätter, nicht nur der Allgemeinen Zeitung, der er noch wiederholt mit redaktioneller Tätigkeit half, sondern auch der Magdeburger Zeitung, der Leipziger Illustrierten Zeitung u. a. m., vor allem auch in alter Anhänglichkeit an seine fränkische Heimat der Fränkischen Zeitung, der er viele Jahre lang ihre wöchentlichen politischen Übersichten geschrieben hat. Überhaupt hat er sich nie vornehm von den bescheideneren Presseorganen und Berufsgenossen zurückgehalten und abgetrennt, sondern wie er an der Gründung der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller tätigen Anteil genommen hatte, so vertrat er stets eifrig die Ehre und die Hebung seines Standes, von dessen idealen Aufgaben er die höchste Auffassung hegte. Die unbedingte Selbstlosigkeit seines Charakters, die sittliche Hoheit und makellose Reinheit seiner Gesinnung machte ihn auch bei politischen Gegnern geachtet, und so genoß er im Kreise der sich oft befehdenden Berufsgenossen in allen Lagern Vertrauen, das mit Recht auf seinen Herzenstakt und auf seine trotz aller Kämpfe doch im Grunde durchaus friedliebende Natur begründet war. Das zeigte sich auch bei den Journalisten- und Schriftstellertagen, bei denen er wiederholt hervortrat. Die Gabe glücklicher Improvisation in gebundener Rede, die ihm in hohem Grade eigen war, machte ihn zu einem beliebten Festredner im engeren wie im größeren Kreise und so war er auch Wortführer der Hamburger Tagung bei Bismarck in Friedrichsruh (1894). Seine Freude an geistbelebter Geselligkeit konnte in den Jahren der Ruhe auch wieder mehr als vorher zur Geltung kommen. Am „runden Tisch" im Museum traf er mit Vertretern der Gelehrtenwelt, wie dem Nationalökonomen Helfferich, dem Ophthalmologen Rothmund, dem Sanskritisten Ernst Kuhn und seinem Lehrer von 1853 Carriere, zusammen; bei den „Zeitgenossen" und beim „Dämmerschoppen" mit Vertretern der schönen Literatur, darunter vor allem Hermann Lingg, Adolf Pichler und Hermann Allmers, aber auch mit alten Freunden aus Franken wie Ferdinand Wilferth, Maximilian Schmidt, Georg von Laubmann u. a. m. Mit besonderer Liebe aber verkehrte er stets mit der Jugend, um so herzlicher, je mehr ihn die zunehmende

Digitized by Google

Lauheit und der Mangel großer Gesichtspunkte und überzeugungstreuen Idealismus in den alten politischen Organisationen, wie er z. B. in der Wahlrechtsfrage verhängnisvoll zur Geltung kam, bekümmerte. So sprach er gerne in studentischen Kreisen, aber auch in Knabenhort oder Jünglingsvereinen. Er half dem Münchner Zweig des evangelischen Bundes als Vorsitzender über die ersten schweren Jahre hinweg. Den Vorsitz der „Nationalliberalen Partei" in München aber, der ihm nach dem Tode des bekannten Parlamentariers Aub angetragen wurde, lehnte er ab, zumal zunehmende Herzbeschwerden zur Schonung mahnten.

Seine liebste Beschäftigung galt in den letzten Jahren einem größerem Buche, bei dem er noch einmal den Sturm und Drang seiner Jugendzeit mit der frohen Genugtuung späterer Erfüllung wieder aufleben ließ, einem Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte „Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850." Auf ein gelehrtes Werk, wozu er das reichste Material zusammengetragen hatte, verzichtete er dabei mit bewußter Absicht, sondern wollte auch hiemit eine weitere Wirkung verbinden im Sinne nationaler und liberaler Erziehung des deutschen Volkes. Trotzdem nahm die philosophische Fakultät der Universität München den Abschluß dieses Buches zum Anlaß, ihn zum Doctor honoris causa zu ernennen, in Würdigung seines ganzen reichen und fruchtbaren Lebenswerkes, das im Dienste des Tages nie der festen Grundlagen gewissenhaftester Arbeit und der leuchtenden Leitsterne großer dauernder Ideen entbehrte. Zwei Jahre später starb er in München am 1. April 1905.

Von seinen zahlreichen in Zeitschriften und Zeitungen erschienenen Arbeiten und Aufsätzen seien hier nur genannt: „Zur Morphologie der geographischen Grenzen" im Globus, Bd. 27 (1875), Nr. 12—18. — „Russisch-polnische Erinnerungen" in der Beilage zur „Allg. Ztg." (1887), Nr. 195, 198, 202 und 203; auch als Sonderdruck erschienen. — „Frankens Anteil an der neueren Nationalliteratur" im Unterhaltungsblatt zur „Fränkischen Zeitung" 1892/93. Selbständig sind erschienen die Schriften: „Russisch-Polen und die osteuropäischen Interessen (1870); „Die preußischen Ostmarken (1898); „Kernworte Bismarcks (1885); „Unser Prinzregent (1891); „Bayerische Wahlreform (1897); „Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850 (1903). Eine Auswahlausgabe der Gedichte von Franz Wisbacher wurde 1882 von Petzet mit Beihilfe der Augsburger Schillerstiftung erfolgreich veranstaltet. Seine eigenen Gedichte hat er nicht gesammelt; einzelne haben in den „Deklamationsstücken" von Karl Zettel (1898) und dem „Bayrischen Dichterbuch" von Franz Xaver Seidl (1887) Aufnahme gefunden.

Biographische Nachweise und Würdigungen in der „Allg. Ztg." vom 28. Februar 1902, vom 2. und 4. April 1905 von Hans Tournier; in den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 2. März 1902 (Hermann Roth) und vom 2. April 1905

Digitized by Google

(Georg Rose); im Biographischen Jahrbuch und deutschen Nekrolog herausgegeben von Anton Bettelheim Bd. 10 (1905/7) (Erich Petzet); vgl. außerdem Eduard Heyck, die „Allg. Ztg." 1798—1898, S. 334—339. Teile des handschriftlichen und gedruckten Nachlasses befinden sich in der Bayerischen Staatsbibliothek in München.

Erich Petzet (München).

38. von Rayski, Ferdinand, Maler 1806—1890.

Während im 18. Jahrhundert das künstlerische Leben Würzburgs unter der Führung der Fürstbischöfe, vor allem der Grafen von Schönborn einen einzig großartigen Aufschwung nahm, sodaß hier die geistige Führung für die künstlerische Kultur Deutschlands stand, sehen wir mit der Einverleibung des Bistums in das Königreich Bayern all' jene Gluten schöpferischen Eifers sehr schnell erlöschen. Die Glanzzeit fürstlicher Gunst für die Kunst forderte aus der ganzen Welt Künstler herbei, aber das 19. Jahrhundert hat nur selten fremde Meister in die Mauern der Stadt kommen lassen. Zwar blühte das Handwerk weiter; es ist erst am Ende des Jahrhunderts wie alles andere der allgemeinen geistigen Verarmung anheim gefallen. Der Bischof bedeutete nichts mehr und die Kirche schaltete als Kulturförderer aus. Aber im Landadel lebte der Kulturtrieb fort. Graf Erwin von Schönborn stand voran; er hatte den Ehrgeiz der modernsten Kunst eine Heimstätte verschaffen zu wollen und knüpfte mit den bekanntesten Malern der Zeit — ich nenne nur Chr. A. Koch und Kaspar David Friedrich — Beziehungen an und gab weitgehende Aufträge. An zweiter Stelle kommt Freiherr Philipp von Bechtolsheim. Derselbe hatte bei irgend einer Gelegenheit einen standesgenössischen Maler Ferdinand von Rayski kennen gelernt und lud ihn 1837/38 zu sich nach Würzburg und Mainsondheim zu Gaste. Von den künstlerisch hochwertigen Adelsporträts, die der Künstler damals geschaffen hatte, haben wir hier zu reden.

Ferdinand von Rayski entstammt einem sächsischen Adelsgeschlecht Raesky, Reißky, Raysky oder Raesky geschrieben. Das Wappen zeigt einen silbernen Mühlstein auf blauem Felde. Sein Großvater, Major im sächsischen Garde du Corps, hatte 1737 das Rittergut Kleinstruppen bei Pirna erworben, sein Vater, ebenfalls Offizier, machte als Oberst 1812 den Feldzug Napoleons nach Rußland mit, wo er in Gefangenschaft

Digitized by Google

kam und 1813 starb; die Familie verarmte. Der am 23. Oktober 1806 in Pegau geborene Ferdinand kam in das Haus des Grafen Friedrich von Beust und wurde mit dessen Unterstützung 1816 in das Freimaurerinstitut zu Dresden aufgenommen, wo er fünf Jahre blieb, um 1821 in das Dresdener Kadettenkorps einzutreten. Nach vier Jahren verließ er es und wurde 1825 Leutnant in Ballenstedt, einer anhalt-dessauischen Garnison. Schon 1829 mußte er wegen Schulden seinen Dienst quittieren. Damit begann ein unstetes, heimatloses Leben, in dem er hin und hergeworfen wurde. Wir wissen sehr wenig Einzelnes aus dem Werden und Schaffen des Künstlers, der seine Kunst immer mehr als Liebhaberei denn als Handwerk aufgefaßt hat. Es war ein wechselreiches, künstlerisches Vagabundenleben, das ihn von Adelshof zu Adelshof brachte. Er war ein ausgezeichneter Unterhalter, leichtlebig und lustig, dazu ein vorzüglicher Jäger und war mehr darum als wegen seiner Malkünste überall gerne gesehen. Weniger zum Gelderwerb, denn um sich dankbar zu erweisen, mehr aus reiner Freude am Malen porträtierte er seine Gastgeber und deren Freunde, so daß überall, wo er war, auch Bildnisse seiner Hand zu finden sind. Als Künstler war er Autodidakt; von seiner Schulung erfahren wir wenig. Sein erster Lehrer im Zeichnen war K. G. Fr. Faber, der früh seine besondere Begabung entdeckte. Dann aber wurde er am 16. November 1823 Zögling in der „Zeichen- und Malerkunst" in der 4. Klasse der Dresdener Kunstakademie. Wir hören nichts darüber, ob er sich während seiner Militärzeit in Ballenstedt künstlerisch betätigt hat. Freilich besitzen wir schon aus dem Jahre 1831 ein lebensgroßes Offiziersporträt, heute in der Dresdener Galerie, die bei weitem die bedeutendste Sammlung von Werken seiner Hand besitzt. Wenn er damals von einem erneuten Eintritt in die Akademie berichtet, so konnte es sich nur um gelegentliche Besuche handeln, da sein Name nicht in den Schülerlisten zu finden ist. Er hat damals alte Meister, Rembrandt u. a., in der Gallerie kopiert. Öfters verkaufte er kleinere Stücke an den Kunstverein und übte sich im Entwerfen historischer Gemälde, die etwas außerordentlich Flottes und Frischbewegtes zeigen. Ob er dazu Anregungen in Paris gefunden hat, wo er 1835 war, ist neuerdings wieder in Frage gestellt, da sein dortiger Aufenthalt nur von kurzer Dauer gewesen sein soll.

1836 tauchte Rayski in Trier auf und begab sich Ende des Jahres nach Frankfurt zu G. A. E. von Manteuffel, dem damaligen sächsischen Gesandten am Bundestage. Von dort kam er 1837 nach Würzburg und Mainsondheim, wo er bei Philipp Freiherr von Bech-

Digitized by Google

tolsheim zu Gaste war. Ende des Jahres ging er nach München, um 1838 nach Würzburg zurückzukehren. Das ist die Zeit, die uns hier allein von Bedeutung ist. Ein Einblick in sein weiteres Leben zeigt, daß diese Unruhe und Unstetigkeit weiter dauerte. Bald war er da, bald dort zu Gaste. Mit einer Reihe sächsischer Adelsfamilien war er freundschaftlichst verbunden und kehrte immer wieder bei ihnen ein. Ich nenne nur die Freiherrn von Schönberg in Rothschönberg, Parschenstein, Herzogswalde, Waldenburg, Niederrheinsberg, die Grafen von Einsiedel in Reitersdorf, die Herren von Schröter in Bieberstein, Oberrheinsberg und Herzogswalde, die Grafen von Hohenthal-Püchau. Seit 1865 ging es aber abwärts, die Einladungen ließen nach, er vereinsamte. 1869 starb seine Mutter, 1868 sein bester Freund Graf Hanbold von Einsiedel; seit 1873 wohnte er in einer elenden Wohnung im 4. Stock eines Hauses an der Bürgerwiese. Nur seine beiden Schwestern und sein Bruder durften ihn besuchen und als ihm am 23. Oktober 1890 ein Verwandter zu seinem Geburtstag gratulieren wollte, fand er ihn auf dem Sterbelager. Da besannen sich die alten Familien draußen auf dem Lande auf den alten Hausfreund; die vornehmen Adelsherren gaben dem Standesgenossen das letzte Geleite. Der Maler Rayski war dann vergessen, bis er 1905 von Graf Vitztum wieder entdeckt wurde. Und seitdem er auf der deutschen Jahrhundertausstellung 1906 mit einer Reihe von Gemälden wieder an die Öffentlichkeit trat, ist sein Ruhm andauernd im Steigen. Wir haben in ihm einen der größten Porträtmaler des Jahrhunderts, einen ersten Meister der Farbe wiedererkannt, den Franzosen seiner Zeit ebenbürtig, die deutschen Maler durch große Freiheit malerischen Gestaltens überragend. Otto Grautoff hat ihm in seinen 1923 in Berlin (G. Grote) erschienenen Monographien ein Ehrendenkmal gesetzt.

Da der Künstler eine stattliche Zahl seiner Werke in Würzburg resp. in Mainsondheim gemalt hat und seine Kunst gerade hier ihre erste Blüte erreichte, erscheint es berechtigt ihm auch in unsern Lebensläufen ein Denkmal zu setzen. Rayski war Autodidakt. Das Schulmäßige tritt bei ihm vollkommen zurück und wie jedes künstlerische Genie, erscheint das, was er von außen übernahm, gegenüber dem, was er an innerer Schöpferkraft und Phantasie besaß, so minderwertig, daß wir nicht allzuviel Gewicht darauf verlegen brauchen. Gewiß war es der alte Glanz auf den Adelsschlössern, das immer noch wirksame Nachleben großer Kunsttradition, was dem adeligen Künstler noch ein gut Teil Geschmack und Empfinden für vornehme Haltung und künstlerische

Digitized by Google

Größe mitgab. Man muß dazu die Höhe der Porträtkunst in Sachsen unter Führung der Anton Graff und Tischbein berücksichtigen. Von ihr aus kam der Künstler zu einer vornehmen Porträtbildung und gewissen malerischen Freiheit. Dazu war das an Kunst reiche Frankenland und der andauernde Verkehr des Meisters in adeligen Kreisen gewiß Grund, die aristokratische Eleganz weiter zu pflegen. Seine Kunst ist das Erbteil einer großen Vergangenheit, das er sich sicher nicht erst in Paris zu holen brauchte.

Zu der großen Vornehmheit der Haltung seiner Gestalten und der aus der Liebhaberei gewachsenen künstlerischen Freiheit, mit der er auch beim Malen seinen Farben- und Malneigungen nachging, kommt aber noch ein geistiges Moment, die außerordentliche Höhe seiner Porträtcharakteristik. Sie muß wohl aus der Größe der geistigen Gesinnung, die jene Zeit großer deutscher Dichtkunst und Philosophie beherrschte, geworden sein, und darum als eine spezifisch deutsch-romantische Eigenart angesehen werden. Es war dazu eine Zeit, in der die Porträtkunst in höchster Blüte stand, was an sich schon als ein Zeichen der Wertschätzung der Persönlichkeit und der höheren Individualität angesehen werden muß.

Wenn wir nun an seine Bilder in Franken, die sämtlich in der kurzen Spanne von nicht zwei Jahren entstanden sind, herantreten, so versagt zunächst jeder Versuch einer Ableitung von irgend einem andern Meister. Gewiß denken wir bei dem kühlen Karminrot und der etwas harten, glatten Malweise des Frauenporträts an französische Vorbilder; auch an Anton Graff werden wir besonders bei den Männerporträts gemahnt. Bei der Lockerung des Pinselstriches auf andern Stücken kommt uns ebenso wie bei der großen Geste des Porträts des Freiherrn v. Zobel Rubens in den Sinn. Das aber, was uns als das Wichtigste erscheint und bleibt, ist die außerordentliche künstlerische Qualität, daß hier ein Künstler malte, der malen konnte und seine Freude hat bald an geistvoll glänzendem, schillerndem, bald an lockerem-tonigem Farbspiel. Darin lebt vielleicht die große Zeit des Rokoko weiter. Ferner aber malte hier ein Künstler Porträts, der auch eine Vorstellung, wie eine große menschliche Auffassung vom Menschen hatte. Das letztere ist gewiß etwas, was man heute in unserm Wahn der Überschätzung technischen Könnens nicht mehr recht zu würdigen versteht, das aber die Grundbedingung zum großen Porträtisten ist.

So hat Rayski als einer der ersten Malgenies des Jahrhunderts zu gelten, bei dem man aber nicht zu sagen vermag, ob wir von einem noch oder schon reden sollen, ob er noch die lebendige Farben-

Digitized by Google

freudigkeit aus der Zeit des Rokoko hatte, oder ob er schon den maltechnischen Realismus des späteren 19. Jahrhunderts besaß. Das erste scheint besonders auf einer ganz ausgezeichneten Landschaft bei Freiherrn von Bechtolsheim der Fall, wo er uns mit wunderbar farbiger Wärme und Weichheit den Blick in die Mainebene bringt. Auf den Porträts ist er anfänglich noch etwas hart, glänzend-glatt in der Farbe. Aber bald lockert sich der Pinselstrich und auch die Würzburger Zeit hat eine Anzahl hervorragend frei gemalter Stücke zu verzeichnen, bei denen man sogar an Velasquez denken muß. Neben Bildern, die mit äußerster Sorgfalt und einer feinen Liebe am Kleinen in glattem Farbenauftrag und voll Farbenpracht gemalt sind, stehen aber breit angelegte Stücke von großer Kühnheit der Haltung, Schwunghaftigkeit des Pinselstriches und einer mehr toniger Farbigkeit. Auch nach vorwärts werden wir gewiesen. Bei dem Porträt einer Freifrau von Thüngen-Weißenbach erinnert die Lockerheit der Farbe, die freie geistvolle Lebendigkeit des Lichtes und der Bewegung an die Impressionisten: Wir denken an Habermann und seine geistvollen Frauenporträts.

Alles in allem erscheint diese frühe Würzburger Zeit einen Höhepunkt seiner Kunst in der Vielfältigkeit der Erfindungen und der Lebendigkeit seines Geistes zu sein. Die Zahl der damals gemalten Bilder ist auf mindestens fünfzig einzuschätzen, die sich zum großen Teil glücklicherweise noch in Unterfranken befinden. Er selbst gibt in einem Verzeichnis nur 20 Bildnisse an, zu denen fast ebensoviel neugefundene Porträts und neben jener einzigen Landschaft Tierstücke kommen. Mag er später mehr Wucht und farbige Schönheit gewinnen, gerade die Vielfalt und der geistvolle Wechsel künstlerischer Einfälle zeichnen diese Würzburger Stücke aus und machen sie zu einem bedeutsamen Anteil am Werk dieses bedeutenden deutschen Malers der Romantik. Immerhin ist der strenge Charakter des frühen Biedermeierstiles deutlich bemerkbar.

Über die spätere Tätigkeit des Meisters haben wir hier nicht weiter zu berichten. Er entwickelte mit den Jahren einen frei malerischen, koloristisch weichen Pinselstrich. Die Härten, mit denen auf seinen früheren Stücken die Figuren vor dem Grunde stehen, verlieren sich und er hat in seiner späteren Zeit Bildnisse geschaffen von meisterlicher Haltung, von starker, lebensvoll-frischer Charakteristik und von großer dekorativer Pracht. Man muß nach Dresden gehen, um ihn wertschätzen zu können, wird aber dabei nie die außerordentlichen Stücke, die sich heute noch auf fränkischen wie sächsischen Herrensitzen ver-

Digitized by Google

ſtreut und ſchwer zugänglich befinden, zurechnen müſſen, will man dieſen Meiſter des Porträts und der Maltechnik in ſeiner ganzen Größe erkennen.

Dr. Fritz Knapp (Würzburg).

39. Richter, Hans, Kapellmeiſter in Bayreuth 1843—1916.

Richter, Hans, wurde am 4. April 1843 zu Raab in Ungarn geboren. Sein Vater Anton Richter war Domkapellmeiſter, ſeine Mutter eine treffliche Sängerin, die hernach an erſten Bühnen große Sopranrollen ſang, darunter die Venus bei der Erſtaufführung des Tannhäuſer zu Wien im Oktober 1857. Richters Vater ſtarb im Januar 1854, ſeine Mutter (geſt. am 20. Oktober 1892 im Alter von 70 Jahren) erlebte noch den vollen Ruhm ihres Sohnes.

Der Knabe wuchs in guter muſikaliſcher Zucht auf. Vom vierten Jahre an erhielt er von ſeiner Mutter Klavierunterricht, von ſeinem Vater wurde er zum Domchor herangezogen. Nach ſeines Vaters Tode kam er nach Wien ins Löwenburgiſche Konvikt. Dieſe Anſtalt bildete ſtimmbegabte Knaben für die k. k. Hofkapelle aus und beſorgte zugleich den Gymnaſialunterricht. Schon in ſeiner Kindheit hatte Richter beſondere Vorliebe für Kirchenmuſik. Die Beſchäftigung der Sängerknaben mit der edelſten Muſik, mit den Werken von Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert, deren Meſſen in der Hofkapelle oft aufgeführt wurden, war auf ihre Entwickelung von nachhaltigem Einfluß. Von 1860—65 beſuchte Richter das Wiener Konſervatorium, wo er das Waldhorn (bei Prof. W. Kleinecke) als Hauptfach wählte; Violine und Klavier wurden als Nebenfächer gepflegt. Aber auch auf allen übrigen Inſtrumenten eignete er ſich eine erſtaunliche Gewandtheit an, ſo daß er an jedem Pulte des Orcheſters verwendbar war. Streicher, Bläſer, Schlagzeug waren ihm durchweg geläufig. Und gerade dieſe vollkommene Beherrſchung aller Inſtrumente kam ſeiner ſpäteren Kapellmeiſtertätigkeit vorzüglich zu ſtatten, da er nötigen Falls ſchwierige Stellen den einzelnen Muſikern vormachen konnte und jedenfalls genau wußte, was ausführbar war. Selbſt aus dem Orcheſter erwachſen, verſtand er ſich wie kein anderer Kapellmeiſter auf die Pſyche der einzelnen Muſiker. Die Muſiktheorie erlernte er aufs gründlichſte bei Simon Sechter. Während ſeiner Studienzeit

Digitized by Google

wirkte er in den Orchestern der verschiedenen Wiener Theater, namentlich am Burgtheater aushilfsweise als Hornist mit. Nach Beendigung der Lehrzeit erhielt er feste Anstellung als Hornist im Hoforchester. Im Jahre 1866 bestand er beim Hofkapellmeister Esser, der ihn im Partiturspiel unterwiesen hatte, die Kapellmeisterprüfung. Der dabei anwesende Franz Lachner unterschrieb das Zeugnis mit. Richter bewarb sich um eine Kapellmeisterstelle in der Provinz, der ausbrechende Krieg machte den Vertrag hinfällig. Dafür kam gerade in diesem Augenblick ihm aus Tribschen sein Schicksalsruf, der sein ganzes ferneres Leben bestimmte.

Richard Wagner bedurfte eines zuverlässigen und sachkundigen Musikers zur Abschrift der Meistersingerpartitur für den Druck. Er wandte sich nach Wien an Esser; Hans Richter wurde nach Tribschen empfohlen. Esser, der in seinen Briefen als ein höchst zweifelhafter Freund des ihm gänzlich vertrauenden Meisters erscheint, schrieb am 9. November 1866: „Hoffentlich verlangt der Himmel nicht einst Rechenschaft von mir, daß ich eine junge, in jeder Beziehung unverdorbene Seele zu Wagner schickte!"

Im Oktober traf Richter in Tribschen ein, ohne zu ahnen, wem er dienen sollte, und im Glauben, daß es sich um eine vorübergehende Beschäftigung handle. Auch Wagner betrachtete zuerst den jungen Musiker nur als geschickten Gehilfen. Am Weihnachtstage ward ihm zum ersten Male die Ehre einer besonderen Einladung in den Familienkreis zu teil. Seither wurde er wie ein zugehöriger Hausgenosse behandelt und zu den abendlichen Unterhaltungen und Vorlesungen Wagners beigezogen. So begann seine geistige Erziehung. Der wohl erprobte Lehrbube ward zum Gesell und Genossen des Meisters, weil er sich treu und echt bewährt hatte. Wohl kaum ein anderer hat Wagners liebevolles Wohlwollen so gelohnt, wie Hans Richter, der, ohne seine Eigenart zu verlieren, doch sich völlig dem Meister ergab und aus diesem unverbrüchlich treuen Dienst selber zur Meisterschaft erwuchs.

Nachdem im Laufe des Jahres 1867 die schriftliche Arbeit an den Meistersingern in der Hauptsache getan war, durfte Richter seine theoretischen Kenntnisse alsbald praktisch verwerten, indem er zur bevorstehenden Münchener Aufführung die Chöre und Solisten einzuüben hatte. Ende September fuhr er nach München, um sich mit Bülow ins Einvernehmen zu setzen. Im Dezember nahm er dauernd Aufenthalt in München, um bei den Vorbereitungen zu helfen.

Aus der Zeit der Proben und Aufführungen sind zwei Vorkommnisse zu erwähnen: Unter den eingesessenen Orchestermusikern

Digitized by Google

war ein Hornist, der aus verstockter Abneigung gegen die neue Kunst, um die Probe zu stören, behauptete, er könne nicht weiter blasen. Richter erklärte von der Bühne herab kurz entschlossen, er würde die Hornstimme übernehmen, und blies zu Bülows vollkommener Zufriedenheit. Der Intendant Baron von Perfall suchte überall den Anordnungen Wagners Widerstand entgegenzusetzen. Richter wurde einmal sogar zum Arrest verurteilt, weil er bei einer Probe in durchaus berechtigtem Tätigkeitseifer die nach der Meinung seines beschränkten und böswilligen Vorgesetzten ihm bestimmte Grenze überschritten hatte! — Bei der sechsten Aufführung der Meistersinger am 16. Juli 1868 wurde der Sänger des Kothner heiser. Richter warf sich ins Kostüm und sang die Rolle, um die Aufführung zu retten. Zum Lohn für die so ausgezeichnete Mitwirkung an den Meistersingern wurde Richter am 25. August 1868 zum königlichen Musikdirektor neben Bülow ernannt. Bald trat er ganz an dessen Stelle, als Bülow im Sommer 1869 nach der Neueinstudierung des Tristan München verließ. Am 27. Juni dirigierte er zum ersten Male die Meistersinger.

Bald aber fand er Gelegenheit, seine Charakterstärke und unverbrüchliche Treue zu bewähren. Der König hatte für den 25. August gegen Wagners Willen die Aufführung des Rheingoldes befohlen. Richter war mit den Proben betraut. Durch seine Vermittlung wäre immerhin noch eine erträgliche Vorstellung zu stand gekommen, wenn nicht, wie bei den Meistersingern, der Intendant überall Hindernisse in den Weg gelegt hätte. Die Gegensätze spitzten sich bald so zu, daß Richter die Verantwortung für die Aufführung nicht mehr übernehmen wollte und nach der Hauptprobe am 27. August seine Entlassung nachsuchte! In der Presse gab er am 1. September folgende Erklärung ab: „ich habe der Königl. Hoftheaterintendanz erklärt, das Werk Richard Wagners in der mangelhaften Inszenierung, wie sich dieselbe bei der Hauptprobe darstellte, nicht dirigieren zu können. Ich habe bei dieser Erklärung durchaus als Bevollmächtigter und in ausdrücklichem Auftrage des Dichter-Komponisten gehandelt, obendrein unterstützt und sogar veranlaßt durch eine große Anzahl der bedeutendsten einheimischen und hier anwesenden fremden Musikzelebritäten. Alle diese stimmten darüber überein, ein Werk, von dem bereits soviel geschrieben worden ist, daß die Erwartungen des Publikums mit Recht aufs höchste gesteigert sind, könne in solch mangelhafter szenischer Ausführung vorerst öffentlich nicht vorgeführt werden, ohne den Ruhm des Werkes selbst und der Münchener Hofbühne aufs Spiel zu setzen."

Digitized by Google

Die „Neuesten Nachrichten" bemerkten dazu: „daß Herr Richter, wie ein Blick in sein Anstellungsdekret ihn belehrt haben würde, königlich Bayerischer und nicht Wagnerscher Musikdirektor ist, daß er den Weisungen der königlichen Hoftheaterintendanz und nicht jenen des Herrn Richard Wagner, dem keinerlei Einwirkung auf die Leitung unserer Hofbühne zusteht, Folge zu leisten hatte." Die Folgezeit hat Hans Richter Recht gegeben: er war und blieb ein „Wagnerscher Musikdirektor", als solcher rang er sich aus augenblicklicher Not zu künftiger Ehre empor. Den Münchener Vorgängen widmete Wagner in seinem launigen Hochzeitsspruch für Hans Richter im Januar 1875 noch die Verse:

gedenkt dess' noch in fernen Tagen,
wie Richter und Wagner es einst mochten wagen,
eher Werk und Taktstock zu zerschlagen,
als die Welt mit schlechten Aufführungen zu plagen!

Richter begab sich nach Paris, um die französischen Musikzustände kennen zu lernen. Der Pianist Louis Brassin in Brüssel faßte den Gedanken einer Lohengrin-Aufführung am dortigen Theater de la Monnaie. Richter wurde eingeladen, das Werk ganz nach seinen künstlerischen Absichten strichlos einzuüben. Gern folgte er dem ehrenvollen Rufe. Am 22. März 1870 fand die erste Aufführung des Lohengrin in Brüssel statt. Bis zum Mai folgten unter gleichmäßiger Teilnahme der Zuhörer 22 Wiederholungen.

Am 25. Juni 1870 wurde Hans Richter wieder nach Tribschen berufen, um die Partitur des dritten Siegfriedaktes ins reine zu schreiben. Wie eng sein Verhältnis zum Meister geworden war, beweist die Tatsache, daß er als einziger Zeuge neben Malwida von Meysenbug am 25. August der Trauung Richard Wagners mit Cosima Liszt beiwohnte. Zum Weihnachtsfest 1870 schuf Wagner das Siegfriedidyll als zarteste Huldigung für seine Gemahlin. Am Morgen des 25. Dezember sollte es als Geburtstagsüberraschung für Frau Wagner zum ersten Male erklingen. Hans Richter hatte einer kleinen Schar von Züricher und Luzerner Musikern das Stück eingeübt und übernahm selber die Trompetenstimme bei der von Wagner geleiteten ersten Aufführung. Die Musiker kamen heimlich am frühen Morgen in Tribschen zusammen und stellten sich im Treppenhause auf. Und dann erklang das Glück von Tribschen mit seinen wundervollen Weisen. So war Hans Richter in die tiefsten Geheimnisse des beglückten dichterischen Schaffens eingeweiht und verwuchs schon damals mit dem Ring, wie einst mit den Meistersingern.

Digitized by Google

Im November 1870 dachte Wagner daran, sich mit Richter zu gemeinsamem Schaffen zu vereinigen. Er hatte die humoristische, so viel mißdeutete „Kapitulation", das politisch-satirische Lustspiel in antiker Manier gedichtet; Richter sollte die dazu nötige Musik schreiben. Wagner sandte das Manuskript an Richter, ohne sich als Verfasser zu nennen. In einem Brief vom 28. November gab er einige Anweisungen für die Vertonung: „es versteht sich, daß der Schwank auf das eigentliche Volkstheater gebracht werden muß, und Sie deshalb auch mit der Musik es leicht halten müssen: es wird demnach eine Parodie der Offenbachschen Parodien werden müssen." Im Vorwort zur Ausgabe der Kapitulation in den Gesammelten Schriften berichtet Wagner über das endgiltige Schicksal des Planes: „Das größere Berliner Vorstadttheater, dem wir das Stück anonym anboten, wies es zurück; durch welche Wendung mein junger Freund sich von einer großen Angst befreit fühlte; denn nun gestand er mir, daß es ihm unmöglich gefallen sein würde, die hiefür nötige Musik à la Offenbach zusammenzusetzen; woraus wir denn erkannten, daß zu allem Genie auch wahre Naturbestimmung gehöre, welches beides wir nun in diesem Falle Herrn Offenbach aus vollem Herzen zuerkannten."

Der Winter 1870 stand im Zeichen Beethovens. Wagners Beethovenschrift war am 28. September abgeschlossen und erschien Ende November im Druck. Ein Abend in der Woche war im Winter 1870/71 der Beschäftigung mit den Beethovenschen Quartetten vorbehalten. Aus Zürich kamen einige tüchtige Musiker herüber, denen Wagner den Vortrag einübte. Richter beteiligte sich regelmäßig an diesem Zusammenspiel und zählte diese Stunden, wo er durch Wagner in die erhabenen letzten Schöpfungen Beethovens eingeweiht wurde, zu den entscheidendsten seines Künstlerlebens.

Was alles hatte Richter in den Jahren 1866 bis 1870 erlernt! Er war mit den Meistersingern vollkommen vertraut geworden und hatte sich auch als Dirigent des Werkes bewährt. Den Tristan hatte er 1869 in München unter Bülows Leitung miterlebt. Ebenso den Lohengrin. Die Proben zum Rheingold hatte er geleitet und sich dadurch in die Musik vertieft. Die Schwierigkeiten einer stilgerechten Bühnendarstellung waren ihm gerade am Schicksal des Rheingoldes zum Bewußtsein gekommen. Die Siegfriedpartitur wurde ihm vertraut. Beethoven lernte er im Geiste Richard Wagners verstehen. Als Orchesterleiter erscheint Richter wie das lebendige Beispiel zu Wagners Schrift „über das Dirigieren", die 1870 zuerst im Druck

Digitized by Google

veröffentlicht wurde und die reichen Lebenserfahrungen des Meisters zusammenfaßt. Die Gespräche mit Wagner und die abendlichen Vorlesungen, an denen er selber durch den Vortrag Raimundscher Stücke sich beteiligte, erweiterten und vertieften seinen geistigen Gesichtskreis und gaben ihm unendlich viel mehr, als jede akademische Ausbildung es vermocht hätte. Allein schon der mehrjährige unmittelbare Verkehr mit Wagner mußte den empfänglichen jungen Mann, der gerade im richtigen Augenblick seiner eigenen Entwicklung in Wagners Kreis eingetreten war, läutern und emporheben. Der Musiker war zum verständnisvollen Mitarbeiter des Meisters gereift und hatte jede an ihn herantretende Prüfung des Könnens und Wollens glänzend bestanden. Nun konnte er, seiner Fähigkeiten voll bewußt, in die Welt hinausziehen, um für den Meister zu zeugen!

Hans von Bülow und Hans Richter sind die beiden einzigen wirklichen Schüler des Meisters. Hans von Bülow ist mit dem Tristan, Hans Richter mit Meistersingern und Ring unlöslich verknüpft. Ihre beiden Naturen sind grundverschieden: Bülow der sarkastische, reizbare Norddeutsche, in Wort und Tat scharf und hart, im Schicksal tief tragisch; Richter der gemütvolle, ruhig gelassene Süddeutsche, dessen Leben fest und unbeirrt, ohne tragische Leidenschaft in den durch die Vorsehung bestimmten Bahnen verläuft. In den Jahren 1868/69 wirkten beide in München zusammen. Als Bülow nach dem Tristan von seiner bisherigen Tätigkeit Abschied nahm, ward Richter mit den Meistersingern sein Nachfolger. Zu seinem tiefsten Schmerz stand Bülow fern von Bayreuth, Richter durfte das Ringfestspiel siegreich vollenden. Die persönlichen Beziehungen zwischen Wagner und Bülow mußten sich lösen, zwischen Wagner und Richter knüpften sie sich immer enger. Seinen Lebensabend verbrachte Richter an geweihter Stätte, wo er heimisch ward, in Bayreuth. Bülow starb draußen in weiter Ferne, losgelöst von der ihm teuren und unerreichbaren Heimat!

Im Jahre 1871 folgte Richter auf Liszts Empfehlung einem Rufe ans Nationaltheater in Budapest. Hier durfte er ungestört seine künstlerischen Erfahrungen verwirklichen. Er veranstaltete mit ausgezeichneten Sängern vorzügliche Opernvorstellungen, er hob das Orchester zu bedeutender Höhe und bewährte als Leiter der philharmonischen Konzerte seine glänzende Begabung für den Konzertsaal. Hier trugen die Tribschener Beethovenstudien köstliche Früchte. Ein Jahr lang war Richter Operndirektor, ohne besondere Befriedigung. Weder die Überwachung der Szene noch die Verwaltungsgeschäfte konnten seiner tief und rein

Digitized by Google

musikalischen Natur auf die Dauer zusagen. Er war und blieb in Budapest wie auch hernach in Wien immer nur Musiker. Diese Meisterschaft in der Beschränkung war seiner streng wahrhaften Natur allein gemäß. Aber gerade dadurch erfüllte er auch alle Ansprüche, die Wagner an ihn stellte, der eines vollkommenen Musikers bedurfte; er ergänzte aufs glücklichste die auf die dramatische Verwirklichung des Ganzen gerichtete Tätigkeit Wagners im Festspiel, das allmählich herannahte. Am 22. Mai 1872 wurde in Bayreuth das Fest der Grundsteinlegung gefeiert. Im alten Opernhaus führte Wagner Beethovens Neunte Symphonie auf. Wenn Richter in Tribschen durch Wagner die Beethovensche Kammermusik kennen gelernt hatte, so wurde er jetzt im musterhaften Vortrag der Symphonie unterwiesen. Bei der Probe griff er selber zur Trompete, um die von Wagner eingeführten Neuerungen einzelner Stellen den Bläsern verständlich zu machen.

Mit dem Jahre 1875 wurde Richter an die Wiener Hofoper berufen. Am 1. Mai trat er mit einer Aufführung der Meistersinger sein neues Amt an. Im Sommer fanden die Vorproben zum Ringfestspiel statt. Im November 1875 und im Januar 1876 kam Wagner nach Wien, um Tannhäuser in der Pariser Bearbeitung und Lohengrin, soweit die vorhandenen Kräfte ausreichten, mustergiltig aufzuführen. Auch dieses künstlerische Ereignis war wie eine Vorbereitung zum Festspiel, indem Richter, dem die Orchesterleitung zufiel, jetzt am lebendigen Beispiel die Verwirklichung des von Wagner gewollten Dramas erfuhr. Und diese Tat war nur möglich auf der von Richter geschaffenen sicheren musikalischen Grundlage.

Gianicelli erzählt in den Bayreuther Blättern 1917 S. 78 f., daß Richter der erste war, der Wagner auf Bayreuth hinwies. In seiner Münchener Zeit wohnte er mit einem Kapellmeister Eberle zusammen, der früher einmal von Bamberg aus mit einer Operntruppe nach Bayreuth kam und dort in dem schönen alten Theater aus der Markgrafenzeit, das eine sehr große Bühne hatte, eine Vorstellung dirigierte. Als Wagner erwog, in welcher bayerischen Stadt er sein Festspielhaus erbauen sollte, machte Richter auf das Bayreuther Opernhaus aufmerksam. Der „Brockhaus" wurde herbeigeholt und der Abschnitt über Bayreuth gelesen. Wagner erinnerte sich, auf einer Wanderung in seiner Jugend Bayreuth von der Höhe des Bindlacher Berges aus gesehen zu haben. Das Opernhaus war freilich zum Festspiel nicht geeignet, aber Bayreuth wurde darauf hin als Festspielstadt erwählt.

Richters Teilnahme an den Bayreuther Festspielen begann bereits im Sommer 1874. Die jungen Musiker der „Nibelungenkanzelei,"

Digitized by Google

Seidl, Zumpe, Franz Fischer, waren mit der Reinschrift der Götterdämmerung und mit dem Ausschreiben der Stimmen beschäftigt. Richter half treulich bei den ihm von den Meistersingern und dem dritten Akt des Siegfried her so wohl vertrauten Arbeiten und überwachte und befeuerte die Tätigkeit seiner jungen Nachfolger. Sänger wurden zugleich geprüft und teilweise bereits in ihre Rollen eingeführt. Im Sommer 1875 wurden die Vorproben mit Sängern und Orchester abgehalten.

Im Ring-Festspiel von 1876 lag die ganze Orchesterleitung in Richters Händen, eine Leistung, für deren Größe wir heute keinen rechten Maßstab mehr besitzen.

Gianicelli schreibt: „Durch seine ganz ausnahmsweise Beherrschung alles Orchestertechnischen und durch seine große erzieherische Begabung war es ihm möglich, in der zur Verfügung stehenden verhältnismäßig kurzen Zeit den aus den verschiedensten Orchestern zusammengerufenen Orchesterkörper zu einer Einheit zu verschmelzen und den dem unerhört Neuen des Nibelungenstils und der zahllosen instrumentalen Schwierigkeiten der Partitur fremd und zagend gegenüberstehenden Musikern ihre Aufgabe vertraut zu machen, so sie zu einer allgemein bewunderten Leistung anfeuernd, die den Ruf des Festspielorchesters für alle Zukunft fest begründete." Diese gewaltige Leistung war nur auf Grund vieler und sorgfältiger Proben möglich. Richter pflegte mit den Streichern und Bläsern gesonderte Proben abzuhalten. Dadurch erzielte er die vollkommene Reinheit und Sicherheit, wenn schließlich die bereits sauber ausgearbeiteten Gruppen sich zum Zusammenspiel vereinigten. Richter besaß zwei für einen Dirigenten hochwichtige Eigenschaften, ein ausgezeichnetes Gedächtnis und ein erstaunlich feines Gehör, das ihn befähigte, aus dem vollen Tonstrom des Orchesters jedes einzelne Instrument scharf und deutlich herauszuhören und nötigenfalls zu verbessern. Im Rückblick auf die Bühnenfestspiele des Jahres 1876 (in den Gesammelten Schriften X, 155 [115]) nennt Wagner den Dirigenten des Orchesters „meinen Unmögliches leistenden, viel erprobten, für alles einstehenden Hans Richter."

Im Mai 1877 gab Wagner in London acht Konzerte, um aus deren Ertrag die Kosten des Bayreuther Festspiels zu decken. Auf dem Programm standen meist Bruchstücke aus dem Ring, die von den Bayreuther Sängern vorgetragen wurden. Hans Richter begleitete den Meister nach London und teilte sich mit ihm in die Leitung der Konzerte. Damit waren die englischen Beziehungen Richters angebahnt. Seit 1879 wurde er zur Veranstaltung von Konzerten nach England

Digitized by Google

eingeladen. Die „Richterkonzerte" erfreuten sich in allen englischen Städten der größten Beliebtheit, sie belebten das ganze englische Musikwesen und fanden im Jahre 1885 durch die Verleihung der Doktorwürde der Universität Oxford ihre feierliche Anerkennung. Der Grad eines Doktors der Musik wurde nur sehr selten an Ausländer verliehen. Zuletzt empfing diese höchste akademische Würde im Jahre 1791 Joseph Haydn. Auch die Universität Manchester ernannte Richter zu ihrem Ehrendoktor. In England betätigte sich Richter im Anfang ausschließlich und später immer noch vorwiegend als Konzertdirigent. Über seine hervorragenden Eigenschaften auf diesem Gebiete schreibt Schönaich: „Von Wagner in die Geheimnisse des höheren Orchestervortrages eingeführt und mit besonderer Liebe zur Darstellung der Werke Beethovens angeleitet, vermochte er zunächst die Wiedergabe der neun Symphonien von aller experimentierenden Unsicherheit zu befreien und an deren Themen die grandiose Plastik, an der Durchführung die dionysische Lebendigkeit, am Klang die intim abgewogenen Reize mit so zwingender Deutlichkeit hervortreten zu lassen, daß diese Werke einer ganzen Generation von Wiener Künstlern und Musikfreunden in ihrer höchsten typischen Gestaltung eingeprägt wurden. Die Krone dieser Symphonien, die Neunte, war auch die Krone der Leistungen Richters. Man weiß, in welchem Grade Hans Richter dieses erstaunlichste Gebilde eines genialsten Geistes, in seine geheimsten Winkel hineinleuchtend, darzustellen verstand, wie er den großen Aufbau der Sätze entwickelte, Alles aus einem echtesten, durch keinerlei Geistreichelei reduzierten musikalischen Empfinden heraus. Beethoven war die mächtige Grundlage, auf der sich Richters Dirigententätigkeit aufbaute, der untrügliche Prüfstein, an dem sich sein musikalischer Adel erwies. In Richters künstlerischer Persönlichkeit ist der Zug nach plastischer Gestaltung der hervortretendste. Größe und Klarheit ist der Grundzug seiner Art, das Orchester zu leiten." Und diese in Österreich und Deutschland bewährten Eigenschaften wurden auch in England bewundert. Richter erweckte die großen deutschen Meister dort eigentlich erst zu rechtem Leben. Er führte aber auch englische Werke auf, so namentlich die Kompositionen von Edward Elgar.

Aber auch im Theater betätigte sich Hans Richter mit Aufführung der Wagnerschen Werke. Die Meistersinger und Tristan erschienen unter seiner Leitung zum ersten Mal 1882 in London. Nach und nach folgten alle andern Werke, insbesondere der Ring, zuerst in deutscher Sprache mit deutschen Künstlern, hernach auch in englischer Sprache.

Bis 1900 verblieb Hans Richter in seiner Wiener Stellung und

Digitized by Google

besuchte England nur auf Gastreisen. Die Wiener Hofoper verdankt ihm die Erstaufführungen des Ringes, wobei freilich dem herrschenden Theatergeschmack mit bösen Strichen nachgegeben werden mußte. Als Direktor der K. K. Hofoper wirkte neben ihm 17 Jahre lang Wilhelm Jahn. Mit dessen Fortgang stand Richter wie einst in Budapest wieder vor der Entscheidung, selber die Oberleitung des Opernwesens in die Hand zu nehmen oder sich mit einem neuen Operndirektor zurechtzufinden. Richter lehnte den verantwortungsvollen Posten ab, Gustav Mahler wurde 1897 nach Wien berufen. Von Mahler unterschied sich Richter vornehmlich durch strenges Festhalten an den Vorschriften Richard Wagners, während jener sich z. B. bei der Instrumentation des Holländer und Tannhäuser allerlei willkürliche Eingriffe erlaubte. Richter schreibt in einem Brief: „Mahlers Wirken würde viel ersprießlicher sein, wenn er den Dünkel fahren ließe, die großen Meister zu verbessern, darunter auch Wagner, dessen Instrumentationskunst sogar die bißigsten Zeitungsköter anerkannt haben." Richters gerade und gesunde Art war der eigensinnigen Sucht nach geistreicher Künstelei, die vielen modernen Dirigenten anhaftet, durchaus entgegen. Im Jahre 1900 siedelte Richter nach Manchester über, England war ihm zur neuen Heimat geworden. Jetzt widmete er sich mit voller Kraft dem englischen Musikwesen, begründete das Londoner Symphonieorchester und leitete die Musikfeste in Birmingham. Seine Kunstreisen führten ihn durchs ganze Königreich bis nach Irland. Im Sommer pflegte er nach Bayreuth zu fahren, um bei den Festspielen mitzuwirken. Einige Wochen verbrachte er regelmäßig auf einem kleinen Landsitz in Nieder-Österreich.

Aber auch Manchester sollte nicht seine letzte Heimat werden; im März 1911 trat er von seiner dort so lange erfolgreich geübten Tätigkeit zurück, am 10. April desselben Jahres leitete er zum letzten Male das Londoner Symphonieorchester. Eine neue Geschmacksrichtung war aufgekommen. Hans Richter ging immer mit der zeitgenössischen Musik, aber seine Seele gehörte doch nur den großen deutschen Meistern, Bach, Beethoven und Wagner. Der modernen Unrast, die sich gar in der Überwindung der wahrhaft großen Meister gefällt, war er abhold. Er sehnte sich nach einem ruhigen Lebensabend. Seine echte Heimat war Bayreuth, wo er seine größten Taten vollbracht, wo seine teuersten und heiligsten Erinnerungen hafteten. Zu seinem „Wahnfried" wählte er sich im Jahr 1912 ein kleines, behaglich altertümliches Haus, von ihm zur „Tabulatur" benannt, wo er (seit 22. Mai 1913 als Bayreuther Ehrenbürger) in beschaulicher Ruhe still zurückgezogen

Digitized by Google

dahin lebte, der großen Zeit gedenkend, die er mitschaffend und mitkämpfend zum Siege führte.

Hans Richter dirigierte in Bayreuth 1876 den Ring, 1888, 1889, 1892 die Meistersinger, 1896 und 1897 den Ring, 1899 die Meistersinger, 1901, 1902, 1904, 1906, 1908 den Ring, 1911 und 1912 die Meistersinger. Als in München am Johannistag 1908 das vierzigjährige Jubiläum der ersten Meistersinger-Aufführung stattfand, ward er als Gastdirigent eingeladen, gleichsam zur Sühne der Vorkommnisse des Jahres 1869. Am Montag 19. August 1912 dirigierte er zum letzten Male in Bayreuth die Meistersinger. Es war eine ergreifende Abschiedsfeier. Am Tag zuvor waren alle Mitwirkenden zum Festmahl versammelt. Siegfried Wagner gedachte in seiner Ansprache der Verdienste Richters, der in seiner herzlichen und schlichten Art dankte. Die Meistersinger aber umrahmen sinnig und wundersam Richters musikalische Lebensarbeit wie ein Gleichnis.

Als Hans Richter aus England schied, gaben ihm die Zeitungen den Ehrennamen des »grand old man of music.« In Bayreuth erschien er wie Gurnemanz, wie der treue Eckhart, der dem jungen Nachwuchs ein verehrungswürdiges Vorbild bot. In ihrer stimmungsvollen „Bayreuther Pause" schrieb Anna Bahr-Mildenburg 1912: „Dort Hans Richter; er geht schnell durch die drängenden Menschen: Leonardi da Vinci gab uns solche Köpfe mit patriarchalisch wallendem Bart, mit der Unbezwinglichkeit und dem Bezwingenden dieser ruhigen Augen. Nur aus einer so unkomplizierten, geraden, das Leben in seinem Kern treffenden Natur kann sich das Vorspiel der Meistersinger aufbauen, wie wir's durch ihn erleben durften."

Der Krieg schreckte ihn auf. England war ihm lieb geworden. Sein Zorn über den Verrat an der germanischen Sache loderte hell auf. Er legte die beiden englischen Ehrendoktortitel, auf die er immer stolz gewesen war, ab, ebenso seine englischen und russischen Orden und Geschenke, die er veräußerte, um dafür Liebesgaben für deutsche Soldaten zu beschaffen. Die deutsche Universität Prag erwählte ihn zu ihrem Ehrendoktor als Ersatz für den englischen Verlust. In den beiden Kriegsjahren, die er noch miterlebte, verfiel er sichtlich, ohne krank zu sein. Am 5. Dezember 1916 entschlief er ruhig in seinem Bayreuther Heim. Ohne Gepränge, ohne Musik wurde seinem letzten Wunsch gemäß seine Leiche nach Koburg zur Verbrennung überführt, seine Asche im Bayreuther Friedhof, nahe der Liszkapelle, beigesetzt.

Über Hans Richter vgl. Gustav Schönaich in der Halbmonatsschrift „Die Musik", herausgegeben von B. Schuster II (1903), 3, 134 ff.; Carl Gianicelli

Digitized by Google

in den Bayreuther Blättern 1917, S. 78 ff. — W. Golther im Deutschen Biographischen Jahrbuch hrsg. vom Verbande der deutschen Akademien I (1914 bis 1916), Berlin und Leipzig 1925, S. 254 ff. und 367. — Richard Wagner, Briefe an Hans Richter, hrsg. von Ludwig Karpath, Berlin und Wien 1924.

Wolfgang Golther (Rostock).

40. Roth, Carl Ludwig, Schulmann 1790—1868.

Carl Ludwig Roth ist als Sohn eines bekannten württembergischen Gymnasialpädagogen am 7. Mai 1790 in Stuttgart geboren. Auf dem dortigen Gymnasium hauptsächlich von seinem Vater ausgebildet, kam er 1807 nach Tübingen, wo er als Student der Theologie in das berühmte „Stift" aufgenommen wurde. Eingehend beschäftigte er sich zunächst mit Kant, später zogen ihn die theologischen Vorlesungen der Gebrüder Flatt an; von den klassischen Autoren liebte er besonders Tacitus. Nach dem Abgang von der Universität trat er nicht, wie geplant, ins Pfarramt ein, sondern ging ans Stuttgarter Gymnasium zur Unterstützung seines kränklichen Vaters und wurde nach dessen Tode Lehrer an der dortigen Mittelklasse. Durch anfängliche Mißerfolge nachdenklich gemacht sah Roth, der wie viele seiner Landsleute eine tief angelegte Natur und mit sich selbst nicht leicht zufrieden war, daß er seine ganze Lebensweise und sein ganzes Denken dem Berufe unterordnen müsse, und der Erfolg gab ihm Recht.

Schon früh scheint C. L. Roth in Beziehungen zu Nürnberg getreten zu sein, wohl durch seinen älteren Bruder Carl Johann Friedrich Roth, der Rechtskonsulent der Reichsstadt gewesen war, dann, in bayerische Dienste übergetreten, im höheren Finanzwesen erst in Nürnberg, später in München verwendet wurde und als Präsident des Oberkonsistoriums endete. Im Oktober 1821 verheiratete sich Carl Ludwig mit Elise Merkel; deren Bruder Johann Merkel, Kaufmann und 2. Bürgermeister von Nürnberg, war mit einer Schwester des Bayreuther Gymnasialprofessors und späteren Rektors C. L. Held verehelicht (Diese erste Frau Roths starb 1830 und hinterließ fünf Kinder; Roth heiratete 1831 Adelheid Blank, die ihn überlebte).

Gleichzeitig mit der ersten Verheiratung wurde er zum Rektor des Nürnberger Gymnasiums ernannt. Dort waren seit Hegels Weggang und vollends nach L. Hellers Berufung auf die Erlanger

Digitized by Google

Philologieprofessur unhaltbare Zustände eingerissen; Hellers Nachfolger war zum Rektor ganz ungeeignet, man sagte ihm Bestechlichkeit und Trunksucht nach; auch die Lehrer waren meist schlecht, viele waren unwissend, faul und eingebildet, manche roh, habsüchtig und unwahrhaftig. Die Eltern der besseren Schüler schickten ihre Söhne zum Teil in das Privatinstitut, das 1817 Heinrich Dittmar gegründet hatte, unterstützt von dem nachmaligen Münchener Statistikprofessor F. B. W. Hermann, dann von Karl v. Raumer. Umgekehrt suchten schlechte Schüler von auswärts gerne im Nürnberger Gymnasium Unterschlupf. So hatte es Roth im Anfang sehr schwer. In die äußeren Verhältnisse, die so ganz anders waren als in Stuttgart, konnte er sich nie ganz hineinfinden; ferner klagte er über die Unsicherheit, „was ihm in manchen Stücken gestattet sei, was nicht", vor allem aber fand er große Zuchtlosigkeit unter den Schülern vor und einen schlaffen Unterrichtsbetrieb. Hier griff Roth mit rücksichtsloser Energie ein; bei den Schülern suchte er besonders auf den Willen zu wirken, getreu der in seiner Antrittsrede vertretenen Ansicht, daß Verstand und Wille sich gegenseitig beeinflußen, der Wille die wahre Quelle reiner Erkenntnis ist, mithin Unterricht und Erziehung nie getrennt werden dürfen. Dabei kam ihm die Fähigkeit zustatten, auf die Eigenart aller Schüler einzugehen; in den oberen Klassen wußte er zur Selbsttätigkeit und freigewählten Arbeit des Akademikers überzuleiten; auch kräftige Ironie wendete er gelegentlich an. Seine Hauptsorge galt aber den unteren Klassen. Um schon den ersten Unterricht der künftigen Schüler in der Hand zu haben, gründete er eine private Vorschule, die bis Juli 1901 bestanden hat. Dagegen ist das Alumneum, das er nach dem Wortlaut seiner Berufung hätte gründen sollen, nie zustande gekommen. 1823 waren die rohesten Schüler entfernt und nun rief er freiwillige Verbindungen zur Pflege des Singens und Turnens ins Leben, hauptsächlich um dem Wirtshausbesuch entgegenzuwirken; aber 1824 wurde das Turnen von der Regierung verboten und Roth mußte sich an den König selbst wenden, um endlich 1826 die Wiederaufnahme durchzusetzen. Als 1827 ein Schüler, den Roth wegen Unwahrhaftigkeit scharf zurechtgewiesen hatte, erkrankte und starb, setzte eine Zeitungshetze gegen ihn ein. Aber mit deren Abflauen hatte sich der Widerstand gegen seine Bestrebungen überhaupt erschöpft, das neue System gewann das Vertrauen der Stadtverwaltung und der Bürgerschaft. Das zeigt sich auch in der Besucherzahl der Schule; diese hatte vor Roths Dienstantritt ständig zugenommen trotz der Eröffnung von Dittmars In-

Digitized by Google

stitut; von 1822/23 bis 1826 fiel sie auf den Stand von 1812, in den nächsten fünf Jahren stieg sie von 221 auf 320, gewiß anfangs durch die Auflösung von Dittmars Schule begünstigt, um dann mit kleinen Schwankungen bis 1843 weiter auf 369 zu steigen.

Bei den Lehrern hatte Roth zunächst starken Widerstand gefunden, vor allem auch wegen seiner Verknüpfung des Unterrichts mit der religiösen Erziehung (in seinem Fall der konfessionell-protestantischen), die gar nicht im Sinne des in Nürnberg herrschenden Rationalismus war. Jetzt war auch der Lehrkörper großenteils erneuert und hauptsächlich Nägelsbach war für Roth seit 1826 eine kräftige Stütze. So war die zweite Hälfte der Nürnberger Zeit zwar durch körperliches Leiden (das eine Auge verlor seine Sehkraft), durch den Tod der ersten Frau und durch ungeschickte Regierungserlasse getrübt, die dem neuen Lehrplan von F. Thiersch viel von seiner Güte wieder nahmen, aber Roth konnte sich doch seiner Erfolge freuen. Auch mit den fränkischen Amtsgenossen stand er in bestem Einvernehmen und mit K. v. Raumer war er befreundet.

Trotz seines gelungenen Reformwerkes hatte sich Roth in Nürnberg nie ganz einleben können und so folgte er 1843 einem Rufe als Ephorus an das niedere theologische Seminar in Schönthal; 1850 bewarb er sich um das Rektorat des Stuttgarter Gymnasiums, stellte aber die Bedingung, er müsse auch gleichzeitig zum Mitglied des Studienrats ernannt werden; dies wurde genehmigt, doch hielt es Roth auch in diesem Amt nicht lange aus. Im Verlauf seiner Streitigkeiten mit dem Direktor des Studienrats wurde er seiner Stellung in dieser Behörde 1856 enthoben, worauf er 1858 auch sein Rektorat niederlegte. Mit 69 Jahren habilitierte er sich 1859 in Tübingen für Philologie und Gymnasialpädagogik, zog 1868 auf sein Landgut in Untertürkheim und starb dort am 6. Juli des gleichen Jahres.

C. L. Roth war eine ungewöhnlich starke sittliche Persönlichkeit und in deren Auswirkung lag der Grund seines segensreichen Einflußes im Schulwesen eher als in seinen pädagogischen Theorien, wie er sie in zahlreichen Gelegenheitsschriften, vor allem aber in seiner „Gymnasial-Pädagogik" 1865 entwickelt hat. Er ist so sehr Theologe, daß er die rein philologische Vorbildung der Gymnasiallehrer für ein Unglück hält; nach seiner Ansicht gehören Theologen an die Mittelschule, die nötigen philologischen Kenntnisse können sie sich nebenher erwerben; eine Forderung, die Roths Freund Nägelsbach auf der Erlanger Philologenversammlung von 1851 für ein Unding erklärt

Digitized by Google

hat. Aber was Roth für den Lehrplan des Gymnasiums fordert, ist die wahre Grundlage einer humanistischen Anstalt: der Lehrplan darf nicht zersplittert werden, die klassischen Studien sind möglichst in den Vordergrund zu stellen. Für die eigentliche theoretische Pädagogik, wie man sie zu seiner Zeit etwa bei Pestalozzi lernte, hatte er nichts übrig.

Neben den Fragen der Mittelschulerziehung galt Roths wissenschaftliche Schriftstellerei dem Tacitus, dessen Werke er auch ins Deutsche übersetzt hat, und den römischen Satirikern. Am bekanntesten aber wurden seine beiden Lesebücher über griechische und römische Geschichte, die in der Bearbeitung von A. Westermeyer, neuerdings von Friedrich Stählin, noch heute gerne benützt werden.

Quellen: Die Literatur ist angeführt bei W. Heyd, Bibliographie der württembergischen Geschichte II, 1896, S. 576. Vgl. außerdem G. Schmid in Geschichte der Erziehung Bd. V. 1, S. 307, 329. — (Ad. Harles), Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen, 1872, S. 47 ff. — Hugo Steiger, Das Melanchthongymnasium in Nürnberg, 1926, S. 143—155. — Porträt bei Steiger a. a. O., Tafel IV.

Friedrich Bock (Nürnberg).

41. von Schelling, Friedrich Wilh. Joseph, Philosoph 1775—1854.

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph (später: von) ist kein Franke von Geburt. Allein die Zufälle des Lebens haben ihn drei Mal nach Franken geführt, einmal zu kurzem, zwei Mal zu mehrjährigem Aufenthalt.

Als einer der vier Idealisten, in deren Händen damals die philosophische Führung gelegen hat, gehörte er zu den einflußreichsten deutschen Denkern zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Kann man — etwas schematisch verfahrend — Fichte den sittlichen Heros, Hegel den spezisch intellektuellen Denker, Schleiermacher den homo religiosus der Zeit nennen, so erscheint Schelling als der Künstler und Dichter unter dem geistigen Viergestirn. Diese Bezeichnung ist, wie alle solche Schematisierungen von starker Einseitigkeit, aber sie hebt den charakteristischen Grundzug der Natur Schellings im Vergleich zu den drei anderen Geistesgestalten zutreffend hervor.

Wie Hegel ist auch Schelling ein (21. Januar 1775) geborener Schwabe. Auch er stammt wie jener aus akademisch gebildeter

Digitized by Google

Familie. Der Vater war Diakonus. Sein Geburtsort ist Leonberg, wo Johannes Kepler geboren worden war. Der Bildungsgang Schellings war derselbe, den noch heute jeder Schwabe der kulturellen Oberschicht zu durchlaufen pflegt. Den ersten Unterricht erfuhr er in Bebenhausen, einem kleinen Orte anderthalb Stunden von Tübingen, wohin 1777 sein Vater als Prediger und Professor an ein damals dort bestehendes sogenanntes niederes Seminar d. h. ein Ober-Gymnasium für künftige Theologen berufen worden war. Schelling erwies sich bald als ein überaus frühreifer Knabe. Als er mit zehn Jahren auf die Lateinschule, d. h. ein Untergymnasium nach Nürtingen, einem kleinen Städtchen im Neckartal halbwegs zwischen Stuttgart und Tübingen, geschickt wurde, erklärten die dortigen Lehrer nach einem Jahre, daß er der Schule entwachsen sei. Er kam nun, vier Jahre jünger als seine Mitschüler, auf das Seminar in Bebenhausen, wo er von 1786—89 verblieb. 1790 schickte ihn der Vater dann auf die Universität nach Tübingen. Er trat ins Stift ein, das höhere theologische Seminar, in dem die Zöglinge auf Kosten des Staates unterhalten werden, wie die niederen Seminare eine eigentliche Begabtenschule.

Auf dem Stift lernte Schelling Hölderlin und Hegel kennen, beide waren zwei Jahre älter als er. Ein enger Freundschaftsbund umschloß bald die drei Genossen. Drei große geistige Strömungen der Zeit gewannen auf sie Einfluß: die Philosophie Kants, das in neuhumanistischem Geist erfaßte Griechentum und die französische Revolution. Die Wogen der jugendlichen Begeisterung für die letztere gingen so hoch, daß Serenissimus, der Herzog, aus Stuttgart persönlich nach Tübingen kam, wo er eine allerhöchsteigene Strafpredigt hielt. Als er nach ihrer Beendigung noch einmal Schelling fragte, ob ihm die Sache leid sei, soll dieser geantwortet haben: „Durchlaucht, wir fehlen alle mannigfaltig". So war schon im noch nicht Zwanzigjährigen das trotzige Selbstgefühl des Mannes vorhanden.

Als die Studienzeit vorüber war, brachen auch für ihn wie die Freunde Zeiten des Hauslehrertums, oder wie man damals sagte, des Hofmeistertums an. Er fand so Gelegenheit zu einer größeren Reise, die ihn mit seinen Zöglingen nach Jena und Leipzig führte. Von neuem nahm er dort das Studium auf. Hatte früher die Theologie im Vordergrunde gestanden, so wandte er sich nun der Medizin und Philosophie zu. Der beherrschende Geist in Jena war Fichte, und es genügt einen Blick in die ersten Schriften Schellings (1795) zu tun, um zu erkennen, wie bedeutend der Einfluß Fichtes

Digitized by Google

auf ihn gewesen ist. Er hat auch später noch in Fichte stets den Inaugurator einer neuen Epoche des Philosophierens erblickt. 1797 gab er seine Hofmeisterstelle auf, da ihm das „Weltleben" nicht behagte und er den Beruf zum Gelehrten in sich fühlte.

Anders als Hölderlin und Hegel hat ihm das Glück gelächelt. Schon ein Jahr später wurde er auf Veranlassung Goethes, der an ihm Gefallen gefunden hatte, an die Universität Jena berufen. Zuvor führte ihn noch eine Reise nach Dresden. Sie ist für sein ganzes weiteres Leben von entscheidender Bedeutung geworden, denn in Dresden lernte er seine spätere Gattin Karoline kennen — damals war sie noch verwitwete Böhmer. In Jena lehrte Schelling zunächst kurze Zeit gleichzeitig mit Fichte, bis diesen aus Anlaß des Atheismusstreites 1799 die Entlassung traf. Schelling hat noch bis 1803 in Jena gewirkt. Seine anfänglich enge Anlehnung an Fichte machte bald größerer Selbständigkeit Platz. Die akademische Wirkung scheint eine bedeutende gewesen zu sein. Wir haben von einem so zuverlässigen Gewährsmann wie Steffens einen Bericht über Schellings Antrittsvorlesung. Er lautet nicht unähnlich einem späteren Bericht über die Münchener Vorlesungen des reifen Mannes. „Er hatte in der Art, wie er erschien, etwas sehr Bestimmtes, ja Trotziges, breite Backenknochen, die Schläfen traten stark auseinander, die Stirn war hoch, das Gesicht energisch zusammengefaßt, die Nase etwas aufwärts geworfen, in den großen klaren Augen lag eine geistig gebietende Macht." Wenn man die Titel seiner Vorlesungen ansieht, so fragt man sich unwillkürlich, wie der junge Dozent mit diesen Themen fertig geworden ist. Und es ergibt sich mit Notwendigkeit die Antwort, daß die Vorlesungen anfangs nicht ausgereift gewesen sein können. Sie müssen denselben Stempel wie seine literarischen Produktionen getragen haben: dahinfließende gedankliche Phantasien, mit Schwung und Bestimmtheit ausgesprochen, aber innerlich nicht durchgereift.

Das Neue, was Schelling in dieser Zeit in die deutsche Philosophie hineingibt, ist einmal die Umgestaltung der Fichteschen Ichlehre in einen Pantheismus. Er ist mit Fichte nach wie vor einig, daß das absolute Ich der Schöpfer der Welt ist und daß sein ganzes Sein sich in seiner Produktivität erschöpft. Ist es aber so, so sind Welt und Gott mit einander identisch: ἓν καὶ πᾶν. Selbstverständlich lag diese Konsequenz bereits in den von Fichte vorgetragenen Ideen, aber Fichte hatte den pantheistischen Gedanken nicht entwickelt. Schelling bringt nun Goethesches Lebensgefühl mit und verschmilzt es mit der Transzendentalphilosophie. Dadurch wurde

Digitized by Google

er für die ganze Philosophie der Zeit von größter Bedeutung. In ihm tritt der Zusammenhang mit der neuen Dichtung, von deren Bedeutung Kant nicht die mindeste Vorstellung gehabt hat, ja die er kaum gekannt zu haben scheint, so deutlich zutage wie sonst nirgends.

Die Einführung des Pantheismus war indes nicht das einzige Moment, durch das der junge Schelling wirkte, daneben steht seine Begründung einer neuen Naturphilosophie. Schon Kant hat eine gewisse Naturphilosophie entwickelt. Nicht nur kann die ganze Lehre von den synthetischen Grundsätzen a priori als solche aufgefaßt werden, nicht nur hat er in der Kritik der Urteilskraft die Frage nach der theologischen Struktur der Organismen eingehend behandelt, in seinen wenig bekannten „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" hat er auch eine Art Zwischenglied zwischen Philosophie und Physik zu schaffen versucht. Auf diesem Wege ist ihm Schelling gefolgt, nur daß er das Gebiet der philosophischen Diskussion noch erheblich erweitert hat. Die Ursachen, aus denen heraus er mit diesen Bestrebungen in Deutschland so großen Erfolg und so viele Nachahmung gefunden hat, sind noch immer nicht völlig aufgeklärt. Sie bedürfen einer solchen Aufhellung um so mehr, als nicht nur der positiven Naturwissenschaft völlig Fernstehende ihm Nachfolge leisteten, sondern auch eigentliche Naturforscher, z. B. Steffens. Alexander von Humboldts Schätzung der Naturphilosophie — solange und soweit er sie hatte — beruhte auf ihrem Versuch, empirische Einzeltatsachen durch Gedanken zu verbinden. In Frankreich und England stieß Schelling dagegen sogleich auf den entschiedensten Widerspruch, ja Hohn. Aber auch in Deutschland erkannten manche, wie Fries und Bolzano, an ihm Schwächen.

Die Jenenser Jahre waren für Schelling geistig höchst anregend, sie sind für ihn dasselbe wie die erste Berliner Periode für Schleiermacher. Der Sitz der Romantik war damals noch Jena, vor allem die Schlegels lebten dort. Sie fühlten sich mit Schelling als Kampfgenossen gegen die damals noch durchaus nicht tote Aufklärung, in der Allgemeinen Literaturzeitung hatte sie ihr Hauptorgan. Der Versuch, sich ihrer geistig zu bemächtigen, schlug fehl. Aber der bis zu Beleidigungsprozessen fortschreitende Kampf wurde nur um so erbitterter. In diesem Kampf war Schelling in seinem Element. Er bedurfte geradezu desselben. Im Kampf erst entfaltete sich sein Selbstgefühl zu titanischer Höhe. In diesem Kampfestrotz hat er auf die inzwischen zur Gattin Schlegels gewordene Karoline einen gewaltigen Eindruck gemacht. Eine weibliche Übernatur wie sie mußte

Digitized by Google

von jenem unbefriedigt bleiben. Aus Dank hatte sie ihm die erbetene Hand nicht verweigern zu können geglaubt. Jetzt war der konforme Gatte im Gesichtskreis erschienen.

Das Frühjahr 1800 hat Schelling zum ersten Male nach Franken geführt. Karoline hatte ein schweres „Nervenfieber" überstanden und sollte zusammen mit ihrer Tochter Auguste eine Badereise antreten. Schelling begleitete sie. Anfang Mai trafen sie in Bamberg ein. Schelling reiste, wie es scheint, bereits Ende des Monats in seine schwäbische Heimat weiter. Einen Monat später finden wir ihn schon wieder auf der Flucht vor Kriegsgefahren nach Norden. Dabei ist er dann in Bocklet von neuem mit Karoline, die dort zur Kur weilte, zusammengetroffen. Während er dort war, erlag Karolines Tochter Auguste unvermutet einer Ruhrerkrankung. Schelling hat dann Karoline offenbar nach Bamberg zurückbegleitet, wo er bis Ende September geblieben ist, um dann zum Semesterbeginn nach Jena zurückzukehren. Der gemeinsame Aufenthalt wird angesichts der Erschütterung Karolines zur weiteren Annäherung der beiden wesentlich beigetragen haben. Erich Schmidt hat eine Stelle aus einem Briefe Dorothea Schlegels mitgeteilt, die freilich mit Karoline ebenso verfeindet war wie Frau Paulus, diese habe „gar artige Nachrichten aus B. (amberg)" mitgebracht: „Car. und Schelling haben sich dermaßen dort lächerlich und verhaßt gemacht, daß es ein Spektakel ist."

Der schlimmste „Spektakel" sollte aber erst noch folgen. Schelling hatte in die Behandlung Augustes selbständig eingegriffen und der behandelnde Arzt gab ihm Schuld an ihrem Tode. Schließlich — zwei Jahr später — bemächtigte sich auch die Jenaer Literaturzeitung der Sache in überaus bösartiger Weise. Nun war der Klatsch vor dem Forum der Öffentlichkeit. — Im nächsten Jahr hatte Jena eine weitere Sensation, die Ehe Karolines mit Schlegel wurde formell geschieden.

Zur gleichen Zeit waren auch die Bande, die Schelling an Jena fesselten, schon in Lösung begriffen. Wieder wandte sich sein Lebensweg nach Süden gen Franken, diesmal für mehrere Jahre. Im Zusammenhange mit einer Reorganisation und Neubelebung der Universität wurde Schelling als ordentlicher öffentlicher Professor der Naturphilosophie von der kurbayerischen Regierung nach Würzburg berufen. Im Wintersemester 1803 hat er dort seine Vorlesungstätigkeit aufgenommen. Inzwischen war Karoline seine Gattin geworden. Bis zu ihrem Tode sind sie mit einander vereint geblieben. Es war keine gewöhnliche Ehe. Es ist einer der seltenen Fälle, daß die Geliebte auch als Frau ihre anregende Kraft bewahrte. Schelling hat an ihr

Digitized by Google

die ebenbürtige Gefährtin gefunden. Ihr Einfluß auf seine Produktion ist ein höchst bedeutender gewesen. Denn als der Tod sie später von seiner Seite nahm, ist auch seine literarische Schaffenskraft erloschen. Ihr Hinscheiden teilt sein wissenschaftliches Leben in zwei Hälften.

Bis zum Frühjahr 1806 hat Schelling in Würzburg gewirkt. Er konnte mit dem Erfolg seiner Vorlesungen zufrieden sein, sie gehörten zu den besuchtesten der Universität. Dagegen gab es bald mit dem bayerischen Katholizismus ernste Konflikte. Der Bischof von Würzburg untersagte den katholischen Theologen den Besuch seiner Kollegs, und auch mit dem aufgeklärten Katholizismus kam es zu Händeln. In diesen Kämpfen geriet Schelling schließlich auch in Konflikt mit der bayerischen Regierung, der er ähnlich schroff wie Fichte der Weimarer Regierung gegenübertrat und die sich das ebensowenig wie diese bieten ließ. Schelling nahm — anders als Fichte — einen derben Verweis hin und ließ sich von der Regierung seinen Gegnern gegenüber geradezu den Mund verbieten, was ihm bei seiner Neigung zur Grobheit schwer genug geworden sein muß. Ja, er schmeichelte noch hinterher der Regierung. Und zum Schluß konnten ihm die Gegner sein Verhalten noch in der literarischen Öffentlichkeit vorhalten . . . .

An wissenschaftlichen Dokumenten aus den Jahren 1803—06 liegen mehrere gedruckte Publikationen sowie posthum veröffentlichte Manuskripte, hauptsächlich Vorlesungen, vor. Man findet sie im 5. und 6. Bande der Gesamtausgabe.

Unter den von Schelling selbst veröffentlichten Schriften ist die für uns interessanteste ein noch heute lesenswerter Nachruf auf Kant (1804). Derselbe ist interessant, weil er diesen unter Gesichtspunkten zeigt, die zu wenig beachtet werden. Schelling schildert den jugendlichen Kant, der ein eleganter Schriftsteller ist, den Franzosen verwandt. Fast wider seinen Willen wurde er zum kritischen Philosophen. Mit gutem Blick erkennt Schelling, daß die Philosophie in ihm sich aus einzelnen Teilen nacheinander zusammensetzte, daß sie „mehr atomistisch, als organisch" entstand. Kant ist in der Tat der wirklich intellektuelle Philosoph, dessen System nicht bloß die Ausgestaltung und Bemäntelung einer dichterischen Konzeption ist, wie bei den meisten Metaphysikern.

Für Schellings eigene Entwicklung am bedeutsamsten ist der Aufsatz „Philosophie und Religion" (1804), eine Schrift, die mehrfach anknüpft und sich auseinandersetzt mit einer Schrift des ihm geistesverwandten Eschenmayer.

Digitized by Google

Daneben stehen Arbeiten, die die Naturphilosophie fortsetzen. Schelling erstrebte schon länger eine „Konstruktion" des menschlichen Organismus, die eine Art Übergang zur Medizin darstellen sollte, und die er daher auch spekulative Medizin nannte. 1805 ließ er zu diesem Zweck eine neue Zeitschrift — es war beiläufig die vierte — erscheinen, der er den Titel gab: „Jahrbücher der Medizin als Wissenschaft."

Die letzte in Würzburg entstandene Schrift ist eine Ergänzung zur 2. Auflage der „Weltseele": „Abhandlung über das Verhältnis des Realen und Idealen in der Natur oder Entwicklung der ersten Grundsätze der Naturphilosophie an den Prinzipien der Schwere und des Lichts".

Von den Vorlesungen, die Schelling in Würzburg gehalten hat, hat der Sohn in der Gesamtausgabe mehrere zum Teil ganz, zum Teil teilweise veröffentlicht. Da ist ein „System der gesamten Philosophie und der Naturphilosophie insbesondere". Sodann eine „Propädeutik der Philosophie", der der Sohn allerdings nur den Zusatz zu geben wagt „geschrieben ums Jahr 1804". Ferner ist eine umfangreiche „Philosophie der Kunst" vorhanden, mit dem Zusatz „erstmals vorgetragen zu Jena 1802—03, wiederholt 1804 und 1805 in Würzburg". Eine genauere Untersuchung dieser Vorlesungen ist bisher nicht erfolgt. Da der Nachlaß noch vollständig vorhanden zu sein scheint, wäre vor dessen abschließender Bearbeitung und Publikation, die seit Jahren seitens Otto Braun im Gange war, eine Untersuchung rein an der Hand der gedruckten Vorlage wertlos. Wir wissen vorläufig nicht, wie weit Schelling bei der Wiederholung der Kollegs das alte Manuskript unverändert ließ oder ob die Fassung in der Gesamtausgabe das Ergebnis mehrfacher Bearbeitung ist.

Der Gesamteindruck, den man von der Beschäftigung mit dem Material jener Jahre davonträgt, ist kein erhebender. Aller Neuromantik ungeachtet bleibt das Urteil bestehen, daß die naturphilosophische Spekulation Schellings von einigen Grundgedanken abgesehen, ein Irrweg der Philosophie gewesen ist. Es ist ein vergebliches Bemühen nach tieferem Gehalt hinter der Natur zu suchen. Und wenn positive Naturforscher der Zeit sich ihr zuwandten, so vermag auch das das Urteil über sie nicht zu ändern. Die ganze Naturphilosophie der Zeit ist meist nichts weiter als ein Spielen mit oberflächlichen Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten in der Natur, ein Jonglieren mit Bildern und Gleichnissen, ein willkürliches Analogisieren und Parallelisieren. Die Lektüre dieser Schriften ist eine wahre

Digitized by Google

Pein des Intellekts. Selten, daß nach langen Seiten baren Unsinns einmal ein geistreicher oder wenigstens die Langeweile für einen Augenblick paradox unterbrechender Einfall begegnet. Auch auf die logischen Schwächen der Beweisführung ist hinzuweisen. Die Beweisversuche sind meist von einer geradezu kindlichen Naivität, woran durch das Selbstbewußtsein des Tones nichts geändert wird. Man kommt bei der Lektüre aus dem Staunen nicht heraus, daß derartige Geisteserzeugnisse mit dazu beigetragen haben, einem Denker zu Weltruhm zu verhelfen. Ich kann mich nicht enthalten einige Proben aus dieser Naturphilosophie zur Illustration hier vorzulegen. Sie sind sämtlich dem genannten „System" entnommen. „Jedes Tier hat ein doppeltes Gehirnsystem." „Die Ganglien sind die Schwere-, die Gehirnorgane die Licht-Gehirne." „Die Pflanze läßt sich definieren als ein organisches Wesen, dessen Gehirn in der Sonne ist, das Tier hat die Sonne in sich selbst, es ist also Centrifugenz." „Die Blatt- und insofern die Pflanzenbildung überhaupt in unserem Sonnensystem ist durch die Monde repräsentiert, wie sie ja im Ring des Saturnus sich selbst concentrisch stellen, nachdem sie vorher successiv produziert waren, gleichsam zur Blüte gelangen. Die Pflanzen sind Tiere u. s. w."

Die schriftstellerische Form der Darstellung ist stets eine überaus glatte, ja im Grunde klare. Die Worte drücken auch das Unklare klar aus. Das heißt, man versteht Schelling ohne Schwierigkeit, man braucht nicht erst nach dem Sinn seiner Worte zu suchen. Er ist darin Hegel weit überlegen. Die Glattheit der Form vermag freilich die Mängel des Inhalts nicht zu ersetzen oder auch nur zu verhüllen. Ja die logischen Schwächen, die gedanklichen Lücken und völligen Vagheiten treten nur um so lichtvoller zutage. An nicht allzu seltenen Stellen ist der Darstellung dichterischer Zauber zu eigen. Wir wissen heute besser wie die meisten Zeitgenossen Schellings, wie stark die dichterische Veranlagung in ihm war. Manches Stück seiner dichterischen Produktionen blieb den Zeitgenossen fast oder ganz unbekannt. Größere Dichtungen hat er freilich nicht geschaffen. Und auch die philosophischen Werke können als wirkliche Kunstwerke nicht bezeichnet werden. Aber es liegt immerhin vielfach über ihnen ein gewisser Glanz. Der Stil fließt leicht und klar dahin. Ganz mühelos wie spielend. Und an einzelnen Stellen findet man Worte, die geradezu klassisch klingen. Nicht selten aber täuscht auch die dichterische Form der Rede über die Schwächen des gedanklichen Inhalts. So, wenn es heißt: „Auch die sogenannte tote Materie ist nur eine schlafende, gleichsam vor Endlichkeit trunkene Tier- und Pflanzenwelt,

Digitized by Google

die ihre Auferstehung noch erwartet oder den Moment derselben versäumt hat," — schön klingende Worte, hinter denen man vergeblich einen wissenschaftlichen Sinn sucht. Und was soll man sagen zu dem Satz: „Es bedarf keiner Urkeime, die wir in das Chaos ausgestreut sein ließen, gleichsam als unmittelbar aus der Hand des Schöpfers gefallen. Alles ist Urkeim oder nichts. Jeder Teil der Materie lebt nicht nur, sondern ist auch ein Universum von verschiedenen Arten des Lebens, wenngleich die starre Selbstheit dies unendliche Leben zurückdrängt. Die Materie selbst gebiert aus der Fülle ihrer Substanz, was sich in der Natur entwickelt." Es sind das Sätze, die im Hörer einen hohen Begriff von der Materie erwecken und eine bestimmte erhobene Gefühlsstimmung in ihm wachrufen. Aber das ist auch alles. Einer näheren Erwägung halten sie in keinem Falle stand. Und so ist es an zahllosen anderen Stellen.

Fesselnd ist nur die Grundkonzeption, in der ein stark dichterischer Zug enthalten ist, der wohl auch ihre Wirkung wesentlich mitbedingte. Schelling faßt die Welt als einen Organismus auf, der die einzelnen Naturformen produktiv aus sich hervorgehen läßt. Die organischen Gestalten sind Schöpfungen der Erde. Aber dieser Gedanke ist eingebettet in so unfruchtbare und abstruse, noch dazu so langweilige Ideen, daß der moderne Leser in großer Gefahr ist, die entscheidenden Stellen zu übersehen, denn niemand ist mehr fähig diesen Wust Wort für Wort durchzulesen. Und jener Gedanke wird von Schelling auch keineswegs in Beziehung gesetzt zu den Anfängen der Paläontologie, die zu seiner Zeit bereits vorlagen. Im Gegenteil faßt er die Versteinerungen durchaus nicht als Zeugnisse des organischen Lebens in vergangenen Erdepochen auf, sie erscheinen ihm als mißlungene Vorstufen des organischen Lebens. Die Erde versuchte sich in ihnen erst in der Schaffung von Organismen. Also nicht einmal die Behauptung ist richtig, daß die Naturphilosophie überall eine intuitive Vorausnahme zukünftiger Entdeckungen sei.

Schellings Naturlehre steht in vollem Gegensatz zur mechanischen Weltauffassung. Das Leben ist ihm keine isolierte erst auf gewissen Stufen der Weltentwicklung hervortretende Erscheinung, die Welt als Ganzes ist ihm vielmehr ein lebendes organisches Wesen. Das Organische entsteht nicht etwa erst aus dem Anorganischen. Auf der anderen Seite leugnet er freilich nicht, daß ein Weltkörper erst einen gewissen Zustand erreicht haben muß, bevor „die Materie selbst Licht wird." Das Anorganische ist nur „der negierte Organismus, das Tote nur das zurückgedrängte Leben."

Digitized by Google

Für seine philosophische Entwicklung bedeuten die Würzburger Jahre einen Wendepunkt. Es beginnt die innere Umwandlung Schellings zum Theosophen. Eine ungemeine Vertiefung kommt allmählich über ihn. In den vorangegangenen Jahren stand er der Welt mit dem Gefühl der Beglückung gegenüber. Alles erschien ihm im Lichte pantheistisch-ästhetischer Verklärung. Seit der Würzburger Zeit entschwindet ihm diese Stimmung mehr und mehr. Gewiß war er schon früher nicht nur Naturphilosoph gewesen, aber die Natur hatte doch im Vordergrunde seiner philosophischen Ideenbildung gestanden. In Zukunft hat sich das völlig geändert. Immer stärker tritt die Beschäftigung mit der geistigen Welt in den Vordergrund, wobei zunächst noch die Kunst eine erhebliche Bedeutung neben der Religion in ihm besitzt, die aber auch schon eine Rolle spielt, wovon beim jungen Schelling keine Rede gewesen war.

Wie zuvor Spinoza eine tiefe Wirkung auf Schelling geübt hatte — er übernahm von ihm die mathematische Darstellungsweise, manche Partien einzelner Schriften lesen sich geradezu wie Übersetzungen aus Spinozas Ethik — ist die neue Wendung in Schellings Denken durch Eschenmayer ausgelöst. Die Wandlung in Schelling ist eine tiefgehende. Man kann sie dahin charakterisieren: das ästhetische Harmoniegefühl der Welt gegenüber macht Platz einem Gewahrwerden der tiefen Schatten, die in der Welt vorhanden sind. Das Problem der Unvollkommenheit der Welt wird in ihm lebendig. Es beschäftigen ihn fortan die Fragen nach dem Verhältnis der Welt zu Gott, dem Absoluten, nach der Herkunft des Endlichen und des Bösen und dem Endziel des Weltlaufs. Kurz, religionsphilosophische Probleme rücken mehr und mehr in das Zentrum seines Bewußtseins. Die Antworten, die Schelling auf diese Fragen gibt, sind von völlig anderer Art, als sie der gewöhnliche Pantheismus zu geben pflegt. Eine deutliche Hinwendung zur christlichen Religion tritt hervor. In den Würzburger Jahren hat dieser innere Umwandlungsprozeß freilich erst begonnen. Aber gerade dadurch sind sie von so großer Bedeutung für ihn geworden.

Die Lehre des Theismus von der Schöpfung der Welt durch eine Willenshandlung Gottes lehnt er ebenso energisch ab, wie jedes Aufgehenlassen der endlichen Welt in Gott. Die Endlichkeit sowohl wie die Unvollkommenheit der Welt lassen ihre Existenz, die dann doch auch wieder gar keine echte Realität sein soll, nur durch einen Abfall vom Absoluten erklärlich erscheinen. Eine Erklärung für den Abfall wird als unmöglich bezeichnet, „denn er ist absolut und kommt

Digitized by Google

aus Absolutheit, obgleich seine Folge und das notwendige Verhängnis, das er mit sich führt, die Nicht-Absolutheit ist". Die äußerste Entfernung erreicht der Abfall vom Absoluten in der „Ichheit", der „Vernunft". Aber sie ist auch der Punkt, von dem aus die Rückwendung zu Gott wieder einsetzt. In den überirdischen Mächten von Wissenschaft, Kunst und sittlichem Tun vollzieht sich die „Versöhnung und Wiederauflösung in die Absolutheit". Eine eigentümliche Verschmelzung des christlichen Gedankens von der Sündigkeit der Ichheit und der Welt — dieses „verworrenen Scheinbilds gefallener Geister" — mit dem Goetheschen Gefühl von der Göttlichkeit von Wissenschaft, Kunst und Sittlichkeit. Schelling verwirft nicht die Geisteskultur, aber sie ist ihm auch nicht das Größte, was es überhaupt gibt, sondern der Weg zu Gott, ein Abglanz der Ideenwelt. Denn wie Schopenhauer zwischen dem Ding an sich, dem Urwillen, und der Welt der Erscheinungen noch eine Sphäre platonischer Ideen annimmt, so auch Schelling. Sie sind gleichsam die überzeitlichen unvergänglichen Gedanken des Absoluten. Zu einem reinen Erblicken dieser Urbilder ist die Seele innerhalb der Endlichkeit nicht imstande. An ein Fortleben der individuellen Seele über das Leben hinaus ist freilich auch nicht zu denken. Wohl aber ist ihr „wahres An-sich oder Wesen", ihre „Idee" ewig, ja es hat gar kein Verhältnis zur Zeit.

Das sind dichterisch großartige Gedanken. Und um dieser dichterischen Großartigkeit willen leben sie fort und mit ihnen Schellings Name. Ins phantastisch Grandiose gehen sie, wo Schelling sie mit Gestirnspekulationen verbindet. Auch den Gestirnen sollen Ideen „vorstehen". Sie sind die ersten abgefallenen Wesen und stellen deshalb das gute Prinzip „noch unmittelbar" dar, indem sie „in der Dunkelheit der abgefallenen Welt wie Ideen in eignem Lichte leuchten und das Licht, den Ausfluß der ewigen Schönheit in der Natur, verbreiten . . . Sie verhalten sich wieder zu den dunklen Gestirnen, wie sich die Ideen zu ihnen selbst verhalten, nämlich als die Centra, in welchen jene sind, zugleich indem sie in sich selbst sind, aus welchem Einklang ihre Bewegungen entstehen."

An dem Wesentlichen dieser Ideen hat Schelling dauernd festgehalten. Eine neue Wendung in seinen Gedanken, die sich an Bedeutung mit der in Würzburg eingetretenen vergleichen ließe, hat nicht mehr stattgefunden.

Gelesen hat Schelling in Würzburg auch über „Philosophie der Kunst". Es ist dasselbe Kolleg, das er bereits im Winter 1802/03 in Jena gelesen hatte. Es steht in Bd. 5 der Gesamtausgabe.

Digitized by Google

Auch die Philosophie der Kunst wird ihm alsbald zu einer Metaphysik der Kunst. Er betrachtet sie nicht als Erzeugerin „angenehmer Erregungen", also nicht nach ihren psychischen Wirkungen, sondern nach der Stellung, die ihr in der Wirklichkeit zukommt. Und da erscheint sie ihm als eine Art Konkurrentin der Philosophie. „Beide begegnen sich auf dem letzten Gipfel." Sie ist „vollkommene In-Eins-Bildung des Realen und Idealen". „Die Formen der Kunst sind die Formen der Dinge an sich und wie sie in den Urbildern sind." Das ist die gleiche Auffassung, die später Schopenhauer vertritt und deren erster Urheber Plato war. Es ist eine selbstverständliche, wenn auch nicht weiter verfolgte Konsequenz dieses Gedankens, wenn Schelling bemerkt: „Der begeisterte Naturforscher lernt durch sie die wahren Urbilder der Formen, die er in der Natur nur verworren ausgedrückt findet, in den Werken der Kunst und die Art, wie die sinnlichen Dinge aus jenen hervorgehen, durch diese selbst sinnbildlich erkennen." „Der Naturforscher täte also gut daran, anstelle von wirklichen Pflanzen und Tieren die Zeichnungen der Künstler von ihnen zu studieren." Die unmittelbare Welt der Erfahrung erblickt Schelling nicht im reinen Glanze ästhetischer Verklärung, wohl aber „die absolute Identität des realen und idealen Alls". „Das Universum (in diesem Sinne) ist in Gott als absolutes Kunstwerk und in ewiger Schönheit gebildet". Gott als die Quelle aller Ideen ist zugleich, da die Kunst Darstellung der Urbilder ist, die Ursache aller Kunst.

Mit anderen Worten, Schelling huldigt nicht einem einfachen ästhetischen Pantheismus, die vollendete Schönheit findet sich erst in der transzendenten Sphäre, aber die empirische Welt strahlt dieselbe immerhin wieder, ihre Gebilde sind von ihr durchleuchtet.

Wie die Kriegsereignisse des Jahres 1806 Hegel aus Jena vertrieben, brachten sie auch für Schelling den Verlust der Würzburger Professur. Franken kam unter die Herrschaft des vormaligen Großherzogs von Toskana. Schelling zog es vor, anstatt zur neuen Regierung überzugehen, seine berechtigten Ansprüche an die kurbayerische Regierung geltend zu machen. Während Hegel in das Exil einer Stellung als Zeitungsredakteur, später als Gymnasialleiter geriet, war Schelling auch in diesem Fall das Schicksal außergewöhnlich günstig. Er erhielt eine Stellung als Generalsekretär der Münchener Akademie der Wissenschaften und als Generalkonservator der Kunstsammlungen des bayerischen Staates. In völliger materieller Unabhängigkeit befand er sich fortan in hochangesehener Stellung. Der

Digitized by Google

Fortgang von Würzburg selbst ist für ihn zur rechten Zeit erfolgt, die Verhältnisse hatten sich dort ähnlich unerquicklich gestaltet wie seiner Zeit in Jena, nicht ohne seine Schuld. Die Münchener Verhältnisse ließen sich zunächst recht günstig an.

Auf die Dauer hat der Aufenthalt in München Schelling aber nicht befriedigt. Auch hier gab es Störungen; die Amtsgeschäfte hemmten die Arbeit, vor allem verschlechterte sich sein Gesundheitszustand. Endlich hat er auch allmählich wieder das Bedürfnis zu persönlicher Wirkung vom Katheder herab stark empfunden.

In Erlangen schien sich ihm eine Universität zu bieten, die diesen mannigfachen Ansprüchen entsprechen zu können versprach. Und so nahm er denn im Herbst 1820 Urlaub und wandte sich nach Erlangen. Sieben lange Jahre hat sich dieser zweite Aufenthalt in Franken ausgedehnt. Seine Vorlesungen nahmen freilich keinen bedeutenden Raum in seinem Leben ein. Er hat nur bis 1823 gelesen und auch in dieser Zeit nicht das ganze Semester hindurch, sondern nur in freier vornehmster Weise auf einige Wochen. Er war als Mitglied der Münchener Akademie zu nichts verpflichtet. Der Erfolg war stets bedeutend, vor allem kamen auch Dozenten in diese Vorträge. Die ganze Art dieser Lehrtätigkeit erinnert etwas an die Kollegien, die Alexander von Humboldt später als Mitglied der Berliner Akademie an der Berliner Universität gehalten hat. Wir besitzen von diesen Vorträgen mehrere Schilderungen bekannter Zeitgenossen, von G. H. Schubert, Karl Hase und Platen. Der letzte hat der ersten Vorlesung beigewohnt und schreibt: „Lange vor fünf Uhr waren alle Bänke voll Sitzender, alle Tische voll Stehender, das Gedränge an der Tür war so groß, daß sie ausgehoben wurde und viele zu den Fenstern hineinstiegen. Viele, die nicht mehr hereinkonnten, hielten die Gangfenster offen, um von außen her zuzuhören. Fast alle Professoren waren gegenwärtig . . . Schellings ganzer Vortrag ist trotz der anscheinenden Trockenheit hinreißend. Er erfüllt den Geist mit einer unbeschreiblichen Wärme, die bei jedem Worte zunimmt. Eine Fülle von Anschaulichkeit und eine wahrhaft göttliche Klarheit ist über seine Rede verbreitet, dabei eine Kühnheit des Ausdruckes und eine Bestimmtheit des Willens, die Verehrung erwecken."

Zwei von den Erlanger Vorträgen liegen im 9. Band der Gesamtausgabe gedruckt vor. Der eine handelt „Über die Natur der Philosophie als Wissenschaft", der andere „Über den Wert und die Bedeutung der Bibelgesellschaften". Diesen letzteren Vortrag hat Schelling als Vorsitzender des Erlanger Bibelvereins gehalten, der

Digitized by Google

sich die Verbreitung der Bibel in deutscher Sprache zur Aufgabe machte. Gemäß dem Vorbilde der Britischen Bibelgesellschaft waren analoge Bestrebungen auch in Deutschland entstanden. Das Unternehmen, die Massenverbreitung der Bibel herbeizuführen, erscheint dem Philosophen geradezu als Neubelebung der „eingeschlummerten Reformation".

Der erste Vortrag — es war die Antrittsvorlesung — ist ein typisches Beispiel der konstruktiven Philosophie der Zeit. Durchaus klar offenbart sie mit eben dieser Klarheit die freie Willkür ihres Verfahrens, das lose Beziehungen von Begriffen in Verbindung mit völlig willkürlichen Behauptungen dazu benutzt, einen Gedankenbau aufzuführen, an dessen Stelle nach dem gleichen Verfahren beliebig viele andere sich errichten ließen. Selbst der in Wahrheit so unbefriedigende Zustand, daß die Philosophie einer geschlossenen Entwicklungsgeschichte von der Art der Mathematik entbehrt, muß es sich gefallen lassen aus der „Idee" des Systems deduziert und damit als notwendig erwiesen zu werden: „Die Idee des Systems setzt den notwendigen und unauflöslichen Widerstreit der Systeme voraus: ohne diesen würde sie gar nicht entstehen."

Bemerkenswerter ist die Aufstellung der Forderung, daß die Philosophie die Deduktion noch hinter Gott zurückzuführen habe, der bereits ein Seiendes darstelle. „Nur derjenige ist auf den Grund seiner selbst gekommen und hat die ganze Tiefe des Lebens erkannt, der einmal alles verlassen hatte, und selbst von allem verlassen war, dem alles versank, und der mit dem Unendlichen sich allein gesehen: ein großer Schritt, den Plato mit dem Tode verglichen." „Nicht etwa, setzte er hinzu, muß man Weib und Kind verlassen, wie man zu sagen pflegt, um zur Wissenschaft zu gelangen, man muß schlechthin alles Seiende, ja — ich scheue mich nicht es auszusprechen — man muß Gott selbst verlassen." Als er dies gesagt hatte, erfolgte eine solche Totenstille, als hätte die Versammlung den Atem angehalten, bis Schelling sein Wort wieder aufnahm. Angesichts der Leichtigkeit mit der sich Schelling nach wie vor in intellektuellen Phantasien erging, und des poetischen erhobenen Gefühls, das seine Gedanken durchzieht, ist es verständlich, daß er auf eine Zeit, der das Bedürfnis nach Wissenschaftlichkeit in der Philosophie abhanden gekommen war, auch damals noch eine starke Wirkung zu üben vermochte. Bei aller Willkür und Unwissenschaftlichkeit ist seiner intellektuellen Produktion Genialität nicht abzusprechen.

Immerhin hat Schelling der Erfolg in Erlangen, das überhaupt keine tiefen Spuren in seinem Leben hinterlassen hat, augenscheinlich

Digitized by Google

nicht befriedigt, und da das Bedürfnis nach neuer akademischer Wirkung in ihm wachblieb, so ging er gern nach München zurück, als an ihn ein Ruf an die 1826 von König Ludwig gegründete Universität München folgte. Gleichzeitig wurde er Generalkonservator der Münchener Museen, sowie Vorstand der Akademie, in die damals neues Leben kam. Seine Tätigkeit war also eine sehr ausgedehnte, obwohl sein Gesundheitszustand nicht der beste war. Engere Beziehungen zum Kronprinzen verschönten ihm das Leben. Und er betrachtete wohl München als die letzte abschließende Zeit seines Lebens, obwohl es sich an Kulturbedeutung mit Berlin nicht messen konnte, wo sein alter Rivale Hegel den philosophischen Thron inne hatte. Bei dem ungeheuren Selbstgefühl, das Schelling immer noch beseelte, und der nicht sehr vornehmen Art, die ihm in Konflikten zu eigen war, muß er den, wenn auch späten, glanzvollen Aufstieg Hegels mit Neid und nicht ohne Haß empfunden haben. 1831 starb derselbe, aber seine Schule blieb nach wie vor mächtig.

Noch einmal erwies sich jedoch Schelling sein altes Glück treu: bald nachdem Friedrich Wilhelm IV den preußischen Thron bestiegen hatte, war er auf die Berufung Schellings nach Berlin bedacht. Schon als Kronprinz hatte er nach dieser Richtung Anstrengungen gemacht, die am Widerstande der Amtsstellen gescheitert waren. Die Berufung fand unter ganz ungewöhnlichen, der romantischen Natur des Königs entsprechenden Formen statt. Er ließ Schelling sagen, er solle kommen, „nicht wie ein gewöhnlicher Professor, sondern als der von Gott erwählte und zum Lehrer der Zeit berufene Philosoph, dessen Weisheit, Erfahrung und Charakterstärke der König zu seiner eigenen Stärkung in seiner Nähe wünsche." Schelling leistete diesem Rufe Folge, der ihm das Recht, aber nicht die Pflicht zu Vorlesungen auferlegte.

Es ist zugleich das Ende seiner Laufbahn und auch das Ende seines Glücks gewesen. Das Schauspiel eines tiefen, unmittelbaren Einflusses der Philosophie auf die Politik, die man erwarten sollte, hat nicht stattgefunden. Es scheint auch zu keiner näheren Berührung mit dem König gekommen zu sein. Leider wissen wir bisher nichts über die Gestaltung der beiderseitigen Beziehungen. Aber eben, daß wir nichts darüber wissen, weist auf ihr Fehlen hin. Dazu kommt der für Schelling ungünstige Ausgang seines Streites mit Paulus, der ohne seine Erlaubnis Nachschriften aus seinen Vorlesungen veröffentlicht hatte. Hätte die Macht des Königs hinter Schelling gestanden, so ist es undenkbar, daß die Behörden sich seinen Beschwerden gegenüber so gleichgültig erwiesen hätten, wie es der Fall war.

Digitized by Google

Auch der Erfolg seiner Vorlesungen ist offensichtlich kein bedeutender gewesen. Zwar war der Andrang zu seiner uns noch erhaltenen, von der ganzen königlichen Höhe seines Selbstgefühls getragenen Antrittsvorlesung so ungeheuer wie bei den früheren Antrittsvorlesungen, aber es war mehr Neugierde, als wahre innere Resonanz, die die Hörer zu ihm geführt hatte. Die Zeit der spekulativen Philosophie war vorüber. Schon ein Jahrzehnt früher, als Hegel starb, hatten sich dafür Anzeichen bemerkbar gemacht. Das hinderte natürlich nicht, daß die philosophisch wirklich Interessierten nach wie vor und auch noch in den nächsten Jahrzehnten vielfach unter dem Einfluß der idealistischen Spekulation standen. Aber die Philosophie war nicht mehr Mode und damit war auch Schelling die geistige Lebensluft entzogen, in der er groß geworden war und die er als Lebensbedürfnis empfand. Sein titanisches Selbstgefühl trug ihn freilich über vieles in erstaunlicher Weise hinweg. Aber zu einem fand er auch in Berlin nicht den Entschluß: zum endlichen Abschluß seiner theosophischen Spekulation. Seit Jahrzehnten trug er sich mit der Veröffentlichung eines großen Werkes, einer Philosophie der Mythologie und der Offenbarung, in welches die Entwicklung der Mythologie selbst als ein theogonischer Prozeß, also als weit mehr als die Geschichte menschlicher Vorstellungen aufgefaßt wird. Immer wieder hatte er schon seit langen Jahren den Druck als unmittelbar bevorstehend bezeichnet. Aber das Werk befriedigte ihn noch immer nicht. War es wirklich nur „Hypochondrie", wie er es gelegentlich nennt, die ihn keinen Abschluß finden ließ? Oder war es ein feiner Instinkt, der ihn innerlich hemmte und von der Veröffentlichung abhielt, die wohl doch nur eine Enttäuschung statt eines nachträglichen Sieges über Hegel gebracht hätte?

In den letzten Bänden des Nachlasses sind diese beiden Werke dann posthum erschienen. Sie verändern das Gesamtbild des Philosophen nicht. Wir finden ihn tief in theosophischen Spekulationen. Er fragt nach dem Grunde der Existenz Gottes und dem Grunde der Weltschöpfung. Er kennt neben der gewöhnlichen Zeit noch eine höhere Zeit vor dieser Zeit. Er sucht Anschluß an die christliche Offenbarung. Das Dasein der endlichen in sich wertzerrissenen Natur ist die Folge einer Schuld. Das Ziel ist Reinigung und die Rückkehr zu Gott, eine Sehnsucht, die jedoch von dem Wunsche nach persönlicher Unsterblichkeit frei bleibt. Die Wiederkehr zu Gott erfolgt in und durch die Religionen. Zwei Formen weist die Religion auf. Ihre exoterische Darstellung ist die Mythologie, die esoterische haben wir

Digitized by Google

in den Mysterien vor uns. In ihnen, zumal in den eleusinischen Mysterien, treten die Lehren von der Unschuld, dem Fall und der Läuterung der Seele auf. Das Christentum macht diese Ideen zur Weltreligion. Die Mythologie ist dagegen polytheistisch. Ehe Gott in seiner Absolutheit hervortrat, durchlief er eine Reihe von Stufen im Bewußtsein: das eigentlich macht das Wesen der Mythologie nach Schelling aus.

In seiner Philosophie des Christentums nahm er in wahrhaft souveräner Weise nicht die mindeste Rücksicht auf die historische Theologie der Zeit. Längst war Strauß Leben Jesu erschienen, und doch hielt der Philosoph die Behauptung aufrecht, die Evangelien seien von den Aposteln geschrieben. Er selbst lehrt „aus ewigen Gründen" die Präexistenz Jesu. Nun findet er diese Lehre auch im Johannes-Evangelium wieder. Also, schließt er alsbald, ist der Verfasser desselben wirklich Johannes . . . Die Rückkehr zu Gott vollzieht sich in drei Stufen. Die erste Stufe ist die Stufe der Frömmigkeit, die einen Akt der Selbstvergessenheit darstellt. Die zweite Stufe ist die Kunst. Sie schafft „das Entzückende", Bilder des Göttlichen. Die letzte und höchste Stufe ist die der kontemplativen Wissenschaft, d. h. der Philosophie Schellings. In ihr wird Gott in seiner Absolutheit erfaßt. Sie erst ist positive Seligkeit, während die beiden ersten Stufen negative Seligkeit bedeuten.

In steigendem Maße hat diese Philosophie die christliche Dogmatik in sich aufgenommen, insbesondere die Erlösungs- und Opfertodidee. Ja auch die Satanologie ging in das System mit ein. Satan sollte das Prinzip des Nichtseins bedeuten. Dennoch wäre es unrichtig, wenn man Schelling der kirchlich-theologischen Orthodoxie einordnen wollte. So viel er auch von christlichen Gedanken in seine Philosophie aufnahm, immer behält man den Eindruck der geistigen Freiheit, wie er denn selbst die schärfsten Worte gegen die Orthodoxie und ihr geistige Gebundenheit fand. Etwas wie griechische geistige Schönheit und Klarheit liegt auch über seiner Philosophie der Offenbarung. Er verleugnet in seiner Natur nicht eine gewisse Verwandtschaft mit Plato, wenn auch nicht mit dem ganzen Plato, der doch eine weit stärkere, rein wissenschaftliche Tendenz in sich barg, als mit Plato, dem Dichter und mit der pessimistisch-mystisch-ästhetischen Lebensstimmung Platos.

Am 20. August 1854 ist Schelling gelegentlich eines Kuraufenthaltes in Ragaz in der Schweiz gestorben.

Prof. Dr. Oesterreich (Tübingen).

Digitized by Google

42. Scheuerlin,*) Georg,
Lehrer und Dichter
1802—1872.

An Scheuerlin hätte die Nachwelt viel gutzumachen, was Gleichgültigkeit und Unverstand seiner Zeitgenossen einst an ihm sündigten. Erst an seinem hundertsten Geburtstage und in der jüngsten Zeit flochten ihm H. Holland, August Brunner und A. Ludwig frischgrüne Ehrenkränzchen. Zwar beuteten die Herausgeber früherer Anthologien seine Gedichtsammlungen tüchtig aus; allein die Literarhistoriker gingen fast samt und sonders stillschweigend an ihm vorüber. Nur Heinrich Kurz rühmt sein „echt poetisches Talent, dessen große Kraft schon darin klar hervortritt, daß er, ob er sich gleich hie und da an die Romantiker und Uhland anlehnt, die größte Selbständigkeit bewahrt, was um so mehr alle Anerkennung verdient, als er nicht durch gründliche wissenschaftliche Bildung gehalten wurde."

Wie in der Dichtkunst, so erging es ihm im Leben. Auch er gehörte — wie der biedere Lange in einer seiner Musikernovellen — „zu jenen Stiefsöhnen des Glückes, denen nun einmal die launenhafte Göttin den Erdenhimmel verschlossen hält, um sie desto empfänglicher für den jenseitigen zu machen."

Scheuerlin wurde am 25. Februar 1802 in dem unterfränkischen Städtchen Mainbernheim als Sohn eines Wundarztes geboren. Mit vollem Recht hebt A. Ludwig hervor: „Wer jene liebliche fränkische Landschaft gesehen hat, mit ihren Rebenhügeln, ihren Obstbaumwäldern, den altertümlichen Städtchen Mainbernheim und Iphofen, mit ihren Mauern, Türmen und Toren, den waldigen, mit Schlössern und Ruinen gekrönten Steigerwaldbergen, dem gesegneten Maintal, der begreift, daß hier die Wiege eines lyrischen Dichters steht."

Der Vater starb früh und ließ die Familie in größter Dürftigkeit zurück. Da die Mittel zum Gymnasial- und Hochschulstudium fehlten, widmete sich der reichbegabte Jüngling dem Volksschulfach und besuchte von 1819—1821 das Lehrerseminar zu Ansbach. Nach fünfjähriger ersprießlicher Wirksamkeit am Liederskron'schen Institut in Erlangen wurde Scheuerlin als Lehrer in die mittelfränkische Kreishauptstadt mit einem Gehalt von jährlich 200 Gulden berufen.

*) Wie August Brunner im „Sammler" 1914, Nr. 12 nachweist, ist entgegen der bisherigen Gepflogenheit die Schreibung Scheuerlin richtig, die sich auch in amtlichen Schriftstücken findet und die Sch. selbst gebrauchte. Nur als Dichter kürzte er seinen Namen in Scheurlin.

Digitized by Google

Davon mußte er die kränkliche Mutter und die jüngeren Geschwister unterstützen. Auch die Gründung eines eigenen Hausstandes wollte er nicht länger hinausschieben. Bei seinem spärlichen Einkommen war er auf Nebenerwerb völlig angewiesen. Sein Talent für Zeichnen und Musik kam ihm dabei glücklich zu statten. In beiden Fächern erteilte er fleißig Unterricht an eine stattliche Zahl von Schülern und später übernahm er dazu noch die Schriftleitung des Ansbacher Tagblattes.

In einem Briefe an seinen Jugendfreund Petschler in Mainbernheim vom 10. April 1840 scherzt er launig über seine beinahe aufreibende Arbeitslast: „Ich könnte drei Schulmeister aus mir schneiden und jeder derselben hätte immer noch mehr zu tun, als seine fünf Finger und das bischen Hirn im Kopf es vermögen."

Geduldig trägt er das Joch, in das ihn die grausame Notwendigkeit geschmiedet. Nur dem zarten Lied vertraut er sein Leid an. Er vergleicht sich mit einem Vogel, „den Pfeil im Schwunggefieder".

„Und der Preis der goldnen Lieder
Sind des Lebens Not und Sorgen."

Die ersten vielversprechenden Proben seiner lyrisch-epischen Kunst brachte das von dem Staatsrat Seb. Daxenberger (als Dichter Karl Fernau) herausgegebene Taschenbuch „Charitas" 1846 und 1847 („Der Scharfrichter und sein Sohn vor Tilly in Rothenburg" und „Das Kreuz im Altmühltal", ein lyrischer Zyklus).

Als der Verlag der „Fliegenden Blätter" Braun und Schneider 1851 sich zur Herausgabe einer in Wort und Bild gleich köstlichen „Haus-Chronik" entschloß und die besten Zeichner und Dichter dabei um sich scharte, da ward auch unser Scheuerlin zur Mitarbeit eingeladen. Er spendete dazu eine ergötzliche Novelle „Studien eines verabschiedeten Waldhornisten", die ganz im märchenumflossenen Zauber Eichendorff'scher Romantik lebt und webt. Im Banne herzbezwingender Romantik steht auch seine im gleichen Jahre erschienene Sammlung „Gedichte". Sieben Jahre später wand er einen neuen lyrischen Blütenstrauß „Heideblumen", in welchem er das Reifste und Schönste seiner anheimelnden Kunst darbot.

Eine strenge Sichtung müßte künftig manches Gedicht von beiden Sammlungen ausscheiden, das nur als bloße Nachbildung bekannter Gedichte erscheint, wenn auch in künstlerisch tadelloser Form. Leise Anklänge an Goethes „König von Thule" schimmern in seinem „Der treue Türmer" hervor, und sein tiefempfundenes „Treuer Tod" weist deutlich auf Uhlands „Der gute Kamerad" hin. Des gleichen Dichters

Digitized by Google

„Der Wirtin Töchterlein" gab Sch. den Ton an für seine „Drei Burschen". Das Lied „Ich möcht' ihren Namen schreiben in jed' Vergißmeinicht" gemahnt unwillkürlich an Wilhelm Müllers „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein".

Weitaus die meisten Gedichte jedoch verraten eine kraftvolle Eigenart. Wald und Wiese, Bach und See, Vöglein und Blümlein raunen seinem sinnigen Dichtergemüte ihre tiefsten und lieblichsten Geheimnisse zu. „Die Natur", sagt Holland, „die er mit voller Liebe erfaßt, gibt ihm ungesucht die glücklichsten Bilder, an die er beinahe in der Weise des Volksliedes seine dichterischen Anschauungen anknüpft." Besonders leuchten ihm „aus duftigem Laubgemache Bilder und Gedanken." In den Preis des Waldes stimmt auch sein Epos „Edwin" ein:

„Blitzend Gold auf Laub und Matten,
Auf den Halmen, auf den Ranken
Perlen, die im Winde schwanken;
In den Zweigen bunt Gefieder,
Eine Welt voll Lust und Lieder:
Wer hat, ohne still zu beten,
Je des Waldes Dom betreten?

Natur, Religion und Liebe vereinigen sich zum herrlichen Dreiklang in seinen Dichtungen. Die Natur bildet auch den wirkungsvollen Rahmen für seine lieblichen Idyllen („Der Abend am See") und für seine kernfrischen Romanzen und Balladen. Wie ein Minnesänger des Mittelalters entlockt er seiner Harfe die schönsten Töne zum Lobe der keuschen Minne, die sich oft dem Volkston nähern, wie die Verse: „Es geh'n zwei treue Herzen in Liebe stillbewußt, als wie zwei Stern' am Himmel, zwei Tropfen in der Brust". Die Poesie war der Jungbrunnen, aus dem er immer wieder Kraft und Mut zum schweren Kampf ums Dasein schöpfte. Aus dem schier unerträglich gewordenen Wirrsal von Sorge und Not riß ihn endlich die Huld seines Landesherrn, des Königs Max II. 1852 wurde Sch. als Kanzlist an das Oberkonsistorium berufen, allerdings nicht wegen seiner dichterischen Begabung, sondern, (wie sein Zeitgenosse Holland behauptet) um seiner schönen Handschrift willen. Zwei Jahre später kam er als Sekretär in das Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten und 1871 wurde er dem Ministerium des Innern zugeteilt. Wie früher Schulstaub, so gab es hier Aktenstaub zu schlucken. Auch ruhte schwere Arbeitslast auf ihm, die der äußerst pflichttreue Mann kaum zu bewältigen vermochte.

Digitized by Google

Infolgedessen floß der Quell seiner Dichtung nur spärlich. Über ein Jahrzehnt ruhte seine Feder beinahe ganz. Erst 1869 erschien sein Epos „Edwin", den Manen des Bayernkönigs Max II. gewidmet, reich an prächtigen Bildern.

Die Dichtung, die auf geschichtlicher Grundlage ruht, schildert die Heerfahrt des Heldenkaisers Friedrich Barbarossa gegen Heinrich den Löwen, ferner die Eroberung der Insel Rügen und die Zerstörung des Götzenbildes Swantewit daselbst durch den Dänenkönig Waldemar (1168). Die vom Dichter frei erfundene Fabel rankt sich um Edwin, den Sohn des Rügenfürsten Jaromar. Mehr als die abenteuerliche, vielfach verschlungene Handlung, die Darstellung leidenschaftlich bewegter Szenen fesselt uns die dichterische Kleinmalerei, so beispielsweise die landschaftliche Schilderung der Insel Rügen: „Hoch im Norden deutscher Marken, dran der Ostsee Fluten schlagen, einer Insel felsenstarken Thron siehst du gen Himmel ragen." Das lyrische Element überwiegt bei weitem. Die Liebeslieder Edwins, des fürstlichen Sängers, die von verschämter Wonne und seligem Verzagen glühen, sind wahre Perlen der neueren Lyrik. „Die versöhnende Macht der Poesie, die sich selbst vergessende und durch Entsagung alles überwindende Liebe bilden, die überall und in den reizendsten Verschlingungen durchklingen den Grundgedanken des Werkes."

Dieses romantische Epos ist der Schwanengesang des Dichters. Kurz vorher hatte er die Erzählung, die schon 1846 in der „Charitas" erschienen war, zu einem interessanten Zeit- und Kulturgemälde aus dem 30jährigen Kriege („Der Scharfrichter von Rothenburg") erweitert. Im Vordergrunde der spannenden, rasch vorwärts schreitenden Handlung ragt die Einnahme der ehemaligen Reichsstadt Rothenburg o. T. durch Tilly am 30. Oktober 1631 und ihre denkwürdige Errettung.

Im wohltuenden Gegensatze zu diesem düstern Bilde stehen seine „Musiker-Novellen", die gerade an seinem Todestage zur Ausgabe gelangten. Aus diesen drei wundersamen Künstler- und Herzensgeschichten, die schon früher entstanden, quillt sonniger, sieghafter Humor.

In seinen lyrischen Gedichten erklingt häufig ein leiser elegischer Ton. Manche durchflutet eine seltene Innigkeit des Gefühls, so das rührende Lied „Der Samariter", das tatkräftige Helfer für die Armen, Verlassenen zu werben sucht.

Ein Handschreiben des Königs Ludwig II. zu des Dichters 70. Geburtstage rühmt an dessen poetischen Leistungen „den Reiz des Inhalts und den reinen Wohlklang der Form." An dem Münchener

Digitized by Google

Dichterkreise schulte sich seine Formreinheit. Diesem selbst trat er nicht näher. Nur in dem von Pocci 1856 herausgegebenen „Münchener Album" ist er mit vier klangschönen, gefühlstiefen Liedern vertreten.

Am 9. März 1872 trat er in den Ruhestand; doch schon ein Vierteljahr später erlosch sein Leben. Von seinen sieben Kindern sanken vier in ein frühes Grab. Eine seiner Töchter ist die Witwe des Novellisten August Becker, die jüngste vermählte sich vor Jahren mit dem Kunstmaler Oberländer. — Eine Neuausgabe seiner Gedichte (in Auswahl) würde den Dichter sicher der unverdienten Vergessenheit entreißen. Auch seine heiteren Musiker-Novellen sollten bald eine frohe Urständ feiern.

Werke. Gedichte, 1851. — Haideblumen (Gedichte), 1858. — Der Scharfrichter von Rothenburg (Erzählung) und die Preis-Komposition (Erz.) beide in in Jahrg. 5, Bd. 4 der Deutschen Römerzeiten, 1868, dann in Otto Jankes Deutscher Romanlektüre, 1869). — Edwin (Lyrisch-epische Dichtung), 1869. — Musiker-Novellen, 1872.

Quellen: Brümmer 6, VI, 171. A. D. B., Bd. 39, S. 156—158 (Holand). — Münchener Propyläen 1869, S. 508—510 (Holland). — Kurz Heinrich, Geschichte der deutschen Literatur, 1873, IV, S 268 ff. (mit Bild). — Beyer C., Neue Mitteilungen über Fr. Rückert, 1873, I, S. 124—128. (Zwei Briefe Rückerts an Sch.) — Meyer Bruno, Deutsche Warte, 1872, S. 511. — Münchener Zeitung, 1902, 28. Jan. (Dreyer). — Bayer. Lehrerzeitung, 1902, Nr. 8, 21. Febr. (Dreyer). — Allg. Ztg. B., 1902, Nr. 65, 19. März (Holland). — Hist. pol. Blätter, Bd. 42, 1858, S. 441—448 (Haideblumen). — Sammler, 1914, Nr. 3 u. 12 (Brunner). — Literarische Beil. zur Augsburger Postzeitung., 1917, Nr. 1 u. 2 (Briefwechsel Sch.'s mit der Familie Petschler-Ludwig von A. Ludwig).

A. Dreyer (München).

43. Schmitt, Joseph Adam,
Musiker und Lehrer
1745—1808.

Das „Universal-Lexikon der Tonkunst" von Dr. F. S. Gaßner, Stuttgart 1849, Seite 756 erwähnt Joseph Adam Schmitt als einen „sehr geschickten Orgelspieler, einen Schüler des Fürstbischöflich Würzburgischen Hoforganisten Beyer." Von seinen Kompositionen führt das Lexikon auf: „mehrere gediegene kleinere Orgelvorspiele, ein Te Deum, ein Requiem und mehrere kleinere Messen. Außerdem hat man von ihm eine Generalbaßschule, eine recht praktisch geordnete Anweisung zum Violinspielen, eine dergleichen zum Singen, eine gründlich abgefaßte Abhandlung über die Applikatur, wie eine andere über die Erfindung der Bässe zu gegebenen Oberstimmen."

Digitized by Google

Schmitt hatte sich volle 40 Jahre in der Gemeinde Versbach bei Würzburg der Jugenderziehung hingegeben. Er, der Gründer einer Lehrergeneration, die heute im 4. Gliede floriert, war nach den auf uns gekommenen Urteilen seiner Zeitgenossen, seiner Vorgesetzten, Schüler und Freunde, ein seltener Mensch, dem an seinem Grabe aus dem Munde des amtierenden Geistlichen, des kath. Pfarrers Lorenz Schubert zu Versbach, die edelsten Tugenden eines Volkserziehers nachgerühmt werden konnten. Herrliche Worte der Anerkennung und des Dankes rief ihm der Priester und Vorgesetzte in das Grab nach: „Er sah das mühselige Amt eines Lehrers nicht als eine Last an. Es war einmal sein Hauptberuf und er erfüllte ihn mit Unverdrossenheit und größtem Willen. Und, was eine Hauptsache ist, sein Religionsunterricht war immer durch gutes Beispiel, wie man es nur von einem christlichen Jugendlehrer fordern kann, unterstützt. Seine erworbenen Kenntnisse in der Tonkunst der Musik, die er als Nebensache betrachtete, wurden, wie sie es verdienten, öffentlich in gedruckten Schriften und von Kennern auch im Auslande angerühmt".

Kein geringerer als der Gründer des Würzburger Musikinstituts, Geheimer Hofrat Dr. Joseph Fröhlich, ö. o. Professor der Philosophie und Ästhetik, setzte ihm in der von Dr. Bonaventura Andres herausgegebenen „Fränkischen Chronik" 1807 vom 31. Oktober Nr. 44, ein ehrendes Denkmal und sein ehemaliger Schüler, Lehrer Georg Ruprecht Benz in Würzburg, zeichnete als Schriftleiter in dem „Schulkalender aus Franken" 1861 Seite 83, ein Lebensbild dieses verdienten Landlehrers, Organisten und Chorregenten.

Wenn ich als Urenkel ihm ein Erinnerungsblatt widme, so möchte ich in pietätvoller Weise diesem einfachen künstlerisch veranlagten Manne danken für seine ausschlaggebende Einwirkung auf die Gestaltung meines Berufsstudiums durch seine gediegenen Orgelkompositionen: Präludien und Fugen nach dem Muster der alten Meister Bach, Händel und Abbé Vogler, die mich entgegen vielfach vertretener moderner Richtungen in früher Jugend schon vertraut machten mit den Formen des strengen polyphonen Stiles.

Schmitt erhielt seinen Schul- und ersten Musikunterricht in der Ortsschule zu Zell a. Main und seine Vorbereitung auf das Lehrfach in dem Prämonstratenserkloster Oberzell. Seine erste Anstellung fand er an der Schule zu Veitshöchheim, wo sich in dem dortigen Lustschlosse während der schönen Jahreszeit der musikliebende Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim aufhielt und immer einige der vorzüglichsten Mitglieder seiner Hofkapelle bei sich hatte. Hier wurde Schmitt mit

Digitized by Google

dem damaligen Hoforganisten Beyer und anderen Hofmusikern bekannt und „hörte echte Behandlung der Orgel, reine Melodien, schönen Erguß des Herzens mit der Tiefe der Harmonien gepaart; sein ohnehin hiezu gestimmter Geist faßte es leicht auf und der Weg, auf dem er mit der Zeit fortwandelte, war gebahnt" (Fröhlich).

Als Schmitt 1768 Lehrer in Versbach wurde, verlegte er sich ernst und eifrig auf ein regelrechtes und würdiges Orgelspiel. Der Bau einer neuen Orgel in Versbach 1783 gab einen weiteren Ansporn zu seiner Vervollkommnung. Die Probe des neuen Werkes nahmen der tüchtige Hoforganist Reuther, Beyers Nachfolger, und der geschickte Organist Rügerth, Vikarius und Rektor chori vom Stift Haug in Würzburg, vor. Diese Künstler waren von Schmitts Orgelspiel überrascht und Vikarius Rügerth ließ dem strebsamen Landorganisten zu weiterer Ausbildung viele Fugen und kontrapunktische Arbeiten von Bach, Händel, Vogler und anderen Meistern des strengen Stiles nebst mehreren tüchtigen musikalischen Werken, besonders die vortrefflichen theoretischen Schriften Abbé Voglers, zukommen. Schmitt spielte sich in die großen Werke der alten Meister ein, versuchte Präludien und Fugen nach diesen Mustern zu verfertigen, spielte die schweren Meisterwerke fertig und erlangte eine solche Gewandtheit im Präludieren und im freien Phantasieren, „daß er bei einem später eröffneten Concurse zur Wiederbesetzung der erledigten Hoforganistenstelle unter allen Concurrenten allgemein als der beste im Präludieren anerkannt wurde." (Fröhlich.)

Schmitt hat eine große Zahl von Orgelkompositionen hinterlassen, darunter 24 kleinere Vorspiele, mehrere Fugen und insbesondere 18 große Präludien, in denen sein Streben nach jenen klassischen Meistern sich zu bilden, heute noch sich kund tut. Ein Präludium in D-dur erschien gestochen in der ehemals Köl'schen Buchhandlung zu Würzburg und ein weiteres in F-dur ist dem „Schulkalender aus Franken" 1861 beigegeben. Alle diese Kompositionen haben nach Fröhlichs Ausspruch „recht angenehme und leicht zu übersehende Modulationen, eine sanftfortfließende Melodie, viele Nachahmungen, Umwendungen, andere kontrapunktische Figuren und künstliche Verwebungen, die sich bei der Einfachheit und dem Fluß seines Gesanges recht gut ausnehmen." Außerdem schrieb Schmitt für die Bedürfnisse seines Kirchenchores mehrere kleinere Messen, ein Requiem, ein Te Deum, Ave Maria und Vespergesänge, und für seinen Musikunterricht Werke musikdidaktischer Art, die das Gaßner'sche „Universal-Lexikon der Tonkunst" aufzählt, worunter die Anweisung über die Erfindung der Bässe zu gegebenen Oberstimmen „in einer ganz eigenen, vorher noch nicht behandelten Methode geschrieben ist." (Fröhlich.)

Digitized by Google

Neben seinem beruflichen und musikalischen Schaffen hatte Schmitt auch Zeit zu literarischen Studien gefunden; noch als reifer Mann erlernte er die lateinische Sprache, die er fließend sprach und schrieb. Sein Schüler Benz schreibt, daß ihm nach Schmitts Tode eine Naturgeschichte zu Gesicht kam, die der fleißige Mann aus dem Lateinischen übersetzt hatte. (Schulkalender aus Franken 1861.)

Nach dem damaligen Stande war Schmitt ein vortrefflicher Lehrer. Er suchte der Jugend die Mühen und Anstrengungen des Lernens möglichst zu erleichtern; so hatte er u. a. bei dem Mangel an zweckmäßigen Lehrmitteln sogar eine selbstverfaßte Fibel drucken lassen. Im allgemeinen gehörte nach dem Urteile des Lehrers Benz im „Schulkalender aus Franken" 1861 seine Schule „zu den besten, die damals zu treffen waren, was sich auch von dem ganzen Stande der Gemeinde Versbach sowohl in sittlicher wie intellektueller Hinsicht erwies."

Schmitt war ein rastlos strebsamer Kopf, dem jeder Schritt im Leben Veranlassung zum Beobachten und Nachdenken gab, wozu ihm bei der Nähe Würzburgs der Handwerker, der Gelehrte und der Künstler willkommen war. So brachte er es durch Beobachten, Nachahmen und Versuchen dahin, daß er ein ganz gewandter Uhrenreparateur wurde. Ebenso besaß er nicht ungewöhnliche Kenntnisse vom Klavier- und Orgelbau, wie er auch die Buchbinderei verstand und übte.

Benz schildert Schmitt als einen „großgewachsenen, wohlgebauten, ernstfreundlichen Mann," der seine irdische Laufbahn nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen am 24. Juni 1808 beschloß. „Die allgemeine Teilnahme der Gemeinde Versbach gab Zeugnis von der Wertschätzung, der Dankbarkeit, der Hochachtung und Liebe gegen ihn" (Schulkalender aus Franken 1861).

Max Schmitt (Würzburg).

44. Schön, Johann,

Mathematiker, Astronom, Meteorolog und Psycholog, Professor der Mathematik und Astronomie in Würzburg 1771—1839.

Einem kräftigen, bodenständigen Kleinbauerngeschlecht entstammend, kam Johann[1]) Schön am 22. Juni 1771 auf der altehrwürdigen

[1]) Der bei Seuffert, ebenso bei Schnell (s. „Quellen") häufig vorkommende Vorname Johann Baptist läßt sich aus dem Taufbuch der Pfarrei Salz nicht belegen; auch Schön gebrauchte ihn nie.

Digitized by Google

Salzburg östlich von Neustadt an der Fränkischen Saale zur Welt als viertes (letztes) Kind des im 46. Lebensjahre stehenden Johann Schön und dessen Frau Elisabeth, Tochter des Landwirts Johann Georg Rösch aus dem nahen Lebenhan. Vater Schön saß auf eigener Scholle. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war sein Großvater Martin von dem Freiherrlich von Voitischen Schlosse Eichenhausen nach der eine Stunde westlich gelegenen Ahnenburg seines Herrn, der Salzburg, gekommen, um bei der in eigener Verwaltung betriebenen Bewirtschaftung der ausgedehnten voitischen Ländereien mitzuhelfen. Da sich jedoch diese Bewirtschaftungsart allmählich nicht mehr recht lohnte, ließ der fast stets auswärts weilende Schloßherr Valentin Voit von und zu Salzburg (1644—1722) auf dem Hauptburghofe zwei dreizimmerige Bauernhäuser nebst Stall und Scheune erbauen, teilte jedem ungefähr die Hälfte seines Salzburger Grundbesitzes zu und verkaufte die Gütchen an zwei seiner Hofbauern. Martin Schön erstand so am 9. Dezember 1712 das links vom Eingang in den Burghof gelegene Anwesen[1]) nebst 63 Morgen Artfeld auf dem Burgberg, 3 Morgen Wiesen bei dem nahgelegenen Badeorte Neuhaus und einem Krautland um 800 Gulden; außerdem mußte er alljährlich zehn Gulden und drei Schilling Haus- und Grundzins zahlen sowie elf Malter Korn, acht Malter Hafer, drei Malter Weizen und vier Maß Erbsen an die Gutsherrschaft abliefern. Daneben lief noch eine Reihe kleinerer Bedingungen.

Auf diesem emporblühenden Besitztum, mittlerweile auf Sohn und Enkel vererbt, wuchs der junge Johann Schön heran. Nach Besuch der Volksschule in dem nahen Pfarrdorfe Salz kam der aufgeweckte Knabe 1782 in die damals zweiklassige Lateinschule Neustadt an der Saale, eine der ältesten ihrer Art in Franken,[2]) im Herbst 1784 in das von Augustiner-Eremiten geleitete Gymnasium Münnerstadt, dessen fünf Klassen (Infima, Secunda, Syntaxis, Poetica und Rhetorica) er in den folgenden Jahren unter dem kenntnisreichen Professor Eusebius Stapf, der mit seinen Schülern von der untersten bis zur obersten Klasse aufrückte, mit vieler Auszeichnung[3]) besuchte. Zusammen mit

[1]) In ihm kam Joh. Schön zur Welt; von diesem seinem Geburtshaus, das Otto Frhr. v. Brencken 1882 einlegen ließ, steht heute nur noch ein Teil der Außenmauern. Es war bei Schöns Tod bereits nicht mehr im Besitz der Familie.

[2]) Von der Zisterzienserabtei Bildhausen um 1315 begründet und bis 1803 unterhalten, bestand sie als städtische Lateinschule noch bis 1901.

[3]) Zu allerhand Ehrenämtern herangezogen, wird er z. B. im „Catalogus nominum et officiorum ꝛc. . . ." (s. „Quellen") im 2. Jahre als „pius maximaeque spei", im 5. als „ob morum suavitatem pietatemque insigniter laudandus" bezeichnet.

Digitized by Google

elf Mitschülern verließ er am 24. September 1789 als deren bester das Gymnasium, fünf Wochen später bezog er die Landesuniversität Würzburg, um zunächst an dem damals vorgeschriebenen Philosophischen Kurse teilzunehmen, dessen zwei Jahresklassen (Logica und Physica) „die Mittelperiode zwischen der strengen Disziplin des Gymnasiums und der akademischen Freiheit, der Unterricht in der Philosophie außerdem den Gymnasialunterricht vollenden und zugleich eine Propädeudik des akademischen Studiums sein" sollten (Gregor Zirkel). Der Lehrstoff, ungefähr alle Gebiete beider Abteilungen unserer heutigen philosophischen Fakultäten umfassend, war schon im Hinblick auf die Kürze der verfügbaren Zeit viel zu umfangreich und wurde daher zweifelsohne zu oberflächlich behandelt. Die Philosophie, bereits unter den Jesuiten zuletzt nach Leibniz und Wolff vorgetragen, wurde nunmehr seit kurzem an der Universität (als der ersten Katholischen) sowie am Gymnasium nach Kant gelehrt.

Schön betrieb seine Studien sehr eifrig; er wurde der dritte unter den sechs besten Schülern, die, nach vorgenommener strenger Prüfung am Schlusse des ersten Schuljahrs satzungsgemäß den sogenannten Primat unter den 70 Schülern bildend, am Schlusse des zweiten Jahres nach vorausgegangener öffentlicher Disputation[1]) über Themen der gesamten Philosophie, der Mathematik und der Physik feierlich zu Doktoren der Philosophie ernannt wurden. Den erst Zwanzigjährigen mag der kurz vorher erfolgte Tod seiner Unterstützer, des zärtlich geliebten Vaters und des im Türkenkriege als kaiserlicher Oberstwachtmeister (Major) gefallenen Onkels zur Wahl des theologischen Studiums bestimmt haben, möglicherweise aber auch eine von ihm zum Ziel genommene Lehrtätigkeit als Philosoph oder als Mathematiker in der philosophischen Fakultät, da deren Professoren damals noch alle geistlichen Standes sein mußten. Auf jeden Fall fesselten ihn schon damals Philosophie, Mathematik und Astronomie, theoretische und experimentelle Physik sowie romanische Sprachen ungleich mehr, deren gründliches Studium der Vielseitige an der Universität neben dem Fachstudium auch nach seinem Eintritt in das fürstbischöfliche Klerikalseminar (11. Dezember 1792) emsig betrieb. Bereits im Studienjahre 1794—1795 wirkte Schön als Repetitor der Philosophie und Mathematik für die 80 Theologiekandidaten. Die 1757 errichtete Universitäts-

[1]) Bei den Disputationen wie auch bei den Vorlesungen herrschten damals noch die lateinische Sprache und syllogistische Form; die Einführung der deutschen Sprache hatte 1786 der damalige Universitätsrektor Karl Theodor v. Dalberg (1744—1817) vergebens erstrebt.

Digitized by Google

Sternwarte auf dem Neubauturme hat Schön dagegen nennenswerte Förderung kaum geboten, da nach dem Tode ihres Gründers Prof. Franz Huberti S. J. (1715—1789), der nur sehr selten Studierende in das kleine, aber von Sachkennern vielfach gerühmte Observatorium eingelassen hatte, dieses teils durch Nichtgebrauch und Beschädigung der Instrumente, teils durch Diebstahl rasch verfiel, zumal dem neuen Konservator Michael Anton Schwab (1748—1806), mehr Mathematiker als beobachtender Astronom, verwaltungstechnische Fähigkeiten leider völlig mangelten.

Am 14. September 1795 durch Fürstbischof Georg Karl von Fechenbach (1749—1808) zum Priester geweiht wurde Schön zunächst Hausgeistlicher des Klerikalseminars, kurz darauf außerdem vertretungsweise Präses der Würzburger Bürgersodalität, einer 1706 gegründeten Bruderschaft. Im Februar 1796 als Kaplan nach Arnstein angewiesen, ermöglichte es ihm diese sehr leicht zu versehende und recht einträgliche Stellung, jede freie Stunde der Mathematik und der Philosophie zu weihen, eine um so größere Schicksalsgunst, als Schön damals bereits fühlte, daß er bei der Wahl seines Standes zu unüberlegt vorgegangen war. Doppelt mag ihn daher die am 8. September 1797 erfolgte „ungesuchte und unvermuthete" Ernennung zum öffentlichen ordentlichen Professor der Philosophie an dem philosophischen Kurse erfreut haben, zumal sie nach der fürstbischöflichen Verfügung „in Ansehung seiner angerühmten Kenntnisse in den philosophischen Wissenschaften und anderer guten Eigenschaften" erfolgte. Der philosophische Kurs gehörte seit Oktober 1794 nunmehr ausschließlich zum Würzburger Gymnasium [1]), das damit aus Lehr- wie aus Erziehungsgründen endlich aus dem Verbande der Universität völlig gelöst worden war. Es sollten fernerhin in Logica und Physica nur noch die Anfangsgründe der Philosophie gelehrt werden, vorgetragen von zwei eigens dazu angestellten Professoren, deren anderer der nachmalige Universitätsprofessor der Philosophie bezw. der Mathematik Andreas Metz (1767 bis 1839) war, ein begeisteter Kantianer, zeitlebens mit seinem engeren Landsmanne Schön in Gespanntheit und Wettstreit lebend; die beiden gleichstrebenden Gelehrten und gleichgesinnten Priester waren richtige Gegenpole. Gleich den anderen Gymnasial- und den geistlichen Universitätsprofessoren hatte Schön eine Dienstwohnung, bestehend aus Wohngemach sowie Studierzimmer nebst Alkoven im 2. Stock des

[1]) S. Günther irrt, wenn er in Schön's Lebensbeschreibung in der Allg. Deutschen Biographie (32. Bd. S. 247) angibt: „1797 ernannte ihn der Fürstbischof zum ord. Professor der Philosophie an der heimischen Hochschule."

Digitized by Google

Südflügels der Universität, des sogenannten Borgiasbaues, dessen Nachbarflügel bis 1829 das Gymnasium beherbergte. Die Professoren hatten ferner freien Mittags- und Abendtisch; an Gehalt bezog Schön im Jahre 150 fl. und von jedem Klassenschüler 3 bezw. 5 fl. Kolleggeld außerdem.

Zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, des Gymnasialrektors Adam Josef Onymus (1754—1836) und des Schulrates Bonaventura Andres (1743—1828), beide auch Professoren an der Universität, die den Prüfungen und öffentlichen Disputierübungen stets beiwohnten, versah Schön sein Lehramt, „unter allen Lehrstellen die beschwerlichste, zugleich mit den meisten Verdrüßlichkeiten verbunden [1])". Er bat daher, um nicht seine Kraft zu zersplittern, den Fürstbischof am Schlusse des fünften Schuljahres um eine Mathematikprofessur an der Universität. Fechenbach bot ihm, da vorderhand keine erledigt war, die durch Ignaz Straßbergers (1766—1816) Berufung zum Regens des Klerikalseminars 1802 freigewordene Lehrkanzel der Experimentalphysik an, die Schön jedoch ablehnte, in der richtigen Erkenntnis, daß er kein Physiker und daß die damals noch vielfach geübte Gepflogenheit, irgend ein Lehrfach auf einen Lehrer zu übertragen, der sich dazu gar nicht eigens vorgebildet hatte, „das Grab aller freien Thätigkeit und das Ruhebett aller Nachlässigkeit" [1]) sei. Kurz darauf trat der greise Mathematiker Franz Xaver Trentel (1730—1804) vom Lehramte zurück. Sofort erinnerte sich Fechenbach Schöns, der ein Schüler Trentels war, und ernannte ihn am 16. September 1802 zum außerordentlichen Professor der Mathematik an der Universität „zur Bezeigung Höchstseiner besonderen Zufriedenheit mit seinem bisher bezeigten Fleiß und Eifer, ohne ihm jedoch die Anwartschaft auf die ordentliche Professur vorerst zu sichern". Da die Stelle zunächst außerplanmäßig war, sah sich Schön gezwungen, seine Philosophieprofessur beizubehalten. Am 26. November 1802 wurde er Mitglied des sogenannten weiteren akademischen Senats (plenum), nachdem er die Eintrittsbedingung dafür (punctum professorale) durch den vor versammeltem Lehrkörper gehaltenen mathematikgeschichtlichen Vortrag „De desideratis in Mathesi aevo nostro expletis" erfüllt hatte.

Doch Schöns akademische Lehrtätigkeit währte zunächst nur kurze Zeit. Nach dem unmittelbar darauf erfolgten Übergang des Hochstifts Würzburg an Kurbayern gab der für die neugewonnenen fränkischen

[1]) Schreiben Schön's an den Grafen Thürheim vom 18. Januar 1804 (Akten der Obersten Studienkuratel, 18. Heft, 1803/04).

Digitized by Google

Gebietsteile ernannte General-Landeskommissar Friedrich Karl Graf v. Thürheim am 11. November 1803 jene sogen. Organisationsakte heraus, die die Säkularisation der Alma Julia regelten. Noch von der Karlsschule her in Verbindung mit jüngeren Gelehrten, berief Thürheim in dem Bestreben, die Würzburger Hochschule zur bedeutendsten ganz Deutschlands zu machen, 15 auswärtige angesehene Gelehrte, zum größten Teil an die Stelle von 12 Professoren, die durch die Organisationsakte nicht bestätigt, sondern unter Beibehaltung des Gehaltes (bis zu ihrer anderweitigen Verwendung) verabschiedet wurden, zumeist wegen hohen Alters, teilweise wegen geringer Bedeutung, einige, wie z. B. Franz Oberthür, aus rein persönlichen Gründen. Unter den Nichtbestätigten befand sich auch überraschenderweise Johann Schön, der, da die neue Regierung gleichzeitig auch das Gymnasium völlig umgestaltete, zumal den Philosophie-Kurs aufhob und dessen Lehrgegenstände der Universität zuwies, sich nunmehr plötzlich außer jeder Anstellung sah.[1]) Das niederdrückendste war für ihn die völlige Unkenntnis der Gründe seiner Verabschiedung. Unbedeutendheit konnte man dem erst 32jährigen gewiß nicht vorwerfen, der in zwei tüchtigen kritischen Abhandlungen die Grundlagen der Mathematik geprüft, der zwei zweckmäßige große Lehrbücher — eines der Ziffernrechnung und eines der Trigonometrie — unter der Presse hatte und dessen bemerkenswertes Lehrbuch der Psychologie weitverbreitet, an der Universität Salzburg sogar Vorlesungsbuch war. Persönliche Gegner hatte er auch nicht. Sein oft gerühmter Lern- und Lehreifer wurde auch in Thürheims Bericht vom 30. Dezember 1803 an den Kurfürsten lobend anerkannt. Man bezweifelte lediglich die Rechtsgültigkeit seiner Ernennung, da sie während der letzten Wochen der fürstbischöflichen Regierung erfolgt sei, außerdem ihm jene Verfügung ein Recht auf die ordentliche Professur gar nicht gewährleistet habe. Doch sind beide Gründe nicht stichhaltig: einmal war der am gleichen Tage wie Schön ernannte Physiker Franz Lothar Sorg (1773—1827) im Amte verblieben; dann waren ja auch durch Trentels und Schwabs gleichzeitige Verabschiedung die ordentlichen Professuren endgültig freigeworden, ohne daß in Würzburg außer Schön für sie stichhaltige Bewerber vorhanden gewesen wären. Meines Erachtens ist jedoch der wahre Grund der, daß Kurfürst Max IV. Josef das 1799 seinem vom Schicksal hart verfolgten[2]) ehemaligen

[1]) S. Günthers Angabe (a. a. O.): „Ihr (d. i. der Hochschule) blieb er unter wechselndem staatlichen Regimente treu" ist ebenfalls irrig; Schön war nur 1802/03 und von 1809 an Universitätsprofessor.

[2]) Siehe Urkunde G. L. 1485,5 d des Münchener Kreisarchivs.

Digitized by Google

Hofastronomen Johann Nepomuk Fischer (1749—1805) gegebene Versprechen [1]) auf möglichst baldige Wiederanstellung in Bayern nunmehr einlösen wollte. Dieser als Astronom, Physiker und Mathematiker vielverdiente ehemalige Jesuit hatte durch die 1781 erfolgte Einziehung der aus den aufgehobenen Jesuitengütern fließenden Geldmittel zugunsten des Malteser-Ritterordens sein Ingolstadter Lehramt, später infolge der P. Frank'schen Verfolgung auch seine neue Stellung als pfalzbayerischer Hofastronom in Mannheim verloren und lebte nunmehr äußerst dürftig in London; freudig folgte er daher dem Ruf an die neue bayerische Universität.

Schön lebte nach seinen Worten einige Monate dumpf dahin, sich meist trigonometrischen Studien und der Ausbildung im Zeichnen widmend. Seine Hoffnung, kraft eines Hochschullehramtes sich ausschließlich der geliebten Mathematik widmen und so ewig „auf die Funktionen eines katholischen Priesters in der Eigenschaft eines Seelsorgers entsagen zu dürfen" [2]) war vorerst vereitelt worden. Was half es ihm da, daß der Kurfürst am 22. Dez. 1803 durch Prorektor und Senat den verabschiedeten Professoren „ihre für die hiesige Hohe Schule gehabten Verdienste und Bemühungen durch ein offizielles Anerkenntniß belohnte", ihnen, sofern sie nicht schon zu alt seien, die Wiederanstellung in anderen Dienstverhältnissen versprach und ihre dahingehenden Vorschläge erbat? War doch Schöns „einziges Ziel das akademische Lehramt, um meine Kenntnisse zugunsten der Allgemeinheit dort vertiefen und verwerten zu können," wie er in seinem Schreiben vom 26. Dezember 1803 an die oberste Studienkuratel [3]) ausführt. Sein Vorschlag ging dahin, man möge wieder wie vordem das mathematische Lehramt teilen: Fischer sollte höhere Mathematik und Astronomie, er selbst die niedere (reine wie auch angewandte) Mathematik lehren. Die Notwendigkeit dieser Teilung erkannte auch die Sektion an (Fischer sprach sogar für eine Dreiteilung), die Professur erhielt jedoch weder Schön noch einer der vier anderen Bewerber (von denen keiner Fachmathematiker war), sondern auf Vorschlag Schellings der schon damals bedeutende Jenaer Mathematikprofessor Konrad Dietrich Martin Stahl (1771—1833); Schön dagegen wurde von Thürheim am 4. Februar 1804 der kurfürstlichen Landesdirektion Würzburg als Lehrer der Mathematik und Physik für das Gymnasium empfohlen. „Sollte er

[1]) Siehe Urkunde G. L. 1485,5 d des Münchener Kreisarchivs.

[2]) Schreiben Schön's an den Grafen Thürheim vom 18. Januar 1804 (Akten der Obersten Studienkuratel, 18. Heft, 1803/04).

[3]) Akten der obersten Studienkuratel, 18. Heft.

Digitized by Google

diese Bestimmung seinen Gesinnungen nicht angemessen finden, so sey er in einem schicklichen Erledigungsfalle zur Unterbringung auf einer Pfarrey empfohlen" [1]). Die Wahl konnte Schön daher nicht schwer fallen; sein mit 700 fl. bedachtes Lehramt trat er (nach der Neugestaltung des Gymnasiums) im Herbst 1804 an, das ihm angebotene Rektorat lehnte er ab zugunsten seines Amtsbruders Georg Michael Klein (1776—1820), des späteren Philosophieprofessors an der Universität, eines begeisterten Schellingianers.

Eine von der bayerischen Regierung zugelassene Neueinrichtung an der Würzburger Hochschule kam Schön ferner zugute, das Privatdozententum. Am 2. November 1804 öffnete sich ihm als Privatlehrer für Mathematik auf seine Eingabe hin auch der akademische Lehrsaal wieder. Von dem Recht zur Abhaltung von Vorlesungen machte er aber erst im Winter 1806/07 Gebrauch, nachdem die bayerische Regierung am 1. Februar 1806 durch die großherzoglich würzburgische abgelöst worden war, die den zweijährigen Philosophie-Kurs probeweise am Gymnasium wieder einführte und Schön am 28. Oktober 1806 zum Lehrer der Oberklasse (Physica) mit 700 fl. Gehalt ernannte [2]); außerdem bezog er jährlich 100 fl. Wohnungsgeld, da die Dienstwohnungen der Gymnasialprofessoren im Borgiasbau inzwischen der räumlichen Erweiterung des besonders durch Schenkungen Großherzog Ferdinand's bedeutend vergrößerten Naturalienkabinetts zum Opfer gefallen waren.

Unterdessen hatte Schön nach dem Tode Johann Nepomuk Fischers (21. Februar 1805), nochmals, und als der zum Nachfolger ausersehene bedeutende Münchener Geodät und Astronom Ulrich Schiegg (1752—1810) im April 1805 abgelehnt hatte, zum drittenmale Ende Mai 1806 um die noch immer erledigte Professur für Mathematik und Astronomie gebeten, umsomehr als nach der Berufung Stahl's an die Universität Landshut im März 1806 beide Mathematikprofessuren erledigt waren. Doch hatte Schön auch diesmal keinen Erfolg: man ließ aus Sparsamkeitsgründen den Philosophen Metz in der nebenamtlichen Verwesung des verwaisten Lehrstuhls. Die damaligen Zustände bezeichnet so recht das Gutachten des Senats vom 17. Juni 1806 auf Schöns letzte Eingabe hin: „Bei der Wiederanstellung Professor Schöns an der Universität müßte die hierdurch erledigte unentbehrliche Lehrstelle der Mathematik am Gymnasium durch ein anderes Subject besetzet werden, woraus eine neue und ganz unnötige Last für den Fond

[1]) Akten der obersten Studienkuratel, 18. Heft

[2]) Großherzogl. Würzburg. Staatsministerialprotokolle (Innere Angelegenheiten) Nr. 109 Seite 1861.

Digitized by Google

entstünde," und so beschloß denn die oberste Studienkuratel, „daß der Fall einer neuen Anstellung eines Professors der Mathematik noch nicht eingetreten sei, da Schön auch als Privatdozent vollgültige Zeugnisse zur Erlangung der Absolutorien für die Candidaten, die bei ihm hörten, ausstellen könne". In Wirklichkeit blieben daher beide Lehrstühle $4^1/_2$ bezw. $3^1/_2$ Jahre hindurch verwaist bis zum Erlaß der neuen Organisationsakte, die der Großherzog am 7. September 1809 gab. Der philosophische Kurs wurde in veränderter Form nunmehr endgültig zur Universität gezogen, Schön als öffentlich ordentlicher Professor der Mathematik in die 3. Gehaltsklasse der Professoren geistlichen Standes eingereiht, in der er jährlich 600 fl. Gehalt, 100 fl. Personalzulage und 100 fl. Wohnungsgeld bezog.

Schön hatte bereits 1806 in einer anonymen Schrift „Entsprechen unserer Gymnasien dem Endzwecke aller Erziehung?" der so nötigen gründlichen Umbildung der Gymnasien katholischer Länder das Wort geredet. Den Hauptanstoß zur Verlegung des philosophischen Kurses, die gleichbedeutend mit seinem redlich verdienten Todesurteil war (wenn auch die Lehrer an der philosophischen Fakultät noch eine Zeitlang über ihre Hörer „die Disziplin" inner- und außerhalb des Hörsaals ausübten), hatten indeß Metz, „rein patriotische, jedoch unmaßgebliche Gedanken über eine neue äußerst nöthige Organisation der vaterländischen Schulanstalten" gegeben.

Nach sieben Jahren des Kampfes und der Entsagung hatte Schön nunmehr sein Ziel erreicht. Mit Eifer gab er sich dem Lehrberufe hin; er las abwechselnd niedere und höhere Mathematik nebst ihren Anwendungen, namentlich die Theorie der Progressionen und Logarithmen sowie deren Anwendung auf die zusammengesetzte Zins- und Annuitätenrechnung, ferner Feldmeßkunst und mathematische Geographie, nach und nach alles nach eigenen Lehrbüchern, [1]) gelegentlich auch theoretische Mechanik und Optik. Schön legte stets besonderes Gewicht auf die Darlegung des Zusammenhanges seiner Fachwissenschaft mit den allgemeinen geistigen Gesichtspunkten und Belangen, dem leidigen Überspezialistentum war er abhold. So kann man auch noch heute genußreich Vorlesungen durchnehmen, die er vor größerem Kreise gehalten, wie z. B.: „Einfluß des mathematischen Studiums auf die geistige und sittliche Bildung" und „Schätzung, Über- und Unterschätzung sowie Mißbrauch der Mathematik mit geschichtlichen Rückblicken." Überhaupt betonte er die Bedeutung der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung nicht

[1]) Es durfte nach der neuen Hochschulverfassung nur nach vorher der Studienkuratel angezeigten Lehrbüchern, nicht nach Ungedrucktem gelesen werden.

Digitized by Google

nur für die betreffende Wissenschaft selbst, sondern auch für die Geistesentwicklung mit Recht immer wieder, und die herrlichen Sätze im Vorwort zu seiner „Trigonometrie", die die nähere Ausführung seiner diesbezüglichen Gedanken enthalten, sind ebenso sein eigener Lebenswahlspruch gewesen, wie das Ovid'sche »Da veniam scriptis, quorum non gloria nobis causa, sed utilitas officiumque fuit«, das er dem erwähnten Buche vorangesetzt; denn seine Bücher wurden „weder pro pane lucrando, noch aus Ruhmsucht, sondern lediglich darum geschrieben, um denen, die sich in einer der nützlichsten Wissenschaften auf gründliche und zugleich leichte Art unterrichten wollen, einen wesentlichen Dienst zu leisten," und er nahm daher für seine kleineren Schriften gar keine Vergütung, damit sie „recht billig werden und daher weite Verbreitung finden konnten. Durch die Verbreitung des Nützlichen allein sah ich mich überreich belohnt" [1]). Als am 10. November 1816 ein gewaltiger Brand die Rhönstadt Bischofsheim verheert hatte, ließ er eine noch heute lesenswerte Vorlesung „Über den Nutzen des mathematischen Studiums" in 1200 Stücken zugunsten der Abgebrannten absetzen.

Auch der 1806 begründeten „Gesellschaft zur Förderung und Vervollkommnung der (mechanischen) Künste und Gewerbe" (dem späteren „Polytechnischen Zentralverein") lieh Schön uneigennützig seine Kräfte. Von 1808—1816 war er, vom Großherzog Ferdinand selbst dazu berufen, als Vorstand der damals 400 Schüler zählenden „Großherzoglichen Geometrie- und Zeichnenschule," 1814—1816 zugleich auch der Mechanikschule, leitendes Mitglied des Ausschusses. Während dieser 8 Jahre gab er in den vier mathematischen Schulen der Gesellschaft den Fortbildungsschülern und jungen Handwerkern unentgeltlich Unterricht in Rechnen, Geometrie, praktischer Mechanik und Statik sowie Baukunst, bearbeitete auch 1812 zweckmäßige Leitfäden für diesen Unterricht und ließ die ganze Auflage zugunsten der polytechnischen Schule verkaufen, nachdem er eine größere Anzahl der Bücher an arme Lehrjungen verschenkt hatte. Die Gesellschaft sowohl wie die Landesdirektion Würzburg [2]) ehrten diese selbstlose Betätigung ganz besonders.

Die Lehrtätigkeit am Polytechnischen Verein gab Schön jedoch nach und nach auf, da Himmels- und Witterungskunde ihn immer mehr anzogen und mit neuen Plänen und Arbeiten erfüllten. Zwar

[1]) Zeitschrift „Hesperus", 26. Bd. (1820) S. 71.

[2]) Vgl. Chroust, A.: „Das Würzburger Land vor hundert Jahren" (Würzburg 1914) S. 226.

Digitized by Google

konnte er zunächst in den Astronomievorlesungen, die er seit 1811 nach eigenem Lehrbuch vor einer zahlreichen Hörerschaft hielt, leider „nicht mehr als die Theorie lehren, da es noch an einer Specula astronomica mangelt;" denn die Sternwarte auf dem Neubauturm war allmählich völlig verfallen, die großzügigen Pläne zur Errichtung einer neuzeitlichen Sternwarte in der Nähe des Hofgartens, die Professor Fischer auf Veranlassung der kurbayerischen Regierung im August 1804 dem akademischen Senate vorgelegt hatte, waren durch Fischers bald darauf erfolgten Tod, die 1806 eingetretene Regierungsänderung und die lange Verwaisung der Professur nicht weiter verfolgt worden, ihre Verwirklichung nach den schweren Kriegsjahren nunmehr völlig aussichtslos geworden. Schön betrieb daher eifrig die Wiederherstellung wenigstens der alten Sternwarte, deren Leitung ihm am 10. Mai 1819 ehrenamtlich übertragen wurde. Es gelang ihm binnen Jahresfrist, die verwahrloste Sternwarte wieder soweit in Stand zu bringen, daß einzelne Beobachtungen angestellt und den Studierenden Anleitung gegeben werden konnte. Eine der ersten Beobachtungen Schöns war die genaue Bestimmung der geographischen Länge Würzburgs. Er mußte sich die ersten zwölf Jahre mit den wiederhergestellten (jetzt im Deutschen Museum München befindlichen) alten Instrumenten begnügen, 1831 erhielt er aber 4000 fl. bewilligt, sodaß er u. a. einen sehr guten, vollständigen Repetitionsvertikalkreis und ein großes Fraunhofersches Fernrohr anschaffen konnte.

Hatte sich Schön, abgesehen von einem wieder behobenen Fußleiden im Jahre 1816, bis dahin guter Gesundheit erfreut, so mußte er sich seit 1835 öfters recht schonen. Der Aufstieg zur Sternwarte, dessen unterer Saal bereits 26 m über der Straße liegt, verursachte ihm jedoch allmählich größere Beschwerden, sodaß ihm mit Ministerialerlaß vom 8. Februar 1836 der Gymnasialprofessor der Mathematik und Privatdozent Dr. Josef Michael Stern (1801—1838) als Adjunkt zur Entlastung beigegeben werden mußte. Doch hielt sich Schön für rüstig genug zur weiteren Ausübung des Lehramts; schwer traf ihn daher seine Verabschiedung am 25. März 1837; am 26. April übergab er seinem Nachfolger Alois Mayr (1807—1890) die Leitung der Sternwarte. Bald zeigte es sich, daß der unfreiwillige Ruhestand doch sehr vonnöten war. Von einem leichten Schlaganfall sich erholend, erlag Schön nicht lange darauf am 18. April 1839 abends 6 Uhr einem neuen Anfall. Die Stadt Würzburg verlor in ihm einen durch seinen Gemeinsinn sehr beliebten, durch seine stern- und wetterkundlichen Bestrebungen allgemein bekannten Mitbürger, die Alma Julia einen

Digitized by Google

ihr fachschriftstellerisch tätigsten und bekanntesten Forscher der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der lange dem Senat und dem Verwaltungsausschuß angehört hatte, öfters auch Rektoratsverweser sowie Dekan der Philosophischen Fakultät gewesen war.

Schöns zahlreiche Schriften — 32 erschienen in Buchform, 95 in Zeitschriften — lassen sich zeitlich unschwer in drei Gruppen einteilen: die psychologischen Erstlingsarbeiten aus der Zeit seiner Philosophieprofessur, die durchwegs als Bücher erschienenen mathematischen Werke, die hauptsächlich bis zum Jahre 1818 herauskamen, von dem an Schön neben astronomischen Schriften fast nur Ergebnisse und Auswertungen seiner meteorologischen und klimatologischen Untersuchungen, zumeist in Zeitschriften, veröffentlichte.

In den beiden psychologischen Abhandlungen »Psychologiae empiricae compendium« (1800) und der psychologisch-ethischen Untersuchung „Über Achtung und Erhabenheit" (1802) geht Schön von Leibniz-Wolffschen Anschauungen aus. Man erkennt in beiden Schriften so recht die Größe des Fortschritts, den die Wissenschaft seit dem für die katholischen Universitäten so denkwürdigen Jahre 1773 an ihnen gemacht hat; denn Schön behandelt die Grundlagen der psychischen Erscheinungen nicht verworren spekulativ, sondern exakt physiologisch. Mitunter tritt auch, namentlich in der scharfen Unterscheidung zwischen Gefühl und Empfindung, der Einfluß Kants, besonders seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" (1798) unverkennbar zutage, wenn auch Schön nicht wie die begeisterten Würzburger Kantianer, sein Lehrer Maternus Reuß (1751—1798) und Andreas Metz, dem Meister überallhin folgt.

Von den 17 Mathematikbüchern sind 10 Lehrbücher, davon behandelt eines ausschließlich die höhere Mathematik. Sie erfreuten sich wegen ihrer gründlichen und klaren Art zur damaligen Zeit für Vorlesung wie zum Selbststudium großer Beliebtheit und Verbreitung; ihr bedeutendstes ist neben dem umfangreichen Lehrbuch der höheren Mathematik zweifelsohne das der ebenen und sphärischen Trigonometrie (1805), das auch praktischen Zwecken der Astronomie, Geodäsie und Geographie dienen, namentlich der kurbayerischen Regierung bei ihren vorzunehmenden Landesvermessungen zur Hand gehen sollte. Schön betrieb die trigonometrische Höhenmessung selbst praktisch, er bestimmte als Erster die genaue Höhe verschiedener fränkischer Berge (Kreuzberg, Dreistelz, Sodenberg in der Rhön, Nikolausberg bei Würzburg, Schwanberg und Zabelstein im Steigerwald).

In den kleineren mathematischen Schriften ist Schön bestrebt,

Digitized by Google

die Grundlagen der Mathematik, zumal die reichen Ergebnisse des 18. Jahrhunderts besinnlich zu prüfen, zu sichern und darauf weiterbauende Wege anzubahnen. In seiner Erstlingsarbeit [1]) zeigt er 1798, daß die bisherigen Beweise für den Newtonschen Binomialsatz nicht streng genug seien und gibt einen neuen, selbständigen Beweis für diesen wichtigen Lehrsatz. Besonders verdient machte er sich durch die Abhandlung »Fractionum continuarum theoria et usus« (1810) [2]), in der er als einer der ersten deutschen Mathematiker auf die große Bedeutung der Rechnung mit Kettenbrüchen, namentlich zur Darstellung großer Zahlenverhältnisse, angelegentlich hinwies. — Sehr schätzenswert ist auch die geschichtliche Entwicklung und prüfende Erörterung der für die gesamte Mathematik so wichtigen Lehre vom geometrischen Verhältnisse (1821), in der er „vom Ansehen ungefesselt" auch Ansichten gefeierter Mathematiker unparteilich gegenübertrat. — Gewissermaßen eine Philosophie der Mathematik ist die „Prüfung der von Herrn Professor Wagner vorgeschlagenen Reform der Mathematik" (1804), in der Schön ebenso gründlich und überzeugend wie sachlich und vornehm Wesen und Arbeitsweise der Mathematik und das Geistesleben bedeutender Mathematiker der Vergangenheit darlegt gegenüber den verschrobenen Vorwürfen, die der Würzburger Modephilosoph Johann Jakob Wagner (1775—1841) gegen die Mathematik als Wissenschaft, ihre Forschungsweise und Lehrart sowie gegen die Mathematiker selbst gerichtet hatte. Die inhaltsreiche Schrift ist noch heute sehr lesenswert und in mancher Hinsicht aktuell.

Die astronomischen Kenntnisse seiner Zeit hat Schön in einem „Grundriß der gesamnten theoretischen Astronomie" 1811 zusammengefaßt, als Vorbereitung zu Newtons Meisterwerk „Philosophiae naturalis principia mathematica" gedacht. Die astronomische Forschung selbst hat er nicht bereichert; dagegen erblickt die Witterungskunde in ihm einen sehr großen Förderer, dem zum guten Teil die mühevollen, verdienstlichen Vorarbeiten zu danken sind, die Ludwig Friedrich Kämtz (1801—1867), Heinrich Wilhelm Dove (1803—1879) und Ernst Erhard Schmid (1815—1885) die Begründung der neuzeitlichen Meteorologie ermöglichten. Erst mit 42 Jahren begann der Mathematiker Schön

[1]) Siehe Schriften, Nr. 1. Die Arbeit ist keineswegs eine „Inauguraldissertation", wie Günther (a. a. O. S. 248) angibt, sondern sie erschien auf Grund der fürstbischöfl. Verordnung von 1798, daß künftig jährlich zwei gedruckte Programme am Gymnasium herauskommen sollten, als deren erstes.

[2]) Bei E. Woelffing: „Mathematischer Bücherschatz" (Leipzig 1903) auf S. 156 fälschlich als „Functionum continuarum ꝛc." unter „Stetigkeit" angeführt.

Digitized by Google

seine meteorologischen Untersuchungen, die bald den größten Teil seiner wissenschaftlichen Belange ausmachten, dazu noch auf einem merkwürdigen Umwege: seine innige Beschäftigung mit der Trigonometrie hatte ihn, wie schon erwähnt, bald zur trigonometrischen Höhenmessung veranlaßt, diese wiederum führte ihn zur Vergleichung der Ergebnisse mit den barometrischen Höhenmessungen; zu diesem Zwecke mußte er mit an anderen Orten wohnenden Fachgenossen gleichzeitige Luftdruckmessungen anstellen, schon um die vier Formeln, die damals zur barometrischen Höhenmessung in Gebrauch waren, einzeln zu prüfen. Der äußere Anstoß zum Beginne regelmäßiger Beobachtungen war ein Freundschaftsdienst, den Schön dem vormaligen Professor der Experimentalphysik Straßberger erwies, nachdem dieser 1807 Pfarrer des auf der Hochebene östlich von Würzburg gelegenen Dorfes Bergtheim geworden war und nun die Höhe seines neuen Wohnortes über Würzburg und über dem Meeresspiegel [1]) erfahren wollte. Mit ihm zusammen begann Schön am 1. April 1813 mit sorgfältig verglichenen Barometern fortlaufende Luftdruckmessungen, die an beiden Orten dreimal täglich angestellt und deren Tages- und Monatsmittel verglichen wurden. Daneben machte Schön auch noch Beobachtungen der Luftwärme, der Windrichtung,- und -stärke, des Bewölkerungsgrades und seit 1817 auch der relativen Luftfeuchtigkeit, außerdem zeichnete er Regen- und Schneefälle, Nebel, Hagel, Gewitter, Stürme auf, ferner den klimatologisch wichtigen alljährlichen Tag des Eintritts von Blüte bezw. Ernte der phänologisch wichtigsten Pflanzen. Mit wachsendem Eifer und großem Verständnis setzte er diese seit 1818 ganz lückenlosen Beobachtungen bis zu seinem Tode fort, also volle 26 Jahre hindurch. Die Bestimmungen der Luftfeuchtigkeit, die Schön mit seinem selbsterdachten Geraniumhygrometer seit 1817 traf, sind jedoch wie fast alle diesbezügliche Messungen zur damaligen Zeit höchst ungenau. Seit 1828 maß er auch die tägliche Niederschlagshöhe; diese Messungen sind infolge ungeeigneter Aufstellung des Regenmessers um etwa ein Drittel zu niedrig. Seine sonstigen Beobachtungen sind dagegen im großen und ganzen recht brauchbar. Als die längsten in Würzburg von einem einzelnen in wissenschaftlichem Geiste angestellten Witterungs-Beobachtungen sind sie, solange die 1880 gegründete staatliche Würzburger Wetterwarte noch nicht über vieljährige Beobachtungsreihen verfügen konnte, bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die Hauptquelle

[1]) Die vorher nur annähernd bekannte Höhe Würzburgs über dem Meere bestimmte Schön 1823 erstmalig genau nach vierjährigen sog. korrespondierenden Barometerbeobachtungen mit Genf, dessen Höhe bereits bekannt war.

Digitized by Google

für die Kenntnis des Klimas von Würzburg gewesen. — Mit Schön beginnt die Reihe jener deutschen Meteorologen des 19. Jahrhunderts, die es sich zur Aufgabe machten, auf Grund der früheren und der eigenen Beobachtungsergebnisse das Gebäude der wissenschaftlichen Witterungskunde aufzuführen. Seine 1818 erschienene „Witterungskunde in ihrer Grundlage" enthält mehr eigene Beiträge zu dieser jungen Wissenschaft als deren zusammenhängende Darstellung. S. Günther nennt das Buch mit Recht „eine für die damalige Zeit durchaus achtbare Leistung"; denn es bringt nicht nur Ergebnisse und Anwendung vierjähriger eigener Beobachtungen, sondern auch zum ersten Mal die Verarbeitung der reichhaltigen, in den zwölfbändigen „Ephemeriden" der Societas Meteorologica Palatina niedergelegten Ergebnisse und deren Verwertung zur Aufstellung von Klimatafeln der 39 verschiedenen Orte, die zwischen Grönland und Rom, zwischen Nordamerika und dem Ural dem Beobachtungsnetz der trefflichen Mannheimer Gesellschaft angehört hatten. Schön hatte damit zum erstenmal an der Hand genauer Zahlenangaben die gewaltigen klimatischen Unterschiede beschrieben, die innerhalb dieses großen Gebietes bestehen. Unentwegt arbeitete er, zumal in seiner „Witterungskunde", auf die Wiederaufnahme jener nur 12 Jahre hindurch fortgesetzten Beobachtungen und auf die Wiedererstehung eines so belebenden Mittelpunktes hin, wie ihn die Mannheimer Gesellschaft im »Museum meteorologicum« und in ihrem wissenschaftlichen Leiter Johann Jakob Hemmer (1733—1790) gehabt hatte. Die zahlreichen gesandtschaftlichen und konsularischen Vertreter der europäischen Staaten auf der ganzen Erde sollten nach Schöns Plan an allen diesen Orten genaue Beobachtungen anstellen lassen, um der Wetterkunde die so nötigen Unterlagen zu liefern. Der Anleitung zu deren Anstellung und Berechnung sowie zur Interpolation fehlender Beobachtungen — ein Verfahren, das erstmalig Schön mit großem Geschick anwandte — sollte der erste, durch das ganze Buch fortlaufende Teil der „Witterungskunde" dienen; der 2. Teil enthielt die Grundzüge der barometrischen Höhenmessung, um die Höhe der einzelnen Beobachtungsorte zu bestimmen, der 3. endlich behandelte die Gesetze der Witterungserscheinungen auf Grund der von Schön erschlossenen, zum Teil erstmalig auch durch Kurven zeichnerisch dargestellten Beobachtungsergebnisse der Mannheimer Gesellschaft und zeichnete den Gang der Witterung über dem größten Teile Europas auf. Schön wies zuerst wieder auf die Wichtigkeit zweier Gesichtspunkte hin, die später die Grundlage unserer ganzen Beobachtungsordnung geworden sind: die Gleichzeitigkeit der Beobachtungen hinsichtlich der Wahl

Digitized by Google

der Tagesstunden, sowie die unbedingte Gleichheit des Zeitraumes bei der Vergleichung der Ergebnisse mehrerer Beobachtungsorte, ferner auf die gar nicht übertreibbare Genauigkeit in der Anstellung dieser Beobachtungen, die Ersatz für deren etwa mangelnde Menge sein sollte, namentlich durch ausschließlichen Gebrauch sorgfältig miteinander verglichener Instrumente zur Sicherung der Gleichförmigkeit der Beobachtungen. Schön wollte damit „die Witterungskunde als reine Erfahrungswissenschaft" begründen.

Das Buch wurde allgemein mit Spannung entgegengenommen, es erfreute sich weiter Verbreitung und beifälligen Dankes; beim Erscheinen hatte es bereits 334 Vorausbestellungen aufzuweisen. Drei Gesichtspunkte namentlich sind in dem Werk völlig neu: die erstmalige Anwendung der Differenzen der Werte klimatisch ähnlich gelegener Orte zur Interpolation fehlender Beobachtungen — leider verfolgte Schön diesen glücklichen Gedanken nicht weiter zur Prüfung der Güte der Beobachtungen selbst an Hand dieser Differenzen, wie dies heute geschieht, — dann der Versuch, zur Errechnung der mittleren Luftwärme eines Erdortes auch dessen geographische Länge zu benutzen, außerdem der beachtenswerte Versuch, die Beobachtungsergebnisse möglichst vieler Erdorte durch Kurven zeichnerisch darzustellen, und aus solchen langjährigen Kurven eine sogenannte Normalkurve zu entwerfen, ein Plan, dem wir auch heute noch zustreben, da zu seiner Verwirklichung für die meisten Erdorte wesentlich mehr Beobachtungsjahre vonnöten sind, als Schön annahm. 1837 wies er darauf hin,[1]) daß man bei Kenntnis der mittleren Monatsmittelunterschiede mehrerer nicht zu weit von einander entfernter, klimatisch ähnlich gelegener Wetterwarten aus den Mitteln der einen Warte die der übrigen leicht sehr annähernd berechnen könne, ein in seiner ganzen Anwendungsfähigkeit von ihm kaum genügend erkannter, jedenfalls nicht ausgenutzter grundlegender Gedanke.

Von den anderen zahlreichen wetterkundlichen Einzelaufsätzen ist keiner so wichtig wie der 1822 „Über die Gewitter in der Umgegend von Würzburg" erschienene, der Schön, wie Günther hervorhebt, „unter die Vorläufer der modernen Gewitterkunde gestellt hat"; denn er deutet in ihm bereits den erst mehr als 50 Jahre später von Heinrich Mohn (1835—1917) ausgedrückten Gegensatz zwischen Wärme- und Wirbelgewittern klar an, er untersucht bereits gesetzmäßige Wiederholungen im Auftreten der Gewitter, ihre Fortpflanzungsrichtung und -geschwindigkeit und die Abhängigkeit ihrer Fortbewegung vom Zuge des Main-

[1]) „Correspondenzblatt des Kgl. Württemberg. Landwirtschaftl. Vereins", Neue Folge, 12. Band (Stuttgart 1837) S. 246—257.

Digitized by Google

tals. Auch die Begünstigung der örtlichen Wärmegewitterbildung durch enge, von hohen Bergen eingeschlossene Täler entging ihm nicht, den Grund für die Zunahme des Windes bei Gewitterstörungen erkannte er richtig. Seine später vertretene Ansicht jedoch, daß der u. a. im 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts besonders häufige Höhenrauch durch gesteigerte Tätigkeit der Luftelektrizität hervorgerufen werde, daß ein solcher Nebel sogar die Stelle eines schwachen Gewitters einnehmen könne und die Witterung stark beeinflusse, hat sich später als unhaltbar erwiesen. Dagegen hat er bereits einen damals noch von zahlreichen Gelehrten bejahten bemerkenswerten Einfluß des Mondes auf die Witterung mehrmals an Hand genauer, langjähriger Zahlenangaben mit Nachdruck verneint. Unbewiesene Anschauungen und Unwissenschaftlichkeiten in der Wetterkunde, die seinem mathematischen Kopfe widerstrebten, konnte er mit beißendem Spotte abtun.

Die Ergebnisse seiner Untersuchungen suchte Schön auch zweckmäßig anzuwenden, namentlich durch Ausgabe von Frostwarnungen. Die Förderung des Wein- und Getreidebaues ließ er sich stets angelegen sein, er empfahl mit warmen Worten die Räucherung der Weinberge gegen Frostgefahr, er brachte die Güte des Weins in Zusammenhang mit der Summe aller während der Vegetationszeit dem Weinstocke zugeführten Wärmegrade zum Zwecke der Vorausberechnung, die Menge des Weines dagegen mit der Menge des Niederschlages während der Vegetationszeit. Der Kgl. Württembergische Landwirtschaftliche Verein in Stuttgart und die K. und K. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaus, der Natur- und Landeskunde in Brünn hatten daher Schön für seine mannigfachen Verdienste um Wein- und Ackerbau schon frühzeitig zum korrespondierenden Mitglied ernannt.

Schriften. — „Dissertatio theorematis binomialis demonstrationem sistens" (Würzburg 1798, F. E. Nitribitt). — „Psychologiae empiricae compendium" (Würzburg 1800, B. J. Stahel), VII, 160 Seiten. Verm. u. verb. 2. Auflage, Würzburg 1803, Stahel. — „De numeris generatim et speciatim de numeris fractis, tam decimalibus quam sexagesimalibus". (Würzb. 1802, F. E. Nitribitt), 24 S. — „Prüfung der von Herrn Professor Wagner vorgeschlagenen Reform der Mathematik" (Arnstadt und Rudolstadt 1804, Langbein und Klüger). VI, 74 S. — „Die Ziffernrechnung oder Rechenkunst, zum Gebrauche für Schulen und im bürgerlichen Leben" (Bamberg und Würzburg 1805, J. A. Göbhardt). Verm. u. verb. 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1814, Wesché. — „Lehrbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie, mit Anwendung auf Feldmeßkunst und Astronomie" (Bamberg u. Würzburg 1805, J. A. Göbhardt). XXXII, 392 Seiten, 6 Tafeln. — „Die Buchstabenrechnung und niedere Algebra, zum Gebrauche der Vorlesungen" (Würzb. 1806, J. Stahel). — „Einige Momente zur Beantwortung der Frage: Entsprechen unsere Gymnasien dem Endzwecke aller Erziehung? Kurz dargestellt

Digitized by Google

mit besonderer Beziehung auf das katholische Teutschland, von einem Freunde des Besserwerdens". (1806, ohne Druckort). — „Lehrbuch der reinen niedern Geometrie in Verbindung mit der Anleitung zur Feldmeßkunst" (Nürnberg 1808, Felßecker). Mit 19 Tafeln. Verm. u. verb. 2. Aufl. Nürnberg 1824, mit 20 Tafeln. — „Fractionum continuarum theoria et usus" (Würzburg 1810, J. Stahel), 47 S. — „Grundriß der gesamten theoretischen Astronomie mit einem Anhang über den Kalender. Nebst vorausgeschickter Theorie der Kegelschnitte und einiger Curven höherer Ordnung". (Nürnb. 1811, Felßecker). 192 S., 8 Tafeln und 4 Tabellen. — „Kurzer und faßlicher Unterricht in der Rechenkunst, Geometrie, praktischen Mechanik und Statik, und bürgerlichen Baukunst. Für Bürger- und Sonntagsschulen, zunächst für die Großherzogl. Geometrie- und Zeichenschule" (Würzb. 1812, Bonitas). IV, 350 S., viele Tafeln. Ursprünglich in vier einzelnen Heften zu je 86—90 Seiten erschienen. — „Über den Nutzen des mathematischen Studiums". (Würzb. 1817, J. Dorbath) 32 S. — „Einige Aufgaben über Schuldentilgung, mit ihren Auflösungen" (Würzb. 1818, J. Stahel). — „Die Witterungskunde in ihrer Grundlage" (Würzb. 1818, Bonitas). XVI, 119 S., 34 Blatt Tabellen und 6 Tafeln. — „Über die Witterung und Fruchtbarkeit des Jahres 1818 aus Beobachtungen, zur nützlichen Vergleichung der Witterung im Jahre 1819 und in den folgenden Jahren (Würzburg 1819, Bonitas). Mit 1 Tafel. — „Über die Witterung und Fruchtbarkeit des Jahres 1819 aus Beobachtungen (Würzburg 1820, Bonitas). — „Darstellung der Umstände der großen Sonnenfinsterniß am 7. September 1820, durch eine große, für die Erde überhaupt und besonders für Würzburg entworfene lithographierte Zeichnung; mit einer kurzen Anleitung, dergleichen Zeichnungen zu fertigen" (Würzb. 1820, Bonitas), 19 S. — „Erörterung einiger Hauptmomente in der Lehre von dem geometrischen Verhältnisse im Sinne Euklids und anderer Mathematiker" (Würzb. 1821, C. W. Becker), 76 S. — „Über die Witterung und Fruchtbarkeit des Jahres 1820 aus Beobachtungen" (Würzb. 1821, Bonitas), 30 S. und 1 Tafel. — „Über die Witterung und Fruchtbarkeit des Jahres 1821 aus Beobachtungen" (Würzb. 1822, Bonitas), 35 S. und 1 Tafel. — „Die höchst seltene Winterwitterung in den drei letzten Monaten des Jahres 1821 in allen Gegenden Europas" (Nürnb. 1823, Felßecker). — „Über die Witterung und Fruchtbarkeit des Jahres 1822 aus Beobachtungen" (Würzburg 1823, Bonitas), 36 S. 1 Tafel. — „Über die Witterung und Fruchtbarkeit des Jahres 1823 aus Beobachtungen" (Würzburg 1824, Etlinger), 31 S. — „Lehrbuch der niedern, reinen allgemeinen Größenlehre, oder der Buchstabenrechnung und Algebra, zum Behufe öffentlicher Vorlesungen und des Selbstunterrichts" (Würzburg 1825, J. Stahel) V, 384 S. — „Über meteorologische Beobachtungen, Umfang, Zweck und Nutzen derselben; Art und Weise sie anzustellen, zu berechnen und zu vergleichen" (Nürnberg 1827, J. L. Schrag), 126 S. (Sonderabdruck aus dem 10. Band des „Archiv für die gesammte Naturlehre", S. 129—254). — „Kurzer Lehrbegriff der höheren Mathematik oder Lehrbuch der höheren Analysis und höheren Geometrie auf dem Grunde der niedern Mathematik" (Sulzbach i. O. 1833, J. F. v. Seidel). XX, 500 S. und 5 Tafeln. — „Astronomisches Taschenbüchlein für 1838" (Würzb. 1837, J. Stahel) 70 S und 1 Tafel. — „Astronomisches Taschenbüchlein für 1839" (Würzb. 1838, J. Stahel) 70 S. und 1 Tafel, hiezu zahlreiche Beiträge in Zeitschriften meist meteorologischen und klimatologischen Inhalts.

Quellen: a) handschriftliche: Kirchenbücher der Pfarrei Salz bei Neu-

Digitized by Google

stadt a. S. — Briefliche Mitteilungen des † Bürgermeisters O. Schnell (Neustadt a. S.) über Schöns Vorfahren, die Salzburg und die Lateinschule Hammelburg. — „Catalogus nominum et officiorum omnium Sodalium Almae Congregationis Nostrae Beatae Virginis Mariae de Consolatione ab anno 1755 continuatus". (Eigentum des Augustinerklosters Münnerstadt.) — Matrikel der Universität Würzburg, 2. Bd. (Jahrg. 1789). — Stadtpfarreiakten Arnstein. — Akten der Obersten Studienkuratel 1803—1828, besonders 18., 105., 253. Heft (Kreisarchiv Würzburg) Personalakt Schön (Rep. V F 2 Nr. 3), Akten der philos. Fakultät sowie des Senats der Universität Würzburg (Altes Universitätsarchiv Würzburg). — Akten „Sternwarte" (Rep. VII F 18 Nr. 1, Universitätsarchiv Würzburg). — Seuffert, G.: „Die Universität Würzburg vom 22. November 1802 bis zum 1. Februar 1806", (2 Bde., 119 und 139 S., Univ.-Bibl. Würzburg). — Denzinger, J.: „Biographische Notizen über merkwürdige Franken" (67 Kapseln, unter „Schön", Universitäts-Bibl. Würzburg). — Köl, A. M.: „Notizen über fränkische Gelehrte", 11. Bd. (Mf. o. 74/11, Histor. Verein von Unterfranken). — Sterbematrikel der Pfarrei St. Peter und Paul in Würzburg.

b) gedruckte: Schnell, O.: „Salzburgführer", 3. Aufl. (Würzb. 1900), S. 45 bis 46. — Gutenäcker, J.: „Geschichte des Gymnasiums zu Münnerstadt (Würzb. 1835), S. 112-114. — „Würzburger wöchentliche Anzeigen von gelehrten und andern gemeinnützigen Gegenständen" (hrsg. von A. M. Köl), 1797 Sp. 956 und 1798 Sp. 498. — Wegele, F. X.: „Geschichte der Universität Wirzburg", 1. Bd. (Würzb. 1882), S. 471—473, 487, 488. — Vorlesungsverzeichnisse der Universität Würzburg 1802—1837. — Chroust, A.: „Das Würzburger Land vor hundert Jahren" (Würzb. 1914) S. 226. — Chemnitz, M. F.: „Der polytechnische Verein zu Würzburg in den ersten 50 Jahren seines Bestehens" (Würzburg 1856). — Felder-Waitzenegger, F. K.: „Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit", 2. Bd. (Landshut 1820), S. 308—310. — „Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg", 25. Bd. (Würzb. 1881) S. 193—199, kurze Lebenserinnerungen Schöns, datiert vom 1. Januar 1833. — Rost, G.: In „Hundert Jahre bayerisch" (Würzburg 1914), S. 121—123. — Meusel, J. G.: „Das gelehrte Teutschland" oder „Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller" (5. Aufl., Lemgo 1796—1834), 10. Bd. S. 616, 15. Bd. S. 364, 20. Bd. S. 240—41. — Gersdorf, E. G.: „Repertorium der gesamten deutschen Literatur", 20. Bd. (Leipzig 1839), Abteilung „Literarische Miscellen", S. 26. — Voigt, B. F.: „Neuer Nekrolog der Deutschen", 18. Jahrg. (1840), 1. Teil (Weimar 1842), S. 38—39. — Poggendorff, J Ch.: „Biograph.-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften", 2. Bd. (Lpzg. 1863), Sp. 829. — Hellmann, G.: „Repertorium der Deutschen Meteorologie" (Lpzg. 1883), Sp. 441—43. — Günther, S. in „Allgemeine Deutsche Biographie", 32. Bd. (Lpzg. 1891), S. 247—48. — Heßler, A.: „Klimatologie Würzburgs in ihrer Entwickelung" (Dissertation, Würzb. 1906), S. 23—45, Schön als Meteorologe, S. 64—74 und 80—82 die Hauptergebnisse seiner Beobachtungen. — Dieselbe Untersuchung auch in „Verhandlungen der physikal.-medizin. Gesellschaft zu Würzburg", Neue Folge, 38 Bd. (1906), S. 177—199 bezw. 218—228 und 234-236. — Schmidt, R. in „Meteorologische Zeitschrift", 26. Bd. (1909), S. 328. — Hofmann, R.: „Die Geographie an der Universität Würzburg" (Dettelbach 1912), S. 75—77. — Günther, S. in „Meteorologische Zeitschrift", 29. Bd. (1912, S. 358 und 365. — Hellmann, G.: Beiträge zur Geschichte der Meteoro-

Digitized by Google

logie", 2. Bd. (Berlin 1917), S. 92. — Kempf, N. im „Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik", 7. Bd. (1916), S. 38 und 40—41. — Eine zwei Bogen starke Lebensbeschreibung durch den Unterzeichneten, die z. Z. nicht gedruckt werden kann, ist in dessen Hand. Ein Bildnis Schöns nachzuweisen, gelang ihm trotz mannigfacher Bemühungen leider nicht.

Rudolf Schmidt (Weißwasser, O. L.).

45. Spiegel, Friedrich,
Professor der orientalischen Sprachen
1820—1905.

Spiegel Friedrich wurde geboren am 11. Juli 1820 zu Kitzingen am Main als ältester Sohn eines schon bejahrten Vaters. Dieser, 1759 geboren, war Rentamtmann in Ansbach gewesen zu der Zeit, als Hardenberg die damals noch mit Preußen vereinigten Markgrafentümer verwaltete. Er soll ein großer Verehrer des preußischen Staatsmannes gewesen sein und scheint es vorgezogen zu haben, nicht in bayerische Dienste zu treten; wenigstens konnte sich Professor Spiegel aus seinen Kinderjahren erinnern, daß naheſtehende Personen seinem Vater gegenüber halb ernsthafte, halb scherzhafte darauf bezügliche Bemerkungen machten, welchen aber der alte Herr ein hartnäckiges Stillschweigen entgegenzusetzen pflegte. In späterem Lebensalter verheiratete sich Rentamtmann Spiegel mit der Tochter eines Landarztes Namens Dorsch, welcher von Salzburger Emigranten abstammte, und lebte bis zu seinem 1830 erfolgten Tode in Kitzingen. Seine Witwe zog bald darauf nach Ansbach, um ihre beiden Söhne das dortige Gymnasium besuchen zu lassen. Schulkameraden Friedrich Spiegels wußten später zu erzählen, daß seine Ansbacher Lehrer ihm jede philologische Begabung abgesprochen hätten, doch fing er schon als Oberkläſſer an, sich für orientalische Sprachen zu interessieren und studierte auf eigne Faust hebräisch und arabisch nach der Grammatik von de Sacy. 1839 bezogen beide Brüder die Universität, und zwar ging zunächst Friedrich nach Erlangen, um Theologie, und der $1\frac{1}{2}$ Jahr jüngere Wilhelm nach Würzburg, um Philologie zu studieren. Aber schon nach einem Jahre vertauschten beide ihre Studienfächer: Wilhelm wurde nun Theologe (er starb 1879 als Dekan in Burghaslach in Diensten des Grafen Castell), während Friedrich sich der Philologie zuwandte. Sein Lieblingsfach blieben jedoch die orientalischen Sprachen. Da war es denn eine glückliche Fügung, daß er

Digitized by Google

in Erlangen noch den Mann antraf, der wie kein anderer in dieser Hinsicht befähigt war, ihm die rechten Wege zu weisen, den Dichter und Orientalisten Friedrich Rückert. Als einer seiner letzten Erlanger Schüler und eng befreundet mit des Dichters ältestem Sohn, dem früh verstorbenen späteren Professor der Germanistik in Jena und Breslau Heinrich Rückert, verkehrte Spiegel bald im Rückertschen Hause wie ein Familienmitglied, und Friedrich Rückert ist ihm bis zu seinem Tode ein väterlicher Freund und treuer Berater in allen wissenschaftlichen Dingen geblieben. Unter seiner Leitung studierte Spiegel Sanskrit, Arabisch und besonders Neupersisch, für welche Sprache er bis zuletzt eine große Vorliebe behielt. Firdusis Schahnameh blieb seine tägliche Lieblingslektüre bis ins höchste Alter. Von Erlangen ging Spiegel zur Fortsetzung seiner Studien nach Leipzig, wo er bei Fleischer und Brockhaus, später nach Bonn, wo er mit seinen Studiengenossen Otto Böhtlingk und August Schleicher besonders bei Lassen und Gildemeister hörte. Er widmete sich zunächst dem Studium des Pali, der Sprache der heiligen Bücher der südlichen Kirche des Buddhismus. Seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten schlugen in dies Gebiet. Seine Ausgabe des „Kammavakya", die 1841 zu Bonn erschien (zugleich seine Doktorarbeit), und die „Anecdota Palica" (1845) waren die ersten Textausgaben dieser Art in Europa und wurden zusammen mit Tournaer's „Mahavanso" und Burnouf-Lassens „Essai sur le Pali" zur Grundlage des jetzt blühenden Pali-Studiums. Sein ausgezeichneter Katalog der Pali-Manuskripte der königl. Bibliothek in Kopenhagen, welche der dänische Gelehrte Erasmus Rask gesammelt hatte, ist noch jetzt das einzige Werk dieser Art. Während seines Aufenthaltes in Kopenhagen, wohin Spiegel sich 1842 begeben hatte, um auf der dortigen Bibliothek seine Studien fortzusetzen, vertiefte er sich in die dort befindlichen Avesta-Manuskripte. Dieser Umstand und seine persönlichen Beziehungen zu J. Olshausen lenkten sein Interesse von Indien auf Iran und somit auf das wissenschaftliche Gebiet, welchem er von nun an sein eigentliches Lebenswerk widmete, das Studium derjenigen Dokumente der altpersischen Religion, welche man das Avesta nennt. Olshausen gab ihm, wie später J. Müller, seine eignen Kopien der Pariser Avesta-Manuskripte und erleichterte so die ungeheure Arbeit, die Manuskripte von Kopenhagen, London, Oxford und Paris abzuschreiben, eine Arbeit, welcher sich Spiegel einige Jahre mit unermüdlichem Fleiße widmete. Daß er darüber das Neupersische nicht vernachlässigte, bewies die Herausgabe seiner ausgezeichneten Chresto-

Digitized by Google

mathia Persica (1846), die gut ausgewählten Lesestücke aus Dschami, Firdusi, Nizami und anderen Dichtern samt einem Glossar enthält. Bei seinen Avestastudien ging Spiegel von der Ansicht aus, daß neben der Sprache des Avesta auch die in verwandten Sprachen abgefaßten Kommentare zur Erklärung heranzuziehen seien, wie ja auch zur wissenschaftlichen Erklärung des Alten Testamentes die Septuaginta als unentbehrlich gilt. Das erste Resultat dieser Studien war die Grammatik der Parsisprache (1851), in welcher das mittelpersische Idiom, Pazend genannt, in für jene Zeit mustergültiger Weise behandelt wurde. Im gleichen Jahre veröffentlichte Spiegel eine Abhandlung über „die Alexandersage bei den Orientalen". 1852 erschien der erste Band seiner deutschen Übersetzung des Avesta, dem 1856 der zweite und 1863 der dritte und letzte Band folgte. Es war die erste vollständige Übersetzung des Avesta in eine europäische Sprache seit Anquétil du Perron. Sie wurde 1864 durch A. H. Bleeck ins Englische übersetzt. Von Spiegels weiteren Arbeiten sind zu nennen: Kritische Ausgabe der wichtigsten Zendtexte samt der alten Pehlevi-übersetzung (1851—58, 2 Bde.), Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen (1856—60, 2 Bde.), die altpersischen Keilinschriften im Grundtext mit Übersetzung, Grammatik und Glossar (1862, 2. Aufl. 1881), Ausgabe von Nerioseghs Sanskritübersetzung des Yasna (1861), Eran, das Land zwischen Indus und Tigris (1863), Kommentar über das Avesta (1865—69, 2 Bde.), Grammatik der Altbaktrischen Sprache (1867). Die Summe aber aller seiner mühsamen und ausgebreiteten Studien faßte Spiegel zusammen in dem großangelegten zwischen den Jahren 1871—78 in drei starken Bänden veröffentlichtem Werke „Eranische Altertumskunde". „Wir sehen in demselben gewiß mit Recht", sagt Geiger, „den Höhepunkt von Spiegels Leistungen. Er schildert das Kulturleben der iranischen Völker nach allen seinen Seiten hin; Sage und Religion, Geschichte, Staats- und Familienleben, Literatur und Kunst werden bis ins einzelne behandelt. Als Fazit einer Arbeit von mehr als drei Jahrzehnten bildet das Werk für uns eine wahre Fundgrube des Wissens und regt nach allen Seiten hin zu weiterer Forschung an: in der Tat ein schönes und für den Urheber ehrenvolles Denkmal ausdauernden Gelehrtenfleißes." Ein Beweis für Spiegels Schaffenskraft noch im späten Alter sind seine „Vergleichende Grammatik der alteranischen Sprachen" (1882) und sein 1887 erschienenes Buch über „die arische Periode und ihre Zustände". Außer den genannten größeren Werken hat er eine Menge von Aufsätzen in den verschie-

Digitized by Google

denſten Zeitſchriften veröffentlicht, unter denen namentlich die für ein größeres Publikum beſtimmten Artikel großen Anklang gefunden haben, die in der Zeitſchrift „Das Ausland" erſchienen ſind.

An literariſchen Gegnern hat es Spiegel nicht gefehlt, beſonders waren es die Sanskritiſten, die wenig von der Heranziehung der traditionellen Schriften der Parſen hielten und bei dunklen und zweifelhaften Stellen ſich lieber auf die Hilfsmittel der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft verlaſſen wollten. Im allgemeinen darf man wohl ſagen, daß Spiegels Prinzipien nun als geſund und richtig anerkannt ſind, und wenn auch heute ſeine Überſetzungen und Kommentare ſelbſtverſtändlich in vielen Einzelheiten überholt ſind, ſo bleibt ihm doch der Ruhm, für die deutſche Zendphilologie eine Grundlage geſchaffen zu haben, auf welche andere weiter bauen konnten.

Von ſeinen Auslandsreiſen zurückgekehrt lebte Spiegel kurze Zeit in München, wo er beſonders mit den Orientaliſten J. M. Müller und Windiſchmann, deſſen wiſſenſchaftlichen Nachlaß er ſpäter herausgab, verkehrte. Im Jahr 1849 wurde er nach langen Verhandlungen als Nachfolger Drechſlers zunächſt als Extraordinarius, 1852 als Ordinarius mit dem Lehrſtuhl der orientaliſchen Sprachen an der Univerſität Erlangen betraut, zunächſt gegen den Willen der dortigen theologiſchen Fakultät. „Wenn die Theologen", ſchreibt v. Kolde [1]), „mit ſeiner namentlich vom Oberkonſiſtorium betriebenen Berufung nicht ganz einverſtanden waren, ſo war das begreiflich, weil Spiegels wiſſenſchaftliche Intereſſen faſt ausſchließlich auf dem iraniſchen Gebiete (Altperſiſch, Aveſta, Mitteliraniſch) lagen, und das Streben des äußerſt fleißigen Gelehrten vor allem darauf ausging, neue Stoffe in Angriff zu nehmen und ſie in großen Zügen zu bearbeiten, wodurch er zu einem Bahnbrecher dieſes Faches wurde." Spiegel hat nie eine Vorleſung über ein Buch des Alten Teſtamentes gehalten, wohl aber gar manchen ſtrebſamen jungen Theologen in arabiſcher und ſyriſcher Sprache unterwieſen und in die Literatur beider Völker eingeführt. Mit den Mitgliedern der theologiſchen Fakultät hat er ſtets im beſten Einvernehmen gelebt. An dieſer fränkiſchen Hochſchule hat er dann bis zu ſeiner Emeritierung 1891 gewirkt und da er zu den damals noch möglichen Orientaliſten gehörte, die ſowohl auf dem indogermaniſchen als dem ſemitiſchen Gebiet bewandert waren, ſo war ſeine akademiſche Wirkſamkeit immerhin eine beträchtliche, wenn er auch bei der Art ſeines Faches nicht auf ein großes Publikum rechnen

[1]) Theodor Kolde, Die Univerſität Erlangen unter dem Hauſe Wittelsbach 1810—1910. S. 428.

Digitized by Google

konnte. Neben Theologen waren es besonders die Philologen, welche nicht blos einseitigem Brotstudium oblagen, sondern um eine tiefere wissenschaftliche Ausbildung sich bemühten — ich erwähne nur die mir bekannten verdienten bayerischen Schulmänner Autenrieth und Keiper — im Sanskrit und Neupersischen seine Zuhörer. Von denjenigen seiner Schüler, welche selbst Iranisten wurden, sind zu nennen: Andreas, Bartholomae und Geiger. Auch der in der Parsengemeinde in Bombay hochgeachtete K. R. Cama, der Begründer und Verbreiter gründlicherer zoroastrischer Studien unter den Parsen, hat bei Spiegel Avesta- und Pehlevistudien 1862 betrieben und bis zu seinem Lebensende seinem Lehrer treue Anhänglichkeit bewahrt.

Von Spiegels Privatleben ist wenig mehr zu berichten. Im Jahre 1859 verheiratete er sich mit Karoline Schmidtmüller, Tochter des ehemaligen Regimentsarztes Dr. Schmidtmüller in der holländischen Armee in Java. Seine Tochter Julie, das einzige Kind dieser Ehe, ist seit 1881 die Ehefrau des Unterzeichneten. Spiegel führte in Erlangen das äußerlich bescheidene, aber an mancherlei Anregungen reiche, hochgeachtete und fest umfriedete Leben jener älteren Generation von Professoren, die in ihrer Wissenschaft ihr volles Genügen fand. In späteren Jahren ist ihm die Vereinsamung nicht erspart gebliebene die jeden trifft, der ein hohes Lebensalter erreicht, aber ein glückliches Familienleben bot Ersatz. Er hatte noch die Freude zu erleben, daß sein Enkel Friedrich Wilhelm, der bei dem Großvater wohnte, in München zum Doktor promoviert wurde und später an der dortigen Universität sich für germanische Philologie habilitierte. Spiegels Gesundheit war bis zum Jahre 1889 eine ausgezeichnete. Den Sommer dieses Jahres traf ihn ein leichter Schlaganfall, was, obwohl seine kräftige Natur die Folgen ziemlich leicht überwand, seinen Entschluß in den Ruhestand zu treten, wesentlich beschleunigte. Er lebte seit 1891 in München, wo er am 15. Dezember 1905 den Folgen eines weiteren Schlaganfalles erlegen ist. Sein Leichnam wurde nach Jena zur Feuerbestattung überführt; seine Aschenurne ruht im nördlichen Friedhof zu München. Um des Dahingeschiedenen Andenken dauernd zu ehren, haben die Parsen in Bombay in dankbarer Gesinnung ein Buch gestiftet, zu welchem eine stattliche Anzahl von Gelehrten des In- und Auslandes Artikel beigesteuert haben. Der Titel lautet: Spiegel Memorial Volume. Papers on Iranian Subjects. Written by Various Scholars in Honour of The Late Dr. Frederic Spiegel. Edited by J. J. Modi. Bombay 1908, 4° LXV, 307 S.

Digitized by Google

Wie sehr Spiegel von der Gelehrtenwelt geschätzt wurde, geht aus den vielen Ehrungen hervor, die er von dieser Seite empfangen hat. So war er das älteste Mitglied der philosophisch-historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der er als korrespondierendes Mitglied seit 1848, als auswärtiges seit 1859, als ordentliches seit seinem Ruhestande angehörte; ferner korrespondierendes Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin, des Institut de France in Paris und der Russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, Ehrenmitglied der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Leipzig, der Società Asiatica Italiana in Florenz und der Society for Promoting Researches into the Zoroastrian Religion in Bombay. Er war auch Ritter des St. Michaelsordens, des Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft und des Civilverdienstordens der Bayerischen Krone. Bei seinem Eintritt in den Ruhestand erhielt er den Titel „Geheimrat".

Literatur: W. Geiger, Zum 50jährigen Doktorjubiläum Spiegels. Allgem. Zeitung 1892. Beilage Nr. 261. — W., Friedrich Spiegel. Leipziger Illustr. Zeitung 1905. Nr. 3261, S. 997. Mit Bildnis. — Eugen Wilhelm, A. Sketch of the Life of Dr. Friedrich von Spiegel. Memor. Vol. S. II — XX. Mit Bild. — Internationales Taschenbuch für Orientalisten. Jahrg. 2, herg. von R. Haupt, Leipzig 1910 (mit Bild).

Dr. Eugen Wilhelm (Jena).

46. Stamminger, Johann Baptist, Universitätsbibliothekar und Politiker 1836—1892.

Johann Baptist Stamminger ist geboren am 6. März 1836 zu Zell am Main. Gymnasium und Universitätsstudium als Theologe absolvierte er in Würzburg. Am 11. April 1859 wurde er zum Priester geweiht. Nach siebenjähriger Wirksamkeit in der Seelsorge (zuerst als Kaplan in Ebern, dann in der Würzburger Pfarrei St. Burkard, zuletzt als Militär-Kuratus) wurde er im Jahre 1866 zum Universitätsbibliothekar ernannt, nachdem er schon vorher einige Jahre neben seinem priesterlichen Berufe als Bibliothekhilfsarbeiter tätig gewesen war. Er verblieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode am 10. Dezember 1892.

Der so einfache Lebenslauf Stammingers läßt die Vielseitigkeit und Bedeutung seines Wirkens nicht erkennen. So verdienstlich auch seine langjährige Tätigkeit als Bibliothekbeamter war, die Ausübung

Digitized by Google

dieses Berufes allein hätte seinen Namen wohl kaum in weitere Kreise getragen. Der Schriftsteller und Politiker Stamminger ist der Mit- und Nachwelt bekannter geworden als der Bibliothekar. Seiner ausgesprochenen Kampfnatur, seiner hervorragenden rednerischen Begabung entsprach das Wirken in der politischen Arena besser als die stille, weltabgewandte Arbeit in der Bibliothek. In diese hatten ihn wohl mehr äußere Umstände als innerer Drang geführt, während auf parlamentarischem Boden, im politischen Vereinsleben, in der Mitarbeit an der Parteipresse seine ganze Eigenart erst zur vollen Entfaltung kam. Führer und Vorbild auf beiden Gebieten war und blieb ihm, so lange er lebte, sein väterlicher Freund und Berater, der vielbewunderte, aber auch viel angefeindete Universitätsoberbibliothekar und Parlamentarier Dr. Anton Ruland (vgl. diese Lebensläufe II, S. 359). Ihm verdankte Stamminger seine in verhältnismäßig jungen Jahren erfolgte Anstellung als zweiter Beamter der Universitätsbibliothek, ihm stand er hilfreich als Verteidiger zur Seite bei seinen mehrfachen Fehden mit den Benützern der Bibliothek, durch ihn wurde er schon frühzeitig für den politischen Kampf geschult.

Die Mannesjahre Stammingers fallen in eine stürmische, bewegte Zeit. Die großdeutsche Frage, die Kämpfe des Jahres 1866, die altkatholische Bewegung, die Gründung des Deutschen Reiches unter preußischer Vorherrschaft, die bei den Stamminger nahestehenden Kreisen nicht überall mit der gleichen Begeisterung aufgenommen wurde wie bei den übrigen Volksteilen, der sich daran anschließende Kulturkampf eröffneten einem Manne wie Stamminger ein dankbares Feld, sich als politischer Redner und Organisator zu betätigen. Im Jahre 1868 gründete er das führende Organ seiner Partei, das „Fränkische Volksblatt" und bald galt er allgemein als das anerkannte Haupt der politisch organisierten Katholiken Unterfrankens. Als sich später (1877) seine Partei für kürzere Zeit in zwei Lager spaltete, in das der „Extremen" und das der „Gemäßigten", näherte sich Stamminger mehr letzterer Gruppe. Die Leitung der Partei, die sich in Unterfranken vorwiegend aus extrem gesinnten Elementen zusammensetzte, entglitt damals seinen Händen. Aber nur für kurze Zeit. Schon im Jahre 1882 stand Stamminger wieder an der Spitze der inzwischen neugeeinten Partei. Unablässig bis zu seinem Tode wirkte er durch Rede und Schrift für deren Bestrebungen. Die Vorbereitungen der Reichs- und Landtagswahlen, die Abfassung der Wahlaufrufe, das aufreibende Agitationsgeschäft fielen hauptsächlich ihm, dem gewandten, schlagfertigen, oft sarkastischen Redner zu. Auch bei

Digitized by Google

festlichen Anlässen (Papstjubiläum, Kirchenweihen, Stiftungsfeiern katholischer Vereine) und zum Gedächtnis hervorragender Gesinnungsgenossen (v. Franckenstein, Windthorst) trat Stamminger mit nie versagendem Erfolge als Wortführer seiner Partei auf. 1885 in die bayerische Abgeordneten-Kammer gewählt, fand er auch hier reichlich Gelegenheit, sein rednerisches Talent zur Geltung zu bringen. Besonders zwei seiner Parlamentsreden lenkten die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf ihn: einmal als er am 3. Februar 1886 das Wort ergriff, um gegen die nach den Anschauungen seiner Parteigenossen verletzte Parität bei den Berufungen von Universitäts-Professoren zu protestieren, sodann in seiner großen Anklagerede am 26. Juni 1886 gegen das Ministerium anläßlich der Königskatastrophe.

Neben diesem ausgebreiteten Wirken in der Öffentlichkeit war er vielfach noch tätig in der Seelsorge (u. a. 1872—1879 als Militärprediger) und verrichtete, abseits vom Strom der Welt, seinen Dienst als Universitätsbibliothekar. Als solcher hatte er in den ersten Jahren seiner beruflichen Tätigkeit eine nicht unbedeutende Arbeitslast und Verantwortung zu tragen, da er häufig den in der Kammer befindlichen, ortsabwesenden Amtsvorstand zu vertreten hatte. Vom Jahre 1875 an, nach dem Tode Rulands, nahm er an den eigentlichen Verwaltungsgeschäften der Bibliothek nur noch in geringem Umfange teil. Er behielt nur das Akzessions- und Rechnungswesen bei und widmete sich in der übrigen Zeit ganz der von ihm trefflichst angelegten und mit Liebe gepflegten Sammlung der Franconica und der Ordnung und Beschreibung der Papierhandschriften, — zwei verdienstvolle Arbeiten, die seinen Namen immer mit der Geschichte der Universitäts-Bibliothek Würzburg verknüpfen werden. Auch die reichen Handschriftenschätze der gräfl. Schönbornschen Bibliothek in Pommersfelden wurden von ihm gesichtet und kurz verzeichnet. Eine Abschrift dieses Verzeichnisses befindet sich in der gräfl. Schönbornschen Domanialkanzlei zu Wiesentheid.

Die Erfüllung des Wunsches an die Spitze des Instituts berufen zu werden, dem er fast 30 Jahre als Mitarbeiter angehörte, blieb ihm versagt. Zweimal in rascher Folge (1874 und 1878) eröffnete sich die Vorstandsstelle; beide Male hoffte er vergebens. Die treue Gefolgschaft, die er seinem Gönner Ruland geleistet hatte, als dessen allzu engherzige autokratische Verwaltungsgrundsätze ihn in Konflikt mit einem Teil der Bibliothekbenützer gebracht hatten, und seine ausgesprochene Stellung als Parteimann ließen ihn wohl seinen vorgesetzten Stellen nicht geeignet erscheinen, die Leitung der Bibliothek

Digitized by Google

zu übernehmen, so sehr ihm hiezu sein organisatorisches Talent, seine bibliothekarische Fachkenntnis und sein umfassendes Wissen befähigt hätten.

Auch literarisch betätigte sich Stamminger auf verschiedenen Gebieten. Seine wissenschaftliche Erstlingsarbeit, die leider nie gedruckt wurde, war die Lösung der von der philosophischen Fakultät Würzburg im Jahre 1857 gestellten Preisfrage: Welches sind die Verdienste Kants um die praktische Philosophie? Obwohl die von ihm eingereichte Arbeit von der Fakultät aufs günstigste beurteilt und ihr der Preis zuerkannt wurde, konnte er sich nicht entschließen auf Grund derselben die philosophische Doktorwürde zu erwerben; erst etwa 20 Jahre später unterzog er sich an der Universität Tübingen dem theologischen Doktorexamen. Seine zwei Hauptpublikationen sind der fränkischen Kirchengeschichte gewidmet, die unter dem Titel „Franconia sancta" erschienene Heiligenlegende, die leider über den 1881 veröffentlichten ersten Band nicht hinausgelangte und das großangelegte Werk „Franconia sacra", das sich die ausführliche, quellenmäßige Darstellung der Geschichte des Bistums Würzburg zur Aufgabe setzt. Stamminger, dessen Anregung und Vorbereitung dieses Werk seine Entstehung verdankt, erlebte nur die Veröffentlichung des ersten Bandes, der die Pfarrei zu St. Burkard behandelt. Ein großer Teil dieses Bandes ist von ihm selbst mit der ihm eigenen Gründlichkeit unter Verwertung aller erreichbaren Quellen bearbeitet. Wie sehr ihm die Fortführung des Unternehmens am Herzen lag, geht daraus hervor, daß er dem Bischofe von Würzburg das von ihm gesammelte, auf die fränkische Geschichte bezügliche wissenschaftliche Material nebst einer größeren Summe zur fortdauernden Ergänzung desselben vermachte, um so die Fortsetzung und Vollendung eines Werkes zu sichern, dessen Weiterbearbeitung ein allzufrüher Tod vereitelte.

Neben diesen bedeutenderen Publikationen veröffentlichte Stamminger Gelegenheitsschriften und Gedächtnisreden, lieferte Beiträge zu Wetzer und Welte's Kirchenlexikon und war als Herausgeber und Schriftleiter tätig. 1862—1869 redigierte er die Zeitschrift „Chilianeum, Blätter für katholische Wissenschaft, Kunst und Leben". Die bei Leo Woerl in Würzburg 1875—1885 erschienenen „Katholischen Studien" nennen ihn vom 3. Jahrgange (1877) an als Herausgeber; als solcher zeichnete er auch vom 5. bis 10. Jahrgange (1879—1884) bei der „Literarischen Rundschau für das katholische Deutschland". Nach dem Tode seines hochverehrten Lehrers, des Prälaten Dr. Hettinger, gab er dessen hinterlassenes Werk „Timotheus, Briefe an einen jungen Theologen" heraus. (Freiburg, Herder 1890.)

Digitized by Google

Auch kunsthistorischen und kunstgewerblichen Fragen brachte Stamminger das regste Interesse entgegen. Schon 1877, anläßlich der kirchlichen Kunstausstellung in Würzburg, berief man ihn zum Vorstand des Ausstellungs-Komitès und sein eingehender sachkundiger Bericht über das Unternehmen bewies, daß die Wahl auf den rechten Mann gefallen war. Große Beachtung fand sein im Jahre 1892 im historischen Verein gehaltener Vortrag über „Würzburgs Kunstleben im achtzehnten Jahrhundert", der später auch im Druck erschien und als hochbedeutsame lokalgeschichtliche Kunststudie zu bewerten ist.

Auf diese Arbeit fiel schon der Schatten des nahen Todes. Bereits seit mehreren Jahren an Diabetes leidend, erlag Stamminger am 10. Dezember 1892 einem Herzschlage.

Faßt man sein ganzes arbeitsreiches Leben in wenige Worte zusammen, so läßt sich sagen, es bestand in einem ununterbrochenen Wirken für Religion, Partei und Wissenschaft. Wohl hatte er viele Gegner seiner religiösen und politischen Anschauungen; aber auch von diesen wurde stets wie von seinen zahllosen Verehrern und Anhängern seine hohe Begabung, seine Uneigennützigkeit und die Lauterkeit seines Charakters anerkannt. Auf fränkischem Boden, dem er entsprossen, auf dem er ohne Unterbrechung gewirkt, dem seine ganze Liebe und Forschertätigkeit gegolten, wird sein Name noch lange unvergessen bleiben.

Quellen: Allgemeine Deutsche Biographie, 54. Bd., S. 440 441. — Fränkisches Volksblatt 1892, Nr. 287. — [Sulzbacher] Kalender für kath. Christen auf das Jahr 1902. 62. Jahrg., S. 129—132. — Andenken an J. B. Stamminger. Ein Lebensbild nebst Anhang: Die beiden letzten Reden des Verlebten an den Stiftungsfesten der kath. Gesellschaft Union. Würzburg, Göbel 1893. — Gedenkblatt. Zur Erinnerung an den Hochw. Herrn Dr. J. B. Stamminger. 1836—1892. (Würzburg, Woerl 1893.)

Schriften (soweit sie nicht bereits oben aufgeführt sind): Die „Allgemeine Zeitung" über die kgl. Universitätsbibliothek Würzburg. Eine Entgegnung. Würzburg, Stahel 1867. — Bericht über die mit der XXV. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands verbundene kirchliche Kunstausstellung in Würzburg (6. bis 25. Sept. 1877). Würzburg, Woerl 1877. — Gedenkblatt an die Feier des 70. Geburtstags des Hochw. Herrn Dr. Franz Ser. Hettinger (13. Jan. 1889). Würzburg, Woerl 1889. — Dasselbe, 2. Aufl. 1890. — Ein wahrer Edelmann. Gedächtnis-Rede auf Seine Exz. Georg Eugen Heinrich Karl Arlogast Freiherrn von und zu Franckenstein. Würzburg, Woerl 1890. — Sie haben einen Mann begraben. Gedächtnis-Rede auf Seine Exz. Dr. Ludwig Windthorst. Würzburg, Bucher 1891. — Das Vincentinum in Würzburg. Festschrift zur Weihe des Hauses. Würzburg, Etlinger 1891. — Zum Gedächtnisse Kardinal Hergenröthers. Rede. Freiburg i. Br., Herder, 1892.

Franz Segner (Würzburg).

Digitized by Google

47. Stürtz, Heinrich,

Buchdruckereibesitzer in Würzburg

1852—1915.

Heinrich Stürtz, ein Mann, dessen Name in der Geschichte des Buchdrucks in fränkischen Landen ein bleibendes Andenken beanspruchen darf, war aus keiner einheimischen Familie hervorgegangen. Nach Mitteilungen von Seite der Familie stammte sie aus den Donauländern und benannte sich ursprünglich „Sturze". Beweggründe religiöser Natur und zwar eifrige Wirksamkeit als Vorkämpfer des evangelischen Glaubens hatten sie dann im 16. Jahrhundert zur Auswanderung nach den preußischen Ländern veranlaßt, bis nach mehrfachen Wandlungen die unmittelbaren Vorfahren von Heinrich Stürtz in Darmstadt eine neue Heimat gefunden hatten. Er selbst ist dort am 8. Dezember 1852 geboren; sein Vater bekleidete eine Stellung am Hofe dieser süddeutschen Residenz. Nach Empfang einer guten Schulbildung im Reinhardtschen Institut erhielt er die erste Anleitung für seinen späteren Lebensberuf in der dortigen Buch- und Kunsthandlung von Scharkopf. Als Einjährig-Freiwilliger bei der großherzoglich hessischen schweren Artillerie erfüllte er 1871 seine Militärpflicht, um dann alsbald darauf der Tätigkeit sich zuzuwenden, die sein Lebensberuf werden sollte, dem Buchdruckereibetrieb. Der Umstand, daß sein älterer Bruder, Louis Stürtz, inzwischen die Druckereifirma Thein in Würzburg erworben hatte, führte auch ihn nach dieser Mainstadt, die in der Folge recht eigentlich zu einer neuen festen Heimat für ihn werden sollte.

Hier in Würzburg trat Heinrich Stürtz zunächst in das Geschäft des Bruders ein. Es war das insofern gleichbedeutend mit einer soliden Grundlage der späteren eigenen geschäftlichen Gebarung, als die genannte Firma sich schon von langher eines guten Rufes erfreuen durfte. Friedrich Ernst Thein, aus der Schule der in Würzburg hochangesehenen Hof- und Universitätsbuchdruckerfamilie Nitribitt hervorgegangen, hatte sie 1830 gegründet und zu gutem Ansehen zu bringen gewußt. Aber nur wenige Jahre nach Erwerbung dieses Theinschen Geschäftes gestaltete sich die Sache so, daß der ältere Bruder, den Veranlagung und Neigung stark nach der künstlerischen Seite lenkten und der fortan als ein sehr begabter Kunstmaler in München lebte, sich von dem Geschäfte ganz zurückzog und dasselbe im Jahre 1878 dem jüngeren Bruder Heinrich käuflich überließ.

Digitized by Google

Diese Theinsche Firma war bei all' ihrem guten Ruf bisher doch nur ein Geschäftsbetrieb von lokaler Bedeutung gewesen. Sie zu einer Anstalt auszubauen, die in weiten Kreisen Deutschlands des höchsten Ansehens sich erfreuen durfte, darin bestand recht eigentlich das Lebenswerk von Heinrich Stürtz. Aber nicht nur eine Druckerei im engeren Sinn sollte das Geschäft sein und bleiben, sondern schon vom Beginn seiner Leitung an hatte er auf den Farbdruck und auf Ausbildung der Lithographie sein Augenmerk gerichtet, wozu außerdem neuestens auch noch ausgedehnter Musikaliendruck kam. In raschem Wachsen war im Zusammenhang damit die persönliche Stellung und das Ansehen von Heinrich Stürtz in der Geschäftswelt begriffen. Durch seine Verheiratung mit einer Tochter des angesehenen Tabakfabrikanten Heinrich Schürer gewann er entsprechend weiteren Rückhalt in Würzburgs Bürgerschaft, während die Verleihung des Titels einer königlichen Universitätsdruckerei, sowie eines Kommerzienrates im Jahre 1895 — eine Auszeichnung, die ihm der greise Prinzregent Luitpold bei einem Besuch in Würzburg persönlich überreichte —, als sprechende Zeugnisse für das wachsende Ansehen der Firma und ihres rastlosen Leiters angesehen werden konnten. Bald darauf begann Stürtz, nachdem das beständige Anwachsen des Geschäftes die seitherigen Mieträume in der Ludwigstraße förmlich zu sprengen schien, mit jenem eigenen Geschäftsneubau in der Friedhofstraße, dessen periodisch voranschreitende Erweiterung als das beste äußere Merkmal eines beständigen Aufwärtssteigens angesehen werden durfte. Daß bedeutende Verlagsfirmen außerhalb Würzburgs die Herstellung ihrer Verlagsartikel, besonders von Werken mit Abbildungen, der Firma Stürtz übertrugen, bildet dafür nur ein weiteres schwerwiegendes Zeugnis.

Das Bild dieses hervorragenden Mannes der Industrie, wie ein solcher Heinrich Stürtz mehr und mehr geworden war, erhält aber seinen besonders anmutenden Charakter doch erst dadurch, daß mit seinem rastlosen Geschäftseifer zugleich künstlerische, wie auch humanitäre Bestrebungen eng verbunden waren. Wie der ältere Bruder eine so starke Veranlagung für die Kunst besaß, so hat es auch bei Heinrich Stürtz an derartigen Neigungen keineswegs gefehlt; damit steht schon die oben angedeutete Richtung, die er seinem Geschäfte gab, in unwillkürlichem Zusammenhang. Als im Jahre 1893 durch den kurz zuvor neu gegründeten Fränkischen Kunst- und Altertumsverein in den Räumen der Musikschule eine große Ausstellung von Kunstaltertümern aus Franken veranstaltet wurde, eine Ausstellung, die allen Besuchern unvergeßlich bleiben wird, da war

Digitized by Google

es Stürtz, der mit eigenhändiger unverdrossener Mühewaltung zu den eifrigsten Förderern des schönen Unternehmens zählte. Später wurde er der erste Vorsitzende des genannten Vereins, einer Körperschaft, deren Hauptzweck die Schaffung eines Fränkischen Museums sein sollte, und bis zu seinem Tode hat er mit größter Gewissenhaftigkeit und Begeisterung diese Aufgabe zu fördern und in geordnete Verhältnisse zu bringen getrachtet.

Auch mit einem Erzeugnis seiner eigenen Anstalt hat er seiner Neigung für Kunst und Altertümer ein dauerndes Denkmal geschaffen. An Stelle eines in einem geschmackvollen Einblattdruck hergestellten Kalenders, womit Stürtz seine Geschäftskunden und Freunde jährlich zu beschenken pflegte, ließ er seit 1895 unter dem Titel „Altfränkische Bilder" reich illustrierte Hefte vorwiegend kunstgeschichtlichen Inhalts mit einem von dem Schreiber dieser Zeilen verfaßten Text erscheinen, der älteste jener heimatgeschichtlichen Kalender, wie sie nach diesem Vorgang gewissermaßen als ein neuer Literaturzweig in größerer Zahl erschienen sind, und der einzige, der ohne Unterbrechung bis jetzt fortgeführt werden konnte. Nach seinen eigenen gelegentlichen Äußerungen wollte Stürtz damit vor allem auch die Leistungsfähigkeit seiner Firma bekunden.

Mindestens ebenso hoch sind aber die humanitären Bestrebungen bei Heinrich Stürtz zu bewerten. In einem besonders wichtigen Falle traten sie glänzend zutage. Bei dem hohen Prozentsatz, den die unterfränkischen Lande in dem Bereich der Lungenerkrankungen aufzuweisen haben, mußte es als eine der vornehmsten Aufgaben für eine umsichtige Gesundheitspflege erscheinen, gegen diesen tückischen Gesundheitsfeind in möglichst rationeller Weise anzukämpfen. Die Errichtung einer größeren Heilstätte in dem ozonreichen Waldgebiete des Spessart und zwar an einem Bergabhang bei Lohr durfte als eine besonders geeignete Lösung einer solchen Aufgabe erscheinen. Und hier, bei Gründung und Erbauung dieser zunächst für männliche Patienten bestimmten Lohrer Heilstätte und nicht minder bei ihrer weiteren Verwaltung hat sich Stürtz Verdienste erworben, die gar nicht hoch genug einzuschätzen sind. Der Segen, wie er von dort ausging, wirkte dann alsbald weiter, insbesondere durch Ausdehnung einer solchen Fürsorge auch auf weibliche Kranke. In der Schaffung einer in dem benachbarten Orte Sackenbach gegründeten neuen Anstalt fand das seine praktische Auswirkung. Auch bei dieser neuen, 1914 fertiggestellten Schöpfung hatte Stürtz seine unermüdliche Arbeitskraft geliehen, und da mag es wohl ein bitterer Schmerz für ihn gewesen

Digitized by Google

sein, als eigene schwere Leidenszustände, wie sie damals bei ihm einzutreten begannen, ihn in weiterem Fortarbeiten an dieser edlen Lieblingsbeschäftigung mehr und mehr hinderten. Im Hinblick auf eine solche Wirksamkeit hatte die Universität Würzburg im Juni 1914 ihm das Ehren-Doktorat der Medizin verliehen, für sein feines Empfindungsvermögen wohl eine besonders beglückende Ehrung.

Auch in seiner Berufssphäre ließ es Stürtz an gemeinnütziger Mitarbeit in verschiedenster Gestalt nicht fehlen. Für seine Tätigkeit als Preisrichter bei der großen Bayerischen Landesausstellung in Nürnberg im Jahre 1896 wurde ihm in einem Schreiben die allerhöchste Anerkennung ausgesprochen. Überhaupt hat es ihm an ehrenden Auszeichnungen verschiedenster Art nicht gefehlt. Der greise Prinzregent Luitpold, wie auch der Nachfolger König Ludwig III. gaben ihm wiederholt persönlich ihre besondere Hochschätzung zu erkennen, und nicht nur bayerische, sondern auch badische und russische Ordensauszeichnungen erfolgten an ihn, sowie schon im Jahre 1911 Verleihung des Titels eines Geheimen Kommerzienrats. Dabei muß betont werden, wie durch alles das sein schlichteinfaches Wesen und seine persönliche Liebenswürdigkeit in keiner Weise beinflußt wurden. In engerem Freundeskreis harmlose Stunden der Erholung verbringen zu können, war nach wie vor für ihn die höchste Annehmlichkeit.

Wolkenlos ist das Leben für Heinrich Stürtz nicht verlaufen. Schweres dunkles Gewölk begann über seinem Haupte sich zu sammeln, als in den letzten Lebensjahren ein heimtückisches Leiden seine Gesundheit mehr und mehr bedrohte und erschütterte. Wohl schien ärztliche Kunst erfolgreich den Kampf dagegen aufgenommen zu haben; aber nur um so mehr setzte mit unheimlicher Gewalt trotz treuester Pflege von Seite der Seinigen das Übel von neuem ein. Sich auf solche Weise der Möglichkeit eifrigen Fortschreitens in seinem vielseitigen Lebenswerk beraubt zu sehen, mag wohl der schwerste Kummer für den arbeitsfreudigen Mann in diesen letzten Zeiten gewesen sein. Am 29. Juni 1915 ist er verschieden. In ungewöhnlich starker Beteiligung bei der Beisetzung kam das große Ansehen des Entschlafenen zu deutlichem Ausdruck.

Gut wiedergegeben sind die Gesichtszüge von H. Stürtz in einem Bronzerelief an seiner Grabstätte in der ersten Abteilung des Würzburger Friedhofs; sodann in Verbindung mit einem Nachruf im Jahrgang 1916 der oben erwähnten „Altfränkischen Bilder".

Auf Grund gütiger Mitteilungen von Seiten der Familie, sowie nach eigenen Erinnerungen.

Th. Henner (Würzburg).

Digitized by Google

48. von Thüngen, Freiherr, Johann Sigmund Karl, Reichskammergerichtspräsident in Wetzlar 1730—1800.

Nur noch 2 Monate reicht das Leben Johann Sigmund Karls in das 19. Jahrhundert und deshalb ist es angängig, in diesen Lebensläufen ein kurzes Lebensbild dieses bedeutenden Franken zu geben, dessen Wirken in die letzte Zeit des ancien régime fällt. Es steigen uns da längst verblaßte Bilder vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, von Reichsritterschaft und von einer adeligen Gesellschaft auf, die in zierlichsten Formen mit einander verkehrend beinahe kastenartig sich gegen andere Volkskreise abschloß, ihre Eigenart wahrend und wegen dieser Abgeschlossenheit überall beneidet, wenig gekannt und daher viel gehaßt. Aber vielleicht ist sein Lebensbild gerade deshalb an dieser Stelle anregend, weil es fremd und doch heimatlich anmutend in den ersten Anfang des 19. Jahrhunderts hineinragt.

Sein Lebensgang führte ihn aus dem Vaterhaus durch die kleinen Residenzen über Wien zur höchsten Richterstelle des damaligen Deutschen Reiches. Fragt man nun nach der Grundlage solch stolzen Lebensgebäudes, so führt uns das in sein Vaterhaus und den Geist, der darin geherrscht hat.

Da tritt uns die Gestalt eines Ritterhauptmanns entgegen, der als kleiner »Grand Seigneur« in seinem Lande „herrschend," seine mehrere tausend Untertanen patriarchalisch führend, die höchste Ehrenstelle erreicht, die seine Standesgenossen zu vergeben hatten, und geschmückt mit der kaiserlichen Gnadenkette und dem roten Adlerorden in seiner zum Herrensitz umgeschaffenen alten Burg einen kleinen Hof hielt, unterstützt von einer ebenbürtigen Gattin, die im Gegensatz zum Leichtsinn und der Frivolität des städtischen Rokoko eine vorbildliche Gattin und Mutter und wirklich gläubige und demütige Christin war. Aber äußerer Prunk und Herrlichkeit hatten nicht an der Wiege des Vaters gestanden. Dieser nachgeborene Sohn einer Witwe war in engsten Verhältnissen herangewachsen. Er hatte es kennen gelernt, was Sorge um das tägliche Brot ist, er hatte arbeiten und sich einschränken gelernt; aber innerlich hatte ihm die Mutter als Erbe des Vaters den adeligen Sinn mitzugeben verstanden, der, über die ärmlichen Äußerlichkeiten erhaben, gottvertrauend und selbstbewußt sich als der Erbe der adelig ritterlichen Vorfahren von vielen Jahrhunderten her fühlt.

Digitized by Google

Und dieses Erbe des inneren Adels der Gesinnung, das der Sohn durch strenge Selbstzucht immer wieder von neuem erringen mußte, bildet die Grundlage des Wesens von Johann Sigmund Karl und befähigte ihn letzten Endes zum Aufstieg zu seiner hohen Stellung.

Die heißesten Hoffnungen seiner Eltern waren erfüllt worden, als am 20. August 1730 in Thüngen das erste Kind, ein Sohn, das Licht der Welt erblickte und den Namen Johann Sigmund Karl erhielt. Der Großvater mütterlicherseits und die Brüder des Vaters gaben ihm die Namen.

Der Vater Philipp Christoph Dietrich von (später Freiherr von) Thüngen bezog im selben Jahre mit seiner jungen Frau Juliane Sophie Elisabeth geborenen Schenk zu Schweinsberg das kürzlich ererbte Zeitlofs, wo die erste Kindheit bis zum Ende der nur 5jährigen ersten Ehe seines Vaters für Johann Sigmund Karl verlief.

Daß er bald Privatinformatoren erhielt, war eine selbstverständliche Forderung seiner Standesbildung; wichtiger für seine Herzensbildung war es ohne Zweifel, daß sein Vater im Jahre 1738 in seiner zweiten Gattin — einer geborenen Schenk zu Schweinsberg, Cousine der ersten Frau — ihm eine Stiefmutter von seltenen Eigenschaften des Herzens und Gemüts gab, die die Mutterstelle am achtjährigen in echtestem Christentum ausfüllte.

Sein Vater brachte ihn auf das Koburger Gymnasium, das er von seiner eigenen Lehrzeit dortselbst in bester Erinnerung hatte, und bereits mit 14 Jahren wurde der heranwachsende Rittersohn in Erlangen immatrikuliert, wohl behütet nach damaliger Sitte vom Hofmeister, dem Privatgelehrten Georg Grieninger. Über Göttingen (1748—1749) führte ihn sein Studium nach Altdorf, wo er im Oktober 1749 aufgenommen wurde. Sein Vater, selbst ein gebildeter Jurist, hatte ihn diesem Studium bestimmt, das offenbar auch den Neigungen des Sohnes entsprach. Mit klarem Kopf hat er die verwickelten und verzwickten Lehren der damaligen Rechtskunst mit ihrer unverständlichen kauderwelschenden Fachsprache in sich aufgenommmen.

Mit 18 Jahren wurde er wie üblich bei der Reichsritterschaft Cantons Rhön-Wern immatrikuliert.

Die Urteile über den Wert dieser „mittelalterlichen Einrichtung" der Reichsritterschaft sind ganz entgegengesetzter Art, je nach der Quelle, aus der sie stammen. Kein Stand hatte so viele Feinde im Reich, wie dieser. Da waren die Fürsten, denen die Selbständigkeit der Ritterschaft ein Dorn im Auge war, die mit Eifer alle Unbequem-

Digitized by Google

lichkeiten, die ihnen diese machte, ausschließlich als Verfehlungen hinzustellen bestrebt waren. Da war der aufstrebende Bürgerstand, der einesteils mit Neid auf deren bevorzugte Stellung blickte, andererseits in seinem natürlichen Bestreben nach eigener Machtausdehnung empfindlich durch die Macht der Ritterschaft gestört war. Da war der Stubengelehrte, der in engherzigem Zunft- und Buchstabenstreit und -neid befangen, den Freiheits- und Selbständigkeitsdrang eines innerlich unabhängigen Mannes gar nicht begreifen kann — zu schweigen von verlogenen Advokaten, die ja auch Promemorias und damit Geschichtsquellen zu schreiben pflegen. So ist es kein Wunder, daß die Beurteilung der Ritterschaft meist ungünstig auszufallen pflegt, da ja die aus den Kreisen der Ritterschaft selbst hervorgegangenen Quellen wegen ihrer „Parteilichkeit" doch unzutreffend sein müssen; gerade als ob Fürst, Bürger, Gelehrter und Advokat nicht auch selbst Parteien wären!

Tatsächlich war es ein Stand, hervorgegangen aus den Kämpfen für Kaiser, Kirche und Vaterland, der, als diese Aufgabe nicht mehr ihm allein zufiel, die alte deutsche Streitlust wohl auch überschäumen ließ zu häßlichen Händeln. Aber er hatte die in ehrenhaften Diensten errungene Stellung weiter als Offizier, als Beamter, als Kleriker im Dienst des Vaterlandes ausgenützt und sich eine Ordnung gegeben, die — leider! — der im Deutschen Reiche entsprach: ein Zwitterding von Freiheit und Gebundenheit, wie es fast alle ähnlichen Einrichtungen im alten Reiche zeigen — nicht zum Wohle des Ganzen.

Der Reichsritter war persönlich allein dem Kaiser unterworfen und darin dem Fürsten gleich, aber durch seinen Lehensbesitz war er an eben diese Fürsten als Vasall gebunden. Er war Herr in seinem Besitz, aber der Besitz war so klein, daß der Einzelne nur ein Splitterchen einer Herrschaft besaß, oft nicht groß genug, um als wohlhabender Mann gelten zu können, aber noch groß genug, um durch seine Selbständigkeit die Geschlossenheit der fürstlichen Gebiete und Rechte empfindlich zu stören, — daher auch der Haß der Fürsten auf die Freiheiten dieses Standes. Aber diese Splitter waren, in eine Körperschaft zusammengefaßt, im Stande, dem Kaiser die größten regelmäßigen und fast einzigen Geldeinnahmen aus dem Reiche zu liefern. Sie stellte ihm nicht nur die höheren Beamten und Offiziere, in ihren Gebieten war auch der einzige Werbeplatz für die deutschen Unteroffiziere und Soldaten des Kaisers. So war der Kaiser nicht nur ihr oberstes Haupt, sondern auch der einzige, der im Deutschen Reiche sie schützte und mit Vorrechten ausgestattet hatte (z. B. das jus retractus), sicher, an

Digitized by Google

seiner Reichsritterschaft mit ihrer Kaiser- und Reichstreue stets eine Stütze zu finden.

Daß dieser Stand als Körperschaft unterging, war in den mit der Zeit geänderten Verhältnissen begründet. Vor allen Dingen waren Kaiser und Reich, denen seine Dienste galten, keine wirklich lebendigen Kräfte mehr. Der Kaiser, nur dem Namen nach das Oberhaupt, hatte keinen größeren Einfluß im Reich, als mancher andere Fürst, gegen dessen aufstrebende Macht er ja gerade die Ritterschaft gebraucht hatte, so gegen Hohenzollern und Wittelsbach. Dann war die Ritterschaft nicht mehr der einzige Stand, der in seiner Art Hervorragendes leistete. Mehr und mehr hatte sich das Schwergewicht des staatlichen Lebens in die Städte verlegt, wo der Handel in den freien Städten in Nürnberg, Augsburg, Hamburg, Bremen u. s. w. und die geistigen Bestrebungen in den Residenzen — man denke an alle die Universitäten und Fürstenhöfe — ihre Entwicklung fanden. Wahrlich, mancher städtische Handelsherr und Patrizier konnte sich, wenn er aus seiner prächtigen Wohnung die Denkmale des Bürgerfleißes seiner Vaterstadt, die Dome und die Rathäuser, erblickte, dem adeligen Ritter in seiner engen Burg ebenbürtig fühlen, und bei der Gegensätzlichkeit beider Stände, die ein gegenseitiges Verstehen fast ausschloß, konnte dies Gefühl nur zu leicht bald in Verachtung gegen den Bettelstolz, bald in Neid auf dessen unbesiegliches innerliches Überlegenheitsgefühl übergehen.

Und der Gelehrte, dessen Entdeckungen die ganze Welt bewegen, zu dessen Füßen die Jünglinge gesessen hatten, die nun herangewachsen den Staat lenkten — mußte der sich nicht als König fühlen, dem höchstens die mächtigsten Fürsten ebenbürtig waren, dem aber sicher der gewöhnliche Ritter nicht von ferne sich vergleichen durfte?

So mußten die Vorrechte der Ritterschaft und damit ihr Stand fallen, weil ihre Leistungen nicht mehr größer waren, als die anderer Stände und weil das, was sie ursprünglich allein vertreten hatten, der Adel, auch von anderen Ständen erworben war. Aber Adel — angeborene Vornehmheit — ist nicht Standes-, sondern Rassenfrage. Darum ist er einerseits nur die Frucht langer Geschlechterfolge, andererseits wechselt er in den Geschlechtern je nach ihrer Lebenskraft und Ertüchtigung. Es ist nicht wahr, daß alle Menschen gleich sind. Nur vor Gott und im Tod sind sie es, aber weder vor dem Gesetz noch im Leben. Das ist längst anerkannt. Man braucht dabei nur beispielsweise an die Wirkung der Strafe von einen Tag Gefängnis zu denken. Der Strolch empfindet sie als eine angenehme Abwechselung, die ihm

Digitized by Google

Unterkunft und Verpflegung bietet, gegen den Hunger und die Müdigkeit der Landstraße; der feinfühlende Mann glaubt damit ein Stück seiner Ehre verloren. So wenig ein edles Vollblutpferd zum Ackergaul oder umgekehrt ein Ackerpferd zum Rennpferd zu erziehen ist, so wenig ist der Adel etwas anerzogenes. Und das ist der Grund, warum der Haß, der sich früher gegen die Ritterschaft ergoß, sich vielfach auf den Adel übertragen hat. Dazu kommt, daß das herunter gekommene Glied eines adeligen Geschlechts mit seinen Fehlern mehr aufzufallen pflegt als ein Durchschnittsproletarier und so Verfehlungen der Rasse viel mehr der Kritik ausgesetzt sind und dann allzugerne als Kennzeichen des Adelsstandes überhaupt gewertet werden.

Wir kehren zur Ritterschaft und ihrem jungen Mitglied Johann Sigmund Karl zurück. Ihm standen alle Türen offen; er brauchte nur die Willenskraft, den offen stehenden Weg auch mit Fleiß und Pflichtbewußtsein zu beschreiten. Und dies hat Johann Sigmund Karl getan und wurde so noch ein letzter echter Vertreter der Ritterschaft, deren Ende bei seinem Tode schon angebrochen war und nur ganz wenige Jahre danach auch vollends eintrat.

Nach Vollendung der Studien praktizierte er in Wetzlar, dem Sitz des obersten Gerichtshofs des Deutschen Reichs und dann in Wien am Reichshofrat, der kaiserlichen obersten Gerichtsstelle. Hier legte er den Grund zu seiner glänzenden Laufbahn. Die Regierung von Brandenburg-Ansbach wurde auf ihn aufmerksam, als er einen ihm erteilten Auftrag besonders glücklich und befriedigend ausgeführt hatte.

Der damalige Bildungsgang erforderte aber vom „Cavalier" auch noch Reisen, hauptsächlich zur Erlernung der französischen Sprache. Daher sehen wir ihn, wohl unterstützt und beraten von seinem Vater, der dieselben Lande besucht hatte, auf Reisen durch Holland und Frankreich die Sprach- und andere Studien betreiben.

Hierauf trat er in den Ansbacher Regierungsdienst, wo wir ihm seit 1755 als Kammerjunker, Hof-, Regierungs- und Justizrat begegnen.

Unterdessen hatte die Macht der Liebe den aufstrebenden jungen Mann erfaßt. Es war seine schöne Cousine Anna Charlotte von Thüngen, zu der ihn eine mächtige Leidenschaft führte und ihn alle Hindernisse überwinden ließ, die in dem verschiedenen Bekenntnis beider lagen. Charlotte als Tochter des katholisch gewordenen Feldzeugmeisters Adam Sigmund von Thüngen war streng katholisch erzogen und von ihrem verstorbenen Vater unter den besonderen Schutz des Bischofs von Würzburg gestellt worden. Johann Sigmund Karl aber war an die erst kürzlich von seinem Vater erlassenen Familiengesetze gebunden,

Digitized by Google

wonach das lutherische Bekenntnis geschützt und die Ausübung anderer Kulte auch den Familienmitgliedern nur „privative", aber nicht öffentlich gestattet war. Trotzdem setzte er seine Heirat durch; doch fand die Hochzeit am 18. Oktober 1756 weder im Vaterhause statt noch unterschrieb der Vater den Ehevertrag. Ein wirkliches Zerwürfnis aber entstand nicht zwischen Vater und Sohn.

War es das Bestreben, andere Verhältnisse kennen zu lernen, war es der Einfluß der Gattin, die sich als einzige Katholikin wohl nicht heimisch in Ansbach fühlen konnte, jedenfalls vertauschte Johann Sigmund Karl ein Jahr nach seiner Verheiratung seine Stellung in dem weltlich protestantischen Markgrafentum mit der im katholischen geistlichen Fürstentum in Würzburg. Dort wurde er am 16. Februar 1757 bei der Regierung als Kämmerer und Hofrat „auf der adeligen Bank" angestellt — offenbar nur in Rücksicht auf seine Gattin.

Deren Tod in jungen Jahren — sie starb an den Blattern, als sie zum erstenmale in der Hoffnung war, am 17. August 1760 — veranlaßte sicherlich auch seinen Austritt aus Würzburgischen Diensten. Johann Sigmund Karl „resignirte" auf seine Stellung und der vielgereiste, gesellschaftlich gewandte, fein gebildete und vortrefflich erzogene Sohn des Ritterhauptmanns fand leicht an einem kleinen Hofe eine Anstellung: am 1. Dezember 1760 wurde er von Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha zum Hofmarschall ernannt.

Bei seinem Tätigkeitsdrang und namentlich seiner Vorliebe für juristische Betätigung konnte ihm aber die mehr oder minder müßige Stellung am kleinen Hofe nicht genügen. Er nützte alte und neue Beziehungen aus, die ihn nach Wien wiesen. Diesen und seiner Tüchtigkeit verdankte der Freiherr eine Berufung, die ihn am 14. Februar 1767 als Reichshofrat nach Wien führte. Die Beförderung an diese höchste Gerichts- und Staatsratsstelle gab ihm auch Gelegenheit, einer neu entstandenen Neigung zu folgen und zu einer zweiten Ehe zu schreiten. Er konnte seiner zweiten Gattin jetzt eine Stellung bieten, die der ihres Vaters in Gotha entsprach. Es war die Tochter Louise des Gothaer Oberkonsistorialpräsidenten von Schwarzenfels, eines der höchsten Gothaer Beamten, die er im Jahre 1769 (wenn nicht schon 1767) heimführte. Auch sie wird als schön geschildert.

Daß der protestantische Mann in eine vom Kaiser zu vergebende einflußreiche Stellung nach Wien kam, erklärt sich aus der Gliederung des Reichshofrats. Vorschriftsmäßig mußten 6 der 18 Reichshofräte (Stelle und Beamte führten ganz die gleiche Bezeichnung) protestantisch sein. Sicher hatte er in Wien als Protestant eine schwierige gesellschaft-

Digitized by Google

liche Stellung und lebte kirchlich wie in ödester Fremde. So mußte beispielsweise sein einziger Sohn, da weder eine protestantische Gemeinde noch ein ansässiger protestantischer Pfarrer in Wien zu finden waren, vom Dänischen Gesandschaftsprediger getauft werden und die Paten waren ebenfalls Ausländer. Doch hatte er in Wien Gelegenheit, sich in die Geschäfte und den Gesichtskreis eines obersten Gerichtshofs einzuarbeiten und das gelang ihm in dem Maße, daß er nach 5 Jahren zum zweiten Präsidenten des anderen obersten Gerichtshofs ernannt wurde.

Seine Ernennung fällt in eine für das Reichskammergericht recht bewegte Zeit. Doch ist zum Verständnis davon erst die Gliederung dieses obersten Gerichtshofs des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation zu betrachten.

An der Spitze stand der von Kaiser ernannte Kammerrichter, von fürstlicher, mindestens gräflicher Geburt, der mit der eigentlichen Rechtsprechung nichts zu tun hatte und auch seinen Sitz nicht notwendig in Wetzlar zu haben brauchte. Unter ihm standen als die obersten und eigentlichen Richter die zwei Kammergerichtspräsidenten (die nach dem Tag ihrer Verpflichtung ihren Rang hatten und vom Kaiser ernannt wurden), ferner zur Zeit der Ernennung Johann Sigmund Karls noch 17 Kammergerichtsassessoren oder Beisitzer, die von den verschiedenen Reichsständen — hierunter auch vom Kaiser selbst als Herrscher der verschiedenen Teile seiner Erblande — in bestimmter Reihenfolge vorgeschlagen und nach bestandenem Probereferat vom Kaiser angestellt wurden (die etatsmäßige Zahl von 25 Beisitzern konnte wegen des unregelmäßigen Eingangs der Reichsbeiträge, der „Kammerziele" nicht eingehalten werden). Der Gerichtshof zerfiel in 2 Judicial- und 3 Extrajudicialsenate. Ferner waren außer dem vom Kammerrichter anzustellenden Kanzleipersonal noch 30 Reichskammergerichtsprokuratoren und 12 Reichskammergerichtsadvokaten angestellt.

Diese Verfassung hatte also den schweren Fehler, daß die Besetzung der höchsten Richterstellen nach einheitlichen Vorbedingungen und Grundsätzen nur der Form nach gewahrt war durch das Ernennungsrecht des Kaisers und durch das Probereferat. Das Vorschlagsrecht der unzähligen Reichsstände hatte aber die Einheitlichkeit stark durchbrochen. Denn ein solcher Vorschlag, oft erst nach langen Verhandlungen der Vorschlagsberechtigten unter sich zu Stande gekommen, wurde doch nur in den seltensten Ausnahmefällen nicht bestätigt. Und bei solchem Vorschlag war oft nicht die Tüchtigkeit des Vorzuschlagenden maßgebend, sondern Rücksichten auf seine bessere Versorgung oder seine Unbequemlichkeit für das Duodezstäätchen, das ihn vorschlug usw. So kam es, daß

Digitized by Google

das Richterkollegium vom hervorragenden Fachmann über die Mittelmäßigkeit bis zum heruntergekommenen Müßiggänger aus den verschiedenartigsten Persönlichkeiten zusammengesetzt war.

Diese Verhältnisse im Verein mit dem Umstand, daß die zur Bestreitung der Gehälter nötigen Kammerziele unregelmäßig und unvollständig eingingen, hatten die schlimmsten Folgen. Die Richter kamen dadurch nicht nur in augenblickliche Geldverlegenheiten, sondern es wurden die weniger festen Charaktere unter ihnen schließlich der Bestechung zugänglich.

Die Klagen über die Langsamkeit des Geschäftsgangs, ja über Parteilichkeit des Gerichtes hatten sich gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts so gemehrt, daß selbst der deutsche Reichstag sich zum Einschreiten bequemen mußte. Auf die jahrelangen Klagen der Reichsstände selbst kam dort im Jahre 1766 endlich der Beschluß zu Stande, die Mißstände am Reichskammergericht durch eine Kommission, die sogenannte „außerordentliche Kammergerichts-Visitation" untersuchen zu lassen. Wirklich ordnete auch — nach der kaiserlichen Bestätigung — der Reichserbmarschall Graf von Pappenheim Anfangs 1767 einen Reichsquartiermeister nach Wetzlar ab, um dort für die Visitation Quartier zu machen. Diese konnte also ihren feierlichen Einzug halten. Sie bestand aus zwei kaiserlichen Kommissären und etwa 25 weiteren Subdelegierten, die von den einzelnen Reichsständen ernannt waren. Da aber im Reichstag etwa 100 Stimmen von über 300 Reichsständen vorhanden waren, so war die Visitation in Klassen eingeteilt, die sich nach bestimmter Zeit ablösen sollten, damit alle Virilstimmen bei der Untersuchungskomission vertreten seien. Dabei war die Parität (Gleichgewicht der Konfessionen) ängstlich zu wahren — kurz, es war keine Kleinigkeit, eine solche Visitation im Deutschen Reiche zu Stande zu bringen! In feierlicher Auffahrt wurde der Kongreß am 11. Mai 1767 aber dennoch eröffnet und nach weiteren 2 Jahren, nämlich 1769 war man wirklich so weit, daß man mit dem Beginn der Untersuchung der Personalgebrechen anfangen konnte. Die Mißstände mußten gewaltig sein, deren Spuren in der Zeit von 1766—1769 nicht von gewandten Rechtsverdrehern so weit hätten verwischt werden können, daß sie der Visitation verborgen blieben.

Daß auch die „Visitation" selbst in ihrer Mitte nicht durchaus nur für die Sache des reinen Rechts begeisterte Mitglieder barg, zeigte ein Zwischenfall, der schon Ende 1772 die ganze Untersuchung zum Scheitern zu bringen gedroht hatte. Doch wurden in den Jahren 1773—1774 3 Beisitzer des Gerichts wegen Bestechlichkeit ihres Amtes entsetzt, das

Digitized by Google

übrige Richterpersonal aber von allem Verdachte frei gesprochen. Auch ein Makler, der gewerbsmäßig Bestechungsgelder in der Höhe von mehreren hunderttausend Gulden vermittelt hatte, wurde nach langen lächerlichen Verhandlungen zu einer empfindlichen Strafe verurteilt.

Im Jahre 1774 fand auch noch die Ablösung der „1. Klasse der außerordentlichen Kammergerichtsvisitation" durch die zweite statt, dann aber kam es über Bedenken wegen der Parität ihrer Zusammensetzung zum heimlich von vielen schon lange gewünschten Bruch und die Visitation war 1777 auseinander gegangen, ohne die „Personalgebrechen" der Prokuratoren und Advokaten überhaupt untersucht zu haben, ganz zu schweigen von der Revision der Urteile selbst, die auch ihre Aufgabe gewesen wäre.

Die Ernennung Johann Sigmund Karls fällt mitten in diese Zeit. Am 16. April 1772 war er zum Reichskammergerichtspräsidenten ernannt worden, nachdem ihm am Tage vorher der hiezu nötige Titel eines Wirklichen Kaiserlichen Geheimen Rates verliehen worden war, und am 16. Dezember danach war er in Wetzlar verpflichtet worden. Die Ernennung beweist, daß man seine Persönlichkeit richtig so einschätzte, daß sie von der Sumpfluft der Bestechlichkeit nicht beeinflußt werden würde. Und wenn das Reichskammergericht mit seinen 20000 unerledigten Prozessen unter seiner Mit-Präsidentschaft im Gerichtswesen auch nach wie vor eine Spottfigur ähnlich dem Reichsheer im Kriegswesen bleiben mußte, so darf man nicht übersehen, daß der zweite Präsident nicht die oberste Spitze dieses Gerichts war; das war der fürstliche Kammerrichter. Johann Sigmund Karl war also zur Vornahme von durchgreifenden Verfassungsänderungen gar nicht in der Lage. Und auch der Kammerrichter selbst hätte sie nicht mehr durchsetzen können ohne Verfassungsänderungen im Deutschen Reich wie der Verlauf der außerordentlichen Kammergerichtsvisitation soeben gezeigt hatte.

Und wahrlich, der Präsident des Reichskammergerichts hatte damals anderes zu tun, als die Verfassung des Reiches zu ändern. Er mußte sie kennen, um sie richtig anwenden zu können. Denn „Wer kennt die Völker, zählt die Namen", aller Rechte, die hier nicht gastlich zusammenkamen, sondern hart auf einander stießen? Wer weiß heute nur noch die Namen aller der Länder, die im Deutschen Reich ein eigenes Recht besaßen? Und unter welchem Recht stand eine Person? War hier nach dem Recht ihres Heimatsortes oder nach einem besonderen, einzelnen Ständen eines Ortes verliehenen oder endlich nach einem ganz anderen auf Verträgen, Herkommen usw. beruhenden Rechte zu entscheiden? Auf welche Rechtsquellen mußte zurückgegriffen werden und nach welchen

Digitized by Google

Kommentaren mußte der dunkle Sinn einer Gesetzesstelle entschieden werden? Wenn man die Richter heutiges Tages schon oft bewundernd (oder schaudernd) durch ein Labyrinth strittiger Gesetzesanwendung sich schlängeln sehen muß, so ist das ein Kinderspiel gegen die Fußangeln und Wolfsgruben, die das damalige Recht — nein, die hunderte von Rechten — im deutschen Reiche dem höchsten Richter legte.

Dazu die Umständlichkeit des Gerichtsverfahrens (hiezu darf die Schriftlichkeit nicht gerechnet werden, denn die ist in unserem „mündlichen Verfahren" nicht viel geringer geworden). Bis die Litispendenz festgestellt, die Exceptiones vorgebracht, die Replik und Duplik, oft bis zur zehnfachen Wiederholung fortgesetzt waren, die jedes ein Libell für sich bildeten, bis dann zur Urteilsfällung submittirt war, schon das dauerte jahrelang. Dann konnte das Urteil erlassen werden. Wohl den streitenden Parteien, wenn es einen Entscheid enthielt und nicht nur Vorfragen erledigte und bessere Beweise für die Hauptsache verlangte. Denn dann ging der Prozeß in der alten Weise, aber in 2 Äste gespalten fort. Denn erstens konnte ein gewandter Advokat den Vorentscheid des obersten Gerichtshofs selbst anfechten und zweitens ging nun der Prozeß über die Hauptsache lustig in der alten Weise fort. Aber auch die Entscheidung in der Hauptsache brachte nur in Ausnahmefällen ein Ende des Prozesses. Denn nun mußte die Parition erfolgen, das heißt die Anzeige, ob und wie man das Urteil befolgt habe. Und da konnte sehr oft ein neuer Prozeß entstehen. Denn nach der jahrzehntelangen Dauer des ursprünglichen Rechtsstreites hatten sich die Verhältnisse so geändert (z. B. Todesfall und Erbfolge), daß das Urteil gar nicht mehr wörtlich auszuführen war und die Frage, wie weit es noch ausführbar sei, wurde strittig — d. h. sie führte zu neuem Prozeß. Oder der Vollzug des Urteils, der durch das Reichskammergericht einem oder mehreren Fürsten aufgetragen war, war durch deren „Subdelegirte" nicht richtig erfolgt — wieder eine Möglichkeit, das Urteil nicht auszuführen und Grund zu erneutem Prozeß. Rechnet man die durch kein Mittel (außer Geld) zu beseitigende Lässigkeit der Advokaten, ihre damals zum System gewordene Kunst, durch Hinausziehen der Prozeße möglichst lange davon zu leben, hinzu, so wird es schließlich erklärlich, daß die Prozesse nicht Jahrzehnte sondern Jahrhunderte dauerten und, da sie Richter und Sachwalter, ja das Gericht selbst und die Grundsätze der Rechtsprechung überlebten, schließlich die ausschließliche Arbeitskraft eines Mannes und das Neu-Einarbeiten des ganzen Gerichts zu ihrer Erledigung erforderten. Es ist kein Wunder, daß unter diesen Verhältnissen die Zahl der un-

Digitized by Google

erledigten Prozesse immer mehr wuchs und schließlich phantastische Zahlen erreichte.

Bedenkt man dazu noch alle Reibungen, die aus den oben geschilderten persönlichen Übelständen hervorgehen mußten, so war die glänzende Stellung des Präsidenten mühe- und dornenvoll genug.

Ganz eigentümlicher Art waren die gesellschaftlichen Verhältnisse Wetzlars, in die Johann Sigmund Karl nun berufen war. Die Visitation hatte eine Menge an Geburt oder Bildung hochstehender Männer nach der schönen mauerumschlossenen kleinen Lahnstadt mit ihren bergigen Sträßchen, ihrem spitzen Pflaster, ihren Fachwerkhäusern und ihrem schönen Dom gebracht und damit ein gesellschaftliches Leben, mit dem sich nur das von Wien oder Regensburg vergleichen konnte. In der kleinen Reichsstadt waren drei ganz verschiedene Gesellschaftskreise vereinigt: die eingesessenen Kleinbürger mit ihren Verwaltungsbeamten, dann das Reichskammergerichtspersonal und endlich die Visitationsmitglieder. In den beiden letzten waren vom Fürsten bis zum Kanzleidiener alle Gesellschaftsschichten vertreten. So bot Wetzlar das Bild des Rokoko in allen seinen Abstufungen. Wenn wir erfahren, daß der kaiserliche Vorsitzende der Visitation, Fürst C. E. von Fürstenberg, im sechsspännigen Wagen mit Vorreiter unter Vorantritt eines glänzenden »Cortège« zu Pferd und zu Wagen, gefolgt von einem weiteren Sechsspänner sowie seinem Hofstaat, seinen Einzug in Wetzlar hielt und daß er wie die meisten Visitationsmitglieder seine Familie mitbrachte, so ist ersichtlich, daß es an der zierlichen Rokokopracht mit ihren Allongeperrücken und Reifröcken nicht fehlte.

Diese vornehme Gesellschaft würdig zu empfangen, war eine Ehrenpflicht der höchsten Gerichtsbehörde des Reiches. Besuche, Gegenbesuche und daraus sich ergebende Feste gehörten zur Tagesordnung und gaben den gesellschaftlichen Verhältnissen in Wetzlar in der ersten Zeit Johann Sigmund Karls das Gepräge.

Wie lebhaft das Gesellschaftstreiben war, kann man daraus ersehen, daß ein unternehmender Kopf, der einen neuen Festsaal erbaut hatte, damit die besten Geschäfte machte. Denn außer den gesellschaftlichen Veranstaltungen der Gesellschaft unter sich gab es nun für Redouten, Maskenbälle, auch Theateraufführungen und Konzerte einen Raum, in dem alle Kreise Wetzlars sich vereinigen konnten und wo auch die Bürger sich an der Sonne fürstlicher Gnade und adeligen Wohlwollens so weit erfreuen konnten, als ihnen dies gewährt wurde. Denn bei aller Zierlichkeit der Gesellschaft schlossen sich die Fürsten vom Adel und noch mehr beide zusammen vom Bürgerstand fast vollkommen ab.

Digitized by Google

Die der ganzen Zeit so wichtigen Etiquette- und Rangfragen zeitigten auch in der Kleinstadt die wunderlichsten Blüten, z. B. das Verbot für die (nichtadeligen) Prokuratoren, außer zum auswärtigen Dienst in einer Kutsche durch die Stadt zu fahren, was nur den (adeligen) Richtern erlaubt war. Und wenn einerseits nur der Adelige „gesellschaftsfähig" war und es daher längst Gebrauch war, den Richtern den ihnen allenfalls fehlenden Adel amtlich zu verleihen, so wußte der alte Adel wohl, was er sich diesem neuen Adel gegenüber schuldig war, und es mögen andere Fälle ähnlicher Art vorgekommen sein, wie der, daß eine Mutter für ihre unverheiratete Tochter, die aber auf 32 stiftsfähige Ahnen zurückblicken konnte, den Rang vor allen verheirateten neu geadelten Damen beanspruchte!

Der Zierlichkeit des Tons stand seine Leichtfertigkeit gegenüber. Dies geht aus unverdächtigen Zeugnissen der verschiedensten Kreise Wetzlars hervor. Je nach der Veranlagung des Urteilenden fällt dann die Beurteilung verschieden aus. Der eine hebt nur die vorkommenden Unsittlichkeiten hervor, während ein anderer den Ton blos frei findet, wieder andere erklären ihn für unpassend. Und man wird das Urteil gerechtfertigt finden, wenn man erfährt, daß fast jede Frau ihren allgemein als solchen anerkannten Anbeter haben mußte. Wie weit dann dieses „Anbeten" ging, war Sache der Betreffenden. Man wird sich aber die Gesellschaft nicht unsittlicher vorstellen dürfen, als die des früheren Mittelalters oder wie eine gute der Neuzeit. Nur war eben der Ton frivol. Aus der Zeit nach der Abreise der Visitation lautet das Urteil über die Gesellschaft dann aber ganz anders. Kein Geringerer, als der spätere Minister Stein erklärt ihn einfach für unleidlich kleinstädtisch-spießbürgerlich.

Johann Sigmund Karl, der die Wetzlarer Verhältnisse ja noch von seiner Praktikantenzeit her kannte, und offenbar keinen Geschmack mehr daran fand, seine Gattin der leichtfertigen Kurmacherei und dem darauf folgenden Klatsch auszusetzen, wird sich wohl gesellschaftlich anfangs, so weit das seine Stellung zuließ, zurückgehalten haben. Um so mehr, als er ein wirklich begeisterter Fachmann war, der am Verfassen von „Rezessen" — nach dem Zeugnis seiner Untergebenen — seine Freude hatte.

Der Tod seines Vaters, der 1780 im Alter von 84 Jahren gestorben war, brachte ihn mit 3 Brüdern in den Mitbesitz von dessen bedeutenden Gütern. Die Brüder zogen gemeinschaftlichen Besitz einer Erbteilung vor; nur die Schlösser wurden abgeteilt und Johann Sigmund Karl erhielt dabei den Sitz in Roßbach. Bei den alljährlichen

Digitized by Google

„Familienkonferenzen" der Brüder war er regelmäßig anwesend und, da ihm die Führung der Prozesse der Familie übertragen war, erforderte dies eine erhöhte Arbeitsleistung von seiner Seite.

In der Art, wie sich die Brüder ihres Besitzes annahmen, ist noch ein Erbstück väterlicher Erziehung zu erblicken. Sie betrachteten den Familienbesitz als etwas unteilbares, allen gemeinschaftliches und die Reibungen des gemeinsamen Besitzes — die ja nicht ausbleiben konnten — wurden durch das Gefühl brüderlicher Zusammengehörigkeit überwunden.

Und verwickelt genug waren diese Verhältnisse, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Es sei nur eines hervorgehoben, weil es die Zwitterstellung der Reichsritterschaft an einem Beispiel klar macht.

Zu den Lehensherren der Familie gehörte auch Mainz. Kurfürst Friedrich Karl Joseph (von Erthal) wollte in Folge der schlimmen Erfahrungen von 1792—1793 (schmählicher Verlust von Mainz an Custine und lange Belagerung vor der Wiedereroberung durch das Koalitionsheer) in Zukunft besser gerüstet sein und deshalb auch die Reichsritter als seine „Vasallen" persönlich oder durch Geldleistungen zum Kriegsdienst heranzuziehen. Damit setzte er sich aber in Widerspruch mit den bestehenden Reichsgesetzen, die die reichsunmittelbare Ritterschaft von solchem Vasallendienste befreit hatte und befreien mußte; denn diese war dem Kaiser verpflichtet, konnte also nicht gleichzeitig mehreren anderen Lehensherren kriegspflichtig sein. Konnte man doch gar nicht wissen, ob die nicht gegen den Kaiser im Felde stehen würden. Die Familie weigerte sich also unter Johann Sigmund Karls Führung und in Übereinstimmung mit der Ritterschaft, der Aufforderung von Mainz zur Stellung eines „Lehenpferdes" Folge zu leisten. Sie erhielt auch vom Reichshofrat in den Jahren 1796 und 1798 obsiegliche Urteile gegen Mainz. Mit diesen gab sich Mainz zwar nicht zufrieden und der Prozeß ging noch bis 1799 weiter. Aber er hatte damit das Dasein des geistlichen Kurstaats überdauert: Mainz war seit 1797 abermals von den Franzosen besetzt und wurde 1801 im Frieden von Luneville an Frankreich abgetreten.

Es ist höchst bezeichnend für die Zustände im Reich, daß der letzte Zwist zwischen Lehensherren und Vasall über das an sich nur zu gerechtfertigte Verlangen des ersteren nach erhöhter Kriegsbereitschaft ausbrach und nach dem bestehenden Recht zu dessen Ungunsten entschieden werden mußte. Fünf Jahre nach der Vernichtung des Kurstaats war aber auch die Ritterschaft als Körperschaft vernichtet — eine logische

Digitized by Google

Folge davon, daß weder Kurstaat noch Ritterschaft als solche den höchsten Anforderungen nachzukommen vermochte, die die neue Zeit an sie stellte.

Persönlich erlebte Johann Sigmund Karl das letzte Ende nicht mehr, aber von den Stürmen, die es herbeiführten, blieb auch er nicht unberührt. Im Jahre 1796 mußte er vor dem Sansculottenheere Jourdans aus Wetzlar flüchten, wo bekanntlich am 15. Juni ein Rückzugsgefecht der Österreicher stattfand. Als dann Erzherzog Karl von Österreich, „der Retter Frankens" die französischen Horden im Herbst wieder gegen den Rhein zurückgejagt hatte, kehrte auch Johann Sigmund Karl mit seiner Familie wieder nach Wetzlar zurück. Es ist merkwürdig, daß aus dieser bewegtesten Zeit Wetzlars keine Aufzeichnungen erhalten sind, die über dessen Schicksale nähere Auskunft geben könnten; das gleiche gilt von den Schicksalen Johann Sigmund Karls.

Dieser, aus dessen zweiter Ehe ein einziger Sohn entsprossen war, war in Wetzlar verhältnismäßig jung am Ziele seines Strebens als höchster Reichsrichter angelangt und verlebte volle 28 Jahre in dieser Stellung. Es ist daher nicht verwunderlich, daß er, in der Kleinstadt ausschließlich mit seinem Fach beschäftigt, mit dem Alter nicht allen Fehlern seines Standes in damaliger Zeit entgehen konnte. Seine Rechtsanschauungen wurden starr und formalistisch. Wir haben ein schlagendes Beispiel dafür, daß diese sogar den Rechtssinn trüben konnten.

Eine früh verwitwete Schwägerin von ihm (Henriette Freifrau von Thüngen geb. Freiin von Stein zu Nordheim) hätte Anspruch auf Wittum und Witwensitz an die Familie gehabt. Johann Sigmund Karl machte nun zunächst juristische Formbedenken gegen die Auszahlung des Wittums geltend, die er aus Vorbehalten beim Ehevertrag, Nebenumständen beim Erbschaftsantritt der Witwe herleitete, und als diese nach mehreren vergeblichen Vergleichsvorschlägen den letzten mit der Bemerkung schloß, sie müsse gerichtliche Schritte tun, wenn dieser Vorschlag nicht angenommen werde, da erwachte der Richterstolz in ihm und er betrachtete es als Ehrensache, einem „angedrohten" Prozeß nicht auszuweichen. Aber es ist dies, wie gesagt, das einzige Beispiel derart, denn Johann Sigmund Karl war als ritterlicher Mann bekannt, der z. B. den Damen des Waizenbacher Stifts besonders gefällig sich zeigte, obgleich das Stift damals gerade mit der Familie im Prozeß lag. Es war ein Fehler seines Standes und nicht seines Charakters, der bei seinem Verhalten gegen seine Schwägerin zu Tage getreten war und ihn über der Freude an juristisch-technischen Kunstgriffen die

Digitized by Google

Pflicht hatte vergessen lassen, einen Vertrag nicht hiedurch in sein Gegenteil zu verkehren.

Johann Sigmund Karl, der letzten Reichskammergerichtspräsidenten einer, starb nach nur 10tägigem Krankenlager am 19. Februar 1800 in Wetzlar und wurde am 23. mit den ihm zukommenden Ehren in der Hospitalkirche beigesetzt, jener 1755—1767 neu wieder aufgebauten Kirche, in der er seinen amtlichen Kirchenstand gehabt hatte.

Die im Thüngenschen Gebiete angesetzte „Landestrauer" bestand in Trauerläuten in allen Kirchen und Unterlassen des Orgelspiels beim Gottesdienst auf ein Vierteljahr sowie Verbot aller öffentlichen Musik und Lustbarkeiten auf ein Jahr.

Das Trauergeläute war symbolisch; denn mit Johann Sigmund Karl sank der letzte fränkische Vertreter einer abgestorbenen Zeit zu Grabe; Reichsritterschaft, Reichskammergericht und das deutsche Reich waren bald nicht mehr. Der französische Einfluß des Rokoko war in die französische Raub- und Gewaltherrschaft der Revolution übergegangen. Und gebe Gott, daß, wie die deutsche Jugend die Befreiungskriege erleben und ein neues deutsches Reich vorbereiten konnte, unserer Jugend ein gleicher Aufstieg beschieden sein möge.

Quellen: Freiherrlich v. Thüngensches Familien-Archiv in Zeitlofs. Haus- Hof- und Staatsarchiv in Wien. — Geschichte und topographische Beschreibung der kaiserlich freyen Reichsstadt Wetzlar von F. W. Freiherrn v. Ulmenstein, Hadamar 1802. — Kreisarchiv Nürnberg. — Universitätsmatrikeln. — Goethes Wetzlarer Zeit, von Heinrich Gloel, Berlin, E. S Mittler & Sohn, 1911. — Der letzte Kampf der Reichsritterschaft um ihre Selbständigkeit von Heinrich Müller, Berlin Emil Ebering 1910.

Rudolf Freiherr von Thüngen (Heilsberg b. Zeitlofs).

49. **Urlichs von,** Karl Ludwig,
Philologe und Archäologe
1813—1889.

Von Geburt kein Bayer hat Urlichs fast die Hälfte seines beruflichen Lebens in Würzburg verbracht, sodaß sein Lebenslauf ein fränkischer genannt werden darf. Er war in Osnabrück am 9. November 1813 geboren, wo sein aus einer streng katholischen Aachener Familie stammender Vater damals Abteilungsdirektor der französischen Präfektur des damaligen Königreichs Westfalen war. Nach Napoleons Sturz wurde der Vater von der preußischen Regierung als Registrator in Aachen übernommen. Dort blieb Urlichs Mutter, eine geborene Führing aus Göttingen, zunächst leben und widmete sich mit Sorg-

Digitized by Google

falt der Erziehung der Kinder, nachdem der Vater bereits 1826 gestorben war. Vortreffliche Lehrer am dortigen Gymnasium erkannten bald des jungen Urlichs hohe geistige Begabung und förderten erfolgreich seine emsige Strebsamkeit. Besonders war es der treffliche Rektor Riegler, der die bekundete Vorliebe des Primaners für die klassischen Wissenschaften erkennend — beschäftigte sich Urlichs doch schon mit 13 Jahren privatim mit der Lektüre alter Klassiker und führte die ihm übertragenen Vorträge in lateinischer Sprache bei festlichen Gelegenheiten des Gymnasiums glänzend durch — ausschlaggebenden Einfluß auf des jungen Mannes Entschluß, sich dem Studium der alten Philologie zu widmen, ausübte. Noch nicht 16 Jahre alt absolvierte Urlichs das Gymnasium und bezog im Sommersemester 1829 die Universität Bonn. Seine Lehrer dort waren hauptsächlich Näcke, Heinrich und Welcker. Letzterer wurde ein besonderer Gönner des jungen strebsamen Studenten und mag durch seine Vorlesungen über Kunstgeschichte der Antike den Keim für Urlichs spätere gelehrte Tätigkeit gelegt haben, nicht minder der nach seinem Ausscheiden aus der preußischen Diplomatenlaufbahn mit der Universität Bonn „frei verbundene" Niebuhr durch seine Vorträge über die alte Geschichte und römischen Altertümer. Schon damals wurde, hauptsächlich durch Welcker angeregt, in Urlichs der Gedanke wach, daß der wahre Philologe nicht einseitig im Studium der alten Klassiker verknöchern dürfe und daß zu deren richtigem Verständnis und erschöpfenden Interpretation vielmehr auch gründliche Kenntnis der Kunst des Altertums gehöre.

1834 schloß er seine Bonner Studienzeit mit der von Welcker wegen ihres hervorragenden Inhalts — der Verfasser beweise ungewöhnlich viel Sinn und Anlage, in die mythischen Gegenstände und in das Dramatische einzudringen — der Öffentlichkeit zugänglich gemachten Doktordissertation über den Bühnendichter Achäus von Eretria auf Euböa ab. Ein Jahr lang wirkte er als Lehrer in dem berühmten, auch heute noch bestehenden Fellenberg'schen Erziehungs-Institut in Hochwyl bei Bern und dann zog es ihn nach Rom.

Damals schon war in ihm der Entschluß reif geworden, das akademische Lehramt sich zum Lebensberuf zu wählen; sein Aufenthalt in Rom sollte ihm zur Vorbereitung dafür dienen. Er fand alsbald Aufnahme im Hause des preußischen Gesandten beim päpstlichen Stuhle, von Bunsen, als Hauslehrer für dessen Söhne. Die römischen Jahre (1835—1840) bildeten für Urlichs den Gegenstand schönster und dankbarer Erinnerung bis in sein spätestes Lebensalter.

Digitized by Google

War es ihm doch vergönnt, dem engeren wissenschaftlichen und geselligen Kreis namhafter im Bunsen'schen Hause verkehrender deutscher Gelehrter anzugehören. Es waren Platner, Kestner, Alfred von Reumont, der Ägyptologe Lepsius, Felix Papencordt, der Archäologe Wilhelm Abeken, dessen Vetter, der preußische Gesandtschaftsprediger Heinrich Abeken u. a., namentlich aber der um die archäologische Wissenschaft hochverdiente Eduard Gerhard, mit denen Urlichs in engeren Verkehr trat. Den Mittelpunkt dieser deutsch-römischen Kolonie bildete das 1828 aus der „Hyperboreischen Gesellschaft" hervorgegangene archäologische Institut, das unter Bunsens wesentlicher Mitwirkung bestimmt war, „auf dem Gebiete der Archäologie und der Philologie die Beziehungen zwischen den Heimatländern alter Kunst und Wissenschaft und der gelehrten Forschung zu beleben und zu regeln und neu aufgefundene Denkmäler zu veröffentlichen." Zunächst war es in der preußischen Gesandtschaft, seit 1836 aber in eigenem Gebäude auf dem Kapitol untergebracht. 1870 wurde Urlichs dessen ordentliches Mitglied. Festtage waren für Urlichs, wie er in dem seinem Gönner Gerhard in der Allgemeinen Deutschen Biographie gewidmeten Artikel sagt, die freitägigen abundanze des Instituts, wenn er Gerhard's Sicherheit und Gewandheit bei der Behandlung und Klärung neu entdeckter Bildwerke und Denkmäler bewundern durfte.

Bunsen, der im täglichen Umgange mit dem jungen Hausgenossen dessen tiefe geistige Durchbildung zu erkennen Gelegenheit hatte, zog Urlichs zur Mitarbeit bei seinem unter Mitwirkung von Platner, Gerhard und dem Marburger Juristen Röstell in Arbeit befindlichen großen Werke „Beschreibung der Stadt Rom" bei. Er bearbeitete einzelne Bezirke der alten Stadt, so den Quirinal, den Esquilin, den monte Pincio und deren Umgebungen und verfaßte die allgemeinen, die historisch-topographischen Gesichtspunkte erörternden Einleitungen dazu in dem 1838 erschienenen Bande; in einem späteren, 1842, schrieb er in gleicher Weise die Vorrede zur Abteilung Marsfeld, das er noch in weit umfassenderer Weise als Bunsen behandelte. Bei dem mit Platner 1845 herausgegebenen Auszug aus Bunsen's großem Werk hat Urlichs gleichfalls die ausführliche Einleitung hergestellt.

Durch mehrere Jahre führte er einen wissenschaftlichen Kampf in beiderseits gereizt heftigen Streitschriften mit dem älteren Leipziger Archäologen Adolf Becker, der in seinem Handbuch der römischen Altertümer Bunsens Werk mit großer Schärfe angegriffen hatte. Nach Art ehrlicher und vornehmer Fechter zollte Urlichs ihm trotzdem

Digitized by Google

später in der Allgemeinen Deutschen Biographie hohe Anerkennung und bezeichnete Beckers römische Topographie als brauchbarstes und zuverlässigstes Handbuch. Erst 1871 verwertete Urlichs seine in Rom gewonnenen Kenntnisse durch die Herausgabe seines codex topographicus urbis Romae, ein Werk, das noch immer als wertvolles Buch für den archäologischen Unterricht gilt. Kestner, der Bunsens Nachfolger als Vorsitzender des Instituts wurde, nennt Urlichs in einem Briefe an dessen Schwester einen lebendigen Kopf, vollgepfropft von Kenntnissen und voll lebendiger Geistesfrische.

Von Rom dehnte Urlichs seine archäologischen Forschungen nach Florenz, Neapel und Sizilien aus, wo er auch den Ätna bestieg. 1838 von Bunsen mit wichtigen diplomatischen Berichten nach Berlin geschickt, brachte Urlichs ihm die ersehnte Abberufung als Gesandter am päpstlichen Hofe mit, in welcher Stellung Bunsen bekanntlich nicht immer mit Geschick gewirkt hatte.

In Rom trat Urlichs auch in Verkehr mit dem Würzburger Bildhauer Johann Martin von Wagner, besuchte ihn in seiner Werkstatt und machte das dem großen Meister zu Ehren der Vollendung seines Walhallafrieses gegebene Fest mit, ohne eine Vorahnung, in welch nahe Beziehungen zu Wagner ihn später seine Würzburger Berufstätigkeit bringen würde.

Der Sommer 1840 führte Urlichs, voll von den römischen Eindrücken, nach Bonn zurück. Schwer hatte er sich vom klassischen Boden getrennt; aber die Pflicht, sich baldigst auf eigene Füße zu stellen, ließ ihn nicht länger zuwarten, nachdem seine Mutter ihm schon so große Opfer gebracht hatte. Bald nahm er die alternde Mutter zu sich und noch Jahrzehnte nach ihrem bald erfolgten Tode sorgte er dankbar für die Erhaltung ihrer Bonner Grabstätte. Bereits im folgenden Wintersemester habilitierte er sich an der Universität und begann im folgenden Sommersemester seine Vorlesungen, freilich, wie es das Schicksal vieler junger Dozenten ist, anfänglich vor einer kleinen Zuhörerzahl. Im Jahre 1844 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. Römische Geschichte, griechische und römische Altertümer, allgemeine Übersicht der Archäologie, römische Kaisergeschichte, alte Topographie und Geographie, Kunstgeschichte und Mythologie bildeten neben den Erklärungen alter Klassiker, Pindar, Plinius, Thukydides u. a. den Stoff für seine Vorlesungen. Mehreren nach altem Herkommen an der Bonner Hochschule immatrikulierten Prinzen las er Privatissima über Kunstgeschichte, den preußischen Prinzen Friedrich Karl und Georg, dem Erbprinzen von Lippe, dem späteren

Digitized by Google

Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Letzterer erinnerte sich noch nach Jahren, als Urlichs ihn in der Lorenzer Kirche in Nürnberg in andächtiger Besichtigung des herrlichen Baues traf und anredete, dankbar seines Lehrers mit dem Beifügen, daß er es dem Bonner Unterricht verdanke, wenn er die Kirche mit Verständnis zu besehen vermöge. Prinz Friedrich Karl schrieb im Mai 1847 an seinen ersten militärischen Lehrmeister General von Zastrow, daß er zu Pfingsten, vornehmlich zum Zwecke des Kunstgenusses, eine Reise nach Belgien machen werde, auf der ihn Professor Urlichs, ein ebenso liebenswürdiger wie unterrichteter Mann, begleiten werde; ein Eintrag Urlichs im Kalender bestätigt diese Reise. Zu seinen Zuhörern gehörte in Bonn der damals nicht viel jüngere hervorragende Münchener Archäologe Brunn, mit dem Urlichs später viele Jahre hindurch über mehrfache archäologische Grundfragen im Kampfe lag, aber persönlich stets in guten Beziehungen geblieben war.

In Bonn hatte Urlichs nach seiner Rückkehr noch seinen pietätvoll verehrten Lehrer Welcker vorgefunden; daneben lehrte der 1839 dahin berufene Philologe Ritschl, der Urlichs hervorragende Gelehrsamkeit würdigte, ihm herzliches Wohlwollen entgegenbrachte und für alle Zukunft erhielt.

Als Napoleon III. Ende der 50er oder Anfangs der 60er Jahre für sein großes Werk histoire de Jules César topographischer Untersuchungen insbesondere am Rhein bedurfte und dieserhalb sich an den preußischen Geschäftsträger in Paris, Prinzen Reuß, um Empfehlung eines deutschen Altertumsforschers gewandt hatte, bat dieser Ritschl um Vorschläge und Ritschl nannte neben dem kriegswissenschaftlich bewährten Obersten von Cohausen den Philologen Urlichs. Napoleon begnügte sich aber mit ersterem, da „die Philologen den Cäsar schon seit Jahrhunderten ausgelegt hätten".

Allgemeinen Beifall fand Urlichs, als er bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 1841 den Verein von Altertumsfreunden im Rheinland gründete, der die historische und kunstgeschichtliche Erforschung des ganzen Rheingebietes zum Zweck hatte. Für die Jahrbücher des noch heute blühenden Vereins lieferte Urlichs zahlreiche ausführliche Abhandlungen. Als Festredner und Verfasser der Festschrift bei den vom Verein veranstalteten Winckelmannfesten wirkte er tätig mit. Noch von Würzburg aus lieferte er 1867 einen literarischen Beitrag. Seine Bonner Zeit rechnete er zu den schönsten seines Lebens. Ein heiterer Kreis hielt zu geselliger, geistig angeregter Unterhaltung die jungen Dozenten zusammen, die

Digitized by Google

sich nach ihrer Herberge „zum Schwan“ die Ritter des Schwanenordens nannten.

1847 folgte Urlichs einem Rufe als ordentlicher Professor nach Greifswald. Vor Antritt dieser Stelle unternahm er zur Ergänzung seiner archäologischen Studien noch eine Reise nach England; seinen Forschungen im Britischen Museum zu London, wo er der Gast Bunsens war, ist die Entdeckung eines Verzeichnisses der Schriften des Varro zu verdanken.

Rheinland und Pommern: ein gewaltiger Unterschied. Aber auch in Greifswald erfreute Urlichs sich bald allgemeiner Beliebtheit. Seine geistige Beweglichkeit und Vielseitigkeit seiner Interessen gewannen ihm zahlreiche Freunde. Einen Kreis junger Damen wußte er durch Privatkurse für die Kunst zu begeistern. Hier fand er dann bald seine Lebensgefährtin, die Tochter des einer Rostocker Familie entstammenden Geheimen Justizrats Quistorp. Innige Freundschaft verband Urlichs und seine Gattin mit den Familien der Greifswalder Kollegen, des Juristen Beseler, des späteren Justizministers Friedberg, der damals Oberstaatsanwalt und zugleich an der Universität habilitiert war, des Physikers von Feilitzsch, Windscheids u. a. Urlichs Bild als Mitglied des Senats hängt in der Aula der Universität. Ein Zeugnis seiner meisterhaften Beherrschung der lateinischen Sprache gab seine Universitätsrede anläßlich des Geburtstages Königs Friedrich Wilhelm IV., in der er dessen Verdienste um die deutsche Einheit pries. Staunen erregte es, als Urlichs später in Würzburg auf einem patriotischen Studentenkommers auf ein von dem bekannten Gaudeamus igitur-Dichter Pernwerth von Pernstein entsprechend umgedichtetes Kommerslied aus dem Stegreif eine lateinische Rede hielt.

Lebhaft trieb er in Greifswald Politik, trat in jenen bewegten Zeiten vielfach als politischer Redner auf mit dem Erfolge, daß er 1848 in die zweite Kammer der Abgeordneten für den Wahlkreis Greifswald-Grimmen und 1850 im Wahlkreis Frankfurt a. d. O.—Lebus in das Erfurter Parlament gewählt wurde. Er gehörte der Mittelpartei, im Abgeordnetenhause Zentrum — aber weit entfernt vom heutigen Zentrum — genannt, an. Im Erfurter Parlament war er unter Simsons Präsidentschaft neben Bismarck als erstem zweiter Schriftführer, was auf einer silbernen Gedächtnismünze festgehalten ist. Häufig trat er in beiden Parlamenten eindrucksvoll als Redner auf, sprach scharf gegen die äußerste Rechte in der Verfassungsfrage, trat auch Bismarck gegenüber, als dessen gemäßigter Parteigenosse er sich bezeichnete, von dessen Wegen ihn aber der Tag von

Digitized by Google

Olmütz getrennt habe, wie er in seiner Rede auf Bismarck bei der Feier von dessen 70. Geburtstags in Würzburg am 18. März 1875 aussprach. Von Urlichs parlamentarischer Wirksamkeit gibt ein Brief Bismarcks an seine Gattin (Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin, bei Cotta in Stuttgart 1900) gelegentlich Kunde, in dem er am 25. Februar 1851 schreibt: „Wegen meiner gestrigen Rede bin ich ununterbrochenen Angriffen ausgesetzt, ich muß deßhalb auf Urlichs aufpassen, der eben die Tribüne besteigt". Urlichs kam aber nicht mehr zum Wort, da über den Gegenstand zur Tagesordnung übergegangen wurde. Urlichs war bei der Deputation des Abgeordnetenhauses, als der König am 6. Februar 1851 die Verfassung beschwor (auf einem Bilde in Onckens allgemeiner Geschichte in Einzeldarstellungen, IV. Hauptabteilung, 6. Teil, steht Urlichs neben dem Abgeordneten von Bismarck).

Seine in den ersten Greifswalder Jahren durch die politische Tätigkeit vielfach beeinträchtigten Universitätsvorlesungen behandelten, verbunden mit Seminarübungen, griechische und lateinische Klassiker, Tacitus, Pindar, Plutarch, Catull u. a., daneben ausgesuchte Stoffe archäologischen Inhalts, die ungeteilten Beifall seiner Hörer fanden.

In Berlin, wohin ihn die Gattin mehrmals begleitete, fand das junge Ehepaar geistvollen Verkehr mit angesehenen Staatsmännern und Gelehrten, so mit Abeken, Curtius, Lepsius und im gastfreundlichen Mendelssohn'schen Hause auch mit Alexander von Humboldt. Die in Bekanntenkreisen auftauchende Vermutung, daß Urlichs nach seiner parlamentarischen Tätigkeit für den staatsmännischen Beruf ausersehen sei, schwand, als er 1855 einem Rufe als Professor der klassischen Philologie, Archäologie und Ästhetik nach Würzburg folgte, den er vorzüglich der Empfehlung des dortigen Philosophen Hoffmann und seines Bonner Gönners Ritschl zu verdanken hatte. Ungern ließ man ihn in Greifswald ziehen; gerne wäre er in Preußen geblieben. Allein der stockkonservative Kultusminister von Raumer macht keine Anstrengungen ihn dort zu halten; er war ihm wegen mehrerer Kammerreden nicht hold gesinnt.

Recht schwer war Urlichs der Einstand in Würzburg. Die Mainlinie bildete noch eine scharfe Grenze gegen den Norden; preußisches Blut ward an der alten fürstbischöflichen Hochschule als nicht recht ebenbürtig erachtet; mit scheelen Augen wurde der Preuße Urlichs, der als Katholik eine protestantische Gattin und protestantische Kindererziehung hatte, in der Bevölkerung angesehen. Sinn für gesellschaftlichen Verkehr fehlt unter den Kollegen gänzlich. Nur kurze Zeit

Digitized by Google

konnte er das Schicksal der wenig freundlichen Aufnahme mit seinem pommerschen Landsmann Virchow teilen, der bereits 1856 von Würzburg nach Berlin berufen wurde.

Die Philologie an der Würzburger Hochschule hatte vor Urlichs keinen besonderen Höhepunkt erreicht, die Archäologie war so gut wie gar nicht vertreten, den philologischen Hörern fehlte eine tiefere allgemein wissenschaftliche Ausbildung. Die Würzburger Philologen hatten bei den alljährlich in München abgehaltenen Staatsprüfungen gegenüber den Erlanger und Münchner Kandidaten schlecht abgeschnitten. Das alles hatte seine Rückwirkung auf den Gymnasialunterricht. Alsbald machte es sich Urlichs zur Aufgabe, hier bessernd einzugreifen. Seine Vorlesungen in den philologischen Fächern erstreckten sich auf Äschylus, Pindar, Aristophanes, Thukydides, Tacitus, den er in lateinischem Vortrag behandelte, auf Juvenal, Cicero's Reden, Metrik verbunden mit der Lesung alter griechischer Komödien; daneben behandelte er die Geschichte der alten Literatur und der römischen Staatsverfassung und die Topographie Roms und Athens; bei den Seminarübungen, denen Urlichs besonderes Gewicht beilegte, wurden die meisten Klassiker, mit Vorliebe aber Homer, Pindar und Hesiod berücksichtigt. Seine archäologischen Vorlesungen umfaßten das ganze Gebiet und die Geschichte der alten Kunst und Mythologie in Verbindung der Erklärung der Darstellungen alter Reliefs und Vasen, wofür ihm das „Wagner'sche Institut" reichlichen Stoff gab. Sein Kolleg über Ästhetik, in dem er auch die neuere Kunstgeschichte behandelte, fand das Interesse auch zahlreicher Nichtphilologen. Die gewandte, feinsinnige, wo es am Platze war, mit heiterem Stegreifwitz geschmückte Vortragsweise Urlichs fesselte seine Hörer, denen er dabei eindringlich vor Augen hielt, wie sie als künftige Jugendlehrer ihren Beruf zu erfüllen hätten. Er besaß die Gabe, als Lehrer ohne Schwierigkeit den wissenschaftlichen Sinn zu fördern und zu eigenem Forschungstrieb anzuregen; die jungen Philologen gewannen mehr Befriedigung und Selbstgefühl als bisher. Urlichs Fähigkeit, sich selbst für die den Studierenden feinsinnig vorgetragenen Themata zu begeistern, in denen die Interpretation der Schriftsteller sich mit der Würdigung des archäologischen und ästhetischen Inhalts verband, die Klarheit seines Vortrages und die Schönheit seiner Sprache ließ die angehenden Jugendlehrer die Höhe und Würde ihres Berufs verstehen und erweckte das Bestreben in ihnen, ihren eigenen Schülern mehr zu geben als ihnen nach ihren eigenen Erfahrungen auf dem Gymnasium bisher gegeben worden war.

Digitized by Google

Noch 1858 hatte Urlichs seinem nicht lange vorher nach München berufenen Freunde Windscheid in Anknüpfung an dessen Äußerung über seine dortigen Hörer geschrieben, „wie schmerzlich er eine solche Qualität von Studenten vermisse, die einen erheblichen Erfolg, d. h. produktive Philologen möglich mache". Allmählich aber fand er volle Befriedigung an den Früchten seiner Lehrtätigkeit; immer mehr konnte er feststellen, daß neues Leben bei seinen Schülern sich entwickelte und daß sie seine Ausbildungsgrundsätze für einzig richtig hielten und sein Bestreben, wahre Philologen nach seinem Sinne heranzubilden, anerkannten; die Würzburger Philologen erreichten mit der Zeit die gleichen, oft besseren Erfolge ihres Examens als die der beiden Schwester-Universitäten, manchmal nicht ohne einige Eifersucht Münchens. Wurde doch, wie Urlichs 1865 an Windscheid schrieb, vom Ministerium auf Anregung eines Münchener Examinators die freilich von Urlichs mit Entrüstung zurückgewiesene Zumutung gestellt, die Notenberechnung für einen mit der Note III bedachten Münchener Kandidaten aufzubessern.

Die Schönheit der Stadt und ihre Umgebung, sein Interesse an ihren herrlichen Baudenkmälern und der immer wachsende Fortschritt seiner Schüler ließen Urlichs Würzburg allmählich lieb gewinnen, wenn auch sein Herz ihn noch oft nach Preußen zurückzog. Die nötige Erholung fand er mit seiner Familie in den Ferien der ersten Jahre in kleinen Orten an den Ufern des Mains, so in Veitshöchheim, Laudenbach, Karlstadt, Lohr, Wertheim. Mannigfach bot sich ihm Gelegenheit, seine Kenntnis der alten Burgen und Bauten in seinen kunstgeschichtlichen Kollegien zu verwerten.

1862 gründete er die philologische Gesellschaft, in deren Zusammenkünften jüngere Philologen, Lehrer und Schüler frei gewählte Themata zur Diskussion brachten; 1873 wurde sie zur philologisch-historischen Gesellschaft erweitert. Die gesamte Lehrerschaft beider humanistischen Gymnasien, Professoren der anderen Fakultäten traten bei, belehrende Vorträge aller Art würzten die Abende. Urlichs sprach dabei u. a. über Goethe und Johanna Fahlmer, Schiller und Fichte, Goethe und die Antike, Laokoon. Auf seiner Durchreise durch Würzburg war Schliemann Gast bei einem solchen Abend.

Zum Zwecke der Anregungen wissenschaftlicher Forschungen hat Urlichs zusammen mit Stark, Jahn und Bäumler die Zeitschrift Eos als philologisches Organ für Süddeutschland gegründet, das aber bald einem eigenen Organ der bayerischen Gymnasiallehrer weichen mußte.

Mit großer Liebe verwaltete Urlichs das der Universität ange-

Digitized by Google

gliederte Wagnersche Kunstinstitut, das aus verschiedenen Schenkungen und Vermächtnissen entstanden seit 1837 unter der Leitung des damaligen Professors der Ästhetik, Fröhlich, der auch als Leiter des akademischen Musikinstituts sich in Würzburg einen guten Namen erhalten hat, gestanden hatte. Durch ein Vermächtnis des in Rom lebenden Bildhauers Johann Martin von Wagner fiel 1857 dem Institut eine umfangreiche Kunstsammlung zu, ein Geschenk, wie es selten einer Universität zuteil wurde. Das Institut birgt eine Menge wertvoller Kupferstiche, mehrere Hunderte Gemälde aller Schulen, Rubens, Tintoretto, Tiepolo, Teniers, Höllenbreughel, van Dyk, Dürer, Skizzen Raphaels sind vertreten, dazu Abgüsse der bedeutendsten Denkmäler des Altertums; eine namhafte Münzensammlung hatte der Universitätsbibliothekar Ruland vermacht. Urlichs ordnete die 1859 vom Theologen Hettinger in Begleitung des späteren Bürgermeisters Dr. Steidle als Rechtsbeistand bei Flüssigmachung der Wagnerschen Erbschaft von Rom abgeholten Kunstwerke, so gut es in den dafür ungenügenden Universitätsräumen ging. Er durfte die Neuordnung der herrlichen Kunstschätze in dem nunmehr „Kunstgeschichtliches Museum" benannten Kunstinstitut nicht mehr erleben. Von der Bestimmung Wagners, „daß die Sammlung nicht nur Mitgliedern der Universität, sondern allen Freunden edler Bestrebungen, einheimischen und fremden Künstlern oder Nichtkünstlern zugängig und nützlich sein solle", wurde immer mehr Gebrauch gemacht. Urlichs satzungsgemäße Vorträge am jeweiligen Stiftungstage des Instituts versammelten ein gewähltes Publikum, das den sich anschließenden Führungen durch die Sammlungen mit Interesse folgte. Unter Urlichs Leitung konnte es wertvoller Neuerwerbungen sich erfreuen, insbesondere des Originalmodells zum Wagnerschen Walhallafries und bei seiner Anwesenheit in Rom 1872 der berühmten, an Reichhaltigkeit und Schönheit wohl nirgends überbotenen Feolischen Vasensammlung. Zu seinem Schmerz blieb ihm der Ankauf des Medeasarges versagt, da das Ministerium den Kaufpreis von 10000 Mk. nicht genehmigte; dieses Kunstwerk kam daher nach Berlin. Wertvolle Beiträge zur archäologischen und kunstgeschichtlichen Wissenschaft gaben seine jährlichen Wagnerprogramme; für weitere Kreise sind von Interesse die über die Baugeschichte Würzburgs (1875) und über die Münchener Glyptothek. In dem Programm von 1865 über „Johann Martin von Wagner, ein Lebensbild" hat Urlichs dem edlen Stifter ein schönes Denkmal gesetzt; als Hilfsmittel diente ihm dabei der reiche Briefwechsel zwischen Wagner und König Ludwig I.

Digitized by Google

Um die Entwicklung der Archäologie hat sich Urlichs hauptsächlich durch seine vielseitigen, auf umfassender Kenntnis literarischer und epigrammatischer Überlieferung, hervorragenden historischen Sinn und durch geistreiche Kombinationen sich gründenden Untersuchungen und durch scharfsinnige Verwertung antiker Schriftquellen und historischer Verhältnisse für die chronologische und sachliche Aufklärung über griechische Künstler und deren Werke verdient gemacht, so über den Zeustempel in Olympia, über den Bildhauer des 4. Jahrhunderts v. Chr. Skopas, und hat damit, wenn auch manche seiner Forschungsergebnisse infolge späterer Erfolge anderer Archäologen manchmal nicht mehr als völlig gesichert gelten konnten, volle Anerkennung in Forscherkreisen, insbesondere Otto Jahns, gefunden und zur Förderung der archäologischen Wissenschaft wesentlich beigetragen.

Häufig nahm Urlichs an den Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner teil, öfters mit Vorträgen aus seinen engeren Fachgebieten; allgemeines Lob fand seine ebenso umsichtige als elegante Leitung der Würzburger Versammlung im Jahre 1862.

Zu Iwan Müllers Handbüchern lieferte Urlichs im einleitenden Band die „Grundzüge und Geschichte der Philologie". Weiter entsprangen seiner Feder die Chrestomathia Pliniana (1857), die Vindiciae Plinianae (1853), de vita et honoribus Agricolae (1863), de vita et honoribus Taciti (1879), Tacitus Agricola (1875), Skopas Leben und Werke (1863). Es ist für die Wissenschaft schade, daß Urlichs umfangreiches Wissen sich nicht mehr in größeren schriftstellerischen Werken der Nachwelt erhalten hat. Allein die Vielseitigkeit seiner Interessen, die Beweglichkeit seines Geistes, besonders aber sein auf die Heranbildung seiner Schüler zu philologischen Jugendbildnern nach seinem Sinne im Kolleg und im Verkehr mit ihnen im Seminar gerichtetes Streben, ließen ihn nicht dazu kommen. Viel Zeit und Mühe kostete ihm sein Bestreben, den lange zurückgebliebenen Gymnasialunterricht zu heben; wurde ja doch bis Ende der 60er Jahre, am Würzburger Gymnasium wenigstens, der Geschichtsunterricht für Katholiken und Protestanten getrennt von den beiderseitigen Religionslehrern gegeben.

Schon 1857 erhielt Urlichs den Auftrag zu Inspizierungen der Gymnasien, eine Aufgabe, die ihm während seiner ganzen Berufszeit verblieb und die er mit lebhaftem Interesse ausführte. Anfänglich wurde der Ministerialkommissär von Lehrern und Schülern gleichmäßig gefürchtet, aber bald wich diese Panik der Bewunderung, mit welcher Sicherheit Urlichs mit eigenem Wissen in den Unterricht in allen

Digitized by Google

Fächern mit eingriff. Als langjähriges Mitglied des Obersten Schulrates hatte er Gelegenheit, seine Anschauungen über einen ersprießlichen Gymnasialunterricht mit Erfolg an maßgebender Stelle vorzutragen; an der Schaffung einer neuen Schulordnung für die Gymnasien in der Mitte der 70er Jahre hatte er einen wesentlichen Anteil. Seinem Einfluß gelang es auch, daß bei der philologischen Staatsprüfung, an der er alljährlich beteiligt war, auch Archäologie und Literatur der antiken Sprachen als Prüfungsgegenstände eingeführt wurden.

Sein feiner umfassender Bildungs- und Forschungsdrang ließ Urlichs auch große Verdienste um die Goethe- und Schillerforschung erwerben. Von Heinrich Abeken, dem Neffen der Erzieher von Schillers Söhnen, an des letzteren Tochter Freifrau von Gleichen-Rußwurm empfohlen, gab er das dreibändige Werk „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" (Stuttgart bei Cotta 1860—65) heraus und veröffentlichte mehrfach Briefe an Schiller (ebenda 1877) sowie 1869 in den preußischen Jahrbüchern Briefe der Brüder Schlegel an Schiller. Enge lebenslange Freundschaft verband seitdem die Familien Urlichs und von Gleichen, welch letztere den Winter statt in ihrem Schlosse in Bonnland bei Karlstadt öfters in Würzburg verbrachte.

Ein Besuch bei einer ihm nahestehenden rheinischen Familie gab 1875 Urlichs Gelegenheit, die zerstreuten Briefe Goethes an Johanna Fahlmer zu sammeln und zu veröffentlichen. Daraus ging eine Untersuchung über Goethes Stella (1875) hervor; 1877 schrieb er in der deutschen Rundschau über Goethes unglücklichen Freund Lenz.

Urlichs gewandtes und sicheres allgemeines Auftreten bestimmte den Senat der Universität, ihn als ihren Vertreter zu Universitätsjubiläen nach Greifswald, Leyden und Heidelberg abzuordnen. Den bayerischen Staat vertrat er als Jurymitglied für die Abteilung „Schuleinrichtungen" bei der Wiener Weltausstellung 1873. Beim 300jährigen Universitätsjubiläum in Würzburg 1882 fiel ihm beim Festmahl die Rede auf die Universitäten, technischen Hochschulen und Akademien der Wissenschaften zu, welche Aufgabe er als Meister der Sprache glänzend erledigte.

Einen Ruf nach Freiburg i. B. 1857 hat Urlichs abgelehnt; eine Berufung nach München stand ihm Anfangs der 60er Jahre in Aussicht; das Berufungsdekret war von König Max II., dessen Bibliothekar er dabei auch werden sollte, bereits unterschrieben. Urlichs hatte mehrfach persönliche versteckte Feinde, die Berufung wurde im letzten Moment hintertrieben — ob von klerikaler Seite? — In Zusammenhang damit ist wohl ein Satz eines Briefes an Freund

Digitized by Google

Windscheid vom Januar 1863 zu bringen, wo Urlichs schreibt, „ich scheitere wahrscheinlich an der Politik, da, wie ich zuverlässig weiß, die Angst vor meinen revolutionären Gesinnungen höchsten Ortes im November eingeblasen wurde und nicht hat verscheucht werden können."

Im Laufe der Jahre bürgerte sich Urlichs, befriedigt von seiner Lehrtätigkeit und deren Erfolgen in Würzburg ein und sehnte sich nicht mehr von dort fort.

Über vielfache, bitterem Preußenhaß, selbst aus kollegialen Kreisen entsprungene Anfeindungen im Jahre 1866 setzte er sich großdenkend hinweg. Mit Humor betrachtete er es, als er bei einem Spaziergang mainaufwärts, wo ein Teil der zersprengten Bundesarmee lagerte, auf dem Rückweg auf der Heidingsfelder Eisenbahnbrücke, nachdem er kurz vorher hinter sich die Worte „das ist auch einer von denen" gehört hatte, von einem österreichischen Korporal wohl als der Spionage verdächtig verhaftet und trotz mehrfacher Identifizierung seiner harmlosen Person durch begegnende Bekannte zur Stadtpolizei transportiert wurde, wo sich die Sache in Wohlgefallen auflöste.

Die hohe Meinung und die Verehrung seiner Schüler fand einen für beide Teile ehrenden Ausdruck bei der von den ehemaligen Schülern 1880 veranstalteten Feier der 25jährigen Lehrtätigkeit in Würzburg. Sie überreichten ihm einen stattlichen, zehn wissenschaftliche Arbeiten aus allen von Urlichs behandelten Gebieten enthaltenden Band, begleitet von einer in musterhaftem Latein gehaltenen Adresse. Wirkliche Wahrheit sprach der Schluß eines Festgedichtes:

„So wuchs zur Reife die junge Saat,
Die Du gelegt in Deiner Jünger Brust,
So ward von Deines Geistes Sonne
Herrlich gezeitigt die edelste Frucht"

anläßlich des 50jährigen Doktorjubiläums, das die alten Schüler ebenso wie den 70. Geburtstag Urlichs zu einer feinsinnigen Feier zu gestalten sich nicht nehmen ließen. Zu Urlichs großer Freude überbrachten ihm Vertreter einer Reihe bayerischer Gymnasien in kostbarer Hülle gekleidete Dankeshuldigungsadressen.

Nicht oft wird es Universitätslehrer geben, denen die Schüler in solch herzlich dankbarem Grade zugetan sind. Erkannten sie doch, daß mit Urlichs ein neuer frischer Geist zum Besten der Jugend ins Gymnasialleben eingezogen war; nicht oft aber auch wird ein Universitätslehrer seinen Schülern persönlich so freundschaftlich entgegen kommen wie er.

Digitized by Google

Einen langjährigen Wunsch konnte sich Urlichs noch erfüllen, als er 1881 nach Athen reiste. Unermüdlich gab er sich dort Forschungen in den Museen hin; ein Aufsatz in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung berichtet über diese Reise. Auf der Durchreise hatte ihn in Bologna der dortige Professor der Archäologie als den nestore degli archeologi begrüßt.

1857 wurde Urlichs zum k. bayerischen Hofrat, 1885 zum Geheimrat ernannt, seit 1840 war er ordentliches Mitglied des archäologischen Instituts in Athen und seit 1850 der archäologischen Gesellschaft in Berlin; mehrere Orden zeichneten ihn für seine Verdienste aus.

Zeitweise durch Herzbeschwerden belästigt und nur einmal schwerer an Gelenkrheumatismus erkrankt, konnte sich Urlichs im ganzen bis an sein Lebensende guter Gesundheit erfreuen; die gichtischen Störungen, die zuweilen in früheren Jahren aufgetreten waren, betrachtete er als Blitzableiter gegen schwerere Krankheit. Auf dem Heimweg von einem Besuch am 5. November 1889 überfielen ihn auf der Straße Beklemmungen; zu Hause angelangt verschied er nach wenigen Minuten an einem Herzschlag. Ein reiches Leben ging mit ihm dahin.

Die Schätze, die er in jungen Jahren gesammelt, hat er reichlich ausgeteilt an seine Schüler, die sie wieder weiter geben sollten und gegeben haben an die jüngeren. Was er erstrebt hat, ist ihm gelungen: er hat ein Hauptverdienst um die Hebung des Gymnasialwesens. Die Worte des Dekans der philosophischen Fakultät Grasberger an Urlichs Grab: „have anima pia, anima candida" waren aus dem Herzen aller, die Urlichs kannten, gesprochen. Die in Rom von Spieß gefertigte Büste Urlichs steht im Würzburger Zimmer des kunstgeschichtlichen Museums.

Quellen: Hertz: Zur Erinnerung an Urlichs im Jahrbuch für Philologie und Pädagogik 1890. — Wecklein: Nachruf für Urlichs in der Allgemeinen Zeitung. — Brunn: Nekrolog in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften.

Max Urlichs, (München).

50. **Waldenfels**, Rudolf August Ferdinand, Freiherr von, Staatsrat im a. d. Dienst und Präsident des Appellations-Gerichts zu Bamberg 1767—1855.

Dieser durch seine juristische Begabung und seine lange interessante Dienstlaufbahn bekannte hohe Beamte erblickte das Licht der Welt am 13. April 1767 zu Goldkronach bei Berneck in Oberfranken.

Digitized by Google

Er war der ältere Bruder des durch die ruhmvolle Verteidigung der Festung Kolberg bekannt gewordenen preußischen Hauptmanns Ernst Freiherr v. Waldenfels, dessen Leben im 1. Bande der „Lebensläufe aus Franken" geschildert wurde. Strenge Erziehung im elterlichen Hause und gute Schulen, insbesondere zu Bayreuth, weckten frühzeitig die in dem Knaben schlummernden Geisteskräfte. In den Jahren 1785 bis 1788 studierte er an der Universität Erlangen, deren juristische Fakultät gerade damals in Joh. Burkhard Geiger und den beiden jungen Professoren Glück und Klüber gefeierte Lehrkräfte besaß.

Nach Bayreuth zurückgekehrt wurde er nach einer kurzen Praktikantenzeit den 6. Oktober 1789 bei der markgräflichen obergebirgischen Regierung zum Assessor ernannt und unterm 12. Juni 1790 zum Regierungsrat befördert. Der Sitte der Zeit folgend trat er auch in den markgräflichen Hofdienst ein, indem er sich 1790 die Würde eines Kammerjunkers und 1791 die eines Kammerherren erbat. Diese Hofstellung war aber kaum mit einer Dienstleistung verbunden, da der markgräflich-brandenburgische Hof damals in den letzten Zügen lag; denn Markgraf Alexander hatte sich schon unterm 16. Januar 1791 durch einen geheimen Vertrag zur Abtretung seiner Fürstentümer an Preußen verpflichtet und, als im Januar 1792 dieser Vertrag in Kraft trat, übernahm Hardenberg, der schon ein Jahr lang dem Markgrafen als Minister zur Seite gestanden hatte, als Stellvertreter des Königs von Preußen die Regierung.

Daß bei diesem Übergang der fränkischen Fürstentümer an Preußen alle Behörden stark mit Arbeit belastet waren, ist nicht zu bezweifeln. So war es für den jungen Regierungsrat eine Erholung als er nebst vier andern Adelspersonen vonseiten Kurbrandenburgs zu der am 14. Juni 1792 in Frankfurt a. M. abgehaltenen Kaiserkrönung Franz II. gesandt wurde und bei dieser Gelegenheit vom neu gekrönten Kaiser den Ritterschlag erhielt. Auch in den Ehestand trat er frühzeitig, indem er sich am 1. April 1793 mit Wilhelmine Freiin v. Pöllnitz aus dem Hause Hainersgrün vermählte.

Die völlige Umgestaltung der oberen Verwaltungsbehörden nach preußischem Muster erfolgte in den fränkischen Fürstentümern im Jahre 1795. Waldenfels wurde in den hauptsächlich mit Justizangelegenheiten beschäftigten 1. (sogen. Kriminal-) Senat zu Bayreuth übernommen und am 5. Juli zum Geheimen Regierungsrat befördert. Als solcher hatte er in hervorragender Weise an den Reformen mitzuwirken, welche Hardenberg für notwendig fand, um aus den markgräflichen Ländern eine preußische Provinz zu machen.

Digitized by Google

Aber auch um eigenen Besitz mußte sich Waldenfels nunmehr kümmern. Sein Vater hatte schon 1796 das Rittergut Tauperlitz bei Hof an seine beiden Söhne abgetreten, und als der Vater 1797 starb, kamen die Söhne auch in den Besitz des Gutes Falkenhaube unweit Berneck. Das hiezu gehörige Schlößchen — ehemals ein markgräfliches Jagdschloß — wurde nun des Freiherrn Ferdinand Lieblingssitz, wo er die Erholungswochen seines Urlaubs meistens zubrachte.

Im Jahre 1800 wurde er seinem späteren Landesherrn, dem Kurfürsten Max Joseph von Bayern, welcher damals einen längeren Aufenthalt in Bayreuth genommen hatte, persönlich bekannt und als die beiden Brüder Waldenfels 1801 die in der Oberpfalz gelegene Hofmark „Dechantseß und Funkenau" käuflich erworben hatten, richtete der Kurfürst ein sehr gnädiges Schreiben an den Freiherrn Ferdinand, in welchem es heißt: „Wir haben mit Vergnügen ersehen, daß Ihr und Euer Bruder durch Aquisition der Hofmark D. und F. in die Zahl derjenigen protestantischen Edelleute getreten seid, welche sich infolge unsers jüngsten Toleranzediktes in unsern oberen Kurlanden angekauft haben. Die persönliche Hochachtung, die Wir Euch bei Unserer vorjährigen Anwesenheit in Bayreuth nicht versagen konnten, mag Euch dafür bürgen, daß Wir Eure und Euer Familie Niederlaßung in Unsern Erbstaaten nicht nur mit besonderem Wohlgefallen vernehmen, sondern auch stets bereit sein werden, den Werth, welchen Wir auf den Erwerb solcher Landsassen setzen, bei jeder Gelegenheit zu bethätigen."

Das Ende des Jahres 1805 brachte für Waldenfels die Beförderung zum Direktor bei der Regierung zu Bayreuth. Da der frühere 2. Senat der Regierung längst in den 1. aufgegangen war, so hatte der Direktor einen sehr bedeutenden Wirkungskreis, und daß es Waldenfels verstand in dieser Stellung auch erzieherisch zu wirken, geht aus dem Ausspruch des Ministers Frhr. v. Rechberg bei der Besitzergreifung des Landes durch Bayern hervor, daß man mit den bayreuthischen Staatsdienern ganz Bayern würzen könne.

Welche Schwierigkeiten und welche Fülle von Arbeit die 3 Jahre währende französische Herrschaft und die darauf folgende Übergabe des Fürstentums an die Krone Bayern für die Regierung verursachte, kann hier nur angedeutet werden. Unter der bayerischen Justizorganisation konnte Waldenfels nicht in Bayreuth bleiben; er wurde im Jahre 1810 in provisorischer, 1811 in endgiltiger Weise als zweiter Direktor des Appellats-Gionerichtes für den Mainkreis nach Bamberg

Digitized by Google

berufen. In dieser Stellung hatte er die Aufgabe, das im Jahre 1813 neu erschienene bayerische Strafgesetz einzuführen.

Eine wesentliche Veränderung brachte ihm das Jahr 1821, in welchem er als 1. Direktor mit dem Titel „Vizepräsident" an das Appellationsgericht des Oberdonaukreises nach Neuburg a. D. versetzt wurde. Viele Mühe verursachte in allen juristischen Kreisen das Einarbeiten in das 1822 neu eingeführte Hypothekengesetz und die mit diesem zusammenhängenden weiteren gesetzlichen Bestimmungen. 1830 zum Präsidenten des genannten Appellationsgerichtes befördert ließ sich Waldenfels im folgenden Jahre in gleicher Eigenschaft nach Bamberg versetzen. Hatte er schon 1818 in Bamberg das Leid erleben müssen, daß seine einzige Tochter als Braut infolge eines Unglücksfalles gestorben war, so traf ihn im Jahre 1822 in Neuburg ein weiterer Schicksalsschlag in dem raschen Hinscheiden seiner ersten Gemahlin, welche ihm außer der erwähnten Tochter noch drei Söhne geschenkt hatte. Im Jahre 1823 entschloß er sich zur zweiten Ehe mit Amalie Freiin von Zyllenhardt; diese Ehe blieb kinderlos.

Mit der Ernennung zum Präsidenten des Appellations-Gerichtes hatte er den Gipfel seiner Beamtenlaufbahn erreicht und es war ihm vergönnt, eine Reihe von Jahren in dieser Stellung zu wirken. Daß er dies zur vollen Zufriedenheit des ihm vorgesetzten Ministeriums tat, beweisen die ihm zuteil gewordenen Auszeichnungen, so der Titel eines Staatsrates im a. o. Dienst, der Titel „Exzellenz", das Kommenthurkreuz des Verdienstordens der bayer. Krone und das Großkreuz des bayer. Verdienstordens vom heiligen Michael. Als er im Jahre 1845 (also nach 56jähriger Tätigkeit im Staatsdienste) in den Ruhestand versetzt wurde, blieb er in der ihm lieb gewordenen, so herrlich gelegenen Stadt Bamberg.

Der schon mit 22 Jahren in ernste und wichtige Berufstätigkeit Eingetretene hat eine sorglos heitere Jugend wohl nie gekannt. Ernst, Fleiß und Pflichtgefühl ist das Kennzeichen seines Wesens geblieben. Seine Untergebenen verehrten ihn, wie aus einem an ihn gelegentlich seiner Beförderung zum Präsidenten gerichteten Gedichte hervorgeht, und gaben ihm das Zeugnis, daß er gegen sie wohlwollend und am strengsten stets gegen sich selber war. Für den Kreis seiner Bekannten galt er als juristische Autorität, und sie erbaten sich in schwierigen Rechtsfällen seinen Rat. Sein Stil war knapp und klar. Von seinen Söhnen, die den patriarchalischen Anschauungen jener Zeit entsprechend ihn mit „Sie" anredeten, verlangte er noch Gehorsam, als sie sich längst selbst in angesehenen Stellungen befanden.

Digitized by Google

Er starb nahezu 88 Jahre alt am 27. Januar 1855 an Altersschwäche zu Bamberg, wo er auch zur Ruhe gebettet wurde. Ein sehr gutes Ölbild von ihm befindet sich im Schlößchen Falkenhaube im Besitze seiner Nachkommen.

Wilhelm Freiherr v. Waldenfels (Bayreuth).

51. Welz, Robert, Ritter von, Professor der Augenheilkunde in Würzburg 1814—1878.

Welz ist am 15. Dezember 1814 in Kelheim, dem alten bayerischen Herzogssitz, als der Sohn eines Landrichters geboren. Die Mutter war eine geborene von Chlingensperg. Der Familie war die Nobilitierung im Jahre 1787 durch Kurfürst Karl Theodor gewährt und 1813 durch König Max Joseph bestätigt worden. Die humanistischen Studien hatte Welz in Regensburg begonnen, war aber 1829 nach dem Tode seines Vaters mit der Mutter und seinen acht Geschwistern nach Würzburg übergesiedelt, wo er 1832 das Absolutorium des Gymnasiums mit der Note „vorzüglich würdig" erlangte. Nach dem vorliegenden Zeugnisse eines Mitschülers zeichnete er sich schon damals durch ein höchst originelles Wesen aus. Nachdem er in den folgenden fünf Jahren mit dem größten Eifer an der Universität Würzburg die Vorlesungen aus den naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächern gehört hatte, bestand er 1838 das Examen pro gradu. Die 1841 geschriebene Inauguralabhandlung führte den Titel: Ἀσκληπιάδου ὑγιεινὰ παραγγέλματα, des Asklepiades von Bithynien Gesundheitsvorschriften. Welz nahm in dieser Schrift die Frage der Autorschaft und der Entstehungszeit dieses didaktischen Lehrgedichtes wieder auf und kam bei der kritischen Betrachtung der drei überlieferten Handschriften auf Grund des Inhalts, der Sprache und des Versmaßes zu dem Urteil, daß es zur Zeit nicht möglich sei, den oder die Verfasser mit Bestimmtheit zu ermitteln.

Während des Bienniums praktizierte Welz zunächst im Juliusspital unter Cajetan Textor und Marcus und war sodann ein Jahr lang unter Rinecker und Mohr Assistent am Poliklinikum. In den folgenden vier Jahren bekleidete er die Stelle eines Assistenten an der inneren Klinik des Juliusspitales. Nachdem er dabei zugleich 1841 in Bamberg die Probe-Relation mit der Note „eminens" bestanden, 1844 in der praktischen Konkursprüfung unter 32 Teilnehmern den ersten Platz erlangt und zu seiner weiteren Ausbildung

Digitized by Google

schon früher auch mehrere deutsche Universitätsstädte besucht hatte, war bereits im Jahre 1843 auch die Zulassung zur Habilitation an der Universität Würzburg unter dem Hinweise von ihm erbeten worden, daß er seine besondere Neigung zum Lehrfache schon in seiner Studienzeit durch Vorträge für seine Mitstudierenden und in seiner späteren Assistentenstellung im Juliusspital durch Abhaltung von Kursen betätigt und sich ebenso vielfach mit Versuchen über die Wirkung der Arzneimittel, auch am eigenen gesunden Körper, beschäftigt habe.

Von der Genehmigung seines Gesuches machte Welz indessen keinen unmittelbaren Gebrauch, indem er zunächst einige Jahre hindurch sich in Würzburg der ärztlichen Praxis widmete. Ein rühmliches Zeugnis für seine wissenschaftlichen Arbeitsdrang legt eine in dieser Zeit erschienene Publikation ab: „Die Einatmung der Atherdämpfe". Der behandelte Gegenstand war um so aktueller, als erst ein Jahr vorher die Empfehlung des Äthers als Anästhetikum bei chirurgischen Eingriffen von Amerika über den Ozean gedrungen war. Die Erfahrungen, welche Welz bei seinen zahlreichen, an sich und anderen ausgeführten Versuchen mit der Äthernarkose gesammelt hatte, gaben ihm zugleich den Anstoß zur Erfindung eines ebenso einfachen als vollkommenen, auch von Professor Cajetan Textor erprobten Apparates für dieselbe.

Im November 1848 überreichte Welz der medizinischen Fakultät behufs nunmehrigen Vollzuges seiner Habilitation eine in lateinischer Sprache abgefaßte umfängliche medizin-forensische Abhandlung mit dem Titel: De pulmonum collapsu, qui fit thorace aperto et quae hujus rei causa sit et quid consequens . . . Zu der am 30. Dez. gleichen Jahres abgehaltenen Disputation hatte Welz den wesentlichen Inhalt seiner Abhandlung in Form von 300 lateinischen Thesen zusammengefaßt. Die Abhandlung selbst ist nicht zum Abdruck gekommen. Wenige Tage später fand die Probevorlesung „über die Anwendung der Akustik auf die Resultate der Perkussion der Brust- und der Unterleibshöhle" statt. Das Urteil der Fakultät ging dahin, daß die Abhandlung eine wissenschaftliche und gehaltvolle sei und der Habilitand seine angegriffenen Thesen mit großer Gewandtheit im geläufigstem Latein verteidigt habe. Die Habilitation von Welz war eine der letzen, bei welcher die lateinische Sprache in Anwendung kam.

In den obenerwähnten 300 Thesen, welchen Welz das Motto beigegeben hatte: Nec duces simus, nec agmen claudamus, bezeichnete er als Hauptursache des Zusammenfallens der Lunge nach Eröffnung des Thorax die elastischen Fasern derselben, da diese im ge-

Digitized by Google

schlossenen Thorax über das normale Maß gedehnt seien und deshalb bei Eröffnung der Brust den natürlichen Spannungszustand annähmen. Wie er auf das Verhalten der elastischen Fasern die Tatsache zurückführte, daß dem Akt der Inspiration eine längere Dauer zukommt als dem der Exspiration, so gründete er auf dasselbe auch die Konstruktion eines Apparates, der bestimmt war, bei der medizinisch-forensischen Untersuchung von Fällen eines fraglichen Kindsmordes zur Kontrolle der gebräuchlichen Schwimmprobe der Lunge den Nachweis zu liefern, ob das Kind geatmet und demnach gelebt habe. In dem eben besprochenen Traktat empfahl Welz auch einen Apparat zur Verhütung des Lufteintrittes bei der Entleerung des Empyems, welcher dem für die Atmungsprobe ähnlich war.

Alsbald nach erfolgter Habilitation begab sich Welz mit einem Reisestipendium zu einem Studienaufenthalt nach Paris, den er durch große persönliche Opfer und möglichste Einschränkungen von 6 Monaten auf $1^1/_2$ Jahre auszudehnen vermochte. Übereinstimmend mit seinem eigenen Wunsche, sich für den akademischen Lehrberuf in Würzburg im Fach der gerichtlichen Medizin auszubilden, hatte er von der Regierung den Auftrag erhalten, sich in Paris neben der Beobachtung der damals dort herrschenden Cholera vorzugweise mit Psychiatrie zu befassen. Wie er dem Studium dieses einen Zweiges der gerichtlichen Medizin in den großen Anstalten von Paris wie Bicêtre, Charenton, la Salpetrière sich hingab, so benutzte er ebenso eifrig die ihm in den Vorlesungen von Orfila und Caventon gebotene Gelegenheit zu seiner Ausbildung in der gerichtlichen Chemie und Toxikologie. Neben diesen Disziplinen war es das schon in seiner Würzburger Assistentenzeit im Juliusspital besonders berücksichtigte Fach der Syphilis und ferner die Zahnheilkunde, womit er sich eingehend beschäftigte. Die Syphilis war zu jener Zeit in Paris unter der Führung Ricord's sowohl nach der theoretischen wie der praktischen Richtung ein Feld intensivster, vor allem experimenteller Forschung. Ricord war der Bannerträger der Lehre von der Einheit des syphilitischen Virus, welche auf der Annahme basierte, daß der primäre, als solcher nur eine örtliche Erkrankung darstellende Affekt im weiteren Verlaufe bei gegebener individueller Disposition und Reaktion (Idiosynkrasie) induriren und damit die Allgemeininfektion herbeiführen könne. Eine damals experimentell bearbeitete und viel umstrittene Frage war die, ob die Syphilis vom Menschen auch auf das Tier übertragen werden könne und umgekehrt. Welz hat diese Frage durch Impfungen am eigenen Körper und von diesem aus endgültig zur Entscheidung gebracht.

Digitized by Google

Aber gerade diejenige autoritative Persönlichkeit, welche nach ihrer ursprünglichen Stellungnahme zu den Resultaten dieser Impfungen Zeugnis für deren Gültigkeit hätte ablegen müssen, trat gegen dieselben in die Schranken. So entspann sich zwischen Welz und Ricord eine literarische Fehde, welche Welz ebenso siegreich bestand, wie er glücklicher Weise der für ihn nach den Umständen des Versuches nicht ausgeschlossenen Gefahr konstitutioneller Erkrankung entging.

Von Paris aus begab sich Welz mit einem von der Fakultät auf das wärmste befürworteten weiteren Reisestipendium zunächst auf einige Zeit nach Wien, um an dem unter der Leitung von Rokitansky stehenden pathologischen Institute durch Anteilnahme an den dort sich täglich ergebenden gerichtlichen Leichenöffnungen und durch pathologisch-anatomische Studien seine Ausbildung für das Fach der gerichtlichen Medizin zu vervollständigen. Alsbald nach seiner Rückkehr nach Würzburg, im Wintersemester 1850/51, begann Welz seine Lehrtätigkeit. Die in den ersten fünf Jahren von ihm abgehaltenen Vorlesungen betrafen den akustischen Teil der medizinischen Physik in ihrer Anwendung auf Perkussion und Auskultation, die Syphilis, die Materia medica mit Pharmakognosie und Übungen sowohl im Rezeptiren wie in der pharmazeutischen Praxis, die Staatsarzeneikunde für Juristen, die Zahnheilkunde mit Einübung des operativen Teiles, die gerichtliche Medizin, die allgemeine Therapie mit einer Pharmakodynamik der Imponderabilien, die gerichtliche Chemie. Wie diese so vielseitige Lehrtätigkeit von Welz schon an sich den Beweis seiner Befähigung, seines unermüdlichen Strebens und eines ungewöhnlichen Maßes naturwissenschaftlich-medizinischer Kenntnisse erbrachte, so war es nicht minder der ganz entschiedene Erfolg derselben, welcher die Fakultät bereits im Jahre 1853 veranlaßte, Welz für die Verleihung einer außerordentlichen Professur in Vorschlag zu bringen.

Im Oktober 1854 erbat Welz für das kommende Wintersemester zur Fortsetzung seiner Studien einen Urlaub nach Berlin. Wie Geheimrat Dr. Adolf Weber in Darmstadt zum 50. Jubeljahre der v. Graefe'schen Schule schrieb, war es im Herbst 1854, daß eine Anzahl ziemlich gleichalteriger, auswärtiger Ärzte in der v. Graefe'schen Klinik sich zusammenfand . . ., bald wie durch einen Zauber an dieselbe gebannt war . . . und daß mancher von denen, der hier in Berlin seine weitere Ausbildung als Doktor der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe suchte, sich plötzlich in einen Ophthalmologen in specie verwandelte. Dies galt auch von Welz, welcher zu Graefe während seines Aufenthaltes in Paris in freundschaftliche Beziehung getreten

Digitized by Google

war. Graefe hatte den Heroismus bewundert, mit welcher Welz sich der Einimpfung des Syphilisgiftes unterzog.

Vom Wintersemester 1855/56 an bezog sich, dem Umschwung entsprechend, die Lesetätigkeit von Welz ausschließlich auf die Augen- und Zahnheilkunde. Auf dem Gebiet der letzteren blieb Welz ebenso als Lehrer wirkungsvoll tätig wie er als Praktiker hochgeschätzt war. Im augenärztlichen Unterricht entnahm Welz, der auf wiederholtes Drängen der Fakultät im Jahre 1857 zum außerordentlichen Professor ernannt worden war, für den demonstrativen Teil das Krankenmaterial anfänglich einer von ihm in einem Privathause untergebrachten Poliklinik und stationären Krankenabteilung, später, nach Ankauf des früheren staatlichen Gebärhauses, erteilte er in der dort von ihm eingerichteten Klinik den gesamten Unterricht. 1866 wurde Welz das Ordinariat für Ophthalmologie übertragen, eine Verstaatlichung der Klinik damit aber nicht verbunden. Infolge dessen hatte Welz fortdauernd für die Beschaffung des Krankenmaterials für den Unterricht die größten Opfer zu bringen.

Auch in der nunmehr von ihm vertretenen Disziplin bewährte Welz seine hervorragende Lehrgabe. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf das Gesamtgebiet des Faches. Wie Welz mit seinem lebendigen, überaus klaren, inhaltsvollen Vortrag und dem gerade für dieses Fach bedeutungsvollen Bestreben, den Unterricht möglichst anschaulich zu gestalten, seinen Schülern die größte Anregung und Belehrung bot, so wurde er ihnen, mit fortschreitendem Lebensalter immer mehr, auch der wahrhaft väterliche Freund. Seinen Kranken war er ein in jeder Beziehung vorbildlicher, in seinen Heilerfolgen, speziell auf operativen Gebiet, höchst glücklicher Arzt. Daß Welz zufolge seiner Leistungen, seiner Herzensgüte, Uneigennützigkeit und Menschenfreundlichkeit, seines ebenso natürlichen wie originellen Wesens sich einer wahrhaften Popularität erfreute, ist leicht begreiflich.

Wie Welz den gewaltigen Fortschritten, welche die Augenheilkunde vor allem durch Graefe in kurzer Zeit erreichte, mit der größten Hingabe gefolgt ist, so bekundete sich sein wissenschaftlicher Sinn auch in dem regen Verkehr, welcher ihn mit den Fachgenossen verband. Das Freundschaftsverhältnis mit Graefe selbst war im Laufe der Zeit immer inniger geworden. Im Herbst jeden Jahres kehrte Graefe auf einige Tage im Hause von Welz ein und verband damit auch, gemeinsam mit dem Freunde, einige konsultative und operative Tätigkeit. Ein zweiter, Welz besonders nahestehender Freund war der schon oben genannte Geheimrat Adolf Weber in Darmstadt, ein Meister operativer Kunst.

Digitized by Google

An den Verhandlungen der von Graefe im Jahre 1863 gestifteten deutschen ophthalmologischen Gesellschaft in Heidelberg hat W. fast regelmäßig Anteil genommen und in verschiedenen Jahren dieser Zusammenkunft wissenschaftliche Beiträge zu den Sitzungen geliefert. Die hier von ihm besprochenen Themata bezogen sich auf die Diphtheritis und Blennorrhöe der Augapfelbindehaut, auf die Anwendung der präparatorischen Pupillenbildung bei der Linearextraktion des grauen Stares, um Komplikationen bei dem späteren Operationsakt der Starentbindung selbst möglichst vorzubeugen. Eine weitere Mitteilung betraf die Angabe eines bei der Ausschälung des Auges zu gebrauchenden Instrumentes, durch welches das Anschneiden eines durch Phthise bereits weichgewordenen Augapfels verhütet wird. Mit demselben hat Welz einen neuen Beweis seines Erfindungstalentes geliefert. Ebenso publizierte Welz 1867 auf dem ophthalmologischen Kongreß in Paris eine von ihm ausgedachte ebenso einfache als sinnreiche Methode zur Entdeckung simulierter Amauroſen und Amblyogien. Die ophthalmologische Gesellschaft in Heidelberg war es auch, welche Welz 1873 im Andenken an ihren Schöpfer, seinen großen Freund und Lehrer, ein Kapital von 5000 Franks mit der Bestimmung übergab, daß die Zinsen in Zwischenräumen von je drei Jahren dem Verfasser der besten Arbeit, welche in dieser Zeit in dem ebenfalls von Graefe gegründeten Archiv für Ophthalmologie erschienen sei, als Preis zuerkannt werden sollten.

So waren lange Jahre steter und segensreicher Arbeit dahingegangen. Da brach Krankheit die unermüdliche Kraft. Ein schleichend zur Entwicklung gekommenes Nierenleiden, welches vor allem auch die Augen in Mitleidenschaft zog, hatte dem Wirken von Welz bereits ein Ziel gesetzt, als eine in der Nacht vom 11. zum 12. November 1878 eingetretene Hirnblutung ihn aus dem Leben hinwegnahm.

Wenden wir uns nach der Schilderung des äußeren und wissenschaftlichen Lebensganges nunmehr noch einer näheren Betrachtung der Persönlichkeit zu, so ist zunächst zu bemerken, daß Welz in seinem körperlichen Verhalten, den Eichen des berühmten heimatlichen Forstes vergleichbar, ein Bild männlicher Kraft bot. Aber neben diesem Geschenk der Natur hatte ein freundliches Geschick ihm noch eine zweite köstliche Gabe in die Wiege gelegt, die Frohnatur. Sie spiegelte sich in den heiteren Zügen des Antlitzes wieder und sie war die Quelle seiner Daseinsfreude, seiner Tatkraft und seines ganzen Wesens. Das Elternhaus hatte in ihm ein reiches, tiefreligiöses Gemütsleben erweckt. Der früh des Gatten beraubten Mutter hat er sich als der

Digitized by Google

dankbarste und zärtlichste Sohn erwiesen. Ebenso blieb er den Geschwistern und deren Familien treu verbunden. Für sich selbst völlig bedürfnislos war er das Beispiel einfachster Lebensführung. Ebenso hielt Welz in seinem von ihm persönlich überwachten, auch die Klinik einschließenden Haushalt auf größte Sparsamkeit; wenn diese auch manchmal vielleicht etwas ausgeprägter erscheinen konnte, so war sie doch nur durch die Absicht bedingt, mit deren Hilfe einer möglichst großen Zahl armer Augenkranker Aufnahme in seiner Klinik gewähren zu können. Die Originalität, welche sich schon in der äußeren Erscheinung von Welz dadurch ausprägte, daß er stets einen blauen Frack mit goldenen Knöpfen und einen Kalabreserhut trug, kam auch in der Ausgestaltung seines eigenen Heims und des mit ihm verbundenen Gartens zur Geltung. Ein Teil der Räume war zur Aufstellung vielfach seltener Altertümer verwendet, deren Sammlung Welz mit größter Kennerschaft zu Stande gebracht hatte. Aber noch einen anderen Schmuck bot dieses Haus, die Gastlichkeit seines Besitzers. Sie in vornehmster Weise zu üben war Welz eine Herzensfreude und allen, welche dort in erlesener, vor allem von dem Frohsinn des Wirtes belebter Tafelrunde wahrhaft festliche Stunden verleben durften, mußten sie unvergeßlich bleiben. Auch bei diesen Anlässen zeigte sich die schon oben angedeutete Welz in hervorragendem Maße eigentümliche praktische Lebenskunst, welche in der Anordnung des ganzen das Fehlen einer Hausfrau fast völlig vergessen machte. Die körperliche Frische und geistige Regsamkeit von Welz bekundete sich auch in seiner Neigung zu größeren Reisen, welche er in der Ferienzeit ohne Rücksichtnahme auf Strapazen ausführte. Badekuren, welche er damit etwa verband, kürzte er nach Umständen dadurch zeitlich ab und machte sie doch vollständig, daß er täglich zweimal badete.

Innige Freude bereitete es Welz, als er zu Anfang der 70er Jahre dazu kam, als Besitztum das bei Kelheim gelegene „Klösterl" zu erwerben. An den Fuß des Michaelsberges angeschmiegt, auf dem sich, wahrlich der Gralsburg vergleichbar, inmitten des Forstes als ein lichter Tempel die „Befreiungshalle" erhebt, unweit der Stelle, wo der Strom einst den Wall des Frankenjura durchbrochen und damit eine wahrhaft gigantische Felsenpforte und ein wunderbares Naturbild geschaffen hat, liegt die vor vier Jahrhunderten von Brüdern des dritten Ordens unter Erbauung eines sogen. „Betkirchleins" als Stätte der Andacht geschaffene Besiedelung. Sie aus völliger Vernachlässigung unter Erhaltung des Alten zu neuer Ausgestaltung zu erheben, war Welz eifrig bemüht. Der innerste Antrieb zu diesem Schaffen

Digitized by Google

entsprang dem Gefühl der Treue, die er der Jugendheimat bewahrt hatte. Die inmitten gärtnerischer Anlagen fertiggestellte, wahrhaft poetische Schöpfung machte er in liberalster Weise den Bewohnern von Kelheim zugänglich. Ein weiteres Zeugnis seiner Anhänglichkeit an seine Geburtsstadt bot er in der zum Andenken an seine Mutter für alte Leute und Kinder errichteten Josefinenstiftung. Die Stadtverwaltung verlieh Welz für die Beweise seiner Heimatliebe das Ehrenbürgerrecht.

Die Zeit des Krankseins und der fortschreitenden Abnahme der Sehkraft hatte Welz mit bewundernswerter Fassung ertragen. In voller Klarheit über das unabwendbare baldige Ende hatte ihn der Gedanke an die Verfügung über seinen Besitz vielfach beschäftigt. Nachdem Welz bereits vor einer Reihe von Jahren in wahrer Menschenliebe neben den für arme Augenkranke schon alljährlich gebrachten sehr großen Opfern mit einem beträchtlichen Kapital zu einer „Stiftung für die Aufnahme armer Augenkranker in seine Augenklinik" den Grund gelegt, in einer späteren Verfügung diese Stiftung zur Haupterbin seines Nachlasses eingesetzt und anderseits schon bei Errichtung der Stiftung bestimmt hatte, daß seine Klinik als Trägerin der Stiftung nach seinem Tode an die Universität übergehen, damit auch für den Zweck des Unterrichts dienen und Staatsanstalt werden solle, schwankte er nunmehr, ob er nicht eine Abänderung seines Testamentes zu Gunsten der unterfränkischen Kreisblindenanstalt vornehmen solle. Der Tod, der plötzlich an ihn herantrat, hat die bis dahin getroffene Bestimmung in Geltung erhalten. So hat in der nunmehr zu einem staatlichen Institute der Hochschule gewordenen Klinik das Lebenswerk ihres Begründers in der Pflege der Humanität und der Wissenschaft seine Fortsetzung gefunden. Die stetig zunehmende Zahl der Kranken und die neuzeitlichen Bedürfnisse des ophthalmologischen Unterrichtes haben bereits nach zwei Dezennien die Verlegung der Klinik in ein neues Gebäude nötig gemacht. Wie diese neue Klinik in ihrer äußeren und inneren Ausstaltung und in ihren Leistungen ein Ehrendenkmal für ihren Stifter ist, so hat auch die Stadt Würzburg sein Gedächtnis als das eines hervorragenden Arztes und wahrhaft edlen Menschenfreundes dadurch geehrt und dankbar bewahrt, daß sie einer unweit der jetzigen Augenklinik gelegenen Straße für alle Zeit seinen Namen beigelegt hat.

Sein Schüler Dr. Joseph Schneider, Augenarzt in Milwaukee Wis. U. S. A., langjähriger Assistent von Welz in dessen letzter Lebensperiode, hat im Jahre 1913 in dankbarer Erinnerung an

Digitized by Google

seinen väterlichen Freund und Lehrer der ophthalmologischen Gesellschaft in Heidelberg die Summe von 30,000 Mk. zum Zweck einer Stiftung unter dem Namen „Dr. Joseph Schneider — von Welz-Stiftung" zur Förderung des wissenschaftlichen Fortschrittes der Augenheilkunde übergeben.

Schriften von v. Welz: 1) Ασκληπιάδους ὑγιεινὰ παραγγέλματα. Des Asklepiades von Bithynien Gesundheitsvorschriften, nach den vorhandenen Handschriften zum ersten Male vollständig bearbeitet und erläutert. Inauguralabhandlung, Würzburg 1841, Fr. E. Thein. — 2) Die Einatmung der Ätherdämpfe in ihrer verschiedenen Wirkungsweise. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit Abbildung eines eigenen Apparates. Würzburg bei Voigt und Mocker 1847. — 3) De pulmonum collapsu, qui fit thorace aperto et quae hujus rei causa sit et quid consequens, una cum novo ad instituendam pulmonum docimasiam aërostaticam apparatu invento ac illustrato tractatum medico physico forensem thesibus CCC juste dispositis publico eruditorum examini submissum. Wirceburgi MDCCCXLVIII. Fr. E. Thein. — De l'inoculation de la Syphilis aux animaux. 4) Extrait de la Gazette Médicale de Paris, année 1850. (Deutsch bei Paul Hahn, Würzburg 1851). — Ricord, P., Deux lettres sur la syphilis. L' Union Médicale 23. et 30. Juillet 1850. Tome IV. — v. Welz, Deux Réponses à deux lettres de Mr. Ricord sur l'inoculation de la Syphilis aux animaux. Wurzbourg, Paul Hahn, Libraire. Paris, Louis Leclerc, Libraire 1850. (Diese beiden Antworten sind der deutschen Ausgabe der Briefe Ricord's über die Syphilis durch Dr. C. Liman, Berlin 1851, A. Hirschwald in der von v. Welz selbst ausgeführten Übersetzung beigegeben.) — v. Welz, Bemerkungen über Diphtheritis und Blennorrhöe. Klin. Monatsblätter für Augenheilkunde. I. 1863. — v. Welz, Über Entdeckung simulierter Amaurosen und Ambiyogien. Ebenda V. 1867. — v. Welz, Über Linearextraktion. Vorzeigung einiger Instrumente. Ebenda XI. 1873. S. 370 und 452. — Zehender und Textor. Robert von Welz †. Ebenda XVI. 1878.

† Friedrich Helfreich (Würzburg).

52. Winterbach, Johann David Wilhelm von, Verwaltungsbeamter, Jurist und Geschichtsforscher 1772—1856.

Seit Beginn des 16. Jahrhunderts treffen wir in Rothenburg o. T. eine Anzahl Männer, die sich bemühten die Geschichte ihrer Heimat und Vaterstadt zu erforschen, die Überlieferungen älterer Zeit zu sammeln und Chroniken anzulegen, die den kommenden Geschlechtern die Kunde der Vergangenheit vermitteln und sie zur Fortsetzung der begonnenen Arbeit veranlassen sollten. Solche Chroniken waren wertgehaltener Familienbesitz; durch Abschriften wurden sie

Digitized by Google

wohl einer beschränkten Anzahl von Mitbürgern zugänglich, doch waren immer nur verhältnismäßig wenige im Besitz solch kostbaren Schatzes. Und doch hätte die reiche Geschichte der Stadt verdient allen ihren Bürgern vertraut zu sein!

So war es denn ein glücklicher Gedanke, als zu Ende des 18. Jahrhunderts ein junger Rechtsgelehrter sich entschloß, eine ausführlichere, aus Urkunden geschöpfte Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben und durch den Druck allgemein zugänglich zu machen.

Johann David Wilhelm von Winterbach, am 16. April 1772 geboren als Sohn des Joh. Dan. von Winterbach, der dem äußeren Rat angehörte, entstammte einer seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in Franken (Scheftersheim) eingewanderten, ursprünglich im unteren Elsaß ansässigen Familie Winterbach von Schauenburg; bis zum Aussterben des Elsässer Zweiges führte sie den Namen „Wernher" (Wendel Wernher, seit 1494 rothenburgischer Landkommissar in Oberstetten, O.-A. Gerabronn); nach den kaiserlichen Wappenbriefen von 1600 und 1695 nahmen auch die in Rothenburg ansässigen wieder den Namen Winterbach von Schauenburg an. Unseres Winterbach Urgroßvater und dessen Ahnen auf fünf Geschlechter zurück waren Bürgermeister gewesen; der erste, der zu dieser Würde 1578 gelangte, hatte bereits 1544 bei der Durchführung der Reformation in Rothenburg mitgewirkt als ehemaliger Schüler Luthers und Melanchthons von 1518—20.

Der junge Winterbach kam schon im Alter von vier Jahren ins reichsstädtische Gymnasium, dessen sieben Klassen er von 1776—1791 durchlief. Von Ostern 1791 bis Herbst 1793 studierte er in Jena. In den Ferien unternahm er Reisen „um praktische Kenntnisse von Welt und Menschen, Kunst- und Naturaliensammlungen zu erhalten" (so 1792 ins Freiberger Bergwerk und zur Feste Königstein). Eines seiner Jenenser Erlebnisse verdient wohl mitgeteilt zu werden. „In diesem Jahr (1792) erhielt ich von einem der Hauptfechter in Jena eine Herausforderung, die ich in Ehren nicht ablehnen konnte; als aber der Kerl im zweiten Gang mich gar durchbohren wollte, wich ich Lebenslustiger drei Schritte zurück; nun brüllte er gar wie ein Ochs: „Öffnet die Thür, daß ich den Baron hinaustreiben kann!" Dies entflammte meinen gesunkenen Mut, avancirte jetzt vier Schritte und wir machten fünf Gänge, ohne daß einer verwundet wurde." Schiller, so berichtet Winterbach selbst, würdigte ihn seiner besonderen Freundschaft und nahm ihn in sein „Professorenkränzchen" auf. Den Abschluß des akademischen Lebens bildete im Herbst 1793 eine fünf

Digitized by Google

Wochen dauernde Reise in die Heimat über Weimar, Erfurt, Gotha, Mühlhausen, Göttingen, Kassel, Marburg, Gießen, Wetzlar, Frankfurt, Mainz und Mergentheim.

Er begann nun seine juristische Laufbahn. Für die jungen Leute, die dem Dienst der Stadt sich widmen wollten, war eine längere Vorbereitungszeit vorgeschrieben, die auch eine ausgiebige Archivpraxis vorsah. Dies war entscheidend für die Richtung, die Winterbachs Schriftstellerei nahm (die 1797 anonym erschienenen „Beiträge aus dem deutschen Staatsrecht zur Beurteilung der neuesten Staatsbegebenheiten, besonders im fränkischen Kreiß" stammten hauptsächlich aus der Feder seines Oheims, des Ratskonsulenten v. Winterbach). Es gehörte freilich der ganze Wagemut und jugendliche Eifer des Verfassers dazu, seine „mit abschreckender Mühsamkeit aus vollem Wust zuverlässigster Quellen kompilierte Arbeit" in Angriff zu nehmen. Sie war auf vier Teile berechnet, Geschichte, Staatsverfassung, Stadt- und Landtopographie enthaltend; „aber Magistrats versagte Einwilligung zum Druck des zweiten oder politischen Teils machte mich mißmutig und entschlossen nicht weiter einzudringen", sagt Winterbach.

Seit 1794 war nämlich bei der Bürgerschaft unter dem Einfluß der Vorgänge in Frankreich eine starke Bewegung entstanden, die eingerissene Mißstände bekämpfte und durch eine Verfassungsänderung — ein Zurückgehen auf den im Laufe der Zeit völlig außer Acht gekommenen Bürgervertrag von 1455 — der Bürgerschaft Anteil am Stadtregiment zu gewinnen strebte. Unter diesen Umständen fand es der Rat bedenklich, die Druckerlaubnis zum 2. Teil zu geben. Um „achtungswürdigsten Magistrats vorzügliche Gunst" nicht zu verscherzen brachte Winterbach „das unterwürfige Opfer gänzlicher Zurückhaltung politischen Teils", indem er sich tröstete, dadurch Muße zu erhalten „die Geschichte in Nebensachen abzuändern und nach Kräften auszubessern." Dies wäre wohl nötig gewesen, um die Arbeit wirklich zu dem zu machen, was ihr Verfasser beabsichtigte; strengere Prüfung und Kritik der älteren Nachrichten, eingehendere Behandlung besonders wichtiger Zeitabschnitte vermißt man.

Was hätte übrigens Magistratus zu befürchten gehabt von einem Mann mit so loyaler Gesinnung, wie sie Winterbach anläßlich seiner Schilderung des Bauernkriegs äußert? „Anerkannte Wahrheit ist es", schreibt er im Hinblick auf die gleichzeitigen Unruhen, „daß verständige, freie Obrigkeitsachtung nicht aus den Augen setzende, öffentliche Rüge

Digitized by Google

der Staatsgebrechen unschädlich nächster Weg zu deren Besserung ist; hingegen, daß auch nicht alles, was wir wünschen oder was hungrige Schwärmer von Freyheit und Gleichheit träumen, sich ausführen oder sogleich in Wirklichkeit versetzen läßt, besonders in Reichsstädten, wo gewöhnlich der Verbesserungen Gang schleichend langsamen, hingegen um so sichern Schritt führt."

1798 folgte das Schriftchen: „Einiges zur Kriegsgeschichte des Fränkischen Kreises mit Blicken auf den Koalitions- und Reichskrieg von 1792—98" mit dem Motto „Turpe est in patria inscius (!) versari" (gedr. zu Schillingsfürst). Diese Beiträge müßten, meinte er, dem Franken willkommen sein, „indem sie ihn auf manche Rückerinnerungen leiten und ihm abermals einen glaubwürdigen Beweis geben können, daß seine Landsleute selbst den geübtesten Truppen, sie seien kaiserliche oder königliche, an Brauchbarkeit nicht nachstehen, daher sie auch keineswegs mit Recht die modische Herabwürdigungssucht trifft, die so gern auf Kosten der Reichskontingente sich lustig macht." Bei beifälliger Aufnahme versprach Winterbach auch eine Fortsetzung, die die Kriegsfolgen und Friedensschlüsse vorzüglich in bezug auf Deutschland und dessen einzelne Staaten „in bequemer Kürze" nachtragen sollte; doch unterblieb diese, obwohl die 500 Exemplare in 6 Monaten abgesetzt waren. Gleichen Erfolg hatten die 1803 erschienenen „Beiträge zu der Litteraturgeschichte von Franken" (in Schillingsfürst gedruckt); sie geben aber nur eine solche Rothenburgs mit einer Aufzählung aller schriftstellerisch tätigen Landsleute vom 16. Jahrhundert an, zum Teil ziemlich lückenhaft, für den lokalen Forscher aber immerhin wertvoll, da Winterbach noch aus mancherlei Quellen schöpfen konnte, die heute verschüttet sind; auch über das geistige Leben, wie es sich damals in einer churbayerischen Munizipalstadt abspielte, erfahren wir Bemerkenswertes.

1799 war Winterbach zum „Landkommissair" in Gebsattel (¾ St. von Rothenburg entfernt) ernannt worden und gründete nun, dem Herkommen entsprechend, seinen eigenen Hausstand.

Nachdem die Stadt (September 1802) bayerisch geworden war, wurde Winterbach zum Verwaltungsrat ernannt; als 1818 der Stadtmagistrat eingerichtet worden war, in diesen von seinen Mitbürgern einstimmig zum 2. Rechtsrat gewählt; schon 1820 aber entsagte er infolge Kränklichkeit dieser Stelle. — Die Muße gab ihm Anlaß sich wieder seinen ersten Studien, der Beschäftigung mit der Geschichte der Vaterstadt zuzuwenden. Seine erste „im verdorbenen Styl" geschriebene Arbeit hatte doch den Beifall von Geschichtskennern ge-

Digitized by Google

funden, „die sich weniger an die Form des Vortrages als an das Materielle hielten," und dies ermutigte ihn „zu einer gründlichen Ausarbeit jener Vorarbeit und zu deren Fortführung bis auf die neuesten Zeiten, so daß sie als ganz neues Werk anzusehen ist." 1826 und 1827 erschien in zwei Bänden „Geschichte der Stadt Rothenburg und ihres Gebietes mit topographisch-statistischer Darstellung nach reichsstädtischer und bayerischer Verfassung." Winterbach sagt in seinem Vorwort: „Mit Lust und Eifer bin ich an diese Arbeit gegangen und verwandte allen Fleiß, um ein Gemälde aufstellen zu können, welches nicht nur den ernsten, sondern eben auch nur den Unterhaltung suchenden Leser befriedigen sollte." Dies ist ihm auch gelungen, wenn er auch besonders im 2. Teil bisweilen nicht über Stoffsammlung hinausgekommen ist; für den heutigen Leser wären vor allem so viele Anmerkungen unnötig, in denen der Verfasser die Früchte einer wahllosen oder zufälligen Belesenheit auftischt; wertvoll ist immer noch der zweiten Teil, der Rothenburgs Kirchen-, Schul- und Literaturwesen behandelt, besonders auch für die heute so gern gepflegte Familienforschung. Aus den Aufzeichnungen, die Winterbach von dem vorhandenen Schmuck der Kirchen, der Stadt und vom Bestand der reichsstädtischen Bibliothek gibt, erkennen wir mit Bedauern, wie vieles von diesen Schätzen verloren gegangen ist, wie zerstörend insbesonders in der Jakobskirche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die „Reinigung" (durch Heideloff) gewirkt hat.

Winterbach ist mit Leib und Seele ein Sohn der alten Reichsstadt gewesen; voll Wehmut schreibt er in seinem Tagebuch beim Rückblick auf die vergangenen Zeiten sein „Fuimus Troes" nieder. Einen Ersatz fand er in der „Rappengesellschaft", wo eine altmodische Geselligkeit gepflegt wurde, und in einer von ihm begründeten Tafelrunde, deren Vorsitz er führte und deren Mitglieder, neben der Geselligkeit auch die Dichtkunst pflegend, sich mit volltönenden Ritternamen schmückten. Wie schon der Haushalt seiner Eltern einfach und bescheiden gewesen war, so war auch er in seiner Lebensführung, zumal seit der 1834 erfolgten geistigen Umnachtung seiner Frau. Umgeben von einem Kreis älterer und jüngerer Freunde und Verehrer, die mit Achtung zu dem allzeit zugänglichen und liebenswürdigen Greis emporblickten, geehrt von der ganzen Einwohnerschaft, geliebt von den Armen, deren stiller Wohltäter er unermüdlich war, durfte er sich eines frohen Lebensabends erfreuen, bis er am 26. November 1856 hochbetagt verschied. Sein Andenken aber lebt in Rothenburg

Digitized by Google

noch fort durch eine Stiftung, die alljährlich die Ausspeisung von 20 Armen ermöglichen sollte.

Quellen: Angaben in Winterbachs oben genannten Schriften; „Lebensbilder für Freunde zur Feier seines Rappen-Jubiläums. Entworfen vom Verwaltungsrat v. Winterbach (Rothenburg, J. C. Holl, 1848). — H. Zimmermann in der „Linde", 2. Jahrg. 1910, S. 5/6, 9/10, Rothenburg o. T.

Aug. Schnizlein (Rothenburg o. T.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01515 4621

Digitized by Google

Digitized by Google

X - Slr 2102
10008 22 85,-
FHmD; gurm.

Digitized by Google